

Velhagen & Klasings Monatshefte





Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1900/1901

1. Band



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Inhaltsverzeichnis.

XV. Jahrgang 1900/1901. — Erster Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Andreas-Salomé, Lou: Ma. . . 65, 198, 322
Busse, Carl: Wojrziel Rosbyta, Novellette . 177
Cajetan, Kaethe: Der Veilchenmann . . . 480
Edler, Karl Erdm.: Das vergessene Lied. Weihnachtsgeschichte 448
Grad, Max: Zwei Lebenskünstler. Novelle 586
*Mewis, Marianne: Madonna im Schnee. Novelle. Mit zehn Originalzeichnungen von Berthold Löffler 386
Remin, Ernst: Das rote Auge. Roman (Fortsetz. folgt.) 531, 642
Schulze-Smidt, Bernhardine: Leiden. Blätter aus einem Tagebuche (Schluß folgt) . . 609
Voß, Richard: Psyche. Roman 27, 129, 257, 406

Gedichte, Sprüche.

*Behrend, Ernst: Herbst und Heide. Mit Vignetten 356
— — Liebeswerbung 585
*Berchthold, A. von: Herbstwanderung. Mit Vignetten von H. Hirzel 152
— — Vierblättriger Klee 478
— — Spuren im Schnee 714
*Bierbaum, Otto Jul.: Der Knappe singt. Mit Vignette 167
*Blüthgen, Victor: Ausverkauf. Mit Vignette von H. Hirzel 104
*— — Das seltsame Mädchen. Mit Vignette von H. Meyer-Cassel 280
Bulcke, Carl: Die Töchter der Salome . . 102
*— — Schlittenrecht. Mit Vignetten . . 695
— — Dornröschen 710
Busse, Carl: Lied eines jungen Dichters . 458
*— — Zweitausendundzehn. Mit Vignette 568
*Busse-Palma, Georg: Hochsommer. Illustriert von B. Löffler 103
*— — Erinnerung. Mit Vignette . . . 240
— — Trost 248
*— — Das Ende vom Lied. Mit Vignette 361
*— — Susa Salat. Mit Vignette . . . 479
— — Im Ofen 603
Döring, Fritz: Erinnerung 694
*Falke, Gustav: Mädchenlied in der Sommernacht. Mit Vignette 48
*— — Vor Schlafengehen. Mit Vignette 308
— — Rosen aus dem Süden 624
*Fuchs, Reinhold: Prüfungen. Mit Vignette von Berthold Löffler 451
*Hippel, Hildegard von: Begegnung. Illustriert von Fidus 576
Jacobowski, Ludwig: Seltsame Welt . . . 676
*Möller, Marx: Schneeflocken. Mit Vignette 484
*Münchhausen, Börries von: Saul bei der Hexe von En Dor. Mit Vignette. . . 321
*Raff, Helene: Die Trude. Märchen. Mit Vignetten 241
*Ritter, Anna: Wanderer Sturm. Mit Vignette von B. Löffler 104
*Rohrscheidt, Georg von: Unserem Moltke zum 100jährigen Geburtstag. Mit Vignetten 168
Schanz, Frida: Heimkehr 95
*— — Winzerlust. Mit Vignetten . . . 217
— — Inselkirche 296
*— — In der heiligen Nacht. Mit Vignette 369
— — Auf dem Fest 554
Schoenaich-Carolath, Emil, Prinz: Beim Lebensfest 88
*Stieler, Dora: Norden. Mit Vignette . 530

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

*Heyck, Eduard, Prof. Dr.: Eine Vortragsreise durch Brasilien. I. Mit vier Abbildungen 459
*— — Eine Vortragsreise durch Brasilien II. Mit zwei Abbildungen 569
*M., K. G.: Das erste Auftreten von Lola Montez in Deutschland. Eine Erinnerung aus deutscher Kleinstaaterei. Mit drei Abbildungen 677
Meyer-Förster, Elsbeth: Theaterpremiere. Mit dem Bildnis der Verfasserin . . . 297
*Rosegger, Peter: Wie heute Berggemeinden untergehen. Mit dem Bilde und Geburtshaus P. Roseggers 85
Stinde, Julius: Aus dem Theaterleben der Vorstadt. I. Mit dem Jugendbild des Verfassers 96
*— — Aus dem Theaterleben der Vorstadt. II. Mit fünf Abbildungen 169

Kunst und Litteratur.

*Brüning, Adolf, Dr.: Der Einfluß Chinas und Japans auf die europäische Kunst. Mit zweiundzwanzig Abbildungen in Tondruck 281
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertisch 120, 244, 357, 599, 711
*Holzbock, Alfred: Das französische Bayreuth. Mit acht Abbildungen in Tondruck nach Photographien 348

Seite

Meyer, Richard M., Dr.: Marie von Ebner-Eschenbach. Zum siebzigsten Geburtstage 57
* Ostini, Fritz von: Eine Krippensammlung. Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen, zum Teil in Ton- und Aquarelldruck nach Koloriten von Curt Agthe 371
Pantenius, Th. H.: Elisa von der Recke. Die Jugendgeschichte einer „schönen Seele" 485
R., v. d.: Zu unseren Bildern 362
S., H. von: Zu unseren Bildern 124, 249, 491, 604, 715
* Villinger, Hermine: Wie ich Marie von Ebner-Eschenbach kennen lernte. Mit fünf Abbildungen nach Photographien . . . 61
Vincenti, C. von: Caspar von Zumbusch. Zum siebzigsten Geburtstag. Mit einem Einschaltbild und dreiundzwanzig Textabbildungen 183
* Zobeltitz, Fedor von: Genie und Wahnsinn. Das Wiertz-Museum in Brüssel. Mit zwei Einschaltbildern und elf Textillustrationen 667
* Zobeltitz, Hanns von: Aus den Berliner Theatern. Oktober-Dezember 1900. Mit elf Abbildungen in Tondruck nach Zeichnungen von Curt Agthe und Photographien 577

Sonstige Aufsätze.

* Buchholtz, Arend, Dr.: Die Krönung zu Königsberg am 18. Januar 1701. Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textillustrationen 517
* Castor: Hummern, Krebse, und Konsorten. Mit Vignetten von W. von Debschitz und elf Abbildungen in Buntdruck nach Photographien 49
Charpentier, Dr.: Rußland und China . . 302
* Gensel, Dr. W.: Die Grande-Chartreuse und ihre Bewohner. Mit zweiundzwanzig Abbildungen in Tondruck nach Photographien 465
* Hesse-Wartegg, Ernst von: Die Fremdenkolonie von Peking und die Europäer in China. Mit zwei Abbildungen . . . 218
— — Zur großen Mauer von China . . 401
* — — Unbekannte Gebiete in der deutschen Südsee. Mit vierzehn Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen . . 555
* Lieres und Wilkau, G. von: Das Dilettantentheater der Berliner Hofgesellschaft einst und jetzt. Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textillustrationen in Tondruck 697
Marcks, Erich, Dr.: Das Königtum der Hohenzollern. Ein Rückblick zum 18. Januar 1701 497
* Meyer-Foerster, W: Der deutsche Rennsport. Mit zwei Einschaltbildern und fünfundzwanzig Textabbildungen in Tondruck nach Originalzeichnungen von Georg Koch und Aufnahmen von Fr. Kühn . . . 153
* Oestrich, Otto von: Der Feldzug der Alliierten im Jahre 1860 und die gegenwärtige Lage in China. Mit einer Abbildung des zerstörten Sommerpalastes 113
* Ompteda, Georg Freiherr von: Drei Tage im Stubai. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen des Verfassers 105
* Ostini, Fritz von: Rakala im deutschen Süden. Mit einer Kunstbeilage, einem Einschaltbild und vierunddreißig Textabbildungen zum Teil in Aquarell- und Tondruck 1
Richter, Richard, Prof. Dr.: Erziehung und Zeitgeist 452
* Schüler, Edmund: Von der englischen Freiheit und ihren Hütern. Mit einundzwanzig Abbildungen 433
* Schwarz, Georg: Unter der Handelsflagge. Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen 309
* Schwarzkopf, Christian: Miez und Maunz. Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von Julius Adam . . . 89
* Wilda, Johannes: Der Dortmund-Emskanal und seine Bedeutung. Mit zweiundzwanzig Abbildungen in Tondruck nach Photographien 225
* Zobeltitz, Hanns von: Im Simplon. Mit zwei Karten und sechsundzwanzig Abbildungen in Tondruck 625
*** Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn 684
*** Die Fremdenkolonie in Peking und die Europäer in China. Mit zwei Abbildungen 218

Neues vom Büchertisch.

Azenijeff: Ist das die Liebe? 122
Berlepsch, von: Fortunats Roman . . . 712
Blum: Heitere Erzählungen aus dem Leben 123
Bülow, von: Die Abendkinder 601
Heyse: Jugenderinnerungen 602
Höcker: Väterchen 121
Lauff: Die Geißlerin 713
Lienhard: Der Fremde 245
— — König Arthur 245
— — Münchhausen 245
— — Die Schildbürger 245
— — Die Vorherrschaft Berlins . . . 244
Mann: Im Schlaraffenland 599
Muellenbach: Schutzengelchen 122
Ompteda, von: Die Radlerin 357
Ostwald: Vagabunden 358
Rachel: Elisa von der Recke 485
Spielhagen: Freigeboren 711
Viebig: Das tägliche Brot 600
Wildbrandt: Feuerblumen 120
Wolff: Der fahrende Schüler 713
Wrede: Die Goldschilds 360
Zobeltitz, von: Ein bedeutender Mann . . 712

Kunstbeilagen.

Barias, E.: Natur. Polychrome Statue. Faksimiledruck. Titelbild.
Gasteiger, Matthias: Der Sieg. Statue. Faksimiledruck . . . . . . zw. 368 u. 369

Seite
Gloeden-Taormina, W. von: Sizilianer. Liebhoberaufnahme. Faksimiledruck zw. 128 u. 129
Koch, Georg: Am Wogehäuschen in Carlshorst. Zeichnung. Faksimiledruck zw. 152 u. 153
Kriwer, Josef: Dachauerin. Aquarellstudie. Faksimiledruck zw. 496 u. 497
Moier, A.: Somalimädchen. Faksimiledruck. zw. 608 u. 609
Schauß, Martin: Polychrome Büste. Faksimiledruck zw. 256 u. 257
Sturm, Paul: Larghetto. Bronzerelief. Faksimiledruck zw. 144 u. 145
, Der Frühling. Porzellanfigur der Kgl. Bayerischen Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg. Faksimiledruck zw. 24 u. 25

Einschaltbilder.

Barbudo, S.: Spanische Fischer. Gemälde. Tondruck zw. 696 u. 697
Bartels, Hons von: Studie zu einem Gemälde „Mondnacht am Zuidersee" zw. 240 u. 241
Bernewitz, Carl: Bildnis. Porzellanstatuette. Tondruck zw. 568 u. 569
Borchardt, Hans: Eine Froge. Gemälde. Tondruck zw. 432 u. 433
Cameron, D. Y.: Die Braut. Gemälde. Tondruck zw. 264 u. 265
Debschitz, W. von: Verwundeter Faun. Studie. Tondruck zw. 600 u. 601
Echtler, Ad.: Mater Dei. Gemälde zw. 448 u. 449
Ehrler, Max L.: Gloria in excelsis Deo. Gemälde. Tondruck zw. 416 u. 417
Freudemann, Victor: Winterabend an der Werra. Gemälde. Tondruck zw. 656 u. 657
Friese, Richard: Auf dem Wege zur Suhle. Gemälde. Tondruck zw. 224 u. 225
Herkomer, Hubert: General Booth. Gemälde. Tondruck zw. 504 u. 505
Hochhous, C.: Arober. Gemälde. Tondruck zw. 280 u. 281
Hofmann, Ludwig von: Iris. Gemälde. Tondruck zw. 48 u. 49
Koch, Georg: Auf dem Sattelplatz zu Carlshorst. Zeichnung. Tondruck zw. 160 u. 161
— — Im Schnee. Gemälde. Tondruck zw. 544 u. 545
Krouse, Hons: Am Wüstenbach. Gemälde. Tondruck zw. 304 u. 305
Loncret: Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Tänzerin Camargo". Tondruck zw. 616 u. 617
Lang, Otto: Diono. Bronzerelief. Tondruck zw. 488 u. 489
Leistikow, Walter: Im Grunewald. Gemälde. Tondruck zw. 64 u. 65
Lenbach, Franz von: Moltke. Gemälde. Tondruck zw. 168 u. 169
— — Marion Lenbach und Iphigenia Gysis. Doppelbildnis zw. 400 u. 401
Menzel, Adolf von: Studienzeichnung zw. 176 u. 177
Meyer-Cassel, H.: Studienzeichnung. Tondruck zw. 512 u. 513
Meyerheim, Paul: Umzug der Kunstreiter. Gemälde. Tondruck zw. 296 u. 297
Meyer, Klaus: Aus Edam. Gemälde. Tondruck zw. 464 u. 465
Müller, Ernst: Nachklänge. Bronzegruppe. Tondruck zw. 272 u. 273
Poffin, Rudolf: Holländischer Strondbube. Gemälde. Tondruck zw. 336 u. 337
Renazzi, Eugen von: Vor dem Sturm. Gemälde. Tondruck zw. 208 u. 209
Röbbecke, Moritz: Bildnis der Gräfin Clemens-Schönborn. Gemälde. Tondruck. zw. 80 u. 81
Rostek, Josef: Kronos. Skulptur. Tondruck. zw. 112 u. 113
Saltzmann, Karl: Im Winterhafen. Gemälde. Tondruck zw. 592 u. 593
Samartino, Giuseppe: Neapolitonische Hauskrippe. Tondruck zw. 384 u. 385
Schramm-Zittau, Rudolf: Truthühner. Gemälde. Tondruck zw. 688 u. 689
Skarbino, Franz: Nach dem Ball. Gemälde. Tondruck zw. 576 u. 577
Stuck, Fronz: Bildnis des Afrikoforschers Eugen Wolf. Gemälde. Tondruck zw. 32 u. 33
Thoma, Hans: Der Dorfgeiger. Gemälde. Tondruck zw. 72 u. 73
Waegener, Ernst: Hirtenknabe. Statue. Tondruck zw. 624 u. 625
Weidemann, F.: König Friedrich I. von Preußen. Tondruck zw. 528 u. 529
Wentscher, Julius Th.: Samländische Ostseeküste. Gemälde. Tondruck zw. 320 u. 321
Wiertz, Anton: Ein Großer der Erde. Gemälde. Tondruck zw. 667 u. 668
— — Le Phare du Golgatha. Gemälde. Tondruck zw. 672 u. 673
Zügel, Heinrich: Mutter und Sohn. Gemälde. Tondruck zw. 96 u. 97
Zumbusch, Caspar von: Beethoven. Skulptur. Tondruck zw. 192 u. 193
, Anbetung der Hirten. Münchener Krippe. Tondruck zw. 376 u. 377
, Bildnisse aus der Berliner Hofgesellschaft. Nach Photographien zw. 704 u. 705
, Standbild im Schloßgarten zu Nymphenburg. Nach einer Photographie. Tondruck. zw. 16. u. 17

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Brack, Emil: Studienzeichnung 533
Brütt, Ferdinand: Kohlestudie 541
Champoigne, Philipp de: Studie 549
Debschitz, W. von: Am Weiher. Studie 141
Dill, Ludwig: Riva delle Zattere (Schiffswerft bei Venedig). Ölstudie 269
Fidus: Studienzeichnung 425
— — Die Schlittschuhläufer. Zeichnung 649
Gebhardt, Eduard von: Temperostudie 325
Halm, Peter: Loge des Residenztheaters zu München. Zeichnung 537
Herkomer, Hubert: Miß Gront. Schwarzkunstblatt 41
Janssen, Peter: Ölstudie 333

Seite
Kaulbach, Fr. Aug. von: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang ... Gemälde 133
Liebermann, Max: Dorfstraße. Kreidestudie 45
Max, Gabriel: Magdalena. Gemälde . . 261
Meyer-Cassel, H.: Studie 421
Mohn, V. P.: Studienzeichnungen . 652, 653
Müller, Peter Paul: Am Waldesrand. Ölstudie 413
Neumann, Paul: Studie 553
Schönleber, Gustav: Fischzug. Gemälde . 37
Windel, R.: Studienzeichnung 409
*** Die Psyche von Capua 452
*** Der Beitensepp vom Beitenhof im Kaiserthal. Liebhaberaufnahme 137

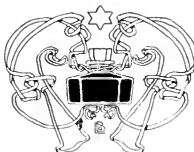
Kunst, Kunstgewerbe und Anderes.

Ausstellung von Photographien in Berlin . 249
Bayerischer Kunstgewerbeverein, Sommerausstellung 249
Becker, Karl †: Bildnis 715
Blumenbindereien, Moderne 604
Breuer, P., und R. Diez: Skulpturen, preisgekrönt auf der Weltausstellung . . . 124
Dietlein, Fia, und Rudolf Wille: Ausstellung in Berlin 249
Edmann, O.: Bildnis 124
Eckstein, Ernst †: Bildnis 604
Geschenk des Hamburger Senats an den Prinzen Heinrich 362
Goethedenkmal, Entwürfe für ein, in Straßburg 362
Hellmer, Edmund: Das Goethedenkmal in Wien 715
Holländerabend des Vereins Berliner Künstler, Vom 715
Katalog der Weltausstellung 124
Kleinkunst auf der Pariser Weltausstellung. 124
Kunstgewerbliche Revue 491
Künstlerhaus in Leipzig, Das neue . . . 604
Kurfürst, Der Große: Denkmal auf dem Sparenberge bei Bielefeld 124
Leibl, Wilhelm †: Bildnis 715
Luise, Königin: Denkmal in Tilsit . . . 362
Menzel, Adolf von: bei Paul Heyse . . . 491
Menzel, Adolf von, und Anton von Werner in des ersteren Atelier 715
Moderne Kunstausstellung in München, Die: 362
National-Museum in München, Neues bayerisches: 362
Pander, Pier: Bildnismedaillon der Königin der Niederlande 491
Pichler, Adolf †: Bildnis 604
Saalburg, Wiederherstellung derselben . . 362
Schmid, Papa, und das neue Marionettentheater in München. 604
Tafelschmuck, Moderner 715
Teppiche, Moderne. 124
Zala, G.: Grabmal der Kaiserin Elisabeth von Österreich 249

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XI. Band, Nr. 1 bis 6:

Thönerne Füße. Roman von Agnes Harder. Seite 1—104.
Erloschenes Licht. Roman von Franz Rosen (Forts. folgt). Seite 105—192.





Natur. Polychrome Statue von E. Barrias
(Pariser Weltausstellung 1900.)

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE
Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.
XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 1, September 1900.

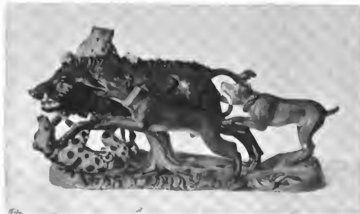


Rokoko im deutschen Süden.

Von
Fritz von Ostini-München.

Mit einer Kunstbeilage, einem Einschaltbild und vierunddreissig Textillustrationen.

Jeder Kunststil ist auch der mehr oder minder deutliche Ausdruck des Geistes seiner Zeit, aber in dem Kunststil keiner anderen Zeit spiegelt sich das Wesen der entsprechenden Geschichtsepoche mit allen Höhen und Tiefen, mit allen Reizen und Abscheulichkeiten so klar, wie im Rokoko. Die maßlose Prunkliebe der Großen und die ebenso grenzenlose Genußsucht ihrer Höfe, die wahnwitzige Verachtung aller Gesetze der Sitte, der tolle Übermut, der die Mächtigen der Erde der furchtbarsten Katastrophe der Weltgeschichte entgegentrieb, die Übersättigung einer Überkultur haben diesen Stil geschaffen. Aber er ist in seinem Höhepunkt auch zugleich der Stil der vollkommenen Grazie, eine der feinsten Blüten menschlichen Geistes, er atmet eine Schönheitsfreude, wie kein anderer.

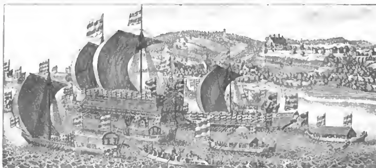


Sauhatz.
Porzellangruppe der Königl. Bayerischen Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.



Blick auf das „Churfürstliche Schloß zu Nymphenburg" unter Max Emanuel.
Stich von J. A. Corvinus.

Skrupellos machten seine Schöpfer dem einen Zwecke ihres Vergnügens alles dienstbar, was sich in ihrem Machtbereiche befand; ihre Rosse zerstampften die Saat des Landmannes, ihre Verschwendung brandschatzte den Wohlstand der Bürger. Und alle Künste waren diesem unersättlichen Lebensgenuß unterthan, keine Kunst lebte mehr in herber keuscher Herrlichkeit für sich allein. Ihre Bilder und Statuen waren nur Teile der üppigen Architektur der Paläste und Herolde ihrer Eitelkeit, die Musik eine Programmnummer mehr in der endlosen Reihe ihrer Feste, die Poesie gerade so nur ein dekorativer Teil jenes Massengenusses, der ihnen Leben hieß. So nahmen auch alle Künste den Geist jenes Lebens an, seine Üppigkeit und Regellosigkeit, aber auch seine Liebenswürdigkeit und Anmut. Denn liebenswürdig und anmutig war alles — auch das Laster! — Erlaubt war, was gefiel, und gefällig war, was man sah. Der Genußsucht entsprach auch eine Genußfähigkeit ohne Grenzen. Es war ein Rausch, ein Taumel von Freude und Pracht, der keine Besinnung kannte. Widernatur und Schönheit, schöpferische Kraft und sybaritische Erschlaffung gingen Hand in Hand. Sie jag-



Der Bucintoro vom Starnbergersee. Stich von Wenig.

ten den Hirsch und den Eber im Wasser, sie zauberten paradiesische Haine mit blitzenden Wasserkünsten aus dürrem Sand, sie spielten in Sammet und Seide die Bauern und Hirten, die sie im Leben zertraten, sie verunstalteten sich durch Perücken und Reifröcke, sie kokettierten mit der lustigen Götterwelt der Alten und überluden zu gleicher Zeit ihre christlichen Kirchen mit sinnverwirrendem Prunk. Im Leben der Staaten, an den Höfen der Fürsten waren Ungeheuerlichkeiten gang und gäbe, die wir heute kaum fassen können und die sich menschlich nur aus der Zeit selbst und ihrer naiven Unkenntnis der Rechte und Pflichten vom Menschen zum Menschen, vom Fürsten zum Volke erklären lassen. Wenn der Fürst von Hessen-Kassel seine Landeskinder nach Amerika verkaufte und der Herzog Eberhard von Württemberg ein verruchtes Weib in aller Form dem Staatsrat präsidieren ließ, wenn dessen Nachfolger die Verwaltung des Landes dem Juden Süß Oppenheimer verschacherte, wenn ein Friedrich August von Sachsen das Mark seines Landes in Verschwendung ohnegleichen vergeudete und bei den üppigen Hoffestlich-



Gruppe aus dem Nymphenburger Schloßgarten.



Hauptfassade der Amalienburg im Nymphenburger Schloßpark.

keiten jenen Buhlerinnen den Vorrang vor der Königin ließ; wenn in Frankreich der Regent Philipp neben allen anderen Ungeheuerlichkeiten sein Volk auch noch durch Finanzoperationen, wie den Mississippischwindel, in einer Weise plündern ließ, daß „Panama“ daneben als harmloses Kinderspiel erscheinen muß; wenn dann ein Louis XV. das Laster fast zum Lebenszweck ausbildete — sie alle wußten nicht in vollem Maße, was sie thaten, sie alle dachten nicht daran, daß das verbrecherisch war, was ihnen flott und lustig vorkam. Das kleinste Duodezhöfchen kopierte den Hof von Versailles mehr oder minder, je nach seinen Mitteln, das heißt meistens weit über diese hinaus. Lustschlösser im üppigen Geschmack der Zeit erhoben sich an ungezählten Stellen unseres Vaterlandes. Parks mit Wasserkünsten, Grotten, Irrgärten und Teichen, mit Tempeln und Marmorbädern, mit Schäfereien und künstlichen Ruinen, Naturtheatern und lauschigen Pavillons wuchsen aus der Erde.

Die Zeit ist längst dahin. Der große Weststurm, der 1789 dort ausbrach, wo auch die Wiege jener Üppigkeit gestanden, hat deren letzten Rest weggefegt. Auf das Rokoko mit seiner Grazie und seiner tollen Bewegung, seiner Lebendigkeit und seinen heiteren Farbenharmonien folgte der steife und eisigkalte Stil eines Klassicismus, den das Kokettieren der Revolutionäre mit altrömischen Einrichtungen mit sich brachte. Auf das Jahrhundert des Rausches, der zierlichen Sünde, der Verschwendung folgt das Jahrhundert der Arbeit und der Kanonen, nach dem seidenen Zeitalter kam das eiserne. Im politischen, im sozialen Leben wie in der Kunst war der Stilwechsel gleich jäh und groß; der Geschmack, der ein Jahrhundert ausgehalten in mancherlei leichten Wandlungen, war mit einem Schlage wie weggeblasen. Nicht einmal nachempfinden läßt er sich mehr. Wer die Werke aus der Blütezeit des Rokoko mit den ungelenken Nachahmungsversuchen einer späteren Zeit vergleicht, wird mit mitleidigem Lächeln sehen, wie sehr diesen die



Spiegelsaal der Amalienburg.


Detail aus dem Spiegelsaal der Amalienburg.

Anmut und der Formenreichtum des echten Rokoko fehlen. Kaum die unmittelbare Kopie bringen unsere Schnitzer und Stukkateure und Möbelschreiner mehr zu wege, die sonst doch jeden Stil heute mit tadelloser Sicherheit nachbilden. Wer die schwere und unfrohe Pracht der Bauten König Ludwigs II. von Bayern mit einigem Verständnis betrachtet, wird dies bestätigen müssen. Keine Spur von der heiteren Wohnlichkeit des echten Stils; bloß der Schwulst der Rocaille ist geblieben, aber der feine Linienschwung ist verschwunden. Und doch waren gerade in Bayern die herrlichsten Vorbilder erhalten geblieben aus jener Zeit, in welcher die Großen so vergnügt und die Völker so elend waren. Denn namentlich hier im deutschen Süden finden wir der herrlichen Proben vom Stil des Rokokojahrhunderts die Fülle. Manches, was heute noch in ungeminderter Pracht dasteht, gehört überhaupt zu den glänzendsten Schöpfungen des Rokokostils, und ein Juwel, das unter den Riesenbäumen des Nymphenburger Parks verborgen liegt, wie ein Märchenschlößchen, hat einer der feinsten Kenner jener Zeit, Cornelius Gurlitt „vielleicht die künstlerisch reichste Anlage, welche der Stil zur Durchführung brachte“, genannt: die Amalienburg. Der Bau bezeichnet also den künstlerischen Höhepunkt des Rokoko, er hat zum Schöpfer den phantasiereichsten und graziösesten Baukünstler seiner Epoche, und er entstand in der üppigsten Epoche des bayerischen Hoflebens im XVIII. Jahrhundert. So mag er uns hier zum Ausgangspunkt dienen, wenn wir mit einer Wanderung über die Stätten und Reste vergangener Herrlichkeit, die ja in München so dicht bei einander liegen, auch ein flüchtiges Sittenbild jener seltsamen, unserem heutigen Sinn diametral entgegenstehenden Kulturperiode zu geben suchen. Bei Betrachtung des bayerischen Hoflebens der Periode, die man so summarisch die Rokokozeit nennt, bleibt uns glücklicherweise auch der Blick auf Widerlichkeiten und Verbrechen erspart, wie sie etwa der Chronist von Dresden, Ludwigsburg oder Kassel erzählen müßte. Die Wittelsbacher des XVIII. Jahrhunderts waren (bis auf Max Joseph III!) wohl keine Muster häuslicher und fürstlicher Tugend. Aber eine gewisse Noblesse und kraftvolle Männlichkeit

hat sie nicht verlassen. Und ihre künstlerischen Schöpfungen sind zum Teil so herrlicher Art, daß sie uns heute noch mit unverminderter Macht das Herz erfreuen, drei vor allen: die köstlichen Räume der Münchener Residenz, das Lustschloß zu Schleißheim und das zu Nymphenburg mit seiner Anmut.

Künstlerischer Sinn, Freude am Glanz, wenn der Glanz auch Schönheit war, hat die Wittelsbacher Fürsten von jeher ausgezeichnet. Von ihren



Roman Anton Boos.
Nach dem Gemälde im Nationalmuseum zu München.

Schätzen ist bekanntlich durch die drei Residenzbrände in München Unermeßliches zu Grunde gegangen, namentlich die Werke der Renaissance und der Gotik. Noch aber sind hinreichend Prachtstücke erhalten, die uns heute im Nationalmuseum einen Begriff gewinnen lassen von jenem fürstlichen Besitz. Wir sehen, wie unter dem Kurfürsten Maximilian I., für den ein Peter Candid lebte, die Künste geblüht haben und wie fast alle seine Nachfolger bis zu Karl Theodor





Die Stärke und die Schönheit.
Statuen von R. Anton Boos im Nationalmuseum zu München.



Kurfürst Karl Albrecht, nachmaliger deutscher Kaiser. 1726—1745.
Nach dem Gemälde im Nationalmuseum zu München.

die gleiche leidenschaftliche Liebe zu echt künstlerischer Prachtentfaltung hegten, die gleiche Baulust pflegten. Unter Ferdinand Maria (1651 bis 1679) war das Schloß Schleißheim ausgebaut worden, das heute



Bowle. Aus der Königl. Bayerischen Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

verlassen, in melancholischer Einsamkeit daliegt in der weiten Heide mit ihren Moorwassern und Kiefernwäldern. Dem weltabgekehrten Sinn Ferdinand Marias, der dort drechselte, malte und musizierte, mochte es da wohl behagen, aber seine lebenslustige Gemahlin Adelheid von Savoyen, die warmblütige Südländerin, hat den stillen Ort nie recht liebgewonnen, und es ist bezeichnend genug, daß sie in einem Briefe an ihre Mutter davon sprach, daß „sie noch gar kein Lustschloß hätten" —, dabei hatte Schleißheim damals schon 202 Zimmer. Die schöne Savoyardin wollte ein selbst geschaffenes, nach dem eignen Geschmacke angeordnetes Lustschloß haben, und vor allem sollte der Stil ihrer italienischen Heimat dafür maßgebend sein. Als Adelheid nach achtjähriger Kinderlosigkeit ihrem Gemahl eine Tochter und bald darauf einen Sohn — den späteren Herzog Max Emanuel — und dann noch weitere drei Kinder schenkte, erfüllte der Kurfürst in der Freude seines Herzens ihren kostspieligen Wunsch. Er kaufte im Nordwesten von München die Schwaige Kemnat, die noch steht, und



Deckenteil aus dem Jagdzimmer der Amalienburg.



Maria Amalia, Tochter des Kaisers Franz Joseph I., Gemahlin des Kurfürsten Karl Albrecht.
Nach dem Gemälde im Nationalmuseum zu München.

ein paar benachbarte, dem Kloster Dietramszell gehörige Höfe und diesen Grundkomplex zusammen mit dem dort gelegenen Schloßgut Menzing verehrte er der Kurfürstin Adelheid „ins Kindbett“ — es war im Juli 1683. Sie hatte natürlich sofort den Plan, dort bauen zu lassen, und wandte sich an ihre, in solchen Dingen erfahrene Mutter um Rat, welchen diese denn auch bereitwillig erteilte. Auch der Name „Nimpfenburg“ soll von der Schwiegermutter Ferdinand Marias erfunden worden sein. Diese ließ zunächst von dem Architekten Castellamonte einen Plan fertigen, der nicht den Beifall der Kurfürstin fand. Schließlich wurde Agostino Barelli mit der Ausführung betraut, der Baumeister der originellen Barockkirche zu St. Kajetan (Theatinerkirche). Zunächst ging der Schloßbau nur langsam vorwärts; der Mitteltrakt, wie er heute steht, dürfte indessen noch zu Lebzeiten des Fürstenpaares vollendet worden sein. Max Emanuel hat ihn aus Pietät gegen seine Eltern erhalten. Von dem Garten war damals nur das in italienischem Geschmacke steif und linear, aber prunkhaft angelegte Parterre vorhanden. Was diesen Park heute so unbeschreiblich schön macht, die grüne Wildnis mit ihren hohen Laub- und Nadelbäumen, das hat zwei Jahrhunderte Zeit gehabt zum Wachsen und Werden.


Hirschjagd.
Gruppe der Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.


Die Bambergerin.
Statue von R. Anton Boos im Nationalmuseum zu München.

Der furchtbare Brand, der in der Nacht zum 9. Juni 1679 die kurfürstliche Residenz zu München zum guten Teil zerstörte, zerstörte auch Glück und Leben des kurfürstlichen Paares. Adelheid verfiel durch die Aufregungen jener Nacht in Siechtum, dem sie zwei Jahre später erlag, und auch Ferdinand Maria überlebte sie nicht lange. Sein Sohn Max Emanuel wandte seine Vorliebe zunächst dem Lustschloß Schleißheim zu, und Nymphenburg ward fürs erste

nur als Jagdschloß benutzt. Bald riefen die Ereignisse den Kurfürsten ganz von München weg. Er lebte in Brüssel und erst im Jahre 1702 kehrte er zurück, um sofort den Ausbau Nymphenburgs wieder in Angriff zu nehmen. Das Jahr 1704 brachte dem unruhigen und ehrgeizigen Kurfürsten zehnjährige Verbannung. Seine hochfliegenden Pläne, die nach der Kaiserkrone trachteten, waren für immer zerstört. Zurückgekehrt setzte er 1715 seinen Schloßbau unter dem Baumeister Viscardi rüstig fort, und 1718 wurde dann die Bauleitung einem einheimischen Künstler übertragen, dem Baumeister Josef Effner. Die Flügelbauten wurden dem alten Mittelpavillon angefügt, im Parke entstand die anmutige Badenburg und die Eremitage. Glänzende Ausgestaltung und Erweiterung fanden Garten und Park. Hier wie in allem anderen und wie alle anderen gehorchte Max Emanuel dem Vorbilde

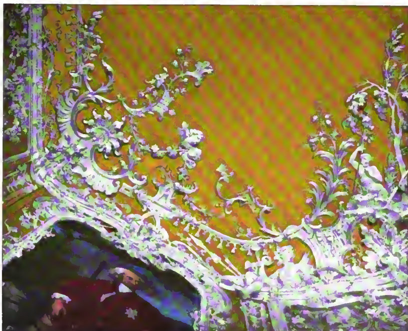

Sphinx aus dem Park zu Veitshöchheim.


Das Wasser.
Allegorie. Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

des vielbewunderten Sonnenkönigs in Versailles, mit dem er selbst in der äußeren Erscheinung eine gewisse Ähnlichkeit besaß und pflegte. Der Nymphenburger Garten mit seinen grünen Wänden und Gemächern, mit seinen Auffahrtsalleen, Bosketts und perspektivischen Überraschungen wurde zunächst nach den Plänen des Franzosen Carbonet angelegt, eines Schülers von Lenotre, dem vergötterten Schöpfer der französischen Gartenkunst. Heute fesselt uns das, was an diesen Gärten als „Kunst" erscheint, kaum mehr. Die Jahrhunderte haben aus den willkürlichen Anlagen ein kapriziösen Zeit Natur gemacht, die Bäume sind so hoch und die Hecken so frei gewachsen, daß solch ein Park fast den jungfräulichen Reiz ungebändigter Landschaft hat.

Max Emanuel hatte sich, wie Heigel in seiner Geschichte Nymphenburgs ausführt, während seines Aufenthaltes in Frankreich und den Niederlanden viel mit Kunst beschäftigt und war zum intimen Kenner des Stils seiner Zeit geworden, der sich eben vom schweren Prunk des alten

Barock zu der gespreizten Zierlichkeit des eigentlichen Rokoko entwickelte. Er schmückte die Innenräume des Schlosses mit herrlichen Stuckarbeiten, mit Gemälden und Standbildern und machte es zu einem Juwel, von dem die Reisenden allenthalben mit Staunen und Bewunderung erzählten. Das kostete freilich schwere Opfer. Schon unter Ferdinand Maria war die Steuerlast für das Volk erdrückend gewesen, die Kriegsabenteuer Max Emanuels hatten die Lage nicht gebessert und den Bayern, ganz besonders den Münchenern, ein Schreckensregiment der Österreicher gebracht. Als der Kurfürst zurückkam, war er es, der die Steuerschraube mit vielbeklagter Meisterschaft immer wieder und wieder anzog und doch ständig in enormen Schulden sich befand. Es wurde schwer gesündigt am Wohlstand des Volkes, aber man muß sagen, es wurde in Schönheit gesündigt, und ein feiner künstlerischer Geist veredelte die schrankenlose Vergnügungslust der Hofgesellschaft. Die Zeit hatte wirklich und in allem Stil, die Menschen, welchen das Vergnügen Lebensinhalt war, trieben es mit einer feierlichen Wichtigkeit, man möchte fast sagen wie eine ernsthafte Arbeit und teilten ihre Zeit sorgsam ein, um alles leisten und genießen zu können, was das Ceremoniell der höfischen Maitres des Plaisirs von ihnen verlangte. Zunächst war, namentlich zu des ritterlichen Max Emanuel Zeiten, das vornehmste Vergnügen die Jagd und zwar die Parforcejagd zu Pferde nach Versailler Vorbild. In dem Münchener Vorort Neuhausen ist das originelle Jägerhäuschen noch erhalten, dessen Nordseite ein Freskobild vom Jahre 1700 mit der Darstellung einer Parforcejagd Max Emanuels schmückt. Es zeigt, ziemlich militärisch „ausgerichtet", auf sanft eingesenkter Waldwiese die Jäger in blausilbernem Hofkleid. Eben steigen die hohen Herrschaften zu Pferde, die Damen in mächtigen Reifröcken — für unsere Begriffe ist alles so unwaidmännisch als möglich. Aber gerade das ist bezeichnend für die Zeit, daß man auch im Vergnügen die höfische Würde



Deckenteil aus dem Schlafzimmer der Amalienburg.



Wandteil aus dem Schlafzimmer der Amalienburg.

über die Bequemlichkeit stellte. Man denke nur an die Foltern, welche die Hoftracht den Menschen auferlegte, die Rohrgerüste der Reifröcke und Paniers, die steifen Turmfrisuren und die heißen Allongeperücken, die Hackenschuhe und Schnürbrüste, neben denen das vielgeschmähte moderne Mieder nur eine harmlose, leichte Fessel ist.

Die Jagd im grünen Walde bot aber bald nicht mehr genügende Aufregung, und als höchstes und prunkvollstes Vergnügen pflegte man die Jagd auf dem Wasser, namentlich dem Starnberger See. Schon Ferdinand Maria hatte dort 1663 ein großartiges Lustschiff erbaut nach dem Muster des venetianischen Bucintoro. Wenn bei der Anwesenheit hoher Gäste und anderen festlichen Gelegenheiten der Münchener Hof besonders glänzend auftreten wollte, so durfte eine Wasserjagd mit dem Bucintoro im Pro-

gramm nicht fehlen. Eine Anzahl trefflicher Stiche und Bilder, sowie zeitgenössische Beschreibungen — so Lorenz Westenrieders — lassen erkennnen, daß der Weltruf des glänzenden Prunkfahrzeuges wohlgerechtfertigt war. Das Schiff war 100 Fuß lang, baute sich in drei Stockwerken auf und war mit Malereien und vergoldetem oder bunt gefaßtem Schnitzwerk über und über bedeckt. Die Gemälde reichten bis an die Wasserlinie hinab; den untersten Gürtel hatte der Münchener Meister Johan Spilberger mit einem Reigen von Sirenen, Tritonen und Nixen bemalt, der unmittelbar aus der blauen Welle des Sees der zweiten Etage des Schiffes angebracht. Die dritte Galerie war eine unbedachtes Verdeck, mit Laternen und Fahnen geschmückt, überragt von den Mastbäumen, welche die Segel trugen. Auf dieser obersten Galerie waren die Musici installiert und der Steuermeister, der einen wahren Koloß von Steuerruder zu regieren hatte. Das Schiff war mit einer ganzen Anzahl von Geschützen armiert. Später kam zum Bucintoro noch eine Flottille zum Teil sehr stattlicher Begleitschiffe. Die Schiffe faßten bis 2000 Personen, welche sämtlich auf dem See speisten. Es mag ein überwältigender An-



Unteres Bassin mit Grottenanlage in der Eremitage zu Bayreuth.

aufzutauchen schien. Aus den Öffnungen des untersten Geschosses ragten die Ruderstangen der hundert livrierten Matrosen, die das Ungetüm in Bewegung setzten. Darüber erhob sich, unten von einem reichen Geländer umgeben, der Aufbau der beiden oberen Etagen. Im Vorderteil des Schiffes befand sich ein riesiger Saal, selbstverständlich mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet und namentlich mit den mannigfachsten Genien und Wassergöttern, Allegorien, Wappen und Emblemen bemalt. Ein großes Vorzimmer führte in zwei reichgeschmückte Kabinette. Sogar ein Springbrunnen war in dieser, blick gewesen sein, wenn diese Flottille die klaren Wasser des Sees durchzog unter Kanonendonner und Musik. Das merkwürdigste Schauspiel aber boten die Hirschjagden auf dem See. Durch eine Schneiße des Waldes von Berg wurde von den Treibern der Hirsch in den See gejagt, und die Hunde folgten ihm ins Wasser. Die Schiffe der Jagdflotte umzingelten das abgeängstigte Tier, das entweder zu Tode gehetzt wurde oder mittels einer Partisane den Gnadenstoß erhielt. — Die glänzendste Epoche vielleicht, welche die Flotte des Bucintoro erlebte, war die der Vermählungsfeierlichkeiten, die Max

Emanuel für seinen Sohn Karl Albert und die Kaisertochter Maria Amalie abhielt — im Oktober 1722. Es war zugleich ein Fest der Wiederversöhnung mit Österreich, und der bayerische Hof bot alles auf, um einen imponierenden Prunk zu entfalten. Von der Kostspieligkeit jener Vermählungsfeierlichkeiten wußten die bayerischen Unterthanen ein Liedchen zu singen. Der Kurfürst verlangte dafür die Bewilligung „einer ganzen Steuer“ und teilte dem Landschaftsausschuß mit, daß er außerdem gezwungen sei, zur Bestreitung der Heiratskosten und zum Ankauf von Juwelen ein Anlehen von 1500000 Gulden zu machen. Zwei Drittel Steuer jährlich hatten die Landeskinder ferner für den Unterhalt des kurprinzlichen Paars zu bezahlen, und ganz gehörige Spezialforderungen kamen nach.



Gruppe aus dem Park zu Veitshöchheim.

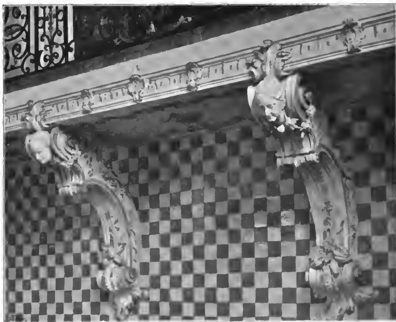
Auch in Nymphenburg hatte 1722 das junge kurprinzliche Paar eine endlose Kette von Vergnügungen, wie sie übrigens ja das ganze Hofleben bildete, erwartet. Über die prächtige Einrichtung des Schlosses erzählte man sich wahre Wunder. Und der Garten war nur eine Fortsetzung dieser Gemächer, ein noch viel weitläufigeres Schloß ohne Dach. Es gab abgegrenzte grüne Zimmer ohne Zahl zu allen erdenklichen Zwecken. Zahme Kanarienvögel schwirrten in den grünen Laubgängen. Da war dann ein „Spiegelkabinett“, wie es damals in den Fürstenschlössern nicht fehlen durfte; die Würzburger Residenz



Die Badenburg im Nymphenburger Schloßgarten in ihrem jetzigen Zustande.

enthielt so ziemlich das kostbarste, das es gab — hier waren seine Wände grüne Hecken und seine Spiegel krystallene Wasser. Da war ein eigner Platz für das jeu de passe, einen Vorläufer des Crocketspieles, dessen Erfinder wohl Max Emanuel selbst war. Ein anderer Platz war für das jeu de quilles, eine Art von russischem Kegelspiel, eingerichtet, ein dritter für das fröhliche Mailspiel, und daneben stand, als Ruheplatz für die vom Spiel erhitzten Herrschaften, die „Pagodenburg", ein einfacher, aber origineller und zierlicher

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts aber, mit der bunten, üppigen Staffage der Hofgesellschaft, mag die Badenburg von künstlerischem Reiz gewesen sein, und wenn auch nicht erwiesen, so ist es doch durchaus nicht unwahrscheinlich, was die Fama von allerhand pikanten Abenteuern erzählt, die unter Max Emanuel und Karl Albert das zierliche Badehaus zum Schauplatz hatten. Das Schlößchen enthält nach vorn einen prächtigen Saal mit einem Deckenbild des Venetianers Amigoni und ist mit überaus



Detail aus dem Baderaum der Badenburg.
Nach einer Aufnahme von Otto Aufleger in München.

Bau, teils mit echten chinesischen Kunstsachen und Figuren — daher der Name! — teils mit abendländischen Nachahmungen ausgeschmückt. Die Chinoiserie spielt ja bekanntlich in der Geschichte des Rokokostils eine ganz besondere Rolle. Der ganze Park war aufs reichste von großartigen Wasserkünsten belebt, die in der prächtigen Kaskade ihren Höhepunkt hatten. Als ein Wunder seiner Zeit ward das Badehaus, die „Badenburg", gepriesen, das jetzt nicht mehr viel von seinem alten künstlerischen Schmucke besitzt.

zierlicher Stuckdekoration geschmückt. Durch einige bescheiden gehaltene Gemächer kommt man in den eigentlichen Hauptraum mit dem großen, fliesenbelegten, 16 Fuß tiefen Schwimmbassin, um das oben eine Galerie mit reichgeschmiedetem Gitter läuft. Mit seiner Front, die, wie aus alter Zeichnung ersichtlich, früher bedeutend reicher war, blickt das Schlößchen nach einem künstlichen See hinaus, dem ganz besonders mächtige Baumgruppen sein malerisches Gepräge verleihen und in dem sich auf einer



Standbild im Schlossgarten zu Nymphenburg
Nach einer Photographie

Insel oder Halbinsel ein Tempelchen erhebt.

Es gab im Park noch mancherlei Scherze und Sehenswürdigkeiten, so einen Irrgarten mit grünen Heckenwänden. Die zahlreichen Marmorbilder und Kolossalvasen, welche das Parterre schmückten, sowie die in Blei gegossenen und vergoldeten plastischen Gruppen des „grand Bassin“ hatten den berühmten Bildhauer Wilhelm de Groff und seinen Sohn Karl, sowie den kurbayerischen Hofbildhauer Volpini zu Autoren. Von den Statuen, die heute das Parterre des Nymphenburger Schloßgartens schmücken, entstammen etliche auch der Meisterhand des Bildhauers Roman Anton Boos.

Als Max Emanuel 1726 die Augen schloß, hinterließ er seinem

Der Sommer. Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

Sohn eine Schuldenlast von über 30 Millionen Gulden. Schloß und Garten von Nymphenburg waren so gut wie vollendet, und es blieb dem jetzigen Besitzer dieses Kranzes von üppiger Schönheit nur übrig, ihm noch das letzte und kostbarste Juwel einzusetzen. Zunächst wurde freilich eine kurze Zeit gespart, bald aber begann für Nymphenburg eine neue Ära rauschenden Hoflebens, und als Karl Alberts Gemahlin 1727 einem Prinzen das Leben gab, wurden in den sämtlichen Lustschlössern wieder die glänzendsten Feste veranstaltet, darunter ein Damenkarussel, ein „Turnier auf lebendige Tier“, d. h. eine höchst unwaidmännische und herzlose Abschlachtung von eingehegten Hirschen vom Pferde herab mit Degen, Lanze, Pfeil und Pistolen. Eine maskierte Bauernhochzeit in dem Schlosse Fürstenried bildete den Glanzpunkt der Festlichkeiten. Dabei überreichte, wie K. T. von Heigel

Der Herbst. Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

erzählt, der Kurfürst im Hirtengewand seiner liebsten Schäferin Amöna das Schloß Fürstenried mit Waldungen und Meiereien „zum Dank dafür, daß sie ihm zur Vergnügung seines Herzens ein junges Schäferlein geboren“, als Geschenk. Übrigens bildete auch jetzt noch das Weidwerk in allen seinen Formen und Auswüchsen immer die Pièce de resistance im Programm, und die junge Kurfürstin selbst oblag ihm mit Leidenschaft und oft in männlicher Kleidung. Dieser Liebhaberei galt nun auch zunächst jener reizende Bau, den Karl Albert für seine Gemahlin 1737 im Süden des Parkes aufführen ließ — die Amalienburg, das Juwel, von dem wir oben sprachen.



Der Winter.
Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur.

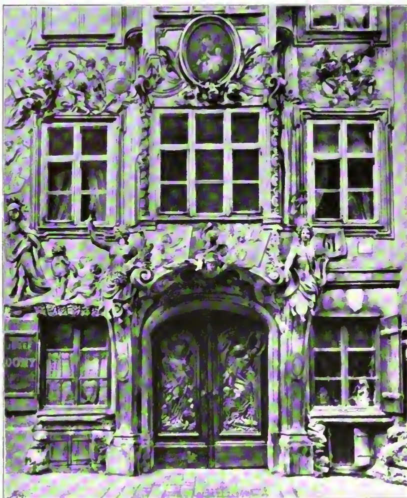
Im Jahre 1724 war der französische Architekt François Cuvilliés nach München gekommen. In München entfaltete er eine so reiche Thätigkeit, daß auch heute noch gewissen älteren Teilen Münchens die Marke seiner Persönlichkeit aufgeprägt erscheint. Wir wissen über sein Leben merkwürdig wenig, und es steht auch nicht fest, wie viele Privathäuser und Paläste er in München gebaut. Von ihm sicher errichtet ist das Palais Törring — jetziges Hauptpostgebäude — das prachtvolle Palais Piosasque de Non und wahrscheinlich das erzbischöfliche Palais; aber noch eine Anzahl der alten schönen Rokokofassaden, die in München existieren, weist mit der Grazie und dem Reichtum ihrer Stuckverzierungen auf ihn und seine Schule hin. Auch sein Sohn war ein tüchtiger Architekt; ihm werden u. a. das Preysinghaus und das Arkohaus in der Prannerstraße zugeschrieben. Später ward Cuvilliés, der Sohn, nach Dresden berufen. An seinen genialen Vater reicht er freilich in keiner Weise heran, an den Mann, in dessen Werken der Reichtum und die sinnliche Grazie des Rokoko vielleicht ihren beredtesten Ausdruck fand. Der Schwerpunkt seines Schaffens liegt freilich in den Werken, die er für Karl Albert und dessen Nachfolger errichtete, als: die Fassade der Theatinerkirche, die „reichen Zimmer“ der Residenz, die Amalienburg, das Residenztheater. Im ganzen zählt Berard nicht weniger als 700 Zeichnungen nach Bauwerken Cuvilliés auf!

Nach dem Residenzbrand von 1729 ließ Karl Albert sofort wieder bauen, und Cuvilliés leitete den Neubau, der heute den kostbarsten Teil des Münchener Königsschlosses bedeutet. Was der Architekt hier im Verein mit seinen trefflichen Holzschnitzern und seinem getreuen Stukkateur, Johann Zimmermann aus Wessobrunn, aus dem Boden gezaubert hat, ist an Reichtum der



Rokokodame. Porzellanfigur der Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur.

Erfindung, an Vornehmheit und unerschöpflicher Formenfülle staunenswert, verblüffend geradezu, wenn man bedenkt, daß jeder Schnörkel nach eigenhändigem Entwurfe des Baumeisters hergestellt ist. Wie zermartert sich ein Architekt von heute den Kopf, wenn er nur einen Spiegelrahmen annähernd „echt“ im kapriziösen Stil des Rokoko entwerfen will — und welche unabsehbare Fülle von Motiven hat dieser Meister aus dem Ärmel geschüttelt! Französische Specialisten des Rokoko nennen ihn „un peu provencec“. Aber was sie ein wenig provinzlerisch nennen, das ist die Warmblütigkeit und Vollsäftigkeit seines Temperaments, das an der frischen Lebenslust des bayerischen Hoflebens stärkendere Nahrung fand, als das Wesen der französischen Stilisten der Epoche an ihrer dekadenteren und blasierten Umgebung finden mochte. — Die Perle von Cuvilliés Schöpfungen im Residenzanbau ist wohl die sogenannte „grüne Galerie“; den Gipfelpunkt dessen, was je an spitzfindiger Zierlichkeit der Ornamentik im Rokoko geschaffen, zeigt das Miniaturenkabinett, zugleich ein Meisterstück der ausführenden Techniker. Der Thron-



Mittelbau des Asam-Hauses in der Sendlingerstraße zu München.

saal, das Wohnzimmer, das Schlafzimmer, das Spiegelkabinett sind ebenfalls bewundernswert reich und schön; überall hier sind die künstlerischen Gedanken Cuvilliés von dem Stuckateur Zimmermann und dem nicht minder kunstreichen Holzschnitzer Mirofsky in die That umgesetzt. Und doch hat Cuvilliés diese Räume, wenigstens was die Grazie betrifft, noch weit überboten, als er 1737 vom Kurfürsten den Auftrag erhielt, die Amalienburg als Jagdpavillon zu errichten. Was er da geschaffen, ist kein Kunstwerk mehr — es ist ein Wunder! An Glanz und Kostbarkeit gibt das Schlößchen den „reichen Zimmern" mindestens nichts nach. Aber sein Prunk ist feiner. Alles das blitzende Rankenwerk, das die Vertäfelungen der Wände deckt und sich im Stuck der Decke fortsetzt, ist noch zierlicher, noch leichter, noch duftiger, noch phantastischer, noch einheitlicher. Das Schnecken- und Hörnerwerk der Rocaille, die naturalistischen Trophäen und Symbole,



Inneres der Klosterkirche zu Dießen.

der Figurenschmuck, die naturtreuen Nachbildungen von Pflanzen und Tieren, von Wasser und Wolken, das alles einigt sich in wunderbarer Harmonie zu einem Ganzen. Bei aller Pracht nirgends ein Zuviel oder Zuschwer. In diesem Wunderwerk hat Cuvilliés einen Grundgedanken durchgeführt, der aus jedem lauschigen Winkel des Schlößchenn zum Besucher spricht: Dies ist das Reich der Frau! Trotzdem die Amalienburg ein Jagdhaus war und jede beziehungsreiche Einzelheit der Innendekoration daran erinnert, wahrt es den Zauber eines vornehmen Boudoirs. Es war eben das Jagdschlößchen einer hohen Dame. Auch das schmucke Äußere des Pavillons — ein wenig reicher, als sonst der Geschmack der Zeit die Außenarchitekturen liebte — weist auf die waidmännische Bedeutung des Schlößchens hin; und oben auf dem Dache sehen

wir das zierliche Eisengitter einer ovalen Altane, von der aus die Kurfürstin die Fasanen im Fluge zu schießen pflegte, die man aus der Fasanerie nebenan aufsteigen ließ. Noch deutlicher erzählt ein Gemach im Schlößchen selbst von der Leidenschaft, mit welcher von der Hofgesellschaft dem Jagdsport gehuldigt wurde: seine Wände, weiß mit blauen Arabesken bemalt, sind Gewehrschränke und darunter hin laufen tiefe Nischen für die Hunde, deren der Hof eine Legion besaß.

Wohlüberlegt und überaus geschickt war der Coup des François Cuvilliés, bei der Innenausschmückung der Amalienburg nur Silber, nie Gold zu verwenden. Dadurch



Fragment vom Gewölbefeld unter der Orgelempore der Klosterkirche zu Dießen.

gewann der reiche plastische Schmuck eine Duftigkeit, die an Stickereien und Spitzen erinnert, etwas Zartes, fast Bräutliches. Die alten Versilberungen haben sich wunderbar erhalten in ungetrübtem Glanze, während alle Nachbesserungen aus späterer Zeit immer wieder oxydieren. Das alte Rezept dieser Versilberung ist verloren gegangen. Den Hauptraum der Burg bildet der große Festsaal in Hellblau und Silber, ringsum von kostbaren Spiegeln umgeben. Daran schloß sich nach der einen Seite ein Schlafzimmer in Gelb und Silber mit ganz besonders kunstvollen Holzschnitzereien, die nicht aufgeleimt, sondern aus den Platten der Täfelung herausgearbeitet sein sollen; nach der anderen Seite liegt ein „gelbes Kabinett“ mit in die Wand eingelassenen Gemälden, die interessanten Aufschluß geben über das Hofleben jener Zeit. Man liebte es gerade damals, alle Ereignisse, Feste, Bauten — auch wenn sie nur projektiert waren — von Künstlern festhalten zu lassen, und, dank dieser Liebhaberei, geben uns zahlreiche Bilder, namentlich von der Meisterhand Beichs, im Nymphenburger Schlosse bemerkenswerte Aufschlüsse. Wir lernen alle fürstlichen Lustschlösser kennen, die Seejagden mit dem Bucintoro, eine Bauernhochzeit in Fürstenried, Familienkonzerte, Parforcejagden 2c.

Höchst bemerkenswert und bezeichnend dafür, wie sehr der Luxus des Fürstenhauses wieder der künstlerischen Entwickelung und dem Gewerbefleiße zu gute kam, ist eine Thatsache: Cuvilliés hat die Amalienburg ganz von einheimischen Handwerkern ausführen lassen. Die Stuckarbeiten machte Zimmermann, die großartigen Schnitzereien Joachim Dietrich (aus der Au bei München). Alles war von in München ansässigen Meistern gefertigt — und das Werk, das sie zusammen schufen, ist das standart work eines seiner Entwickelung, wie in seinem innersten Wesen nach französischen Stils! Der Stuckateur Zimmermann soll unter Cuvilliés Leitung 1756 bis 1757 auch die Neudekoration des großen Saales im Nymphenburger Schloß ausgeführt haben. Was nun den Vorraum und die Musiktribüne angeht, so kann man das wohl glauben. Die weißen Stuckarbeiten sind überaus artig und zierlich. Aber die Ornamentik des großen Saales entbehrt vollkommen der Grazie der Schöpfer der Amalienburg; da herrscht ein grobes, ausgeartetes Rokoko mit jenem zackigen und wenig graziös gebogenen Muschelwerk, wie es ungeschickte spätere Nachahmer wohl für Rokoko ausgaben, nicht aber ein Cuvilliés.



Detail aus der Johanniskirche zu München.

Wohl hatte er mit der Amalienburg seinen Höhepunkt erreicht, und seine spätere Hauptschöpfung, das Münchener Residenztheater, das Max III. Josef 1750 nach dem dritten Residenzbrande errichten ließ, besitzt nicht mehr ganz die vornehme Eleganz der Amalienburg, es ist schwulstiger und schwerer in seiner Pracht. Aber es ist



Abschlußgitter des Langhauses der Hofkirche zu Fürstenfeld.

immerhin ein Meisterwerk, das hoch über der Dekoration des Nymphenburger Festsaales steht.

Gleichzeitig etwa mit Cuvilliés war der ältere Josef Effner als Architekt des Hofes am Werk, auch ein Baumeister von reicher Erfindungsgabe und starkem Können. Von ihm rührt auch der Plan zu der originellen Eremitage und Magdalenenkapelle im Nymphenburger Park her. Der Gedanke war im Geiste des alternden Max Emanuel entsprungen, der, übersättigt von allem, was die Welt an Genüssen bieten kann, von Todesfurcht geplagt, fromm geworden war und allen Ernstes daran dachte, sein Leben als Büßer in dieser Klause zu beschließen. Bevor sie fertig ward, ereilte ihn der Tod, und sein Sohn vollendete das Werk pietätvoll und wohl auch ein wenig der Mode zuliebe, welche solche Eremitagen gerade so eingeführt hatte, wie die chinesischen Tempel und Ähnliches. Die Eremitage ist als künstliche Ruine gebaut, überreich von Brüchen und Sprüngen durchzogen und „teils im gotischen, teils im Rokokostil" gehalten. Die „Gotik" ist allerdings höchst kurios. Im Jahre 1728 wurde die Kapelle feierlich eingeweiht von dem lebenslustigen Erzbischof und Kurfürsten Klemens August von Köln, der eben Priester geworden war. Besonders einsiedlerisch ging es bei dieser Feierlichkeit allerdings nicht her, denn, wie der Reisende Keyßler vermeldet, wurden dabei für 200 Thaler Gläser zerschlagen. Vielleicht das Meisterwerk Effners ist das Preysingpalais an der Residenz- und Theatinerstraße in München, an dessen Nordwand die Feldherrnhalle angebaut ist und das heute einem Bankinstitut gehört. Der Bau ist merkwürdig klar und edel in seinen Verhältnissen, seine reiche Stuckdekoration so diskret und geschmackvoll, daß sie die einfach vornehme Wirkung des Ganzen nicht im geringsten stört und jedes Detail der Dekoration, der abwechselungsreichen Fensterverdachungen, die Wappen in



Der Frühling
Porzellanfigur der Königl. Bayerischen Porzellan-Manufaktur zu Nymphenburg

den Giebeln der Missalrisalite, die Eckstreifen mit ihren Bänderornamenten, alles dies ist von vollendeter künstlerischer Eleganz. Leider fehlt der Raum, um hier auf die vielen schönen Fassaden an Privathäusern einzugehen, die damals entstanden.

Der Luxus Karl Alberts brachte ihm selbstverständlich die gleichen endlosen Geldverlegenheiten, wie seinem Vater, selbst die reichliche Subvention, die er von Frankreich bezog, genügte nicht und hat überdies seinem Namen schweren Schaden gethan. Erst die neuere Zeit hat festgestellt, daß wenigstens das Schlimmste, was man ihm nachsagte, der „Nymphenburger Traktat", mit dem ihn seine Feinde zum Landesverräter stempeln wollten, eine Fälschung sei. Wahr und auch nicht sehr ehrenhaft ist aber etwas anderes: er hat, um Geld zu gewinnen, 1735 das Lotto in Bayern eingeführt, eine Institution, die namenloses Elend unter die ärmeren Klassen brachte und ihnen die letzten Sparpfennige aus der Tasche zog.



Tiergruppe.
Aus der Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

Wenn die Herrschaften nun auch durch ihren Lebenswandel nicht allzu ängstliche Sorge für ihr Seelenheil verrieten, so bethätigten sie diese um so fleißiger durch glänzende Kirchenbauten. München, wie Oberbayern überhaupt besitzt eine ganze Reihe glänzender, oft hochorigineller Barock- und Rokokokirchen, so die schon erwähnte Theatinerkirche, den sogenannten „Bürgersaal", eine zweietagige, 1710 angeblich von Viscardi erbaute, saalartige Kirche von sehr ruhiger, machtvoller Architektur, deren ganze Decke ein riesiges Plafondbild Martin Knollers ausfüllt — es ist leider heute sehr schadhaft und fleckig geworden. Eine der interessantesten Kirchen — durch ihren tollen, fast übermütigen Prunk, der toller und übermütiger ist, als jede Opernhausdekoration der Welt, ist die von den Brüdern Asam, Cosmos dem Maler und berühmten „Fapresto", und Egid, dem Bildhauer und Stuccateur 1733 bis 1746 erbaute Johanniskirche. Sie bauten das Prachtstück infolge eines Gelübdes für Errettung aus Schiffbruchnöten auf der Donau und zwar in der Sendlingergasse, die damals die „lutherische Straße" hieß, weil sie als einzige von Münchens Straßen keine Kirche besaß. Es ist ein wunderliches Bauwerk, an Phantastik und Bewegung wohl einzig in seiner Art, ein Gesamtkunstwerk von derartig kühner Mischung aller Kunstarten, Malerei, Plastik und Architektur, „daß man kaum ein Glied dieser oder jener Kunst zuzuschreiben vermag". Man hat, was von den Zeitgenossen als der Superlativ aller Kunstleistung gepriesen wurde, später mit gleichem Übermaß verspottet — jedenfalls bleibt die Johanniskirche eines der eigenartigsten Baudenkmäler, die aus jener Zeit erhalten sind, und zwingt uns, das Können ihrer Schöpfer aufs höchste zu bewundern. Von hoher Originalität ist auch die Fassade des anschließenden Weltpriesterhauses, deren figurenreiche Stuckdekoration, mit fast beispielloser Kühnheit über die ganze Gebäudefront weg komponiert, die Etagen untereinander verbindet. Die Asam haben, wie Gurlitt feststellt, auch die Innenausstattung von Viscardis merkwürdiger „Dreifaltigkeitskirche" besorgt, ferner die Stuckierung der wunderbar feinen „Damenstiftskirche", die Karl Albert zu Anfang der dreißiger Jahre durch Gunezrhainer für die Salesianerinnen erbauen ließ. In Ettal, in Ottobeuren, in Dießen am Ammersee, in Fürstenfeldbrück, in Benediktbeuren und noch in manchen anderen Orten Oberbayerns finden sich höchst bedeutsame und prunkvolle Kirchenbauten, mit deren künstlerischer Würdigung sich Bände füllen ließen. Die Namen der oben angeführten Künstler, namentlich der vielseitigen Asam, finden wir dabei allenthalben wieder.

Als Karl Albert 1745 gestorben war, nachdem er kurze Zeit mit wenig Glück die Kaiserkrone getragen, bestieg sein Sohn Maximilian III. den bayerischen Thron, ein edler und aufgeklärter Fürst, wie jenes Jahrhundert nicht viele erzeugt hat. Auch er hat viele Bauten geschaffen, aber außer dem Residenztheater hat er nur wenige für höfischen Prunk gebaut, dafür wissenschaftliche Anstalten, Spitäler und menschenwürdige Kasernen für seine Soldaten. Max III. war kein „Rokokomensch" mehr. Und doch hat uns eine seiner Schöpfungen wahre Perlen echtester Rokokokunst überliefert — die Nymphenburger Porzellanmanufaktur. Die Porzellanplastik ist wohl die charakteristischste von den Kleinkünsten, mit denen die Kabinette und Boudoirs der Vornehmen geziert wurden, ja wenn man deren Meisterschöpfungen vor sich sieht, so möchte man sie fast überhaupt für das Wertvollste und Bezeichnendste von allem dem halten, was die Kunst des galanten Jahrhunderts hervorbrachte. Und es sind ganz besonders die Nymphenburger Schöpfungen, jene kleinen Tänzerfiguren und Tiergruppen, die uns heute staunende Bewunderung abringen. Die ersten Versuche zur Porzellanfabrikation, die noch sehr unvollkommen ausfielen, aber doch den Kurfürsten zur Erbauung der Fabrik bestimmten, machte in München ein Töpfermeister Josef Niedermayr. Max Josef bestellte den Grafen von Haimhausen zum Leiter der neuen Porzellanfabrik, die erst um 1754 befriedigende Resultate lieferte. Josef Ringler aus Wien brachte sie zum Gedeihen; zwölf Jahre später hat sie schon dreihundert Arbeiter beschäftigt. Glänzende Namen aus der Schar der Künstler, die dort gewirkt haben, sind die der Modellmeister und Bildhauer Dominikus Auliczek und Johann Peter Melchior. Wer freilich gerade die allerzierlichsten von den Tänzerinnen, Schäfern, Liebespaaren, Amoretten und anderen Nymphenburger Figürchen geschaffen, ist nicht festzustellen. Ein einheitlicher Zug geht durch eine große Zahl dieser Werke, und Herbert Hirth spricht in der Einleitung zu Georg Hirths „Deutsch Tanagra" die begründete Vermutung aus, daß Auliczek der Urheber dieser Meisterstücke anmutiger Kleinkunst gewesen sein müsse. Die Nymphenburger Porzellanfabrik ist heute in Privathänden nach langem Daniederliegen wieder in flotten Betrieb gekommen und schafft zum Teil noch nach den alten Modellen.

Auf Max Josef folgte 1777 auf Bayerns Thron Karl Theodor, auf den Vielgeliebten der Vielgehaßte. Er war eher wieder ein Rokokofürst, und Nymphenburg sah wieder rauschende Feste und glänzende Tafeln, bei denen bis zu hundert Speisen „auf Gold serviert wurden". Auch er that viel für Kunst, namentlich war es der Bildhauer Roman Anton Boos, dessen Kunst unter seiner Regierung blühte und der die Marmorfiguren des Apollo und der Diana im Nymphenburger Park schuf. In den Arkaden des Hofgartens stehen, von ihm gefertigt, die hölzernen Kolossalstatuen der Herculesarbeiten; mythologische Gestalten in der Einfahrt des Postgebäudes (Palais Törring) und zwei allegorische Figuren der Stärke und der Schönheit zieren heute das Treppenhaus des neuen Nationalmuseums.

An den künstlerischen Schöpfungen und dem glänzenden Hofhalt Karl Theodors hatten die Bayern keine Freude mehr. Der Luxus der Ferdinand Maria, Max Emanuel, Karl Albert hatten ihnen schweres Geld gekostet, sie hatten geschimpft, aber schließlich doch immer wieder gezahlt und ihre Freude gehabt an dem Schönen, das die verschwenderische Lebensweise dieser Schüler des Sonnenkönigs zutage förderte. Aber Karl Theodor verstand die Bayern nicht, und obwohl er speciell den Münchenern manches Gute gethan (z. B. ihnen den Englischen Garten gegeben), atmeten sie auf, als es mit ihm zu Ende ging. Für seine überreichen galanten Abenteuer hatte man nicht mehr die gleiche Toleranz wie gegen die der anderen. Das Volk war „verwöhnt" durch Max Josef. Als dieser das Zeitliche segnete, war lautes, ungeheucheltes Jammern allenthalben im Lande. Als aber 1799 sich in München die Kunde verbreitete, der Kurfürst liege in den letzten Zügen, da geschah etwas, was nicht oft beim Tode eines Fürsten geschieht. „Alles frohlockte," erzählt Westenrieder, „ein jeder wünschte dem anderen Glück." Zwischen Max Josefs Tod und Karl Theodors Ende lag die französische Revolution; und diese hatte dem Rokoko und allen seinen schönen Sünden ein Ende gemacht. Man vertrug sie nicht mehr.



Psyche.

Roman von

Richard Voß.

(Abdruck verboten.)

I.

Ja, ach ja! In dem Leben des praktischen Arztes Doktor Alkibiades Huber kam es anders, als dieser in seiner Jugend sich träumen ließ. Es war noch gar nicht lange her, daß der gute Mensch solchen leuchtenden Träumen nachgehangen hatte; aber dann mußte er einsehen, wie es in seinem Leben anders gekommen war, ganz anders!

Als Doktor Alkibiades zu dieser Erkenntnis gelangte, war er ein Mann, dessen besten Jahre eben erst anfingen: er war gerade dreißig geworden. Wenn er's recht bedachte, rührte seine ganze eigentümliche Träumerei, und damit ein großer Teil seines Unglücks, von seinem prächtigen altgriechischen Namen her: „Alkibiades!"

Es klang so wohllautend, so fremdartig, so geheimnisvoll. Eine versunkene Welt stieg auf bei dem Klange des Namens. Es tönte darin nach herrlichem Heldentum, nach hellenischer Schönheit. „Alkibiades!" Wer immerfort so gerufen ward, also immerfort den Namen hören mußte, und das in einer nüchternen, öden, schönheitsarmen Welt — nüchtern und schönheitsarm für einen, der Alkibiades hieß und am Ende des XIX. Jahrhunderts lebte! — einem solchen schlecht placierten Menschenkinde mochte es wohl geschehen, daß es, von Jugend an auf den Wohllaut jenes Namens lauschend, bereits in seiner Jugend in Träumereien verfiel, darin ihm eine Welt erstand, leuchtend von einer Schönheit, welche diese rauhe Wirklichkeit nicht besaß.

„Nur wer die Sehnsucht kennt . . ." Doktor Alkibiades kannte sie von Jugend an und Doktor Alkibiades litt. Er litt, weil er in seiner Seele ein Stück seines althellenischen Namens verspürte und weil er im übrigen ein Sohn seines oberbayerischen Vaterlandes war. Er litt unter dem schön klingenden Vornamen, welchem der süddeutsche, entsetzlich banale, ordinär klingende „Huber" folgte.

Was fiel dem Manne Namens Huber auch ein, daß er seinen einzigen Sohn und Erben mit dem prachtvollen Heldennamen taufen ließ? Der geistliche Herr, der die Ceremonie an dem Neugeborenen vornehmen sollte, weigerte sich anfangs entschieden, einem Christen solchen Heidennamen zu geben; denn im ganzen katholischen Kalender unter all den Legionen von Heiligen war kein Sankt Alkibiades zu finden. Schließlich setzte es Herr Huber — er hieß mit Vornamen Johann Augustin — glücklich durch, daß sein Erstgeborener, der sein Einziger bleiben sollte, aus der christlichen Taufe als ein Hellene hervorging. Es wurde übrigens schon damals als böses Omen gedeutet, daß der kleine Alkibiades jammervoll schrie, als ihm das heilige Wasser über die Stirne rann.

Herr Johann Augustin gehörte in dem oberbayerischen Marktflecken zu den Honoratioren. Er war der Lehrer einer Jugend, die zum nicht geringsten Teile aus den Söhnen und Töchtern von Bauern bestand. Trotz allem Streben nach „Höherem" hatte es Herr Johann Augustin nicht viel weiter, als bis zu einem besseren Dorfschullehrer gebracht; daß er Huber Sohn auf Alkibiades taufen ließ, war so ziemlich das Höchste, was Huber Vater in Hinsicht des Idealen auf Erden erreichte.

Der Name des schönen Griechenhelden und Freundes des Sokrates war ihm aus seinen Schuljahren im Gedächtnis haften geblieben. Er bezeichnete für den Mann etwas Leuchtendes. Weil nun seines Sohnes Leben ziemlich grau vor ihm lag und weil der gute Vater es gar zu gern nach Möglichkeit verklärt hätte, sollte das Kind den strahlenden Namen tragen.

Um auch sonst die Tage ihres lieben Sohnes möglichst licht zu machen, führten die Hubers, Vater und Mutter, ein möglichst dunkles und kümmerliches Dasein. Über Frau Hubers Lippen kam niemals ein anderer Trunk, als ein Aufguß von Feigenkaffee, und Herr Huber behauptete Zeit seines Lebens, im Besitz eines Magens zu sein, der das Bier absolut nicht vertrug. Jeder ersparte Pfennig wurde zur ersparten Mark gelegt, bis so viel Erspartes zusammenkam, daß aus Alkibiades — wenn auch mit Mühe und Not — ein Studierter ward.

Während es für Frau Huber der Kummer ihres Lebens blieb, daß sie für ihren lieben Sohn weder dessen Namenstag feiern, noch einen heiligen Alkibiades als seinen Schutzpatron anrufen konnte, drückte die Seele des Herrn Johann Augustin ein anderes Leid, welches er jedoch selbst vor seiner treuen Gattin ängstlich verbarg: die äußere Erscheinung seines Sohnes paßte so gar nicht zu dem strahlenden Namen, mit welchem er ihn begabt hatte. Wie schlecht sie paßte, mußten selbst Herrn Johann Augustins zärtliche Vateraugen erkennen, denn sogar seine Phantasie, die Phantasie eines kleinen verkümmerten Schulmeisters, malte sich von einem Jüngling, der Alkibiades hieß, ein glanzvolleres Bild, als Gestalt und Antlitz seines Jungen in Gottesnamen nun einmal waren.

Nicht, daß Huber Sohn eine Mißgestalt gewesen wäre — bewahre, nein! Ein strammer, stattlicher Bursch, sehr lang, etwas zu lang (Huber Vater nannte es „schlank"), mit Gliedmaßen wie ein junger Riese; leider auch ebenso ungeschlacht. Was das Gesicht anbetraf, so konnte es allerdings nur für ein Mutterauge als schön gelten. Jedenfalls galt es das nicht dem Vaterauge, welches häufig in aller Heimlichkeit mit nachdenklichem und betrübtem Ausdruck an den stark ausgeprägten, echt germanischen Zügen hing, die ein liebloser Beurteiler entschieden als „grobe Züge" bezeichnet hätte. Es muß gesagt werden, daß dieses unschöne Antlitz mit Sommersprossen bedeckt und über einer klugen Stirn von blaßblondem Haar — unmöglich war es „golden" zu nennen — umrahmt ward. Aber das Haar war stark und prächtig gelockt, und die grauen oder „meergrünen" Augen hatten einen gedankenvollen, träumerisch-sehnsüchtigen Ausdruck.

Ein anderer großer Kummer des Herrn Johann Augustin war die barbarische Weise, in welcher der Name seines Sohnes in dem Städtlein von jung und alt, von Bürger und Bauer verstümmelt ward. Keinem Menschen fiel es ein, den schönen Heldennamen richtig auszusprechen. Alle Welt höhnte über den Namen, belachte, verunstaltete ihn. Wie oft schrie der sonst so milde und gutherzige Herr Johann Augustin mit vor Erregung zitternder Stimme in hellem Zorn: „Mein Sohn heißt nicht Libias; er heißt: Alkibiades! Hören Sie wohl: A l - k i - b i - a - d e s! Und Alkibiades war ein griechischer Heros!" Wie oft faltete die christliche Ehefrau des Herrn Johann Augustin in stillem Jammer die Hände und klagte: „Heiliger Augustinus, bitte für den Mann, der seinem einzigen Sohn das anthun konnte!" Hätte das Schmerzenskind der guten Frau Huber einen lahmen Fuß, ein Paar schielender Augen oder gar einen Höcker gehabt, dann hätten diese Gebrechen ihres Lieblings ihr weniger Mutterleiden verursacht, als der so pomphaft tönende Name. Es läßt sich ja auch leider nicht leugnen, daß ein gemeiner Paul oder Franz oder Friedrich für den Betreffenden besser gewesen wäre.

II.

Also Alkibiades studierte!

Es wurde ihm herzlich sauer; denn auch sein Geist besaß nicht das Strahlende seines Namens, den er am liebsten verleugnet hätte. In der Welt außerhalb des heimatlichen Städtleins war der Unglücksname nicht minder ein flammendes Ausrufungszeichen, ein Posaunenton, der jedermann hinschauen machte, nach ihm, der doch nur ein Huber war und trotz des herrlichen Alkibiades ein Huber lebenslang blieb. Und jedermann, der die beiden Namen vernahm, dachte: ‚Guter Gott, wie kommt dieser lange Oberbayer zu solchem Namen? Huber — nun ja! Der Name läßt sich hören, es ist ein christlicher, ein echt oberbayerischer, ein echt vaterländischer Name. Aber Alkibiades! Und Alkibiades mit solcher eckigen Gestalt, solchem unbedeutenden Gesicht, solchem mittelmäßigen Geist . . .'

Manche sagten es gerade heraus, ihm ins Gesicht hinein: „Das ist aber doch ein sonderbarer Name! Wie kommen denn Sie

zu dem Namen? Was werden Sie mit dem Namen nur anfangen?"

Hätte Alkibiades nicht seines ehrlichen Vaters denken müssen und wäre er kein solch guter Sohn und überhaupt guter Mensch gewesen, so hätte er sich von seinem feierlichen Heldennamen ein für allemal losgesagt und wäre auch dem Namen nach ein echter Huber geworden.

Schon auf dem Gymnasium mußte Alkibiades arbeiten, wie es mit seinem Heldennamen unmöglich in Einklang zu bringen war. Was Huber Vater und Huber Mutter an Bier und Kaffee für ihren Liebling am Munde sich absparten, reichte nicht aus, um aus Alkibiades einen Studierten zu machen. Daher mußte auch Huber Sohn mit jenen beiden köstlichen Getränken, welche für Geist und Gemüt der Menschheit so notwendig sind, äußerst sparsam sein; damit er jeden Tag zu seinem Löffel Suppe und einem Stück Rindfleisch kam, mußte er anderen geistig weniger begabten jungen Leuten von seinen Gaben eifrig mitteilen. Ach, und Alkibiades hatte solchen gewaltigen Appetit, daß es vieler elend bezahlter Privatstunden bedurfte, um seinen Hunger nur annähernd stillen zu können. Auch darin bestand zwischen den beiden Alkibiadessen ein wahrhaft krasser Unterschied: der schöne Freund des weisen Sokrates hatte ruhmbekränzt bei Symposien geschwelgt, während der junge Oberbayer eigentlich niemals ganz satt ward.

Hungernd überwand Alkibiades das Gymnasium, hungernd setzte er den Kampf um das Dasein auf der Universität fort. Seines Vaters Herzenswunsch war, daß er Philologie studieren sollte. Denn konnte es etwas Schöneres geben, als fort und fort im Geiste mit den alten Griechen und Römern zu leben? Nicht anders, als wären sie nicht längst gestorben und verdorben, sondern säßen sozusagen mit dem jungen Huber abends auf der Bierbank und ließen sich von dem Alkibiades des XIX. Jahrhunderts kameradschaftlich dutzen.

Aber Alkibiades hatte durch seinen Namen an aller Philologie genug und übergenug. Arzt wollte er werden! Schon als kleiner Bursche, wenn er seines Namens wegen mit anderen Knaben in Kampf geraten war und wenn er dann Hiebe austeilte, die Beulen oder gar Ärgeres verursachten, war er derjenige gewesen, der die mit seinen kräftigen Fäusten geschlagenen Wunden zugleich sorgsam verband, pflegte und heilte. Er hatte am Doktern schon als kleiner Junge solche Lust, daß er allein deswegen die anderen größeren Buben wacker zerbläute, nur um ihnen nachher kunstvolle Bandagen machen und selbstbereitete Pflaster auflegen zu können. Bereits in jenem zarten Lebensalter vermochte er kein krankes oder leidendes Tier zu sehen, ohne nicht sofort den Versuch zu machen, zu helfen und zu heilen. Als er dann über seinen Beruf eine Entscheidung zu treffen hatte, schrie es laut in seiner Seele: „Alkibiades Huber, werde Arzt!" So ward er denn, wozu die innere Stimme ihn trieb, sein heimliches Hungern fortsetzend, bis der Tag kommen würde, an dem er eine Praxis gewann, die ihren Mann nährte. Aber bis zu diesem glücklichen Tage war es noch lange hin.

Obgleich Alkibiades auf den Wohllaut seines Namens einen bitteren Haß geworfen hatte, konnte er doch nicht verhindern, daß ein Klang desselben seine biedere Hubertsche Seele durchtönte und diese mit einer dunklen Sehnsucht nach einem geheimnisvollen, schönen und schimmernden Etwas erfüllte.

Oft stand er vor dem Schaufenster einer Handlung von Gipsabgüssen antiker Kunstwerke. Da waren die hohe Frau von Milo und die reizende Dame aus der Tribuna; das hehre Haupt der ludovisischen Göttin und das strahlende Antlitz des Apollo vom Belvedere, nebst vielem anderen Herrlichen und Göttlichen, die inmitten des großstädtischen Getöses eine stille olympische Versammlung bildeten. Dem großen Jungen aus dem oberbayerischen Krähwinkel, an dessen Wiege auch nicht eine der Grazien gestanden hatte und der jetzt entzückten Auges auf die bleichen Bildnisse der Unsterblichen starrte, gefiel von allen Göttinnen keine so ausnehmend wohl, als das Figürchen eines zarten, blutjungen, sylphenhaften Wesens. Von dem holdseligen Geschöpf war nur der Oberkörper vorhanden und selbst dieser jammervoll zugerichtet. Beide Arme fehlten gänzlich, und das Haupt war dicht über der reizenden Stirn wie mit einem scharfen Messer glatt abgeschnitten. Gleichsam in tiefer Trauer über die gräßliche Verstümmelung ihres jungen Leibes hielt das Persönchen das süße Antlitz geneigt.

Welch ein Gesicht! Jede Linie unirdisch fein; dabei so blütenhaft zart, so rührend jung. Die Wangen besaßen eine Rundung, weich wie eine Rosenknospe, und um den kleinen Mund lag ein Zug unaussprechlichen Liebreizes, unendlicher Wemut — so wenigstens erschien es dem guten Alkibiades. Wenn dieses Mündlein — von einem „Munde“ zu reden, wäre Barbarei gewesen! — wenn diese holden Lippen sich hätten öffnen können, so mußte ihnen ein leiser, leiser Wehlaut, ein Seufzer, ein Schmerzenshauch entfliehen. Diese Lippen konnten nur seufzen! Daß sie unter Umständen auch hätten lächeln und flüstern oder gar küssen können, erschien dem Beschauer ganz undenklich, so sehr er auch bemüht war, es sich vorzustellen. Das leidenschaftlichste Entzücken erregten bei Alkibiades indessen weder die Wangen, noch die Lippen, sondern das schlanke Hälslein, die zarten Schultern und was sonst zu einem weiblichen Oberkörper gehört. Es war nicht auszusprechen, in welchem Maße göttlichschön das alles war — nicht auszudenken war's! Dabei war dieser junge Mädchenleib gar nicht Leib. Nein, ganz und gar nicht! Jedes Glied war durchgeistigt, war Seele, Seele, Seele! Das ganze Persönchen schien verkörperte Seele zu sein. Das, und das allein war der richtige Ausdruck für so viel unirdischen Liebreiz.

So oft Alkibiades des Weges kam, blieb er vor dem Schaufenster der Kunsthandlung stehen und starrte hinein. Und wenn er einen ganz anderen Weg zu machen hatte, so gelangte er schließlich doch dorthin, stand und starrte. Und blieb er einmal wirklich aus, so geschah es, daß er das feine Frauenzimmerchen darum doch erblickte. Er sah es in dem öden Hörsaal der Universität und auf den nackten Blättern seiner Kollegienhefte; er sah es auf dem schrecklichen Seciertisch der Anatomie und in seiner elenden Dachkammer; er sah es, wenn er studierte und wenn er hungerte. Er sah es im Wachen und im Traum.

Endlich hielt er es nicht länger aus. Eines schönen Tages faßte er sich ein Herz, ging in den Laden und fragte nach dem Preis der Figur.

„Sie meinen den Abguß der Psyche aus Neapel?“

Ja, ja! Diese meinte er — die Psyche! Es war natürlich eine „Psyche!“ Die Seele der Kunst war's, der hellenischen Kunst, aller Kunst überhaupt.

Der Preis war gering. Er war lächerlich gering; ganz unwürdig gering für ein solches Kunstwerk. Aber für Alkibiades war er trotzdem zu hoch, viel zu hoch! Einen Monat und noch länger mußte er noch mehr hungern als gewöhnlich, bis er den schmachvoll niedrigen Preis glücklich zusammen hatte. Aber er hungerte! Mit einem Heldenmut, der größer war, als ihn jener andere Alkibiades jemals bewiesen hatte, hungerte er. Und er fühlte nicht einmal, daß es Heldenmut war, spürte nicht, daß Hunger weh thut.

Er hatte das Geld, er stürzte hin, forderte, zahlte. Er nahm das Bild der neapolitanischen Psyche in beide Arme, drückte es an sein Herz, schleppte es auf seine elende Bodenkammer, die ihm fortan ein strahlender Tempel dünkte: denn sie hatte das Götterbildnis empfangen.

III.

In den Ferien eines Sommers, den Alkibiades im Elternhause verbrachte, gönnte er sich eine Fußwanderung durch das nahe heimatliche Gebirge.

Seitdem er zu denken vermochte, standen die Alpen wie die Grenze einer anderen schöneren Welt vor seinen Augen und in seiner sehnsüchtigen Seele. Als Kind hielt er die lange Kette himmelhoher Bergkolosse mit ihren Firnen und Schneegipfeln für eine schimmernde Wolkenwand, und es dauerte lange, bis er das irdische Dasein jenes leuchtenden Gebildes begriffen hatte.

Alsdann trug sein Verlangen ihn immer und immer dorthin. Aber Huber Vater und Mutter mußten sparen, damit Huber Sohn dermaleinst seinem schönen Vornamen die Ehre eines studierten Mannes machen konnte; und so blieb denn für Alkibiades das Hochgebirge seiner Heimat eine Fata Morgana.

Jetzt klangen ihm trotz des Ankaufes der jungen Göttin so viele mühselig ersparte Groschen in der Tasche, daß er die große Sache riskieren konnte. Freilich durfte er grade keine Forellen und Backhähndl speisen; und auch mit der Vertilgung des heimatlichen Kalbfleisches mußte er umsichtig zu Werke gehen. Aber gewagt wurde das Unternehmen.

Auf dieser, seit seiner ersten Jugendzeit heiß ersehnten Bergwanderung, ereilte den jungen Menschen sein Geschick, welches weniger, weit weniger leuchtend ausfallen sollte, als sein Name war.

Über einen steilen Hochpaß gelangte er zu einem kleinen Ort, der, abseits der breiten Verkehrsstraße, in tiefster Weltabgeschiedenheit lag. Kein Schienenweg führte auch nur in der Nähe vorüber; nicht einmal auf einer guten Fahrstraße war der reizvolle Alpenwinkel zu erreichen. Alkibiades passierte eine dunkle, feuchte, kühle Enge, durch welche, ihm entgegen, ein schäumender, brausender Wildbach sich zwängte, und trat plötzlich, durch einen feierlichen Felsenbogen gleichsam, in einen von Sonnenschein erfüllten weiten und prächtigen Festsaal.

Es war ein Thal, dessen hohe Lage seinen Bewohnern keinen Feldbau gestattete, nur Weide und Waldbetrieb. Bis zu den Füßen eines mächtigen Bergstocks breiteten sich die Matten, und an den schroffen Wänden kletterte der Hochwald empor, bis jede Vegetation endete und eine majestätische Felsenwand begann. Sie hob ihre grauen Gipfel, um welche Gletscher und Firnen blinkten, dem Himmel entgegen.

Der Hauptort war dem Umfange nach recht ansehnlich, mit einer Pfarrkirche, die wie eine steinerne Burg die niedrigen Häuser überragte, von denen die meisten aus mächtigen Balken gezimmert, mit altertümlichen Erkern, Galerien und roh geschnitzten Giebeln verziert waren. Ihre Farbe erschien durch hundertjährigen Sonnenbrand torfbraun, fast schwärzlich. Einige Neubauten waren von Steinen aufgeführt; aber das Mauerwerk blieb ohne Tünche und starrte leichenfahl aus seiner düsteren Umgebung.

Der Ort war je nach dem Bedürfnis des einzelnen entstanden. In malerischer Unregelmäßigkeit ein Gewirr enger Gassen voller Winkelwerk und Gerümpel, welches sich nach dem alles reinigenden Element des Feuers zu sehnen schien. Überhaupt empfing der Fremde von dem Aussehen des Dorfes und seiner Bewohner einen Eindruck des Verfalls und der Verwahrlosung, welcher zu der Umgebung einer wahrhaft majestätischen Alpennatur in einem das Gefühl verletzenden Gegensatz stand.

Der ärmliche Ort in dem schönen Thale hieß Wildau.

Die schmutzigen Straßen durchschreitend und nach einer Herberge suchend, wurde Alkibiades von der Einwohnerschaft mit dumpfer Verwunderung angestarrt, als wäre ein Reisender hier ein Wundertier. Er hinwieder den ihm Begegnenden ins Gesicht blickend, dachte: ‚Hoffentlich habt ihr hier einen guten Arzt! Ihr scheint mir nämlich einen solchen sehr nötig zu haben, vielleicht mehr, als einen Priester.‘ Die wenigen Gasthäuser, auf die er stieß, machten selbst auf den nicht verwöhnten Sohn des Herrn Johann Augustin solchen spelunkenhaften Eindruck, daß er sich, trotz seines kräftigen Hungers und Durstes, nicht entschließen konnte, Einkehr zu halten.

So kam es, daß er, bevor er sich's recht versah, den ganzen Ort passiert hatte und bereits daran dachte, wieder umzukehren. Da erblickte er am Ausgang der Gasse ein weitläufiges Gebäude, hochgiebelig und stattlich, mit einem altmodischen, von Blumen und Fruchtbarkeit strotzenden Garten, alles wohlgepflegt, wohlhabend und heimlich. Ein an einer über dem gewölbten Thoreingang aushängenden Hellebarde befestigtes großes Schild bezeichnete das hohe Haus als Fremdenherberge. Mitten im Schilde war in kunstvoller Schmiedearbeit eine mächtige Genziane gebildet, die schöne Alpenblume erstrahlte in tiefstem Blau und — „Gasthof zur blauen Genziane“ stand in altdeutscher verschnörkelter Schrift über der glanzvollen Blüte zu lesen.

Vergnügt begab sich Alkibiades in den Garten und auf sauber gehaltenen, mit blaublütigem Rittersporn und hohen Feuerlilien eingefaßten Wegen zu einer einsamen Geißblattlaube, die über und über von bunten starkduftenden Blumen leuchtete. Hier warf der Ermüdete den Rucksack ab, setzte sich an den grün angestrichenen Tisch und schaute durch die schwankenden Blütenzweige auf das große Bildnis des von seinen Matten wie von stillen smaragdenen Fluten erfüllten Thales mit dem machtvoll aufragenden Gletschergebirge.

Er saß so versunken in den Anblick der einsamen Landschaft, daß er sogar seines guten Appetits vergaß und sich daran erst durch das Erscheinen der Wirtin von der blauen Genziane erinnert fühlte. Sie erschien in eigner Person in der Geißblattlaube, eine rüstige lebhafte Frau, stattlich

wie die Herberge, als deren Gebieterin sie sich selbst vorstellte. Als Alkibiades ihr sein Entzücken über die Schönheit der Gegend und sein Erstaunen über den völligen Mangel an Touristen äußerte, wurde die Gute sogleich redselig. Des langen und breiten erklärte sie, wie das Unglück des Dorfes im allgemeinen und das der blauen Genziane im besonderen nur von dem Fehlen einer guten Fahrstraße herrührte. Das Dorf stünde durch diesen Umstand dem Ruin nahe, und wenn die blaue Genziane darauf angewiesen wäre, von ihren Gästen zu leben, so müßte sie bald ein blütenloser vertrockneter Stengel sein. Zum Glück besäße das alte Anwesen großen Besitz an Weide und Wald, und sie, die Frau Wirtin, wäre mit vollen Truhen ins Haus gekommen, so daß man das Elend des Ortes noch eine gute Weile mitansehen, sogar dagegen sich hilfreich erweisen könnte. Aber ein Jammer wär's eben doch.

Nach der Mahlzeit, die der blauen Genziane alle Ehre machte, wandelte Alkibiades durch den Garten, atmete den Wohlgeruch der Blumen und Kräuter ein und schaute zu, wie ein purpurner Abend auf die Felsengipfel und Schneefelder herabsank, das Thal mit tiefblauem Schatten füllend. Sie verdunkelten sich zum geheimnisvollen Dämmer, daraus die Alpen nach dem erloschenen Flammenspiel des Sonnenuntergangs mit fahlen Häuptern und todbleichen Firnen zu einem wolkenlosen Firmament aufstiegen. Jetzt begab sich der junge Huber ins Haus, wo ihm ein wahrer Saal mit hellen Wänden, blanken Dielen, schneeigen Fenstergardinen und einer gewaltigen hochaufgeschichteten Bettstatt angewiesen wurde. Doch ließ er sich vor der Nachtruhe noch ins Honoratiorenstüblein führen. Hier fühlte er sich in dem traulichen Gemach, zwischen den Wänden aus altem, rötlich strahlendem Zirbelholz, überaus heimlich. Grund zu solchem Wohlbehagen mochte auch in dem Umstand liegen, daß er in dem fremdenlosen Bergwinkel als seltene Erscheinung besonders geehrt ward. Später versammelten sich in dem Allerheiligsten der blauen Alpenblume die Würdenträger des Ortes: der geistliche Herr, der Lehrer und einige ehrenwerte Meister des Handwerks, die zugleich öffentliche Ämter bekleideten. Alle nahmen Platz an der Tafel aus blinkendem Lärchenholz, an der Alkibiades saß, und alle grüßten den Fremden mit würdiger Höflichkeit. Dieser gewann sich sofort Zutrauen und freundliche Gesinnung der kleinen Gesellschaft, indem er mit der Begeisterung seiner Jahre die Schönheit des Thales rühmte und den Mann glücklich pries, dem es beschieden war, in einer so engen und zugleich so großen Welt einen bescheidenen, aber segensvollen Wirkungskreis zu haben.

Ja, o ja! Die Schönheit war freilich da, wäre nur durch dieselbe dem Örtlein mehr gedient. Die Bewohner anderer schöner Gegenden lebten von derselben, ernährten sich davon, wurden davon förmlich fett. Die Leute von Wildau konnten in ihrem schönen Alpenkessel sitzen und dabei Hungers sterben. Ihnen brachte ihre schöne Heimat nicht einen Bissen Brot, geschweige denn die Butter darauf oder gar ein Stück Wurst dazu. Kam doch nur höchst selten ein armseliges Malerlein in dieses noch unentdeckte Gebiet, dahin kein Bädeker führte; und selbst die ältesten Leute von Wildau konnten sich nicht erinnern, ein Exemplar jener sagenhaften Engländer und Amerikaner bei sich gesehen zu haben, die in den Gasthäusern über Nacht gleich ein kleines Vermögen verzehrten und auch sonst die Gewohnheit hatten, ihren Reiseweg mit Geld zu pflastern.

Aber wenn sie erst in ihr schönes Thal eine gute Poststraße oder gar die Eisenbahn bekämen! Da seufzte der geistliche Herr und meinte: er würde Gott danken, bekämen die Leute von Wildau einen Arzt! Ein guter Arzt wäre ihnen notwendiger, als Poststraße und Eisenbahn.

Wie? In Wildau gab es keinen Doktor?

Nur einen Bader und der —

Wenn nun im Ort jemand ernstlich erkrankte?

Der mußte schon auf seinem Sterbelager liegen und auch dann — — Ja und dann schickten die Wildauer erst recht nicht zum Doktor, sondern gleich zum Priester. Diesen hatten sie näher und dieser kam billiger ... Wie weit sie's denn hatten bis zum nächsten Ort, wo sich ein guter Arzt befand? ... Wie weit? Gute drei Stunden. Das heißt: zu Wagen. Und häufig wäre in drei Stunden der Arzt noch nicht bei dem Kranken oder Verunglückten, der vielleicht in einem weitentlegenen Ödhofe



Bildnis des Afrikaforschers Eugen Wolf. Nach dem Gemälde von Franz Stuck.
(Münchener Secession 1900.)

angstvoll des Retters harrte, oder im Walde, oder auf einer Alm. Es gab viele Höfe und Almen, die zu Wildau gehörten und die vom Orte eine starke halbe Tageswanderung entfernt lagen. Bis dann von der nächsten Stadt her ein Arzt kam — er kam vielleicht überhaupt nicht; denn er hatte an seinen heimischen Kranken genug und übergenug. Und wenn er kam, so kostete es eine hohe Summe. Dabei waren die Leute von Wildau arm.

Nein! Solange keine Poststraße ins Thal führte, so lange blieb Wildau ein armseliger Ort, der nicht einmal einen eignen Arzt erhielt.

Es kämen gewiß selten ernstliche Erkrankungen vor — bei der guten Bergluft hier oben!

Selten ernstliche Erkrankungen? . . . Freilich selten. Indessen sie kamen doch vor — bisweilen . . . Bisweilen fiel es den Leuten ein, trotz der guten Bergluft am Fieber zu sterben: am Typhus!

In Wildau war Typhus?

Nun ja. Es war nun einmal so. Jedes Jahr war in Wildau der Typhus.

Und dann kein Arzt in der Nähe?

Kein Arzt.

Das war ja schrecklich!

Was sollten sie thun? Oft genug hatten sie ihren Ort in die Zeitung gesetzt, um einen Doktor zu suchen; aber ihr Ort war in Gottesnamen jetzt noch zu armselig. Es hatte der Gemeinde schon viel Geld gekostet; aber einen Arzt hatte die Gemeinde trotzdem nicht bekommen. Was sollte sie also machen? In Gottesnamen mit dem Bader zufrieden sein. Zum Glück verstand auch der geistliche Herr etwas vom Kurieren, hatte auch immer Medizin und Heilsalben im Hause. In ernstlichen Fällen wollte er jedoch nur Seelenarzt sein. Dann mußte er eingestehen, daß er den armen Leuten nicht helfen konnte, mußte zusehen, wie sie umkamen, wo sie oftmals gewiß noch zu retten gewesen wären.

Die graugrünen Augen des jungen Fremden bekamen einen eigentümlichen Glanz, der über das unhübsche Gesicht einen hellen Schein warf; die mit Sommersprossen bedeckten, fahlen Wangen färbte ein leises Rot. Er bewegte in heftiger Erregung die langen eckigen Arme, den ganzen Oberkörper, den ein anderer Gott geschaffen zu haben schien, als der göttliche Geist war, welcher den reizenden Leib jener Psyche gebildet hatte.

Aber an diese seine Hausheilige dachte der Sohn des ehrlichen Johann Augustin in diesem Augenblick nicht; und mit keinem Gedanken kam es ihm zu Bewußtsein, daß er doch eigentlich Alkibiades hieß und daß ein Mann solchen Namens — und wenn auch der oberbayerische „Huber“ darauf folgte — in der Wahl des Gegenstandes seiner Begeisterung etwas vorsichtig sein sollte. Er dachte nur das eine: ‚Hättest, ach hättest du doch ausstudiert! Wärest, ach wärest du doch erst praktizierender Arzt! Dann — ja, dann gingst du in dieses einsame Hochthal, gleichgültig gegen alle Honorare, gleichgültig gegen die Öde, gleichgültig gegen Entbehrung und Mangel! Du kämst, du bliebst und könntest dich der ganzen leidenden Menschheit in Gestalt dieser einen armseligen Gemeinde von Wildbauern hilfreich erweisen.‘

Errötend wie ein junges Mädchen, welches das Geständnis seiner ersten Liebe macht, bekannte er den würdigen Männern im Honoratiorenstüblein der blauen Genziane, daß er Medizin studierte und daß er einstmals —

Aber das Weitere verschwieg er einstweilen noch. Das Weitere erschien ihm als etwas so Kühnes, Großes, Unerreichbares und zugleich Begehrenswertes, daß er den Mut nicht fand, es auszusprechen. Was hätten die Honoratioren von Wildau von ihm denken müssen, wenn er, der kaum zwanzigjährige Jüngling, der noch nichts für die Unsterblichkeit gethan hatte, bereits an eine Praxis dachte: an eine Praxis in Wildau!

Doch immerhin hatte das Geständnis des jungen Mediziners zur Folge, daß ihn die Würdenträger des Alpendorfes noch mehr mit stillem Wohlwollen betrachteten, eine Empfindung, die sich bei der Frau Wirtin bis zur Verehrung steigerte. Etwas Ähnliches war Alkibiades noch niemals geschehen, so daß der Abend zu den glücklichsten seines Lebens zählte. Die Seele erfüllt von heißen Wünschen und seligen Zukunftsplänen, versank er in den weichsten Pfühlen der blauen Genziane, um, nachdem er lange Zeit keinen Schlaf hatte finden können, im Traume praktischer Arzt von Wildau zu sein. Ganz Wildau hatte entweder den

Typhus oder ward von einem Felssturz zerschmettert, unter einer Lawine begraben. Alkibiades liefen im Traum so viele Patienten zu, daß er darüber voll glückseligen Schreckens erwachte. Leider träumte er nicht mehr, ob er seine sämtlichen Kranken wieder heil und gesund kuriert hatte.

IV.

In aller Herrgottsfrühe befand er sich am nächsten Morgen bereits auf den Beinen, um draußen Land und Leute, unter denen er einstmals seine Hütte bauen wollte, näher zu betrachten. Die Gegend erschien ihm noch majestätischer — noch öder als gestern. Es war eine Einsamkeit, die den Verkehr mit der übrigen Welt von sich fern hielt, wie ein stolzer Mensch das Gewühl des Lebens. Und wie die Wirkung der Landschaft auf das empfängliche Gemüt des jungen Mannes sich heute verstärkte, so geschah es an diesem Tage auch mit dem Eindruck, welchen der Ort auf ihn machte. Es waren wirklich recht armselige menschliche Wohnstätten. Die Häuser eng zusammengedrängt wie eine Schar von Unglücklichen; die Straßen schmutzige Gassen, in denen nur das liebe Vieh sich recht wohl fühlen konnte; an den Mauern der Steinbauten die deutlichen Spuren von Feuchtigkeit und Moder; selbst der hochragende Tempel der Gottheit und das Haus seines demütigen Dieners im Zustande von Verwahrlosung und Verfall. Alkibiades grüßte jeden, dem er begegnete, und schaute jedem als einem seiner zukünftigen Patienten steif ins Gesicht. Die fahle Farbe dieser Gesichter, der welke Ausdruck in den Zügen der meisten, die schlaffe Haltung selbst der jüngeren Leute, ließen Alkibiades mehr und mehr zu der Ansicht gelangen, daß in diesem Hochthale seiner zukünftigen ärztlichen Thätigkeit ein reiches Feld erblühen werde; und sein Entschluß: in Wildau der weltliche Kollege des geistlichen Herrn zu werden, gestaltete sich in seiner Seele immer fester.

Nicht aus Höflichkeit, sondern aus Herzensbedürfnis machte er dem treuen Hirten dieser kleinen Gemeinde von Mühseligen und Beladenen seinen Besuch, wurde sehr wohl aufgenommen, in das ärmliche Studierzimmer geführt und gastfrei mit einem Glase roten säuerlichen Tirolers bewirtet.

Ohne von der Zukunftsmusik, die in Alkibiades' Gemüt ihre seligen Melodien erklingen ließ, einen Ton zu verraten, orientierte sich der Besucher nochmals eingehend über alle Verhältnisse des Thales, dessen mangelnde Hauptbedürfnisse ein redlicher Arzt und eine gute Fahrstraße blieben. Der redliche Arzt konnte die Kranken gesund machen, und auf der guten Fahrstraße konnte das viele Holz hinaus — und das schöne Geld hineingebracht werden. Also: Arzt und Straße, und den guten Leuten von Wildau war fürs erste geholfen.

Heiß wallte es in Alkibiades auf, als der geistliche Herr ernsthaft bemerkte: „Wenn Sie ausstudiert haben, sollten Sie zu uns kommen. Ich glaube, Sie wären für uns der rechte Mann. Denn der Arzt, den wir brauchen können, muß außer seiner Zuverlässigkeit noch etwas anderes mitbringen, das freilich seltener zu finden ist."

„Was wäre das?"

„Idealismus, Sie haben ihn."

Alkibiades murmelte: „Sie sind sehr gütig."

Der Pfarrer sprach weiter: „Allerdings müßte ich als Christ und ehrlicher Mensch selbst meinem Feind, wenn ich einen solchen hätte, auf das eindringlichste abraten, zu uns zu kommen. Denn bei uns bringt das Leben, außer Entbehrung und tiefster Einsamkeit, auch geistige Öde, was gleichbedeutend ist mit geistigem Tod. Einen solchen mit uns zu teilen, dürfte ich daher eigentlich auch einem Idealisten nicht zumuten. Aber Sie haben etwas in den Augen, was mich glauben läßt, daß Sie Lebenskraft genug besitzen, um bei uns auszuharren, ohne gleich an uns zu Grunde zu gehen."

Beim Abschiede rief der würdige Mann plötzlich: „Ich weiß ja nicht einmal Ihren Namen!"

Etwas stammelnd erwiderte der Gefragte: „Verzeihen Sie! Mein Name ist Alkibiades Huber. Verzeihen Sie nur."

Doch meinte er nicht, daß ihm der geistliche Herr den Alkibiades verzeihen sollte, sondern seine Unhöflichkeit, sich nicht vorgestellt zu haben.

„Wie kommen Sie zu dem schönen Hellenennamen?" konnte der Pfarrer sich nicht enthalten, mit gutmütigem Lächeln zu fragen.

Kleinlaut, als wäre er bei einem Unrecht ertappt, berichtete der Träger des Hel-

dennamens: „Ach, nicht wahr? Der Name ist für einen modernen Menschen recht unpassend. Ich bin nun zwar kein moderner Mensch — wirklich ganz und gar nicht! Aber für mich ist der Name noch besonders unpassend; denn bedenken Sie doch: Huber! Es war indessen der Wunsch meines Vaters, der seinem lieben Sohne für sein ganzes Leben etwas sehr Schönes mitgeben wollte. Er bedachte freilich nicht, daß Schönheit, wenn sie nicht am rechten Platz ist, zu einer schweren Bürde werden kann. Ich muß sie tragen."

Der lange ungeschlachte Junge sagte dies so liebenswürdig, daß es ihm des Pfarrers Herz vollends gewann. Ernsthaft äußerte der gute Herr: „Sie werden im Leben Ihrem Namen gewiß alle Ehre machen. Ich meine, was das Heldenhafte, das für uns daraus klingt, anbetrifft; denn im übrigen soll Ihr griechischer Namensvetter ein etwas leichtfertiger junger Herr gewesen sein. Daß Sie ihm in dieser Eigenschaft nicht gleichen, brauchen Sie mir nicht erst zu versichern."

Als die besten Freunde schieden der alte Seelsorger von Wildau und des Ortes zukünftiger junger leiblicher Wohlthäter voneinander.

Noch ein anderes Gespräch an diesem Tage sollte Alkibiades zu einem Omen werden, dessen Bedeutung dem Jünger Äskulaps allerdings erst in späteren Tagen klar ward, als sein Unglück vom Schicksal bereits bestimmt und erfüllt war.

Als er um die Mittagszeit in seinem Gasthause wieder einrückte, fand er im Herrenstübchen den Tisch für sich zierlich gedeckt: derbe, selbstgesponnene und gewebte Leinwand, das Zinngeschirr wie Silber blinkend. Mit eignen Händen trug die Frau Wirtin dem Gast auf: zarte, in würzigen Kräutern gebettete Bachforellen, denen ein gebräuntes, knuspriges, köstliches Backhuhn folgte, ein Mittagessen, von einem Luxus, daß es Alkibiades kalt überlief, die hohe Rechnung und seine kleine Barschaft bedenkend. Da indessen das Unglück nun einmal geschehen war, so benahm er sich wie ein Philosoph und ließ sich seinen guten Appetit nicht verderben. Die Wirtin setzte sich gesellig zu dem höflichen Fremden, sah mit Wohlgefallen zu, wie dieser die leckeren Gerichte sich schmecken ließ, hörte sich von dem jungen Manne gern loben und leitete klug die Unterhaltung.

Das Gespräch betraf wiederum das Unglück des schönen einsamen Thales: kein Arzt und keine Fahrstraße! Der Wirt zur blauen Genziane litt an Asthma — wie hätte ein geschickter Arzt dem Manne helfen können! Und die blaue Genziane selbst litt an Mangel an Fremden — wie würde die schöne Alpenblume durch eine gute Fahrstraße von neuem aufblühen! Für das Asthma des Wirtes versprach der Student eine Sendung heilsamer Mittel aus der Residenz; für das Gedeihen des Gasthauses vermochte er leider kein wirksames Medikament zu spenden.

Übrigens äußerte die Frau Wirtin nochmals mit starkem Nachdruck: Die blaue Genziane könnte die Fahrstraße in Ruhe abwarten, denn einmal mußte sie ja doch kommen! Auch ohne Fahrstraße führte die leuchtende Blume ein recht gedeihliches Dasein, von dem Mitgebrachten der Frau und dem reichen Viehbestand des Hauses zehrend. Und wenn man nur ein einziges hat: keinen Sohn und Erben, sondern ein Töchterlein, dem einstens all das Selbstgesponnene und Selbstgewebte — außer verschiedenem anderen mehr — zu eigen ward!

Wie sehr die blaue Genziane von allem übrigen, was sich im Thale befand, abstach, bewies allein der Umstand, daß bewußtes einziges Erbtöchterlein nicht in der Herberge unter den Augen von Vater und Mutter nach ursprünglich Wildauer Art aufwuchs, sondern in der nächsten größeren Stadt im Institut „erzogen" ward. Wirt und Wirtin wußten eben, was sie der Zeit und ihrem einzigen Kinde schuldig waren, ließen dieses sogar Französisch und Klavierspielen lernen. Was das Fräulein mit solchen Luxusartikeln in Wildau anfangen sollte, solange der Ort noch keinen gebildeten Bewohner — eben den Arzt! — und, als Verkehrsmittel der gebildeten Welt, keine Fahrstraße besaß, über dieser Zukunftsfrage verbrachte die gute Mutter freilich manche schlaflose Nacht. In zwei Jahren kam das Töchterlein aus dem Institut nach Hause. Ein Klavier brachte sie mit; nur um die Übung des Französischen stand es in Wildau betrüblich.

Alkibiades tröstete die bedrängte Mutter so gut, daß er zur Belohnung die Photographie der jungen Dame zu sehen bekam. Sie führte den feierlichen Vornamen Cres-

centia, sah jedoch wie eine rechte Cenz aus. Nein, ach nein! Schön war dieser Wirtin Töchterlein wahr und wahrhaftig nicht. Ein hoch aufgeschossenes hageres Ding, mit einem herzlich gewöhnlichen Antlitz. Sie mochte ja ein recht gutes Wesen sein, war aber doch zu trostlos von allen Grazien verlassen.

Merkwürdig, daß Alkibiades bei dem Anblick des Institutsfräuleins plötzlich die Psyche einfiel — seine Psyche! Er ärgerte sich über sich selbst, als ob ihm sein Götterbild allein dadurch, daß er es in einem Gedanken mit jenem anderen Bildnis zusammenbrachte, entweiht worden wäre. Wahrscheinlich trug der Gegensatz der Beiden Schuld an dem Einfall.

Der Gast brachte es nicht über sein menschenfreundliches Herz, der von Stolz über die Pensionstochter strahlenden Mutter die Photographie schweigend zurückzugeben. Er stammelte irgend etwas Verbindliches, was mit lebhafter Billigung aufgenommen wurde und Ursache war, daß dem Backhuhn ein Kaiserschmarren mit eingesottenen Walderdbeeren folgte. Als Alkibiades, dem zu Mute war, als hätte er zum erstenmal in seinem Leben ein seines Namens würdiges Gastmahl gehalten, etwas zaghaft nach der Rechnung fragte, fiel diese so klein aus, daß er freudig erschrak: wenn in Wildau die Forellen und Backhühner so spottbillig waren, ließen sich die Mühseligkeiten und Beschwerden des Lebens schon besser ertragen.

Nachdem er von der blauen Genziane einen Abschied genommen, als ginge ein Stammgast der Alpenblume in die weite, weite Welt hinaus, durchschritt er mit einem wahren Heimatsgefühl die traurigen Gassen des Ortes, die kein Sonnenschein freudiger zu machen vermochte. An der Stelle, wo er gestern abend die schöne Einsamkeit zum erstenmal überblickt hatte, blieb er stehen und schaute noch einmal zurück.

‚Also hier wirst du einmal leben, hier sollst du ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden — nicht als hellenischer Alkibiades, sondern als ein echter vaterländischer Huber!‘

Dann fiel ihm noch etwas anderes ein: ‚Der geistliche Herr nannte mich einen Idealisten. Das ist freilich ein Ehrenname! Alkibiades Huber, sieh zu, daß du dem Namen dein Leben lang Ehre machst.‘

V.

Jetzt saß er wieder in seiner hohen Wohnung, die ihm durch die Gegenwart des Götterbildes zum Olymp geworden war. Seitdem der Pfarrer von Wildau ihn einen Idealisten genannt, spürte er, wenn er einmal nicht satt ward, noch weniger als früher, daß ein leerer Magen schmerzen konnte: einem rechten Idealisten wird das Hungern doch nicht etwa realistisch wehe thun?

Und noch fleißiger als früher studierte er seine geliebte Heilkunst. Dem Idol, der Psyche von Neapel, hatte sich das Ideal beigesellt: praktischer Arzt in Wildau! Das Idol besaß er in Gestalt eines Gipsabgusses, den er täglich eigenhändig abstäubte; das Ideal mußte er erst noch erringen.

Es durfte nicht zu lange dauern. Wie viele kranke Menschen konnten in Wildau sterben, während er in der Residenz davon träumte, sie zu kurieren; wie vielen hätte er inzwischen helfen, wie viele, die sterben mußten, vielleicht am Leben erhalten können?

Mit besonderem Eifer warf er sich auf das Studium des Typhus, wobei es ihm bald klar ward, daß die Ursache der zahlreichen Typhusfälle in Wildau von dem Mangel jeglicher Kanalisation herrührte. Also mußte Wildau eine Kanalisation haben! Sie war dem Orte notwendiger als eine gute Fahrstraße, notwendiger als ein Arzt, der in solchem Maße Idealist war, daß ihm Honorare die gleichgültigste Sache von der Welt erschienen; bekam der sonderbare Schwärmer nur Patienten, deren Zahl sich allerdings bedeutend vermindern würde, sobald Wildau eine Kanalisation erhielt.

Kaum hatte Alkibiades diese große Entdeckung gemacht, als er sich hinsetzte und seinem Gönner, dem geistlichen Herrn, einen Brief schrieb, der doppeltes Porto kostete. Es war eine ganze gelehrte Abhandlung über Typhuserscheinungen, ihre mutmaßlichen Ursachen und die Mittel einer radikalen Abhilfe: Kanalisation! Und noch einmal: Kanalisation!

Die Antwort war die eines Realisten: Geld! Und noch einmal: Geld! Die Gemeinde war zu arm, viel zu arm; und eine Kanalisation kostete Geld, sehr viel Geld, welches die Regierung für den Hauptort des einsamen Hochthals nicht hergab. Daher mußte zuerst die Straße durchgesetzt werden, damit auf der Straße das Geld für die

Kanalisation nach dem Orte gebracht wurde: allmählich, sehr allmählich; langsam, ganz entsetzlich langsam! Ein halbes Jahrhundert konnte darüber vergehen, bis Wildau eine Kanalisation bekam und — weniger Typhuskranke hatte.

‚Welche Zustände,‘ so schrie es in der Seele des guten Alkibiades auf. ‚Und solche Zustände in unserer Zeit! Und wenn man dagegen sich empört, wird man ein Idealist geheißen . . .‘ Denn der geistliche Herr hatte in seiner Antwort mit gerührtem Lächeln, welches ganz deutlich zwischen den Zeilen strahlte, auf den Idealismus des jungen Mannes mit dem Griechennamen hingewiesen.

Nach dem Empfang jenes Schreibens fühlte sich Alkibiades etwas niedergeschlagen. Es war doch nicht ganz leicht, ein Idealist zu sein.

Auch der blauen Genziane, die in seinem zukünftigen Wirkungsort blühte, gedachte er häufig. Schuld an solcher treuer Erinnerung war allerdings etwas außerordentlich Materielles: das Gericht Forellen und fast mehr noch das ausgezeichnete Backhuhn. Alkibiades zehrte von der Erinnerung an diese Genüsse, ohne indessen zu seiner Betrübnis eine sättigende Wirkung zu verspüren. Eine peinliche Beigabe war auch, daß, so oft er im Geiste lucullisch lebte, vor seine Seele das Bildnis von der Wirtin Töchterlein trat, jener jungen Dame, die im Institut für einen zukünftigen Ehegemahl herangebildet ward. In erschreckender Deutlichkeit erblickte er die plumpe Gestalt mit den endlosen Armen, den gewaltigen Händen; sah er das Gesicht mit den großen groben Zügen. Doch glaubte er nachträglich zu entdecken, daß Fräulein Crescentia hübsche Augen hatte. Es waren gute treue Hundeaugen. Wäre diese Blume von Wildau nur nicht gar so eckig und klotzig gewesen.

Doch was ging das ihn an? Zum Glück gar nichts! Diese Vorstellung hatte für Alkibiades etwas ungemein Beruhigendes, um so mehr, als er es nicht unterlassen konnte, dem zukünftigen Gatten der jungen Dame sein stilles, aber tiefes Beileid zu schenken.

Seitdem die zarteste und liebreizendste aller Göttinnen seine Zimmergenossin ge-

Aus unserer Bildermappe:



Fischzug. Nach dem Gemälde von G. Schönleber.

worden, hatte sich Alkibiades zu einem großen Kenner von Frauenschönheit, zu einem scharfen Kritiker weiblicher Reize herangebildet. Vor seinen strengen Augen fand keine Irdische mehr Gnade. Ging er auf der Straße, so musterte er eine jede; und er that es mit einem Blick, einer Miene, als wäre er der gefährlichste Frauenjäger, ein wahrer Don Juan! Dabei würdigte er das schöne Geschlecht aus keinem anderen Grunde seiner besonderen Beachtung, als um es, im Vergleich zu seinem blassen Gipsbilde, unaussprechlich unschön zu finden. Verheiratete Frauen kamen für ihn überhaupt nicht in Betracht und von den jungen Mädchen nur die blutjungen; denn blutjung, ein halbes Kind, war ja auch zu Haus seine Psyche.

Es stand bei ihm fest: niemals würde er heiraten; denn niemals könnte ihm ein Mädchen genügen. Ganz unmöglich! In phantastischen Augenblicken, denen bisweilen jeder Mensch, geschweige denn ein Idealist unterliegt, fabulierte der gute Junge, er wäre mit seiner Göttin vermählt, könnte also gar nicht eine Irdische an den Traualtar führen. Vor der Hand lebte er mit seiner olympischen Gemahlin tief in den Flitterwochen, ohne zu bedenken, daß selbst ein platonischer Honigmonat auch einmal ein Ende nehmen müsse.

Dann, nach Jahren von Fleiß und Arbeit, nach Jahren von stillen Träumen und Hoffnungen, nach Jahren von geduldig ertragenen Enttäuschungen und Entbehrungen, kam in dem Leben des jungen Mannes Namens Alkibiades Huber ein großer Tag: sämtliche Examina waren glücklich bestanden; er war ein freier Mann, ein Mann, der seinen Beruf ausüben, der seinen Mann stellen konnte, der gehen durfte, wohin er wollte, um sich eine Praxis zu sichern, um der leidenden Menschheit zu helfen, um Wunden zu heilen und Schmerzen zu stillen, um mit Aufopferung seines ganzen Selbst allen, die ihre Gebrechen zu ihm trugen, ein Wohlthäter zu werden.

Über der harten Arbeit, über dem langen und schweren Kampf mit dem Dasein war er ein fester Mensch geworden. Darunter war zu verstehen: ein Mensch, der einen festen Willen besaß, der wußte, was er auf der Welt wollte, und der das Gewollte vollbrachte. Im übrigen hatte er sich seine weiche Seele, sein glückliches, vertrauensseliges, reines Kindergemüt bewahrt; im übrigen war er immer noch der Mann, dem eine junge holde Göttin still zur Seite stand. Auch der Träumer und Schwärmer, der „Idealist" war er in seinem tiefsten und geheimsten Inneren noch immer geblieben. Während er als Arzt stark und hart erscheinen mußte, litt in ihm der ganze Mensch mit dem Leidenden, dem er helfen sollte; blutete sein Herz bei dem Jammer der Menschheit, der auch ihn gepackt hatte, zerschmolz seine Seele in Mitgefühl und Sehnsucht, zu lindern, zu helfen, zu retten.

Überhaupt seine Sehnsucht —

Es war etwas in ihm, das unablässig von dieser grauen Erde fortstrebte, einem leuchtenden Äther zu, darin die Schönheit aus schimmerndem Wolkendunst ihren Tempel hatte. Nach dem vollendet Schönen auf dieser unvollkommenen Welt sehnte sich der Sohn des ehrenwerten Johann Augustin, als ob ein Teil seines Heldennamens in seinem Wesen lebendig geworden wäre und dem antiken „Alkibiades" niemals ein oberbayerischer „Huber" folgte. Er that sein möglichstes, um solchen verderblichen Hang in sich zu ersticken und auszurotten. Denn was sollte er mit solcher Griechensehnsucht in seiner Germanenseele beginnen? Er, der sie niemals stillen konnte, es wäre denn in dem Anblick seines Psychebildes gewesen; er, dessen ganzes Leben Entbehrung des Schönen sein würde; er, der nach einem von Felsenbergen umschlossenen Erdenwinkel ziehen wollte, um unter einer Gemeinde armer Waldbauern seine Sehnsucht nach dem Schönen sich ausleben zu lassen, — sich ausleben in einem leidenschaftlichen Verlangen nach guten Thaten. Als er seine sieben Sachen zusammenpackte, um sie nach dem Hochthal zu expedieren, führte er ein Gepäckstück mit sich, welches sehr überflüssig war, welches ihm auf seiner Reise durch das Leben eine gewaltige Summe Überfracht kosten sollte. Das war seine Sehnsucht.

Auch die Psyche wurde eingepackt, und auch das war für den praktischen Arzt Dr. Alkibiades Huber von Übel.

VI.

Bereits seit einem Jahre wußten die Wildauer, daß sie einen Arzt bekommen sollten, und während eines vollen Jahres

waren Aufregung und Spannung groß. In dem biederen Gasthaus zur blauen Genziane, sowohl im Herrenstübchen, wo sich allabendlich die Honoratioren versammelten, wie in den Privatzimmern, wo Frau Amaranth Bachmayer außer dem Gesinde dem asthmatischen Gatten und ihrem gebildeten, aus dem Institut zurückgekehrten Töchterchen gebot, gab es täglich zu hören:

„Wird der Doktor kommen? Er kommt gewiß nicht. Welcher mit Vernunft begabte Mensch käme aus freien Stücken nach Wildau? Noch dazu aus der Residenz. Die ganze Sache wird wohl nur Redensart gewesen sein. Man kennt das. Und obenein solch blutjunger Mensch. Dem fällt es gar nicht ein, in die Wildnis zu kommen."

So und ähnlich drückten sich die Zweifler und Pessimisten aus, welche melancholische Menschengattung auch in dem von der bösen Welt durch Alpenriesen geschiedenen friedlichen Hochthal ihr unerquickliches Wesen trieb. Aber der geistliche Herr entschied:

„Er kommt. Diesen jungen Mann habe ich erkannt; und ich sage euch, der junge Mann kommt."

Auch eine andere Autorität von Wildau sprach es zuversichtlich aus:

„Er kommt. Dem jungen Mann hat mein Backhuhn zu gut geschmeckt. Ich sage euch, der junge Mann kommt."

Zum Töchterlein gewendet, setzte die große Menschenkennerin leise hinzu: „Ich zeigte dem jungen Manne deine Photographie. Er weiß, daß du Klavier spielst und französisch sprichst, überhaupt eine junge Dame bist, die eigentlich gar nicht nach Wildau gehört. Dein Bild gefiel ihm fast ebenso gut, wie die Forellen und das Backhuhn ihm schmeckten. Und das will etwas heißen. Ich sage dir, der junge Mann kommt."

Was ihr Töchterlein anbetraf, so war die erfahrene Frau eben auch eine verblendete Mutter. Sie schloß: „Er wohnt natürlich bei uns; denn für einen gebildeten Mann aus der Residenz ist hier in Wildau die blaue Genziane das einzig anständige Haus. Spiele nur fleißig Klavier, damit uns das Institut nicht umsonst solches Heidengeld gekostet hat. Wer weiß, was geschieht, und ob du nicht noch einmal in die Residenz kommst. Lange hält es der Herr Doktor in Wildau sicher nicht aus; inzwischen bist du hier die einzige junge Dame."

Die „einzige junge Dame" von Wildau machte ein etwas bedenkliches Gesicht, ein Ausdruck, der es nicht gerade verschönte. Überhaupt glich Fräulein Crescentia immer noch sehr jenem photographischen Abbild aus ihrer ersten Jugendzeit — leider nur zu sehr! Sie schien noch höher gewachsen zu sein, mit ihrem großen Haupte wie eine junge Riesin über dem verkümmerten Geschlecht der Wildauer aufragend. Auch die Eckigkeit ihrer Backfischjahre hatte sie sich bewahrt, wie denn überhaupt alles und jedes an dieser Mädchengestalt von einem erstaunlichen Mangel an Anmut war. Das einzige Schöne an ihr war ihre Gesundheit. Sie strotzte förmlich von einem derben zähen Wohlbefinden, welches zu dem Kinde der würzigen Alpenblume übrigens recht wohl paßte. Und dann ihre Augen, die großen, grauen, strahlenden Augen in dem rotwangigen guten Gesicht, die solchen tiefen guten Blick haben konnten . . .

Frau Amaranth Bachmayer nannte ihre Tochter stets nur bei ihrem vollen Namen: „Crescentia"; der asthmatische Vater rief sie „Crescenz"! Die Honoratioren im Herrenstübchen grüßten sie höflich mit „Fräulein Cenz", und für den alten, guten, geistlichen Herrn war sie seit ihrem ersten Lebenstage das „Cenzl"! Bei dem Cenzl errötete sie jedesmal vor Freude, und die Augen bekamen sogleich ihren guten glanzvollen Blick. Sie wäre am liebsten von der ganzen Welt — von ganz Wildau! — das Cenzl geheißen worden; denn in der Brust dieser Jungfrau wohnte ein tiefes Bedürfnis, geliebt zu werden, eine leidenschaftliche Sehnsucht, für alle Menschen — eben „das Cenzl" zu sein.

Dieses Verlangen nach Liebe suchte angstvoll seinen Ausdruck, indem sie für ihr Leben gern jedem Menschen etwas Freundliches angethan hätte. Aber sie durfte nicht einmal ihrer Mutter in der Wirtschaft helfen. Nichts anrühren durfte sie! Kaum die Gäste von weitem begrüßen. Wozu wäre sie denn im Institute zu einer gebildeten jungen Dame erzogen worden? Es hatte Mühe genug gekostet und — Geld genug. Davon mußte doch etwas zu spüren sein. Also saß sie den ganzen lieben langen Tag einsam auf ihrem Zimmer, las als

gebildetes Fräulein in einem französischen Buche und spielte Klavier. Sie las immer wieder dasselbe Buch, spielte mit erstaunlicher Hartnäckigkeit immer ein und dasselbe Stück. Das Buch war Chateaubriands „Atala-René“, und das Stück war aus der „Cavalleria rusticana“, deren Melodien also selbst in Wildau vernommen wurden und das Entzücken der Würdenträger im Honoratiorenstübchen erregten.

Fräulein Crescentia hätte tausendmal lieber in der blauen Genziane zum Heile der wenigen Gäste gekocht, gebraten und gebacken, als ewig dasselbe Buch zu lesen und dasselbe Stücklein zu spielen, trotz aller Bewunderung, die ihre Bildung und Kunstfertigkeit in ihrer Heimat erregten. Sie las häufig unter heimlichen Qualen, spielte häufig mit erstickten Seufzern. Auch langweilte sie sich von ganzem Herzen. In ihrer Langweile geriet sie auf das Nachdenken; und da es ihr bei der großen Einsamkeit ihres Daseins an Gegenständen gebrach, so verfiel sie eines schönen langweiligen Tages auf ganz natürliche Weise darauf, an den jungen Mann zu denken, der als Arzt nach Wildau kommen sollte. Und der Frau Wirtin langes Töchterlein dachte: ‚Mama sagt, er wäre ein netter Mensch. Gar nicht hübsch, aber mit solchen guten Augen. Gut muß er überhaupt sein; sonst käme er nicht nach Wildau — als Arzt! Er kommt gewiß nicht, so gut er auch sein mag. Einen solchen guten Menschen gibt es gar nicht, der freiwillig als Arzt nach Wildau käme. Ach nein, ach nein! . . . Wenn er nur nicht den schrecklichen Vornamen hätte: Alkibiades. Wie das klingt! Ganz unchristlich. Eigentlich fürchte ich mich vor ihm — weil Mama ihm mein Bild gezeigt hat. Warum nur? Ich bin so häßlich. Es ist gar nicht zu sagen, wie häßlich ich bin! Geradezu abschreckend. Er muß mich abscheulich finden. Ach Gott, ja! . . . Vielleicht ist er verheiratet. Das würde mich für ihn freuen; denn dann hält er es bei uns besser aus, und ich bekomme vielleicht eine Freundin. Es wäre doch zu schön, wenn ich eine Freundin bekäme . . . Wie ich seine Frau lieben wollte! Sie sollte es gar nicht merken — da es ihr gewiß unangenehm sein würde. Von einem so abscheulich häßlichen Wesen wie ich bin, wird sich kein Mensch gerne lieben lassen . . . Ich würde ihr gewiß helfen können, damit sie sich bei uns nicht zu unglücklich fühlt. Ach ja, ja — helfen! Aber ich bin zu nichts nutz auf der Welt. Nicht einmal meiner Mutter kann ich helfen. Das dumme Klavierspiel — noch dazu mit solchen Händen! Sie sind so groß und so rot! Ich bin wirklich zu häßlich . . . Wie seine Frau wohl aussieht? Gewiß ist sie bildhübsch. Und wie sie ihren Mann lieben mag. . . . Wie das sein muß? Einen Mann lieb zu haben, einen guten Mann! . . . Ich bin doch recht unglücklich. Ach wenn seine Frau doch nur meine Freundin würde!‘

Dabei seufzte Fräulein Crescentia erbärmlich, die Äußerung einer Empfindsamkeit, die zu ihrer langen Figur und dem groben Gesicht schlecht paßte. Zum Glück befand sich die einzige junge Dame von Wildau mutterseelenallein.

Dann begab es sich, daß die schwarzen Äußerungen der Wildauer Pessimisten dennoch zu Schanden gemacht wurden; dann wuchs die Erregung im Herrenstübchen und in den Privatzimmern der blauen Genziane ins Fieberhafte; dann erschien der große Tag, an welchem der sehnlichst Erwartete wahr und wahrhaftig eintreffen sollte!

Am liebsten hätte der armselige Ort für den Herrn Doktor, der aus der prächtigen Residenz in seine Weltabgeschiedenheit und Öde übersiedelte, die Häuser mit festlichem Tannengrün bekränzt und die vaterländischen Fahnen ausgesteckt; nicht anders, als hielte ein neuer Pfarrer feierlichen Einzug, oder als käme der hochwürdige Herr Bischof zur Firmung der jungen Wildauer Christen. Da jedoch ein derartig großartiger Empfang für einen Weltlichen ganz unerhört gewesen wäre, so mußten die guten Leute sich damit begnügen, bei ungeschmückten Häusern herzliche Willkommsfreude und frohe Zukunftsermunterung zu äußern. Aber die blaue Genziane ließ es sich nicht nehmen, für die Feier der Ankunft des neuen Bürgers würdige Vorbereitungen zu treffen. Des altertümlichen Hauses bestes Zimmer ward frisch gescheuert, frisch aufgebettet, mit frischen Gardinen versehen; Fräulein Crescentia pflückte in frühester Morgenstunde einen gewaltigen Strauß, freute sich, daß Feuerlilien und Rittersporn gerade so prächtig in Blüte standen, und dachte im stillen — trotz aller gegenteiligen Gerüchte — daß



Miß Grant.
Nach dem Schwarzkunstblatt von Hubert Herkomer.

an dem hübschen bunten Strauß die junge Frau Doktorin ihre Freude haben würde; denn gewiß, ganz gewiß war er verheiratet!

Nachdem Frau Amaranth wegen des am Abend erwarteten Andrangs von Gästen für Küche und Keller bestens gesorgt hatte, so daß sie sicher war, die blaue Genziane würde den großen Tag mit vollen Ehren bestehen, zog sie sich in ihre Privatgemächer zurück, wohin sie ihr Töchterlein berief:

„Du läßt dich nicht etwa gleich sehen. Das würde sich für eine gewöhnliche Wirtstochter schicken, aber nicht für ein Fräulein aus dem Institut. Ein neues Kleid brauchst du seinetwegen nicht anzuziehen. Denn wozu? Speist er mit dir, so hast du gegen ihn fremd zu thun; höflich, aber fremd! Überhaupt — zeige dich genau so gebildet, wie deine Erziehung uns Geld gekostet hat. Daß der Strauß in seinem Zimmer von dir ist, werde ich ihm schon begreiflich machen — so bei Gelegenheit, weißt du. Auf deine Mutter kannst du dich verlassen. Wenn wir auch keine Poststraße haben und keine Engländer in der blauen Genziane kennen, verstehe ich mich doch auf Anstand."

Demütig lauschte Fräulein Crescentia auf die mütterlichen Ermahnungen und versprach, in allem gehorsam zu sein. Nur bat sie, dem fremden Herrn nicht zu verraten, daß die Feuerlilien und der blaue Rittersporn von ihr gepflückt wurden: die Blumen waren ja auch nicht für ihn bestimmt, sondern für die Frau Doktorin. Sie bat so dringlich, daß Frau Amaranth allen Ernstes böse wurde: „Als wüßte deine Mutter nicht, was sich schickt? Und daß ich es ihm gelegentlich beibringe, das schickt sich."

Da kam der Herr Pfarrer und brachte eine Nachricht, welche in der blauen Genziane manche heimliche Hoffnung unbarmherzig zerstörte:

„Im Vorbeigehen will ich der Frau Wirtin nur sagen, daß der Herr Doktor für das erste bei mir wohnt. Abends will er jedoch bei Ihnen speisen. Das hat er sich nachdrücklich ausgemacht. Also diesen Abend kommen wir zu Ihnen. . . . Grüß Gott, Cenzl!"

Das gab in dem doktorfreundlichen Gemüt der Frau Wirtin einen Zorn! Der prächtige Strauß sollte zum Fenster hinaus fliegen und konnte von Cenzl nur mit Mühe gerettet werden. Auch sie war betrübt, daß der Herr Doktor im Hause nicht wohnen sollte. Aber sie war hauptsächlich darum betrübt, weil er wirklich keine Frau Doktor mitbrachte. Also würde sie keine Freundin bekommen — niemals!

Zu Fuß traf er ein, als die Sonne bereits gesunken war. Da wurde ihm ein Empfang bereitet, wie solcher keiner Majestät gemacht werden konnte. Aus den Schatten des Thales und der aufsteigenden Tannenwälder erhoben sich — gerade wie an jenem Abend! — die Grate und Gipfel, die Gletscher und Gefilde ewigen Schnees in purpurfarbenen Sonnenuntergangsgluten.

Auch sonst war es schön und für den guten Alkibiades schier feierlich. Auf den Straßen standen die Bewohner, jung und alt, Männer und Frauen, und nickten dem Einziehenden zu, so freudig, als käme ein Glied der Familie aus weiter Ferne zurück: ‚Schön, daß du wieder da bist! Und jetzt bleibst du bei uns.' Die Honoratioren saßen im Garten der blauen Genziane, darin wieder die Feuerlilien und der blaue Rittersporn prangten; alle traten hinaus, und auf aller Gesichter stand Willkommen und Freude geschrieben. Frau Amaranth bewies ihren Anstand, indem sie ihrer Begeisterung eine große, allerdings etwas steife Würde verlieh; aber bei der frohen Freundlichkeit des Ankömmlings milderte sich ihre Grandezza. Sie ging ins Haus und trug eigenhändig einige Flaschen jenes säuerlichen roten Tirolers hinaus, dessen Bekanntschaft Alkibiades bereits bei dem geistlichen Herrn gemacht hatte und der das Beste war, was die blaue Genziane ihren Gästen zu kredenzen vermochte. Der Wein wurde auf das Wohl des neuen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft gemeinsam getrunken und Alkibiades später bei geeigneter Gelegenheit von Frau Amaranth geheimnisvoll in die Geißblattlaube geführt. Hier, auf dem Tische, lag ein gewaltiger Strauß von Feuerlilien und blauem Rittersporn:

„Der Strauß ist von meiner Crescentia! Aber Sie logieren ja wohl beim geistlichen Herrn? Nun, den Strauß meiner Crescentia sollen Sie aber doch haben . . . Sie glauben nicht, wie wunderschön das Kind Klavier spielt und wie gebildet sie überhaupt im Institut geworden ist."

Das „Kind“ stand im elterlichen Hause am Fenster hinter der Gardine und lugte heimlich nach dem jungen Doktor aus, der ohne eine junge Doktorin kam. Er gefiel ihr ausnehmend. Wie wundervoll lang er war und was für prachtvolles Haar er hatte: ‚förmliche Locken!‘ Als dann die Frau Mama mit ihren Blumen erschien, bedeckte sich das Antlitz des Kindes mit den Gluten der Feuerlilien. In lieblicher Scham schoß sie vom Fenster fort und setzte sich in ihrer Verwirrung ans offene Klavier. Nicht ahnend, daß dem Manne soeben ihr Spiel gerühmt ward, begann sie aus der Cavalleria ... Was mußte er nur davon denken, daß sie für ihn Blumen gepflückt hatte? Schon jetzt für ihn Blumen!

Er dachte aber gar nicht an sie, leerte hastig sein Glas Wein, schüttelte nochmals allen Herren wie alten Freunden die Hand und brach auf, um ins Pfarrhaus zu gehen. Den prächtigen Strauß ließ er liegen.

Doch dann hörte er aus der blauen Genziane das Klavierspiel. Da fiel ihm der zurückgelassene Strauß ein. Das war häßlich von ihm gewesen! Er eilte zurück, holte sein vergessenes Eigentum, stürzte damit ins Haus und bat die Frau Wirtin, dem Fräulein Tochter mit der höflichsten Empfehlung seinen Dank für die große Aufmerksamkeit zu bestellen.

Jetzt wußte es Frau Amaranth so sicher, als ob sie es geträumt hätte: „Meine Crescentia wird einmal Frau Doktorin!“ Denn Frau Amaranth glaubte an die Erfüllung ihrer Träume wie ans Evangelium.

VII.

Der geistliche Herr wollte auch später nichts davon hören, daß Alkibiades in die blaue Genziane zog: im Pfarrhof mit der alten Köchin war's so einsam und im Hause gab's Platz genug. Für den Morgenkaffee und das oft mehr als bescheidene Mittagsmahl durfte der Gast ein kleines Monatsgeld entrichten und abends als freier Herr im Wirtshause speisen.

Er bewohnte eine geräumige Giebelstube mit blütenweiß getünchten Wänden und blütenweiß gescheuerten Dielen. Von seinen Fenstern aus, vor denen schmale Gardinen aus buntem Kattun hingen, sah er über die grauen mit bemoosten Steinen beschwerten Dächer des kleinen Ortes auf das Felsengebirge, mitten hinein in die Majestät der von Eisfeldern blinkenden, von Schroffen starrenden wilden Schönheit. Kein Pfad führte dort hinüber, nicht einmal der gefahrvolle Steig eines Gemsjägers.

Vor eines der beiden Fenster rückte er den mächtigen Tisch aus Fichtenholz, an dem er schreiben und studieren wollte. Schaute er bei der Arbeit von seinem Platze auf, so hatte er vor sich eine Natur von solcher machtvollen Größe, solcher düsteren Erhabenheit, daß der Anblick auf das Gemüt des einsamen Mannes wirkte, wie das Trauerspiel eines großen Poeten oder wie ein Kapitel aus der Bibel, also wie Gottesdienst. Dann waren des jungen Mannes Gedanken gleich einem Gebet: ‚Laß mich auf Erden nutzen, o ewige Gottheit! Laß mich einen Zweck im Dasein erfüllen; laß mich Gutes wirken; laß mich den Menschen helfen ...‘

Auch den bleichen Leib der Psyche konnte Alkibiades von seinem Arbeitsplatz aus sehen; und wenn ihm die furchtbare Schönheit der einsamen Alpenwelt gar zu schwer auf die Seele fiel, so wandte er seine Augen ausruhend dem holdseligen Frauenhaupte zu. Das geschah oft. Und oft erschien Alkibiades das Bildnis der Reizenden wie eine Göttin, die böse Gewalten von einer elysäischen Blumenflur verbannt hatten, hinversetzt in die Dämmerungen finsterer Tannenwälder, in die Schrecknisse von Felsenwildnissen und Gefilden ewigen Schnees. Dann dauerte ihn das arme olympische Geschöpf, welches in Wildau seine stumme hehre Gefährtin geworden war, seine heimliche himmlische Liebe.

Gleich am nächsten Tag nach seiner Ankunft begann der Herr Doktor seine Thätigkeit; denn gleich am nächsten Tage kamen die Patienten in den Pfarrhof. Sie kamen so zahlreich, daß Alkibiades mit einem Schlage eine Praxis hatte, um welche ihn seine berühmten Kollegen in der Residenz hätten beneiden können.

Ja, ach ja! Gelegenheit zu nützen, zu heilen, zu helfen bekam der Wildauer Doktor genug und übergenug. Auch Gelegenheit genug, um dem Ehrennamen eines Idealisten volle Ehre zu machen. Es kamen Tage, an denen die Arbeit, die Sorge zu viel und zu groß war; Tage, wo der junge Arzt nicht aus und ein wußte, wo er sich so machtlos, so hilflos erschien, daß er gegen

die Verzweiflung ringen mußte: gegen eine Verzweiflung an sich, an seiner Kraft, seinem Können. Aber jetzt lohnten sich ihm seine langen und harten Lehrjahre; jetzt gereichte es ihm zum Vorteil, daß er seit seiner ersten Jugendzeit entbehren gelernt, daß er über seinen geistigen Hunger jenen anderen, der weh thun sollte, nicht einmal sonderlich verspürt hatte. Derselbe feste Manneswille, der seinen Lebensweg bis zu diesem Ziele geleitet, half ihm jetzt die Tage, an denen des Lebens Jammer auf seine Seele drückte, wie die schweren schwarzen Herbstnebel auf die Gipfel der Alpen, siegreich bestehen: Alkibiades war im Kampfe um das Dasein eine Kraft geworden, die auf sich vertrauen durfte.

Was ihm die anstrengende Arbeit erleichtern, die schweren Sorgen ertragen half, war, daß er einen Gefährten besaß, der seine Hand ergriff und ihn führte, wenn er sich in der Irre befand. Es war ein schönes Zusammenwirken zum Wohl einer kleinen Gemeinde von Mühseligen und Beladenen, der alte geistliche Herr vereint mit dem jungen Arzt. Allerdings geschah es häufig, daß der Doktor dem Priester das Feld räumen mußte. Das waren dann für Alkibiades die herbsten Stunden; dann mußte der Diener des Herrn auch ihn trösten und zum neuen mutigen Dienst für die leidende Menschheit aufrichten.

Zahlreiche Patienten, des Doktors sowohl wie des Pfarrers, befanden sich nicht im Ort selbst, sondern in den anliegenden Thälern und Schluchten oder auf hohen Waldblößen und Almen. Viele dieser Ödhöfe lagen fern ab, waren nur auf mühseligen, zu Zeiten gefahrvollen Wegen zu erreichen. Es gab bewohnte Häuser, zu denen während vieler Wintermonate kein Sonnenstrahl drang, die bei starkem Schneefall wochenlang eingeschneit lagen; und gerade hier bekamen Priester und Arzt, der zugleich Apotheker war, viel zu thun. Auf diesen Wegen lernte Alkibiades die Natur kennen, nicht als Freund und Wohlthäterin der Menschheit, sondern als ihre Feindin, die der Mensch fort und fort bekämpfen mußte und der er häufig trotz grimmiger Gegenwehr unterlag.

Aber die harte Arbeit war für den jungen Mann zugleich reiches Leben; und so geschah es denn, daß Alkibiades noch vor Ende seines ersten Jahres sich selbst gestehen mußte: ‚Du bist doch eigentlich ein glücklicher Mensch!‘ ... Er war es — noch war er es!

Eines Abends saßen die beiden Freunde im Pfarrhofe behaglich beisammen, als der Alte lächelnd fragte: „Wissen Sie auch, warum Ihnen die Wildauer besonders stark vertrauen?"

Der Doktor wußte es nicht; es mußte ihm also gesagt werden:

„Nicht etwa allein darum, weil Sie ein geschickter Arzt und tüchtiger Mensch sind; und nicht nur ihrer klaren guten Augen willen, auch nicht wegen des idealen Denkens bezüglich ärztlicher Honorare —"

„Sondern?"

„Weil Sie Gott sei Dank außer Alkibiades auch Huber heißen . . . Jetzt sind Sie natürlich furchtbar entrüstet? Das kommt von der lieben Eitelkeit."

Der Enttäuschte mußte lachen.

„Lachen Sie nur! Hießen Sie lediglich Alkibiades, so bekämen Sie in Wildau nicht einen Patienten, selbst nicht ohne jedes Honorar. Zum Glück konnte Ihr guter Vater Ihnen die Karriere nicht ganz verderben."

Der junge Arzt hatte in Wildau so ehrsam, brav und nüchtern als ein Huber gelebt, daß er seinen anderen Namen fast vergessen hatte. Vielleicht war er gerade darum noch immer ein glücklicher Mann.

VIII.

Fräulein Crescentia Bachmayer spielte indessen auf mütterlichen Befehl fleißig alle Weisen aus der „Cavalleria" und las in dem einen und einzigen französischen Roman, welchen sie im Institute „der klassischen Sprache" wegen begonnen und weder in jener edlen weiblichen Bildungsanstalt, noch in der heimatlichen blauen Genziane beendet hatte.

Fräulein Crescentia durfte noch immer ihrer Frau Mutter in der Wirtschaft nicht hilfreich sein. Sie durfte die Gäste im Herrenstübel nur „gebildet" begrüßen und die im allgemeinen Wirtszimmer überhaupt nicht; sie mußte sich viel in ihrer eignen Stube „beschäftigen", erhielt jedoch die Erlaubnis, die Geranien und Nelken zu pflegen, die vor allen Fenstern standen und Sommers das alte braune Haus in brennendroten und rosigen Glanz einhüllten. Auch den Garten

bekam sie nach vielem Bitten unter ihre Obhut. Hier durfte sie nach Herzenslust Petersilie pflanzen lassen, eigenhändig — in Handschuhen! — etwas Unkraut ausjäten und als poetisch empfindende junge Dame der Blümlein warten. Leider bedurften diese keiner besonderen Pflege, da sie, dem Klima von Wildau entsprechend, von ziemlich robuster Natur waren und nur aus perennierenden und ganz gemeinen Pflanzen bestanden: im Sommer hauptsächlich Feuerlilien und blauer Rittersporn; im Herbst Goldruten und Flox. Zu diesen führte Fräulein Crescentia die lange Zeit verbannt Wildau ihrem Töchterlein erklärt: „Vermögen hat er nicht, und von dem, was die Wildauer ihm ins Haus tragen werden, wird der junge Mensch in Ewigkeit nicht satt. Aber der junge Mensch besitzt eines, das in Wildau kein anderer hat — ausgenommen der geistliche Herr — der junge Mensch besitzt Bildung! Und da ich selbst aus einer gebildeten Familie stamme und meine Tochter eine gebildete junge Dame ist, so —“

Wie konnte Fräulein Crescentia da anders, als viel an den jungen Menschen zu denken; für ihre Ruhe leider viel zu

Aus unserer Studienmappe:



Dorfstraße. Kreideskizze von Max Liebermann.

gewesenen „bäuerischen“ Sonnenblumen wieder ein, die sie zärtlich liebte und in solcher Menge pflanzte, daß auch in trüben Tagen über dem Garten ein sonniger Schimmer lag.

Aber mehr noch als mit den Blumen beschäftigte sich Fräulein Crescentia in ihren Gedanken mit dem jungen Arzt. Für eine junge Dame, die in einem Institute erzogen war, beschäftigte sie sich vielleicht etwas zu viel mit bewußtem Herrn. Schuld an diesem Übelstande trug weniger sie selbst, als vielmehr ihre Frau Mutter. Diese wackere und umsichtige Frau hatte lange vor dem Erscheinen des neuen Messias von viel. Sie hielt ihn so hoch, verehrte ihn so sehr! Er war so gut; ach, so schrecklich gut. Und so tapfer. Ein Held war er! Sogar schön fand sie ihn bereits. Keine reizende junge Athenerin aus der Zeit des Perikles hätte jenen anderen Alkibiades schöner finden können, als Fräulein Crescentia Bachmayer ihren Alkibiades fand — ganz im geheimen natürlich. Seine nicht etwa lange und hagere, sondern ‚hohe und schlanke‘ Gestalt; sein nicht etwa mit Sommersprossen bedecktes fahles, sondern ‚interessantes und blasses‘ Gesicht; seine nicht etwa rötlichen Haare, sondern seine

‚goldigen Locken‘ — ihre Augen sahen Schönheiten, wo die anderen Menschen nur einen Mangel jeglicher Reize erblickten. Für sie war er eben, was der Geliebte für die Liebende eben sein muß: ‚der Herrlichste von allen‘.

Und sie selbst? Ach du lieber Gott — pfui, wie garstig! Sie, ja sie war von Gestalt hager und lang; sie hatte ein rötliches, häßliches, geradezu widerwärtiges Gesicht, hatte entsetzlich mißfarbiges Haar; dabei so spärlich, so struppig . . . So war sie beschaffen, welche ihn, den jungen, guten und schönen Arzt, im geheimen liebte — ganz, ganz im geheimen, natürlich.

Und wie liebte sie ihn! Für ihn ihr Leben lassen zu können, ohne daß er's jemals ahnte, daß sie zu ihm emporzuschauen wage, — solcher Tod wäre einfach Seligkeit gewesen!

Noch mehr Seligkeit wäre es freilich, wenn er wüßte, sie liebte ihn, wenn er sie wieder liebte — selbstverständlich nicht annähernd so sehr wie sie ihn, sondern nur ein ganz klein wenig. Und alles Erdenglücks Gipfel würde es sein, wenn sie sich heirateten, miteinander ein Häuschen bezögen, welches ein Hüttchen sein durfte — wenn sie das Häuschen für ihn so recht, recht behaglich machen, für ihn ihr Leben lang kochen und backen, flicken und sticken, ihn ihr Lebenlang hegen und pflegen durfte, nicht anders, als wäre ihr lieber Eheherr einer ihrer Geraniumstöcke und zwar einer von jenen, die ohne ihre beständige liebevolle Pflege nicht recht zur Blüte kommen wollten.

Und Fräulein Crescentia träumte weiter . . . Von ihrer treuen Pflege durfte er gar nicht so viel merken, ebensowenig wie von ihrer abgöttischen Liebe. In dem Häuschen, welches ein Hüttchen sein konnte, müßte jedes Ding wie von selbst gehen. In ihrer Pflege sowohl wie überhaupt in ihrer Liebe müßte alles leise, ganz leise sein, fast lautlos. Um in einem Gleichnis zu reden: ihre Liebe mußte auf weichen Socken schleichen, daß er ihren Schritt in seinem Leben gar nicht vernahm. Er hatte zu arbeiten und zu studieren, hatte anderen zu helfen, an andere zu denken, für andere zu leben. So mußte sie denn für ihn leben; und zwar in einer Weise, die ihn bei seiner Arbeit nicht störte, die er gar nicht beachtete, wie gesagt, kaum merkte.

Es hätte so schön werden können. Ach, zu schön, um möglich zu sein. Und Fräulein Crescentia fühlte sich trotz der „Cavalleria“ und des französischen Romans recht unglücklich.

War im Herrenstübel von dem hochgewachsenen und anmutslosen Töchterlein der blauen Genziane einmal die Rede, so pflegten die Meinungen sämtlicher Honoratioren einstimmig zu sein: „Garstig, aber brav! Recht garstig, aber sehr brav.“

Einige meinten: „Schade, daß sie so gebildet ist.“

Der geistliche Herr aber sprach: „Das Cenzl ist so brav, daß man vergißt, wie sie nebenbei auch häßlich ist. Kreuzbrav ist das Cenzl! Das ist eine, die das Herz am rechten Fleck hat. Allerdings das Herz mehr als den Kopf. Aber auf das Herz kommt es an bei einem Mädchen. Und darum sage ich euch: das Cenzl ist eine, die einen Mann glücklich machen kann. Freilich muß dieser Mann danach sein. Mit anderen Worten: er muß das Herz am rechten Fleck haben und — den Kopf dazu.“

So waren im Herrenstübel die Gesinnungen über die heimlich und unglücklich Liebende, wenn auf diese einmal die Rede kam. Aber dies geschah selten; und freundlich beachtet wurde die einzige gebildete junge Dame nur von dem guten geistlichen Herrn, leider nur von diesem! Denn der andere, auf den allein es bei der ganzen Sache ankam, hatte zu viel zu arbeiten, zu studieren, zu lernen, er mußte heilen und helfen, mußte kämpfen und ringen, schwer und hartnäckig ringen gegen die Krankheit und das Unglück anderer, gegen die Unzulänglichkeit menschlicher Hilfe und seine eigene armselige Kunst, auch dann noch armselig, wenn er sein Bestes gab. Und das gab er immer. Unmöglich hatte der junge Arzt für irgend etwas anderes Zeit als für seine Arbeit und hilfreiche Thätigkeit. Und hätte er Zeit gehabt, den ganzen lieben langen Tag über Zeit und Weile, so wäre ihm trotzdem nicht in den Sinn gekommen, der Jungfrau auch nur mit einem Gedanken zu gedenken. Kaum erinnerte er sich bisweilen, daß es ein Fräulein Crescentia Bachmayer auf Erden gab und zwar in seiner nächsten Nähe; daß diese junge Dame in einem Institut

erzogen worden war, aus der „Cavalleria“ spielte und auch sonst sehr gebildet sein sollte. Der Gedanke, von der jungen Dame bei seiner Ankunft mit einem eigenhändig gepflückten Strauß beschenkt worden zu sein, war ihm noch immer unangenehm. Wenn er ihr daher im elterlichen Hause begegnete und sie höflich grüßte, so vermied er es — gerade, als hätte er ein schlechtes Gewissen — der jungen Dame ins Gesicht zu sehen. Trotzdem mußte er jedesmal denken: ‚Seltsam, wirklich seltsam, was für anmutslose Frauen es doch auf der Welt gibt! Auf derselben Welt, darin das Bildnis einer Psyche geschaffen werden konnte. Wie ist sie doch reizend!‘ Also an seine holde Göttin mußte er denken, wenn er über das arme häßliche Cenzl einmal flüchtig hinwegsah.

Ja, wäre sie krank oder nur etwas leidend gewesen — ja, dann! Aber sie war so gesund. Nun war für ein junges Mädchen eine solche blühende Lebensfrische eigentlich etwas Wunderhübsches; vollkommen gesunde Menschen waren eigentlich schöne Menschen; indessen Alkibiades hätte sich tausendmal mehr für die junge Dame interessiert, wäre sie ein „schöner Fall“ gewesen; etwa ein besonderer komplizierter, also besonders angenehmer Fall von Typhus. Aber Fräulein Crescentia schien die feste Absicht zu haben, für den jungen Arzt Zeit ihres Lebens vollkommen uninteressant zu bleiben.

IX.

Die Leute, die von Fräulein Crescentia bisweilen sprachen und beiläufig ihrer prächtigen Gesundheit erwähnten, hatten es „berufen“; und „berufen“ hatte es der junge Doktor, wenn er bisweilen im Vorübergehen die flüchtige Betrachtung angestellt: ‚Die junge Dame strotzt ja förmlich von Gesundheit!‘ Also trugen die Leute und es trug der junge Doktor die Schuld daran, als die Sache plötzlich anders ward. Weshalb hatten sie auch nicht einmal an den Tisch oder sonst einen Gegenstand geklopft und dazu feierlich gesprochen: „Unberufen!“

„Was das jetzt nur mit meinem braven Cenzl ist?“ meinte der geistliche Herr, als er eines Abends mit seinem Hausbewohner aus der blauen Genziane heimkehrte.

Alkibiades war ganz überrascht. Was sollte mit der jungen Dame sein? Konnte überhaupt etwas mit ihr sein?

„Bemerkten Sie an dem Fräulein Bachmayer etwas Ungewöhnliches?“

Dem jüngsten und beliebtesten Stammgast der blauen Genziane wäre es niemals in den Sinn gekommen, von dem anmutslosen Wirtstöchterlein als von Fräulein Zenz oder Crescenz oder nur Crescentia zu sprechen. Für ihn war sie in aller Würde das Fräulein Bachmayer.

„Bemerkten Sie's nicht schon längst?“ fragte der gute Herr zurück. „Sie wissen es doch sonst gleich, wenn es mit der Gesundheit unseres lieben Nächsten nicht ganz richtig steht. Ja! Desgleichen ungehörige Dinge wittern Sie bereits, noch bevor der Betreffende selbst davon etwas verspürt, bevor die Krankheit überhaupt da ist.“

„Aber das Fräulein Bachmayer ist ja kerngesund.“ Fast hätte er hinzugesetzt: ‚Geradezu brutal gesund!‘

„Meinen Sie? Nun sehen Sie sich mein braves Cenzl doch einmal daraufhin an. Mir scheint es mit ihr nicht ganz richtig zu stehen, und ich finde sie seit einiger Zeit auffallend verändert. Ich bin freilich kein Arzt.“

Plötzlich fiel dem Doktor ein, daß er das Fräulein Bachmayer lange Zeit nicht die „Cavalleria“ hatte spielen hören. Er war entsetzlich unmusikalisch, ein wahrer Musikbarbar, welcher Beethoven nicht von Mascagni unterscheiden konnte. Darum kam es ihm erst jetzt zum Bewußtsein, daß er das Virtuosenstück der jungen Dame seit längerer Zeit nicht gehört hatte.

In der Nacht wachte er auf und konnte so bald nicht wieder einschlafen, weil er überlegte, was in aller Welt dem Fräulein Bachmayer fehlen möchte? Und woher es wohl kam, daß der Pfarrer etwas gemerkt hatte, er aber nichts? Wirklich nicht das Geringste! Und das völlige Verklingen der rustikanischen Melodien war doch entschieden kein gutes Symptom. So geschah es, daß Alkibiades sich Unruhe machte, auf einen der seiner ärztlichen Obhut anvertrauten Bewohner Wildaus nicht besser achtgegeben zu haben.

Am nächsten Abend seine Schritte der blauen Alpenblume zulenkend, nahm er sich vor, das Versäumte nachzuholen und das Fräulein Bachmayer anzusehen — es scharf anzusehen, mit dem forschenden, dem durchdringenden Blicke des Arztes. Er bekam

jedoch keine Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen, da die junge Dame unsichtbar blieb. Weil er nun den ganzen langen Abend über auf sie wartete, so machte ihn das Nichterscheinen der langen Jungfrau ganz unbehaglich. Er mochte jedoch nicht nach ihr fragen.

Auch am nächsten Abend kein Fräulein Bachmayer! Wiederum fühlte er sich nicht in seinem gewohnten Behagen und wiederum unterließ er es, eine Erkundigung einzuziehen. Er ärgerte sich, weil keiner der übrigen Herren nach der Abwesenden fragte. Besonders der Pfarrer hätte sich wohl um sein braves Cenzl kümmern können. Cenzl — es war doch ein abscheulicher Name. So gewöhnlich! Der Name paßte zu der Person, die ihn führte und die gewiß eine sehr gute Person war: eben sehr „brav“. Übrigens besaß er, Alkibiades, wahrhaftig keinen Grund, über den Namen des Fräuleins sich aufzuhalten: sein eigner prachtvoller Name hatte ihn gerade nicht glücklich gemacht und besonders passend für ihn war er auch nicht.

Doch dann, als Fräulein Crescentia unsichtbar blieb, er auch die Klänge aus der Cavalleria nicht wieder vernahm, erkundigte er sich nach ihr. Er fragte die Mutter.

„Wo ist denn jetzt nur immer Ihr Fräulein Tochter?“

Frau Amaranth dankte für gütige Nachfrage. Der mütterliche Dank klang sehr würdevoll. Überaus würdevoll benahm sich die wackere Frau auch sonst in Haltung und Sprache dem jungen Arzt gegenüber; und zwar schon seit längerer Zeit.

Aber auch das hatte der Betreffende nicht gemerkt — selbst das nicht! Wie sollte er? Er besaß ja keine Ahnung von den Träumen der Herrscherin der blauen Genziane und davon, daß diese gewohnt war, ihre Träume in Erfüllung zu sehen.

„Ihr Fräulein Tochter ist doch wohl?“

„O ja. Ganz wohl. Danke. Sie sind sehr freundlich. Warum sollte meine Tochter nicht wohl sein?“

Alkibiades wurde etwas verlegen.

„Der Herr Pfarrer meinte“ —

„Ach so! Der Herr Pfarrer? Sehr gütig vom Herrn Pfarrer. Aber meine Tochter ist wirklich sehr wohl.“

Die Frau sah ihn so sonderbar an. Und jetzt merkte er auch ihren eigentümlichen Ton — endlich merkte ihn der Gute! In seiner Verwirrung äußerte Alkibiades, wie sehr er bedauerte, das Fräulein jetzt gar nicht mehr zu sehen, und schließlich bat er die Frau Wirtin, ihr Töchterlein bestens von ihm zu grüßen.

„Danke dem Herrn Doktor verbindlichst. Der Herr Doktor sind wirklich sehr freundlich.“

Was hatte die Frau nur? . . . Wirklich sehr sonderbar. (Fortsetzung folgt.)

Mädchenlied in der Sommernacht.

Von

Gustav Falke.

Hört die lauten Liebesfänger!
Hold erklingt der dunkle Hain.
Schwestern, schweigen wir nicht länger.
Jedes Herz stimmt zärtlich ein.

Aber wenn nun durch den Garten
So viel süßes Singen tönt,
Einen weiß am Thor ich warten,
Der aus Warten nicht gewöhnt.

Amor mit den raschen Flügeln,
Er versuch' auch hier sein Glück.
Kann er seine Lust nicht zügeln,
Wer von uns weist ihn zurück?

Bei dem Lied der Nachtigallen,
Ach, in all dem Klang und Duft,
Steigt der heimlichste von allen
Wünschen aus der Herzensgruft.

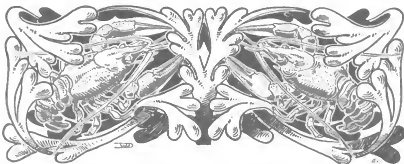
Um die mitternächtige Stunde,
Die den Geistern Freiheit gab,
Löst sich leis von jedem Munde
Der geliebte Name ab.

Und so schwirrt's in Sommernächten,
Singt's und klingt's um Busch und Beet.
Thoren, die an Schlummer dächten,
Wenn die Nacht in Rosen steht.





Iris. Nach dem Gemälde von Ludwig von Hofmann
(Berliner Secession 1900.)



Hummern, Krebse und Konsorten.

Von

Castor.

Mit Vignetten von **W. von Debschitz** und elf Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Befürchten Sie keine zoologische Vorlesung! Ich bin in der Biologie der Krustentiere gänzlich unerfahren. Genauer ist mir nur die Naturgeschichte einer Krebsart bekannt, derjenigen, die im Buchhandel eine — und zwar eine recht traurige Rolle spielt: Verleger und Sortimenter nämlich nennen diejenigen Bücher, die nach der Leipziger Ostermesse unverkauft zu ihren Penaten zurückkehren, Krebse. Ich habe leider diesen bedauerlichen Krebsgang auch an einigen meiner eignen unsterblichen Werke schmerzlich kennen gelernt.

Kurz und gut, ich weiß von den Krebsen so gut wie gar nichts — bis zu dem Augenblick, wo sie auf dem Markte erscheinen, um ihrer höheren Bestimmung zugeführt zu werden. Den letzten wichtigsten Stadien ihres Daseins aber habe ich seit Jahren ein wahrhaft gewissenhaftes Studium gewidmet, das das ganze Geschlecht der Krustaceen liebevoll umspannte, soweit sie — eßbar sind. Es ging mir dabei, um dies vorauszuschicken, wie einem Studiosus in hohen Semestern: je länger das Studium währte, desto mehr Geschmack fand ich daran, aber desto kostspieliger wurde es auch. Es gibt ja nur sehr wenige Objekte der Küche, an denen die höhere Kochkunst aller Länder in gleichem Umfang herumgedoktert hat, als an diesen reaktionärsten aller Geschöpfe. Ich kenne nicht weniger als 105 verschiedene Arten, dem Flußkrebs seine besten Seiten abzugewinnen, und nicht weniger als 145 Hummergerichte zählt Blühers großes „Meisterwerk der Speisen und Getränke“ auf!



Der Oberkellner.

Ein teures Studium! Was man in der Jugend versäumte, muß man eben im Alter mit schweren Opfern nachholen. Wenn in den Jahren, in denen ich mit einigem Verständnis zu essen lernte, auch die schönen Zeiten längst vorüber waren, von denen die Chronisten erzählen, da man die Krebse hätte verfaulen lassen, nur um die sogenannten Krebssteine zu

gewinnen, so erinnere ich mich doch noch, daß man in Berlin ein höchst anständiges Gericht großer wirklicher Oderkrebse mit acht guten Groschen bezahlte; und ich habe noch vor 20 Jahren in Kiel eine Zeit erlebt, in der mir meine Köchin einen wunderbaren norwegischen Hummer — das sind die besten der Welt, nicht die Helgoländer — für 75 Pfennige auf den Tisch brachte. Tempi passati!

Ein „schweres“ Studium, könnte man auch sagen. Indessen, ich glaube gar nicht recht



ten gehört die Dame meiner Bekanntschaft, die die größte Künstlerin im Krebskochen ist; von einem Gericht Krebse à la bordelaise in ihrem Hause konnte man auch sagen: sie waren wie ein Gedicht.

Krebse gut zu kochen, ist nämlich eine Kunst. Wir sitzen in Berlin ja, was das



Schwedische Krebse.

daran, daß die lieben Krebse wirklich den Ruf der Unverdaulichkeit so sehr verdienen, wie er ihnen zugemessen wird. Zumal den Hummer machen die Zuthaten meist „schwerer“, als er an sich ist; er muß für das begleitende Mayonnaisenöl mitbüßen. Etwas anderes ist es, daß manche Menschen Krebse aller Art überhaupt nicht vertragen können, nach ihrem Genuß regelmäßig von einer Art Nesselfieber befallen werden. Es gibt tragikomische Geschicke: zu diesen Bedauernswer-



Material anbetrifft, sozusagen an der Quelle, denn Berlin hat seinen „Krebskönig“, Herrn Micha, der halb Europa versorgt. Heute sind es freilich nur noch selten Oderkrebse, wenn sie auch wohl noch so genannt werden. Die meisten Krebse, die nach Berlin kommen und, nachdem sie hier vielfach einer Mastkur unterworfen wurden, in alle Welt hinausgehen, stammen aus der Provinz Preußen, aus Rußland, aus Galizien, die besten, noch wirkliche Edelkrebse, aus Schweden und Finland. Aber eine schlechte Köchin verdirbt von vornherein selbst das schönste Gericht Krebse, wenn sie die Tiere nicht tadellos mit mehrmals gewechseltem Wasser abwäscht, wo-



Garneelenfischer an der Nordseeküste.
Aufnahme von W. Dreesen in Flensburg.

möglich mit einem kleinen Besen einzeln abreibt. Die grausame Unsitte, die Krebse und Genossen lebendig in kaltem Wasser aufzusetzen, ist jetzt wohl allgemein verpönt. Nur in den feinsten Pariser Restaurants bekommt man bisweilen noch Crabes à la créole, von denen wohl die wenigsten Gourmets wissen, daß die armen Kreaturen lebend in einem über flottem Feuer stehenden Topf mit Salz und Essig gethan wurden und sich in der angenehmen Mischung totkrabbeln mußten.

Der auf schlicht bürgerliche Art in Salzwasser, etwas Essig und Butter gekochte Krebs in allen Ehren, — es gibt aber doch noch wirkliche Veredelungen der Krebskochkunst. Da sind zunächst zu nennen Krebse à la bavaroise, wie der Franzose sagt, in möglichst gutem Weißwein mit feinen Kräutern gekocht und mit einer Sauce angerichtet, zu der Madeira und Fleischbrühe die wichtigsten Zuthaten bilden; da sind weiter die Krebse auf bordelaiser Art, wie der Deutsche sagt, lobend zu erwähnen, bei



Crevettenfischer an der Bretannischen Küste.



Sortieren der Krebse in der Handlung von Micha-Berlin.

der sie in Chablis mit Schinkenwürfelchen, Pilzen, Petersilie und ganz, ganz wenig Knoblauch gekocht werden, welche Mischung nachher mit Butter und Mehl gebunden und mit Tomatensauce beigegeben wird; da erinnere ich mich persönlich mit besonderem Wohlgefallen eines Gerichts Krebse, das ich einst unfern der sogenannten Drei Kaiser-Ecke, in dem Winkel zwischen Deutschland, Österreich, Rußland, in einem stockpolnischen Gutshause vorgesetzt erhielt: Krebse in Weißwein und Wurzelwerk gekocht, dann aber in einer



Butter geschwungen, die mit saurer Sahne und geriebener Semmel vermischt war. Da gibt es Krebse in süßem Rahm gekocht — aber ich will hier ja kein Kochbuch schreiben. Nur des köstlichen, viel zu wenig gewürdigten Krebssalates möchte ich noch kurz Erwähnung thun, den Kaiser Wilhelm der Große so sehr liebte wie Friedrich der Große die Aalpastete, und dann die wundervollen Zusammenstellungen von Krebsfleisch mit Spargelspitzen, von Krebsfleisch mit ganz zarten Schoten, wobei die letzteren eigentlich mit winzigen Würfeln durchwachsenen Specks und ein klein wenig Chalotte zubereitet sein sollten, à la bonne femme.

Krebsnasen — Krebsschwänze: wie unendlich mannigfach sind sie in der besseren Küche zu verwenden! Ich kenne freilich auch einen Fall, in dem richtig angewandte Krebsschwänze sogar etwas wie eine Palastintrigue herbeiführten. Der regierende Sultan hatte sich einen Küchenchef verschrieben, einen Monsieur André, einen ausgezeichneten Beamten, der aber gar nicht recht zu der allerhöchsten Gnade gelangen wollte, welche er so sehr ambitionierte. Er stand daher im Palais schon sozusagen auf dem Aussterbeetat. Da ließ ihn eines Tages nach dem Frühstück der Padischah vor sein erlauchtes Angesicht fordern; mit schlotternden Knieen soll er erschienen sein, denn ein armer Leibkoch am Goldenen Horn ist nie sicher, ob ihm nicht einer der Vorkoster irgend einen gefährlichen Schabernack gespielt hat, z. B. Leibgrimmen fingiert, um den Koch in den Verdacht der Giftmischerei zu bringen. Aber der Beherrscher aller Gläubigen war rosiger Laune. Er deutete auf eine silberne Riesenschüssel. „Was ist das?" — „Pilaf mit Krebsschwänzen à la Nantua, Majestät!" — „Gut, — davon will ich jetzt täglich ein Gericht haben, denn es ist unübertrefflich!" Tief neigten sich die Schranzen vor dem beseligten Koch, als er in seine Küche zurückeilte, ganz erfüllt von dem Gedanken an die Krebsschwänze à la Nantua und schon im Vorgefühl des Medjidieordens, am goldenen Löffel zu tragen. Aber die Krebsschwänze und der Orden wurden ihm zu Essig. Denn wenige Tage später verdarb der Sultan sich den Magen, und Monsieur André mußte froh sein, mit heiler Haut in das französische Gesandtschaftspalais zu entrinnen. Ob die Geschichte wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls gibt sie Monsieur André, der zur Zeit eine Restauration in der Pariser Weltausstellung unterhält, mit Vorliebe zum besten. Aber Krebsschwänze à la Nantua kenne ich und schätze ich, und da wohl kein deutsches Kochbuch von ihnen berichtet, will ich hier erwähnen, daß sie mit Sahne und feinen Kräutern in Fleischbrühe gekocht werden müssen; Nantua aber ist ein französisches Städtchen im Departement Ain, ausgezeichnet durch seine Milchwirtschaft.



Helgoländer Hummernfischer.

Krabben, Garneelen, Garnaten; crabes, crevettes; crabs, shrimps — wer liebt sie





nicht! Es gibt ihrer unzählige Arten, von denen für den Tisch aber eigentlich doch nur drei in Betracht kommen: die Sandgarneele, die auch beim Kochen nicht rot wird, die ausgezeichnete, gekocht lichtrote italienische Garneele aus dem Mittelmeer und die gekocht gelblichrote Steingarneele, die an den deutschen, französischen, englischen Küsten in Menge gefangen wird und bei uns kurzweg Ostseekrabbe heißt. Man bereitet sie, namentlich in Frankreich, auf die künstlichsten Weisen, aber ich habe immer gefunden, daß dabei mehr Künstelei als kulinarisches Verständnis mitspricht. Höchstes Lob verdient hier nur der einfache Garneelensalat und die gekochte Garneele als Hors-d'oeuvre (fehlt neben Radieschen fast nie auf einer besseren Pariser Tafel) oder zum schlichten Butterbrot. Eine schöne Frau mit schlanken weißen Fingern ein Semmelchen mit rosenroten Krabben geschickt zurechtmachen zu sehen — das ist an sich ein Genuß.

Und nun der stolze Hummer und die die Langouste, die großen prächtigen Meereskrebse. Hoch tönte zu allen Zeiten ihr Loblied durch alle gastrosophischen Epen, wobei freilich auch das Drollige mit unterlief, daß Alexander Dumas der Ältere, von allen Franzosen dieses Jahrhunderts, selbst Carême und Gambetta nicht ausgenommen, wohl der Sachverständigste in Küchenfragen, den Hummer hochpoetisch den „Kardinal des Meeres“ nannte, obwohl das brave Krustentier seinen roten Mantel doch erst — im Tode gewinnt. Aber recht hatte er darin, daß er den Hummer vor allem pries: ich wenigstens habe nie verstehen können, wie man die scherenlose Langouste über einen norwegischen Hummer stellen konnte; auch nicht, nachdem ich kürzlich bei Paillard in Paris Escalopes de langouste à la Beauharnais aß. Die Langouste ist ein sehr verdienstvolles Tier, aber sie reicht an einen tadellosen Hummer nicht heran, was auch immer Gegenteiliges behauptet werden mag. Es scheint mir kein Zufall, daß erfahrene Köche sie gern mit allerlei Zuthaten geben: mit Trüffelscheiben (à la Roland), mit Karisauce (à l'indienne), mit rotem Pfeffer (à la Doria) ꝛc. Ich weiß sehr wohl, alle diese Künste werden auch für den Hummer angewendet, in der wirklichen Praxis aber doch viel seltener.

Bei uns in Deutschland kannte man bis



Hummernfischer von Helgoland.





Ein Langoustengericht aus dem Restaurant Henry in Paris, Rue Saint Augustin.

vor einigen Jahrzehnten, von fürstlichen Küchen abgesehen, fast nur den kalten Hummer, in Aspik oder Mayonnaise; selbst die Hummersuppe erschien außer in Hamburg selten auf dem Tisch. Das hat sich neuerdings geändert. Man hat erkennen gelernt, daß der warme Hummer dem kalten an Feinheit des Geschmacks mindestens gleich steht, an Verdaulichkeit ihm überlegen ist — er ist zu Ehren gekommen. Sei es, daß man ihn, was ich vorziehe, mit frischer Butter oder mit Revigotesauce gibt; sei es, daß man ihn à la parisienne in Weißwein



Homards à la Provençale. Tafelaufsatz, gefertigt von Emil Koenig, Großherzogl. sächs. Hofküchenmeister.



Homards à la Provençale.
Tafelaufsatz, gefertigt von Emil Koenig, Großherzogl. sächs. Hofküchenmeister, anläßlich der goldenen Hochzeit des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar und der Großherzogin Sophie.

und Kräutern kocht und von einer Tomatensauce oder gar à la Delmonico von einer gepfefferten Rahmsauce mit Madeira begleiten läßt. Wenn unsere verehrten Köche immer noch, zumal bei Büffets und großen Diners, den kalten Hummer, den ich übrigens auch, nur nicht ausschließlich, verehre, mit einer gewissen Vorliebe auf die Tischkarte setzen, so geschieht dies nicht zuletzt, weil sie ihn gern zu kunstvollen Arrangements, Pyramiden ꝛc. verwenden, zu wahren Schaugerichten, an denen sich ihre Geschicklichkeit und ihr Stolz genug thun kann. Man könnte ein kleines Werkchen über diese Aufbauten, die pièces montées, schreiben, zu denen sich ja der Riesenkrebs in rotem Gewande auch vortrefflich eignet. Einige Arrangements haben geradezu Berühmtheit erlangt und sind typisch geworden, so die nach Herrenhausener Art (wie denn überhaupt die Küche des letzten Königs von Hannover unter Baron Malorties Leitung noch heute vielfach als vorbildlich gilt) oder die nach Clemens Brentano mit der Stearin-

figur in der Mitte und dem Ragout in den Hummerscheren. Beiläufig: Clemens Brentano ist meines Wissens der einzige deutsche Dichter, der einem Gericht seinen Namen gab.

Ich erzählte oben, daß Kaiser Wilhelm I. ein großer Freund von Krebssalat war. Größer aber war noch seine Vorliebe für Hummer. Man überliefert darüber ein niedliches Geschichtchen. Der große König, bekanntlich ein sehr guter Haushalter, hatte sich eine Zeitlang bei seinem Koch sozusagen in Pension gegeben, d. h. dieser erhielt für die tägliche Tafel eine Pauschalsumme. Zur besten Hummerzeit aber wollte der hohe Herr durchaus täglich Hummern haben, und als sie einige Tage ausblieben, ließ er seinen Chef heraufbitten. Der aber zuckte die Achseln: „Verzeihung, Eure Majestät — das wird mir zu teuer!“ Darauf schritt der Monarch einigemal schweigend im Zimmer auf und ab und sagte endlich in seiner milden Art: „Ja — ja! Das sehe ich ein. Aber, mein Lieber, wenn es möglich ist, wenigstens ein paarmal in der Woche! Ich esse sie doch so gern!“ Also geschah es. Später mußte freilich Exzellenz von Lauer sich ins Mittel legen, des Kaisers Leibarzt — und die Hummern kamen nun doch immer seltener und seltener auf des Greises Tafel.

Für die verehrten Hausfrauen unter den Leserinnen möchte ich zum Schluß noch auf eine Art der Verwendung von Hummernresten hinweisen, die in Frankreich beliebt ist; wie denn überhaupt die französische Küche in der praktischen Restverwendung als musterhaft gelten muß. Ich habe die Hummercroquettes im Sinne: der Teig aus Hummerstückchen, Hummerrogen, Eigelb, Butter, Rahm und etwas Fleischbrühe wird in längliche Formen geteilt, in geriebener Semmel gerollt, ausgebacken und mit Petersilie garniert aufgetragen. Ein ausgezeichnetes kleines Vorgericht — nur, bitte, versuchen Sie es nicht mit Hilfe von amerikanischem Büchsenhummer. Dieser ist für eine gute Zunge immer bedenklich; Hummern müssen sich wohl nicht zum Konservieren eignen, selbst nicht in den allerschönsten luftdichtesten Blechbüchsen. Denn an sich sind die amerikanischen Hummern vortrefflich, und, nebenbei bemerkt, die amerikanischen Köche, von denen ich sonst nicht gerade schwärme, erfinderisch in der Zubereitung ihrer „Lobsters“. Ein „Lobster Washington style“ oder ein „Lobster Rushmore style“ sind Gerichte, vor denen jeder Kenner den Hut zieht.

Ich sehe, ich habe nun doch eine ganze Reihe Namen genannt, Zubereitungsweisen wenigstens angedeutet. Hoffentlich entspinnt sich kein Streit über sie, daß es nicht geht, wie den Herren Fontenelle und Du Bois, französischen Gelehrten und Gourmets des vorigen Jahrhunderts. Diese hatten im Monat März zusammen ein wunderschönes Bund Spargel gekauft, kamen jedoch über die Zubereitung in Streit. Fontenelle wollte die Spargel in Butter, Du Bois in Essig und Öl. Endlich teilten sie die Spargel. Da rührte Du Bois plötzlich der Schlag. Während aber die Dienerschaft um ihn beschäftigt war, eilte Fontenelle spornstreichs in die Küche und rief: „Mettez tous au beurre!“

So eigensinnig soll man nicht sein. Das ist nicht hübsch.



Helgoländer Hummer.



Marie von Ebner-Eschenbach.

Zum siebzigsten Geburtstage.

Von

Dr. Richard M. Meyer-Berlin.

Kaum jemals wurde es einer litterarisch begabten Natur so schwer gemacht, sich zu einem eignen Stil, zu einer festen Kunst- und Weltanschauung durchzuarbeiten, als in den Tagen nach der Revolution von 1848. Wer damals in die Jahre der Reife trat, für den mußte zunächst fast alles schwanken. Der Verlauf der Weltbewegungen hatte gleichmäßig die Schwäche der alten Regierungsart und des neuen Liberalismus offenbart. Die Tendenzdichtung der Herwegh und der Redwitz wurde weiten Kreisen unsympathisch, gerade weil sie auf sie zu große Hoffnungen gesetzt hatten; und die etwas schwächliche tendenzlose Märchen- und Erholungspoesie erschien wieder vielfach als ein Rückfall in die überwundenen Zustände einer „rein ästhetischen", unpolitischen Epoche. Ebenso stand es mit den religiösen, sozialen, wissenschaftlichen Fragen. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn überall starke Leidenschaften und Empfindungen sich bekämpft hätten; aber zumeist lächelten sich von rechts und links nur höhnischer Skepticismus und verbitterte Müdigkeit an.

Das war eine gefährliche Atmosphäre auch für starke Geister. Nur zu leicht konnte selbst die Besten solche Verzweiflung umfangen; und die große Dichterin selbst, in der wir nicht zum wenigsten auch die tapfere Bekämpferin der wohlfeilen Blasiertheit feiern — Marie v. Ebner Eschenbach selbst ist solchen Stimmungen nicht immer entgangen:

Das eilende Schiff, es kommt durch die Wogen
Wie Sturmwind geflogen.

Voll Jubel ertönt's vom Mast und vom Kiele:
„Wir nahen dem Ziele."

Der Fährmann am Steuer spricht traurig und leise:
„Wir segeln im Kreise". . . .

Wenn aber eine Seele diese Versuchungen überwand, wenn ein angeborener Trieb zum Besseren und Besten über diese Gefahren triumphierte, dann trat stahlhart und glänzend eine prächtige Kampfeslust an den Tag und ein unversiegbarer Idealismus. Das gilt ganz besonders für die litterarischen Jubilare der letzten Jahre, für Friedrich Spielhagen, für Paul Heyse, für Marie v. Ebner-Eschenbach.

Mehr noch als die anderen hatte sie zu kämpfen. Am 13. September 1830 wurde die Comtesse Dubsky auf dem mährischen Gut Zdislavitz geboren. Die mehrfache Verheiratung ihres innig geliebten Vaters bedeutete mancherlei seelische Unruhen, die ihr inhaltreicher Bericht über die eigne Jugend (in K. E. Franzos' Sammelschrift „die Geschichte des Erstlingswerks") nur leise andeutet. Eine stürmische Produktionslust hatte sich mit dem ererbten Mißtrauen der adligen Umgegend wider alles „Schriftstellertum" auseinanderzusetzen, obwohl sie in ihren Kreisen nicht wider jede bleierne Gleichgültigkeit ringen mußte, die Annette v. Drostes westfälische Freunde dieser entgegenbrachten. Aber der alte Grillparzer, dem man die Versuche der Comtesse Marie vorlegte, urteilte mit Recht, daß es ihr gar nicht möglich sein würde, von der „Kultivierung ihrer Anlage" abzustehen. Zu helfen vermochte er ihr nicht. So schrieb sie ohne Unterlaß Romane, historische Dramen, Satiren. Mit einem frühreifen Kunstverstand paarte sich eine ausgesprochen pädagogische Tendenz. „Besser wollte sie die Menschen machen und dadurch glücklicher. Zur Liebe wollte sie sie erziehen, zum Mitleid; sie wollte in jedem einzelnen einen Feuereifer für fremdes Wohl,

eine freudige Achtung für fremdes Verdienst erwecken." Aber wie dem „jungen Fürsten", von dem sie dies eigentlich berichtet, fehlte auch ihr noch die Begleitung jener weisen Fee, die meist zu spät kommt, der Erfahrung. Den schön gedachten Werken fehlte noch die Reife.

Doch die stetige Arbeit, der treue Ernst der Selbsterziehung thaten ihre Pflicht. Die junge Gräfin war längst vermählt, als endlich der Ruhm kam — der nun verdiente Ruhm. Ein tüchtiger österreichischer Genieoffizier aus einer altadligen, ursprünglich nürnbergischen Familie, der vor wenigen Jahren als General verstorbene Moritz v. Ebner-Eschenbach, errichtete mit ihr jenes stille Heim, das die liebenswürdige kleine Erzählung „der Muff" anmutig schildert. Kinder waren ihr nicht beschieden; doch im eigentlichen wie im uneigentlichen Sinne durfte die große Kinderfreundin, die produktive Schriftstellerin ausrufen: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder!" Nun waren es kräftige, lebensfähige, erobernde Kinder, die sie in die Welt sandte, Romane, Novellen, Sprüche, die sie den ersten unter den Schriftstellern ihrer Zeit beigesellten. Zu bescheiden dachte sie selbst, doch mit ruhiger Freude, dieses langsamen Emporklimmens: „Man lasse mich mit frühen Triumphen ungeschoren, sie sind nicht selten die Vorboten späterer Niederlagen. Wer vermag sich von der im raschen, glücklichen Schwung der Jugend erreichten Höhe noch höher emporzuschnellen? Meistens bleibt es bei dem glorreichen Anfang, und was nachkommt, ist ein Sinken, wenn's nicht gar ein Stürzen ist." (Ach! sie hat hier nur zu vielen „hoffnungsvollen jungen Talenten" der Gegenwart das Prognostikon gestellt!) „Da lob' ich mir mein bescheidenes Streben, das mich allerdings nicht auf die Höhe, aber doch auf eine Anhöhe geführt hat." So denkt die Generalin im „Muff". Nun, wir wissen es längst, daß Marie v. Ebner-Eschenbach auf die Höhe gelangt ist!

Auf die Höhe zunächst reifer Kunstvollendung. Sie ist eine Meisterin des Stils, sie ist eine Meisterin der Technik. Ein klares, reines, dabei immer durchaus persönlich gefärbtes Deutsch hebt ihre Schriften von der turbulenten, unausgegorenen Art so vieler anderer Schriftstellerinnen, von dem nüchternen korrekten Ton mancher Altersgenossen ab. Am höchsten steht ihre Sprachkunst in jenen „Aphorismen", die man nie ohne Belebung, Belehrung, Erbauung aufschlagen kann. Ihre Form wetteifert mit der der berühmtesten französischen „Pensées"; ihr Inhalt macht sie unserem Herzen so wert wie die kalten Sentenzen eines Larochefoucauld nie werden können. „Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: — alle dummen Männer." „Die Palme beugt sich, aber nicht der Pfahl." „Wir können uns nie genug darüber wundern, wie so wichtig den anderen ihre eignen Angelegenheiten sind." „Es gibt keine schüchterne Lehrlinge mehr, es gibt nur noch schüchterne Meister." „Liebe ist Qual, Lieblosigkeit ist Tod." „Liebe alle Menschen, der Leidende aber sei dein Kind."

Nicht minder vollkommen ist die Abrundung in ihren „Parabeln und Märchen" — einer gerade heut so vielfach gemißbrauchten Gattung. Aber auch in ihren Erzählungen fehlt niemals dem Gedanken der genau treffende Ausdruck. Deshalb besitzt auch ihre Sprache eine so erstaunliche Modulationsfähigkeit. Der furchtbare Ernst von „Unsühnbar" und die heitere Ironie der „Kapitalistinnen" oder der „Zwei Comtessen", die aufgeregte Hast, die in bestimmten (auch inhaltlich verwandten) Situationen des „Gemeindekinds" an Sudermann denken läßt, und die fest, würdig, fast pomphaft einherschreitende Ruhe in „Božena" entsprechen der Eigenart dieser Geschichten. Und wieder innerhalb der größeren Romane — wie fein weiß ihre Rede sich den Momenten der Handlung anzupassen. Ihre Meisternovelle „Oversberg" könnte man, wenn man barbarisch genug sein wollte, zu Vorlesungen über die Abhängigkeit der sprachlichen Form vom Inhalt benutzen.

Und wie den Stil beherrscht sie die Technik. Eine kleine Schwäche haftet ihr an: die Einführung der Personen, einer der schwierigsten Punkte in der epischen Kunst, macht ihr allemal etwas Mühe. Die resolute Art, mit der etwa Spielhagen oder Sudermann ihre Personen am Kragen packen und vor uns hinstellen, oder die etwas umständliche Eleganz, mit der Paul Heyse oder Ferdinand v. Saar unsere Bekanntschaft mit ihren Figuren vermitteln,

sind ihr gleich fremd. Mit einer gewissen liebenswürdigen Verlegenheit stellt sie uns ihre Menschen vor, etwas zu absichtlich, damit wir sie ja nicht verkennen. Aber ist dieser Augenblick überwunden, so spielt sich die Handlung mit makelloser Kunst ab, folgerichtig und doch nicht in der gräßlichen Geradlinigkeit gewisser neuerer Romane besonders von weiblicher Hand, spannend und doch kaum je „romanhaft“ im üblen Sinne, voller Lebenswahrheit und doch stets weit entfernt von rohem Naturalismus. Von ihren drei großen Romanen zeigt „Božena“ (1876), die Geschichte einer mährischen Magd, noch gewisse Kunstfehler: die Absicht gewisser Episoden tritt zu deutlich hervor, der Schluß ist gewaltsam ins Versöhnliche umgebogen. Aber „das Gemeindekind“ (1887) konnte in der ungeheuren Kraft seiner Figuren schon mit jenem anderen Frauenroman wetteifern, den Marie v. Ebner jederzeit rückhaltslos bewundert hat: mit der „Letzten Reckenburgerin“ der Luise von François. Und „Unsühnbar“ (1891) stellt sich kühn neben noch größere Nebenbuhler. Das Problem fordert zu einem Vergleich mit Fontanes „Effi Briest“ heraus: wie eine edle, tüchtig angelegte Natur fast wider ihren Willen, gleichsam in geistigem Schlaf in Schuld und Untreue verstrickt wird und wie sie nun diesen Widerspruch gegen ihre eigne Natur grausam büßt, das schildert Fontane mit einem größeren Reichtum des Details, Frau v. Ebner mit mächtigerer Kunst der Gesamtanlage. Und in der Fähigkeit, aus den Gesprächen der Gestalten, aus ihrem an sich scheinbar bedeutungslosen täglichen Thun, ja aus leisen Winken über Kleidung und Haltung die Atmosphäre der ganzen Handlung erkennen zu lassen, in dieser echt dichterischen Kraft der „indirekten Veranschaulichung“ wüßte ich diesem Meisterwerk nur ein freilich noch größeres in der deutschen Litteratur an die Seite zu stellen: Goethes „Wahlverwandtschaften“.

Die Sicherheit der Technik nutzt sie gern zu kleinen Virtuosenstückchen aus. Wie Conrad Ferdinand Meyer erschwert sie sich die Erzählungen, in dem sie einen anderen vortragen läßt, so daß sie sich des eignen Stils zeitweilig entäußern muß. Nie bleibt das aber, wie nur zu oft bei Heyse, ein leeres Spiel; die Hörer greifen in den Vertrag ein, setzen ihm Lichter auf („Die Resel“; „Oversberg“; „Er läßt die Hand küssen“), sie helfen uns ungezwungen in das Miterleben hinein.

Und doch — hab' ich an Marie v. Ebner so viel zu rühmen, was Sprache und Technik angeht, das Höchste ist das nicht, was an ihr zu preisen ist. Gewiß gilt das viel, viel gerade in einer Zeit, die zu „genialer“ oder auch einfach — zu ungeschickter Verwahrlosung der Form neigt. Gerade deshalb hat auch die Dichterin, die gern und eingreifend kritisiert, gegen gewisse litterarische Verwilderungen in bitterer, zuletzt selbst zu bitterer Satire („Bertram Vogelweib“ 1896; „Alte Schule“ 1897) angekämpft und den Naturalismus fast als eine moralische Verirrung aufgefaßt. Das ist sicherlich ungerecht; aber es ist gerade bei ihr begreiflich. Denn wie nur selten bei einer durchaus künstlerischen Natur geht bei ihr das moralische Ideal mit dem ästhetischen Hand in Hand.

Menschen bilden ist wohl die höchste Aufgabe aller Kunst: Menschen bilden in doppeltem Sinn. Die Kunst will Gestalten schaffen, die wie lebendige Menschen dastehen; und sie will durch ihre Schöpfungen erbauend und beglückend oder läuternd auf den Menschen wirken. Leicht verirrt sich da der Künstler in ein unerfreuliches Moralisieren, klebt abschreckende Intriganten und noch viel unerträglichere Mustermenschen auf einen Bogen zusammen und versäumt über der pädagogischen Absicht die künstlerische. Davor schützt unsere Dichterin bei aller Lebhaftigkeit ihrer erzieherischen Neigungen ihre hohe Kunstauffassung. Und wieder vor einer kühlen Darstellung von Personen, die jenseits von Gut und Böse nur „sich ausleben“ wollen, behütet sie ihr warmer Anteil an allem Menschlichen. Sie wuchs in einer Grenzlandschaft auf, wo deutscher Adel und slavische Erbunterthanen zum Vergleich herausforderten. Die deutschen Herren sah sie nur zu oft der Pflichten vergessen, die ihre Stellung ihnen auferlegte; nicht roher Übermut, wie bei ihren polnischen Nachbarn, aber Lässigkeit, Bequemlichkeit, Vergnügungslust, zuweilen auch doktrinäre Härte ließ die Gutsherren oft zum Unheil ihrer Untergebenen werden. Und in diesen selbst sah sie prächtige Anlagen zu vollen, schönen Menschenbildern, wie „Božena“ und die

glänzende Novelle „Mažlans Frau" sie malen, allzu oft durch Not und Elend verkümmern. Diese Erfahrung ward zu dem großen Erlebnis ihrer Dichtung. Immer wieder hatte sie es beobachtet, wie die unschätzbarsten Gelegenheiten versäumt wurden. Ein vornehmer, reicher, kluger Mann kann ein Stück Landes zum Paradies umschaffen; ein begabtes Mädchen kann zu einer alles um sie herum beglückenden Frau werden; ein treuer Diener zum unschätzbaren Halt des Hauses. Immer wieder wachsen solche Naturen hervor, versprechen viel — und werden im entscheidenden Punkt der Entwickelung umgebogen, verdorben. Da leidet es die leidenschaftliche Seele der Dichterin nicht mehr. Sie springt herzu; sie faßt gleichsam mit geistigen Fingern die mit Keimen aller Art erfüllte Seele. Nun läßt sie sie auf einem neuen Boden sich auswachsen. Nicht wie Zola geht sie von vorhergefaßten Meinungen aus: mit unendlicher Liebe beobachtet sie jedes Symptom, wartet wie eine Krankenpflegerin auf jeden Moment der Erregung, der Gefahr, und verliert nie die Geduld. Deshalb gibt es bei ihr nicht jene „öden Stellen", die in so vielen auch guten Romanen das abnehmende Interesse des Erzählers verraten. Deshalb ist sie eine so feine Psychologin: die Liebe macht sie helläugig. Und das eben gibt ihren Erzählungen die Eigenart. „Der Philosoph zieht seine Schlüsse, der Poet muß die seinen entstehen lassen", sagt sie selbst. In jedem Augenblick muß sie mit allen Sinnen bei der geliebten Seele sein, um zu sehen, wie nun Schicksal, Umgebung, eigne Absichten einwirken: sie muß jede leise Regung entstehen lassen und verfolgen. Wie in einer wahrhaftigen Natur das Schicksal die Lüge aufkommen läßt und sie doch nicht Herr werden lassen kann über die Seele („Unsühnbar"), wie böse Anlagen sich mit geheimnisvoller Hartnäckigkeit behaupten („Das Schädliche"), wie ein verborgener Keim zu voller Kraft erweckt wird („Der Kreisphysikus", „Nach dem Tode") — all das muß sie beobachten, muß sie treulich verzeichnen, ohne Schönfärberei, ohne Schwarzmalerei. Dafür jauchzt aber ihre ganze Seele, wenn einmal das Experiment geglückt ist, wenn einmal eine hohe und reine Anlage sich gegen alle Versuchungen und Gefahren behauptet, rein und edel das Höchste gelingt: vollkommene Ausbildung schöner Anlagen. Deshalb klingt durch die unübertreffliche Novelle „Oversberg" trotz aller Tragik der Erlebnisse ein so heller Ton der Menschenfreude; deshalb wird selbst in einem direkt pädagogisch angelegten Buch wie „Rittmeister Brand" die ästhetische Freude an dem Schönen mächtig über den moralischen Ärger an dem Schlechten.

Und das bleibt gerade uns Deutschen doch stets das Höchste an unseren Künstlern: die Persönlichkeit. Eine schöne Parabel, „Die Siegerin", erzählt von dem unzerstörbaren Glauben der Dichterin an die Güte. Oft kommt sie dem Pessimismus nahe; denn immer wieder sieht sie das Beste verwahrlost, sieht verhätschelnde Umgebungen, lässige Herrschaften, schlechte Regierungen die gute Saat im Kind, im Diener, im Volk verderben. Aber immer wieder „mit Steinen beworfen, von den Pfeilen des Undankes durchbohrt, hundertmal niedergezwungen erholt die Güte sich immer wieder unverwundbar, unüberwindlich und tritt von neuem in den wütenden Kampf". Nur zu vielen fehlt heut dieser rettende Glaube. Marie v. Ebner besitzt ihn, weil ihre leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Vollkommenen sie nicht verzweifeln läßt. Sie besitzt ihn, weil die feinsinnige Beobachterin wohl doch auch das Gute siegen sah. Sie besitzt ihn, weil ihr eignes Leben ein Beispiel siegreicher Selbstzucht, glücklichsten Überwindens bietet. Und deshalb danken wir zu ihrem 70. Geburtstag nicht bloß der Künstlerin, nicht bloß der Erzieherin, sondern nicht zum wenigsten auch der Trösterin und Helferin Marie v. Ebner-Eschenbach!



Wie ich Marie von Ebner-Eschenbach kennen lernte.

Von

Hermine Villinger.

Mit fünf Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1884 in Berlin saß ich in der sogenannten „guten Ecke" meiner lieben Freunde, und jemand las den „Krambambuli" vor. Ich gehörte damals längst zu den eifrigsten Leserinnen und Verehrerinnen der Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach, und die Geschichte des Hundes Krombambuli ergriff mich aufs tiefste. Mein Taschentuch wurde zu einem kleinen nassen Klümpchen bei der Schilderung von Krambambulis Seelenkämpfen, als er sich plötzlich zwischen seinen ersten und seinen gegenwärtigen Herrn gestellt sah. — „Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf empor gehoben, als riefe er den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht er — seinem ersten Herrn zu. —

Und Krambombuli geht elend zu Grunde, denn er getraut sich nicht zu seinem zweiten Herrn zurück; jenseits der Wiese sieht man ihn oft sitzen, am Waldessaum, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachtend.

Während ich über Krombombuli weinte, beschloß ich in mir: „Du dankst dieser Frau für all das Schöne, Gute, Warme, das sie dir und so vielen gegeben hat —"

Mit meinem Dank schickte ich ihr mein erstes Buch und erhielt beinahe umgehend den herzlichsten, wohlwollendsten und liebevollsten Brief.

So war sie ja, die ganze volle Herzensgüte dieser Frau, die der Anfängerin nicht nur eine Hand, nein, gleich beide Hände zum Willkommgruß entgegenstreckt.

Es ließ mir nun keine Ruhe mehr, ich mußte Marie von Ebner-Eschenbachs persönliche Bekanntschaft machen. Und so fuhr ich denn im Jahre 1886 zum erstenmal nach Wien. Es war im Frühling; heller Sonnenschein lag über der alten Kaiserstadt; um den Stephansturm, an dem ich vorüberkam, flotterten weiße Tauben, deren Flügel wie Silber glänzten; unten auf der Straße gingen schöne, elegant gekleidete Menschen, Blumen- und Apfelsinenverkäuferinnen boten ihre Ware an; alles war so farbig, so lebendig, darüber der tiefblaue Himmel. Aber weiter, weiter, die Roteturmstraße, das Haus Nummer 27 war mein Ziel. Ich hatte es erreicht, ich eilte die Treppen hinauf. Der Diener führte mich durch das Vorzimmer, noch ein paar Schritte, und ich stand Marie von Ebner-Eschenbach gegenüber.



Marie von Ebner-Eschenbach als junge Frau.

Ich kann sie nicht beschreiben — nur so viel: — es ging ein Zauber von ihr aus, vor dem sich mein ganzes Innere beugte. War's die große Herzensgüte, die ihr aus den Augen schaute, in ihrem Händedruck lag — die vollendete Lebensform, die einzige Anmut ihres Wesens? War's das Gefühl ihrer Bedeutung, der Gedanke: Du stehst vor unserer besten, edelsten und geliebtesten Schriftstellerin? Ich weiß es nicht, ich stand und stehe noch heute unter dem Banne dieser einzigen Persönlichkeit. Sie schildern, unmöglich! Dazu fehlt mir die richtige Sehweite, dazu habe ich sie viel zu lieb. — Ich will nur versuchen einzelne Momente unseres Zusammenseins wiederzugeben; ihrer Bedeutung gerecht zu werden, vermag ich nicht; nur schildern möchte ich können, wie gut sie ist, was sie einem Menschen zu sein vermag, der ihr nahe steht und selbst dem, der ihr nur flüchtig begegnet. Man kann ihr alles sagen, und hat einer ein Leid, der ist bei ihr geborgen,



Marie von Ebner-Eschenbach mit 27 Jahren.
Nach einem Ölbilde.

denn Marie von Ebner-Eschenbach versteht zu trösten — „wie einen seine Mutter tröstet.“

Ich fuhr nun jedes Jahr nach Wien und hatte das Glück, täglich ein paar Stunden mit Marie von Ebner-Eschenbach zusammen sein zu dürfen. Da konnte ich mit ansehen, was diese Frau leistete, noch neben ihrem Beruf, der ihr so sehr am Herzen lag: man mußte sie im Kreise ihrer Angehörigen gesehen haben, um zu wissen, welchen Reichtum an Liebe sie zu geben hat. Aber auch die Freunde kommen nicht zu kurz. Ich weiß nicht, wo sie die Zeit hernahm, all den vielen, die zu ihr kamen, Freundin, Ratgeberin und Wohlthäterin zu sein; die unzähligen Manuskripte junger Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu prüfen und zu beurteilen; alles Interessante, was die einheimische und fremde Litteratur bringt, kennen zu lernen. Und dann — ihre Uhren — „Ja, die machen mir noch das Sterben schwer,“ sagt Lotti, die Uhrmacherin, ganz im Sinne der Dichterin.

In einer hinteren Ecke ihres Arbeitszimmers prangt der kleine, in die Wand eingelassene Uhrenschrank, in dem ihre Lieblinge, über zweihundert an der Zahl, auf purpurrotem Samtgrunde ruhen. Ihnen reihen sich Marie von Ebner-Eschenbachs Bücherschätze an, alle unter Glasverschluß, stattliche Reihen von Bänden, die Langwände des Arbeitszimmers einnehmend. Der Schreibtisch steht frei im Zimmer; vollendete Ordnung herrscht auf diesem Schreibtisch mit all den vielen feinen Sachen und Sächelchen darauf, den wunderhübschen Bleistiften in allen Größen und Arten, immer gespitzt, immer leistungsfähig.

An der Wand, dem Schreibtisch gegenüber, hängt das schöne Ölbild ihrer Mutter, der ersten Frau des Grafen Dubsky. Vorn am Fenster, dem einzigen dieses ernsten stimmungsvollen Raumes, steht das Stehpult, auf den das volle Licht von außen fällt. Man sieht von diesem Fenster auf einen kleinen Platz, der allerdings nur von ein paar Häusern gebildet wird, aber man erblickt doch ein Stückchen Himmel, der von den Fenstern aus, die in die Roteturmstraße gehen, nicht entdeckt werden kann.

Eben fiel ein Sonnenstrahl schräg durch das Fenster des Arbeitszimmers auf das Uhrenschränkchen und beschien Marie von Ebner-Eschenbachs Hände, als sie die Lade öffnete und mir zum erstenmal ihre Uhren vorstellte — diese seltenen feinen Meisterwerke und diese selten feinen Hände der Besitzerin — sie sind wie zusammen gehörig, so liebevoll, so zärtlich gehen die Hände mit diesen kleinen Ührchen um, als hätten sie es mit lebendig atmenden Vögelchen zu thun. Sie sind ihr auch lebendig, die Besitzerin kennt die Geschichte eines jeden dieser kleinen Wunderwerke ganz genau, kennt die Meister dieser aus den verschiedensten Zeiten stammenden Uhren und Ührlein. Und was sie alles davon zu sagen weiß! Man staunt über diese Kenntnisse!

Und die wurden nur so nebenbei erworben. Am frühen Morgen fängt Marie von Ebner-Eschenbachs Hauptarbeit an; wenn die ihrem Herzen Teuren und alle, die sich zu ihr drängen, noch in den Betten liegen, ist sie längst bei der Aufgabe, die sie sich gestellt, arbeitet mehrere Stunden lang und eilt dann, ehe die Besuchstunde



[illegible] Marie von Ebner-Eschenbach.

da ist, mit ihrem Manuskript unter dem Arm erst durch einen Thorweg, dann über den Graben in die Habsburgergasse Nummer 5. Denn da wohnt Frau Ida von Fleischl, Marie von Ebner-Eschenbachs beste Freundin, „ihre höchste Instanz". Unmöglich von der einen zu sprechen, ohne der anderen zu gedenken. Alles teilten sie miteinander, diese beiden Frauen, Leid und Freud', Arbeit und Familiensorgen; auch ihre Erholungsstunden.

Marie von Ebner-Eschenbach hat selbst in dem Nachruf, den sie Betty Paoli gewidmet, jene eigenartigen Tarokpartiechen im Hause der geliebten Frau Ida beschrieben, bei welchen Betty Paoli, diese edle hochbedeutende Frau und Dichterin die dritte im Bunde war. Das Spielen war ja Nebensache. Was habe ich da für kluge Worte gehört! Und wie herzlich diese drei Frauen lachen konnten!

Dabei diese unbeschreibliche Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit in ihrem Auftreten, in ihrem ganzen Wesen! Und doch jede in ihrer Art eine an sich fertige abgeklärte Persönlichkeit.

Eine Freundin, die kürzlich das Glück hatte, einen Nachmittag mit Marie von Ebner-Eschenbach verleben zu dürfen, schreibt mir folgende Worte: „Alles versteht diese Frau, hat ein Urteil, das gerecht ist und milde zugleich. Aus jedem ihrer Worte spricht die superiore Natur. Kein nationales, kein Rassenvorurteil, kein religiöses — ich fühle mich in ihrer Nähe wie in einer reineren Luft."

Das ist so wahr, in einer reineren Luft ist man bei ihr, und doch — kein Mensch fühlt sich eingeschüchtert in Marie von Ebner-Eschenbachs Nähe; von den unendlich verschiedenartigen Leuten, die ich in ihrem Hause habe verkehren sehen, ob einer klug war oder einfältig, gelehrt oder unwissend, weltfremd oder weltgewandt, jeder hat sich unsäglich wohl bei ihr gefühlt. Ganz gewiß weil sie so einfach ist, weil etwas so unendlich Herziges aus ihrem ganzen Wesen spricht, daß man zu einer vollen Würdigung ihrer Bedeutung eigentlich gar nicht gelangen kann. Und plötzlich fällt ein Wort, eine Bemerkung, die man nie wieder vergißt. Ich sprach einmal von einer Künstlerin, deren Lebenswandel nicht einwandfrei war und meinte: „Wenn man sie spielen sieht, muß man ihr alles verzeihen."

Da sah mich meine Meisterin groß an: „Mein Kind, wer darf sagen, ich verzeihe?"

In den neunziger Jahren suchte ich meine teure Freundin und Meisterin nicht mehr in Wien, sondern in St. Gilgen im Salzkammergut auf.

Tiefes Heimweh überkommt mich, denke ich des blauen Wolfgangsees, an dessen Ufern Marie von Ebner-Eschenbach mit ihrer Freundin Ida lustwandelte, den schattigen Luegerweg entlang, mit dem Blick in all' die Berg- und Himmelsbläue. Wie oft blieben die beiden Frauen stehen, zeigten nach dem kühn aufsteigenden Schafberg hin, nach der herrlichen, den Horizont abschließenden Gebirgskette und freuten sich des Anblicks.



Marie von Ebner-Eschenbach in älteren Jahren.
Nach dem Gemälde von Marie Müller.

Ach solch ein Spaziergang mit Marie von Ebner-Eschenbach, solch ein Weg an ihrer Seite, da konnte einem oft ein kurioses Licht aufgehen, wie himmelweit man in seinem Innern von dieser Frau entfernt war, der man doch so gerne ähnlich gewesen wäre! Dieser Selbstentleugnung nachzueifern, wie oft versagte mir die Kraft, wie manchen heimlichen Seufzer stieß ich aus, wenn ich eben von einem mir unbeschreiblich wichtig dünkenden Anliegen sprach und Marie von Ebner-Eschenbachs Augen plötzlich ein kleines weinendes Kind am Weg entdeckten oder ein altes Weiblein erblickten, das stehen blieb und verlangend zu ihr hin sah. Da wurde das Kleine getröstet und zu

gleicher Zeit auf all die vielen Mißhelligkeiten hingehört, die der armen Alten das Leben erschwerten. Bog man schließlich in die Ebner-Eschenbachallee, da mußte überhaupt jedes Gespräch verstummen; was unterwegs war, groß und klein, arm und nicht arm, jeder bildete sich ein, ein Anrecht auf ein Wort, auf einen Blick der gütigsten der Frauen zu haben. Und wenn gerade die Klosterschule aus war, kamen sie gar im Sturm herbei, Schwestern und Kinder, und drängten sich zum Handkuß.

Aber auch das schöne Fest, das Marie von Ebner-Eschenbach am 13. September, ihrem Geburtstage, den Kleinen im Klostergärtchen gab! Gewöhnlich war's brennend heiß, aber das schadete nichts, die Kinder waren unermüdlich im Essen, und Marie von Ebner-Eschenbach die Unermüdlichste von uns allen im Austeilen. Auch die im Kloster lebenden Pfründner und Pfründnerinnen bekamen ihren Anteil, ja, sogar die paar Gefangenen des Ortes, die merkwürdigerweise im gleichen Hause mit der Unschuld und Ehrbarkeit untergebracht waren, grinsten vergnügt hinter ihren vergitterten Fensterchen und löffelten ihren Festtagskaffee.

Des Morgens aber sah man auch hier Marie von Ebner-Eschenbach mit ihrem Manuskript raschen Schrittes über die Straße zu der ihr gegenüber wohnenden Freundin eilen. Und war die Arbeit gethan, so gehörte die übrige Zeit den Freunden, die sich zur Nachmittagsstunde bei Marie von Ebner-Eschenbach, zum Abend bei Frau Ida von Fleischl einzufinden pflegten. Ach, diese schmale Eckstube der Frau Ida — nicht wahr, ihr alle, die ihr die edle Gastfreundschaft dieser weisen, großdenkenden und herzenswarmen Frau genossen — wie wohl war einem da, welch ein Kreis von Menschen fand sich hier zusammen!

Das Schönste aber war, wenn uns an stillen Abenden Marie von Ebner-Eschenbach ihre neuesten Geschichten vorlas, frisch von der Feder weg. Erst wenn man sie lesen hört, weiß man, welch tief erregbares Herz, welche Kraft der Empörung, welche Fülle der Liebe diese milde Frau in sich birgt. Ihre Stimme vibriert beim Lesen, sie reißt einem mit fort, man fühlt mit ihr, man lacht, man weint — sie liest wunderbar!

Nur einmal war ich nicht ganz mit ihr einverstanden; sie las uns ihr neuestes Gedicht „So ist es," in welchem sie ihr Talent als einen Dämon bezeichnet, der ihr das Höchste raube — die Selbstbestimmung:

„Der Dämon nimmt dein Herz, stiehlt dir die Seele,
Er füllt allein dein ganzes Denken aus;
Du hast nur ihn; ja dein ureignes Leben,
Dein menschlich Irren, jegliches Empfinden,
Dein glühend Mitleid, Haß und Zorn und Schmerz,
Dein stilles Sehnen, dein geheimster Traum
In seinem Dienst wird alles ausgemünzt
— — — — — — — — — — — — — —
Dünkt euch dies Schicksal so beneidenswert,
Ertrüg' es einer, der es wenden könnte?"

Daß sie dieses, ihr Talent, ihr Schaffenmüssen, als eine so harte Pein ansah, das war's, was ich nicht Wort haben wollte, und trotz ihres Kopfschüttelns, ich blieb dabei: „Ein Talent ist weit weil mehr ein Segen als eine Qual —"

St. Wolfgangsee, du herrlicher, blauer, glitzert die Sonne auch jetzt noch so lustig auf deinen silbernen Wagenkämmchen? Es ist ja so vieles anders geworden: die beiden Wohlthäterinnen dieses lieblichen Erdenwinkels, sie wandeln nicht länger Seite an Seite den Luegerweg entlang — Frau Ida ruht auf dem Centralfriedhof zu Wien, Marie von Ebner-Eschenbach weilt auf Schloß Zdislawitz in Mähren. Aber ihre Dichtergabe ist ihr treu geblieben.

„Ich arbeite wieder," schrieb mir die tiefgebeugte Freundin der Heimgegangenen, „und die Geschichte hat mir über schlimme Tage hinweg geholfen; ich bin ihr dankbar."

Die Tarokpartie.



Betty Paoli. Marie Ebner. Ida Fleischl.



Im Grunewald. Nach dem Gemälde von Walter Leistikow.
(Münchener Secession 1900.)



Ma.

Ein Porträt von

Lou Andreas-Salomé.

I.

Die Iberische Mutter Gottes fuhr spazieren.

Aus der Tiefe ihres kerzenerhellten blaugoldschimmernden Tempelchens, vor dem Eingang zum Schönen Platz am Kreml, war sie von ehrfürchtigen Händen in den Wagen gehoben worden.

Da saß sie nun im prächtigen Vierspänner, ihrer ständigen Equipage, breit auf dem Vordersitz; ihr gegenüber zwei Priester in reichen scharlachroten Gewändern, Kreuz und Weihrauchgefäß vor sich hinhaltend.

Irgend eine der kleineren Glocken im Kreml bimmelte und bimmelte. Hin und wieder nur unterbrach ein vereinzelter tiefer Glockenton, lang nachdröhnend und wie verträumt, dies helle Geläute. Hoch über den verschneiten Straßen klang es unermüdlich, mit dringlicher Monotonie, in den Winterwind hinein.

Die Menge umringte den Wagen so nahe, als sie es vermochte; junge Gesichter und alte, bärtige bückten sich in gleich demutvollem Eifer, einen Kuß auf das wunderthätige Bild zu erhaschen oder wenigstens auf den Rahmen daneben.

Ein paar elegante Offiziere, die über den Platz herkamen, machten mitten auf dem Fahrdamm Halt, beugten das Knie in den Schnee und bekreuzigten sich feierlich mit bis zur Strenge ernsten Mienen.

Täglich fuhr die Iberische Mutter aus, allen Besuchsanforderungen zu genügen, dennoch mußte oft wochenlang vorher ihre Gegenwart in ein Haus erfleht werden, damit sie noch Zeit dafür fand.

Langsam lenkte der imposante Kutscher, trotz der empfindlichen Kälte entblößten Hauptes, seine vier Rappen aus dem Menschenhaufen hinaus.

Viele blieben noch stehen, ihm nachzuschauen. Auf den Stufen zum Tempelchen lagerten Pilger, Sandalen an den tücherumwickelten Füßen, den Stab in der Hand. Mit ihren Anliegen wandten sie sich jetzt an die Kopie des Bildes, die stellvertretend im Heiligtum hing, und steckten betend brennende Wachskerzen davor auf.

So mehrte sich drinnen immer noch Licht um Licht zu erhöhtem Glanze, — von außen anzusehen wie eine mächtige gelbflimmernde Sonne, die mitten im nüchternen Alltag des Straßenlebens gleich einem leuchtenden Geheimnis dastand und winkte und winkte. —

Die Mutter Gottes im Vierspänner hatte mit nicht gar vielen Equipagen zu konkurrieren. Wer sie fahren sah, konnte sie gut für die große Dame Moskaus halten und für den Inbegriff des heiligen Mütterchen Moskau selbst.

Was da auf dem hartgefrorenen Schnee an Fuhrwerken vorüberglitt, waren fast nur kleine, niedrige Schlittchen, wie sie für wenige Kopeken sogar dem Volk zugänglich sind. Weiber mit Sack und Pack befanden sich häufig drin, Bauern in hoch um die Ohren geschlagenen Schafpelzen. Seltener schon flog eine Troïka des Weges dahin, und, zugleich mit dem lustigen, schellenläutenden Dreigespann, vielleicht irgend ein Lied, angestimmt von den Insassen, — ein Lied, wie es in den Theebuden zur Harfe gesungen wird oder in Sommernächten vor der Thür der Dorfhütten.

Das zitterte dann mit dem nachschwingenden Glockenton wundersam in eins zu-

sammen, — selbst dann wundersam in eins, wenn's zufällig ein Tanzlied war. Auch dann mußte es der Iberischen Mutter heimisch entgegenklingen.

Und auch unter den Fußgängern begegneten ihr vorherrschend ihre ureigensten Kinder, Kinder des Volks. Nicht das Proletariat großer Städte, wie es gern die entlegeneren Gassen füllt, sondern Volk, — das Volk zu Hause auf seinen breiten Straßen und Plätzen. In der ihm zugehörigen Tracht schritt es, nicht in abgelegten Almosenkleidern Reicherer oder in deren Nachahmung, und seine Tracht überwog so sehr, daß die Andersgekleideten, die Allerweltstypen, sich fast darunter verloren.

Das alte Moskau — zumal in der winterlichen Frühdämmerung solcher Nachmittagsstunde — nahm sich beinahe aus, als sei es im Grunde seines Herzens ein Riesendorf, zutraulich herumgebaut um die allwaltende Herrlichkeit und Heiligkeit der Kremlhöhe.

Rot und grün und blau an Dächern oder Mauerwerk, in Farben, wie Kinder sie am liebsten auf ihren Bilderbogen anbringen, schauten die Häuser zum großen Kreml empor. Und in Rot und Grün und Blau antwortete er ihnen von der Höhe seiner Kuppeln und Paläste, väterlich ihnen angepaßt, mit ihnen verschmelzend, und malte noch bunte Sternchen oder Streifen mitten hinein in sein Gold.

Mit dem Golde aber übertrumpfte er sie, überstrahlte er sie, mit dem Gold übertönte er alles wie mit einem lauten Lobgesang, so daß sie gleich darauf doch wieder ganz klein unter ihm dalagen und ganz verstummt trotz ihrer beredten Farben. Und ein anderes Gold war es zu jeglicher Stunde, zu jeder jedoch ein königliches, vom ersten Tagesgrauen an, das über Moskau aufging, bis tief in die tiefste Nacht, denn keine gab es, tief genug, um das Gold ganz auszulöschen.

Immer war es da, ob breit entfaltet in seinem selbstverständlichen Glanze oder geheimnisvoll gesammelt wie eine Leuchte von innen her, die sich nur verstohlen verrät. Immer war es da, allen gegenwärtig, von den äußersten Kreuzesspitzen der Kathedralen an bis hinein in das verborgenste Dunkel der Kirchenräume und bis hinab in den geschlossenen Wagen selbst, in dem die Iberierin durch die Straßen fuhr, feierlich umblitzt von Goldfunken und dem vielfarbigen Schimmer ihres köstlichen Geschmeides. —

Sie machte nur eine kurze Fahrt; schon in der Nikolajewskaja schien ihr Ziel erreicht. Unter einem erneuten Auflauf von Menschen, die leise beteten, sich bekreuzigten und einen Kuß anzubringen suchten, wurde sie hinausgehoben, um den inbrünstig Harrenden entgegengetragen zu werden, denen ihr Besuch galt, und deren Thränen sie trocknen, deren Qual sie bannen oder deren Jubel über eine Glücksfügung sie Weihe und Segen erteilen sollte.

Am Fenster eines hölzernen Miethauses schräg gegenüber standen zwei junge Mädchen und sahen, aneinander gelehnt, der Scene auf der Straße zu.

„Ach Rußland — Rußland! Mir ist doch wieder, als ob ich nach Asien zurückgekehrt wäre," sagte die Ältere kopfschüttelnd, „traurig ist es! Ich wundere mich, daß du nur dazu lachst, Sophie."

Sophie kehrte sich vom Fenster ab, weil es nichts mehr zu sehen gab. Sie entgegnete mit einem sanften, begütigenden Stimmchen: „Es ist nicht so schlimm. Vielleicht noch ein bißchen Mittelalter, aber es kann auch etwas ganz Feierliches bekommen, mitunter. Dann lache ich auch nicht. — Man muß nur nicht gerade als Studentin frisch aus dem Auslande angereist sein!"

„Wir haben keinerlei Grund, uns für dies Mittelalter zu begeistern, Sophie. Sind wir etwa Russen? Und selbst wenn wir's wären —"

Sophie war nach dem anderen Fenster gegangen, wo neben einer Gruppe wohlgepflegter hoher Blattpflanzen ein Schaukelstuhl stand.

„Sind wir auch nicht geradezu Russen, so doch hier zu Hause," meinte sie zögernd. „Und eigentlich möchte ich manchmal, wir wären's noch mehr! Wären zum Beispiel in einem stockrussischen Gymnasium erzogen worden, — wenigstens ich, Schwesterchen."

„— Warum —?!"

Sophie blieb die Antwort auf diese erstaunte Frage schuldig.

Ihre zartgliedrige Gestalt dehnte sich lang aus im Schaukelstuhl, und sie legte den blonden Kopf mit seinen zwei schimmernden Flechten, die ihn kranzförmig um-

wanden, so weit zurück an die Stuhllehne, daß ihr Blick zur Zimmerdecke emporsah, anstatt auf die Schwester.

Erst nach einer kleinen Pause bemerkte sie ablenkend: „Übrigens: diese niedrigen Decken abgerechnet, — findest du nicht auch, Eita, daß unsere jetzige Wohnung ganz ungeheuer behaglich ist? Ich freute mich so, als wir wegen Mas vielen Lehrstunden in dies gute Viertel ziehen mußten."

Eita hatte sich auf den Fenstersims gehockt und strich sich in einer ihr eigentümlichen hastigen Bewegung mit der Hand durch ihr kurzverschnittenes, welliges, ganz dunkelblondes Haar.

„Gewiß, — sehr behaglich habt ihr es," gab sie zerstreut zu, „aber es sollte wohl selbst der vertracktesten Wohnung schwer fallen, unbehaglich zu wirken, wenn unsere Mama sie bewohnt und einrichtet. — Aber daß sie dies Viertel wählte, ist auch abgesehen von den Lehrstunden gut. Die meisten ihr bekannten Häuser liegen unweit von hier. Ich meine: das ist gut — besonders für später."

„Wie denn: für später?"

Eita hob ihren hübschen Bubenkopf und blickte auf die Schwester.

„Verstehst du mich nicht? — — Für später, wenn sie hier allein ist, weil auch du irgendwo im Auslande studierst, — Medizin —"

Sophie lachte hell auf, wie über einen Scherz. „Was dir nicht alles einfällt! Daran denkt doch niemand im Traum!" bemerkte sie und wippte leise mit dem Schaukelstuhle.

Eita zog unwillig die dunklen seinen Augenbrauen zusammen. „Ach, Sophie, laß doch die Flausen, hinter die du dich versteckst. Gewiß denkt jemand daran, im Traum und im Wachen: nämlich du selbst. Und aus diesem einzigen Grunde bedauertest du offenbar plötzlich, nicht ein stockrussisches Gymnasium hinter dir zu haben. Du erwägst in deiner Ratlosigkeit: könnte ich wenigstens hier —, wenn schon nicht im Auslande —"

„Ja, — Ma verlassen —: das thu' ich eben nicht!" fiel Sophie erregt ein.

Eita entgegnete sehr ruhig: „Zeit wär's, zu wissen, was du selbst willst. Du bist neunzehn, hast seit Ostern dein Diplom. In dem Alter war ich schon gegangen. Und in anderthalb Jahren werde ich promoviert haben, — wenn nicht eher."

„Mein Gott, damit brauchst du nicht zu protzen!" sagte Sophie empfindlich, „— so wie Ma dir alle Wege geebnet hat. Sogar noch ehe Vaters Lieblingsschwester starb und jeder von uns das kleine Legat vermachte —"

„Ich protze nicht. Ma war reizend, in jeder Beziehung. Es spornt mich nur an, um so energischer ans Ziel zu gelangen."

„Nun — und was weiter? Ich glaube durchaus nicht, daß weibliche Juristen die geringsten Aussichten haben, heutzutage," erklärte Sophie im Ton einer gezwungenen Bewunderungslosigkeit und wippte heftiger.

„Vielleicht heute noch nicht. Aber morgen. Übermorgen meinetwegen. Wir Frauen arbeiten eben an einem Stück Zukunft. — — Und inzwischen, da will ich mir schon durchhelfen. Du mußt nicht gerade glauben, daß ich nichts mehr vermag, als juristisch fachsimpeln."

„Ach nein, hoffentlich nicht. Denn das würde unserer Ma auch ganz schrecklich sein."

Sie schwiegen beide.

Eita trat vom Fenster fort und fing an, langsam auf und ab zu gehen, wobei sie die Arme auf dem Rücken verschränkte und den Kopf ein wenig gesenkt hielt, wie ein grübelnder Feldherr.

Vor dem Schreibtisch ihrer Mutter, der, quergestellt, ein Drittel des Zimmers durchschnitt, blieb sie einige Augenblicke stehen.

Er war mit Büchern und Schulheften bedeckt; aus der Mitte all dieser Tagesarbeit erhob sich ein italienischer Olivenholzrahmen mit durchbrochen gearbeiteten verschließbaren Thüren. Dahinter verbarg sich des jung verstorbenen Gatten Bild.

An der einen Wand dahinter hingen mehrere Radierungen von seiner Hand, in schlichte dunkle Holzstreifen eingefaßt: sie stammten aus den Jahren seiner kurzen Ehe, aus der Zeit vollen Glückes und voller Künstlerhoffnungen, — unten in Italien verlebt.

An der anderen Wand hinter dem Schreibtisch eine ganze Gruppe Familienporträts, sehr alte darunter, die mit sichtlicher Pietät hier zusammengestellt waren. Zwei davon blasse Pastellbildchen: der Großvater mütterlicherseits, mit mächtiger schwar-

zer Halsbinde und vornüber gebürstetem grauen Haar; ein kluger, fast bedeutender Kopf. Daneben die reizende alte Großmutter, von der Cita und Sophie ein gut Teil Anmut zum Erbe abbekommen hatten.

„Für Ma wäre es auch tausendmal besser gewesen, nicht hier stecken zu bleiben," entfuhr es Cita.

Sie stand und betrachtete die Bilder. „Mit ihrer Begabung, ihren Talenten hätte sie etwas werden müssen. Aber freilich, hier in Rußland, wo sie einfach den reichen Kaufleuten die Rangen unterrichten muß —"

Sophie hatte die Augen geschlossen.

„Arme, liebe Ma!" sagte sie leise, „du lieber Gott, die konnte eben nicht Juristerei studieren. Dabei wären wir zwei armen kleinen Würmer geschwind genug verhungert. — — Und hier in Rußland waren doch wenigstens Lebensmöglichkeiten, und die guten Anknüpfungen von unserem Großvater-Gymnasialdirektor her und schließlich doch auch Tante Ottilie — —. Aber schwer und schrecklich muß es gewesen sein —"

Sophie unterbrach sich, dann fügte sie in gequältem Ton hinzu: „Du und ich, wir sind undankbare Scheusäle! Wir, mit unserem dummen Ehrgeiz — —"

Cita ging schon wieder mit verschränkten Armen auf und ab. Es entfuhr ihr ungeduldig: „Deine Logik ist einfach schauderhaft. Gerade das Gegenteil muß daraus gefolgert werden: in uns beiden lebt ja doch Ma weiter, in uns muß sie also etwas über sich selbst hinaus erreichen. Das ist doch wahrhaftig die einzig rationelle Art von Kindesliebe."

„Ach, ich weiß nicht, ob das Kindesliebe ist. — — Und ob Kindesliebe rationell zu sein hat," murmelte Sophie.

Cita bemerkte seufzend: „Du redest wirklich oft wie ein ganz unentwickelter Mensch. Wenn ich nur nicht so gut wüßte, woher das kommt: es ist ganz einfach Bangigkeit, du wehrst dich gegen deine eigne bessere Erkenntnis. Die reinste Feigheit."

„Das verbitte ich mir denn doch!" rief Sophie aufgebracht.

Der Schaukelstuhl flog. Sie fing an zu husten.

Die Schwester lenkte ein. „Verzeih. Beleidigen wollte ich dich nicht. Du hast recht: das darf man nicht. Fest zusammenstehen müssen wir Frauen vielmehr. Uns gegenseitig unsere besten Freunde sein. Ich schelte dich als dein Freund, Schwesterchen, — zu deinem Besten. Bin voll Sehnsucht und Ehrgeiz für dich, — — möchte dir helfen, — und nicht nur mit Worten. Nein, nein, bauen sollst du auf mich dürfen von Grund aus."

Sophie schwieg. Sie hatte die Augen voll Thränen, und aus Furcht, in der Stimme Thränen zu verraten, blieb sie wieder die Antwort schuldig.

Cita drängte auch nicht in sie. Sie trat langsam an das breite Büchergestell aus kunstvoll zurecht getischlertem, braun angestrichenem Birkenholz, das in Mannshöhe die ganze Hinterwand einnahm, und zog irgend ein Buch heraus.

Schon war es längst nicht mehr hell genug im Zimmer, um zu lesen, doch nahm sie Band um Band und blätterte zerstreut darin.

Hier fand sich allerlei noch von Großvaters, des Schulmanns, Zeiten her zusammen. Und manches wohl auch, was der Mutter nur ihr Beruf als Lehrerin praktisch aufgenötigt hatte. Aber der Mehrzahl nach standen die Bücherreihen gedrängt voll von den höchsten Schätzen, die Menschengeist gehoben. Und all das war, Band für Band, mühselig angeschafft, — Band für Band benutzt, abgegriffen, genossen —.

Das Mädchen kam herein und brachte die Lampe.

Sie war eine noch sehr junge und ein wenig blöd dreinschauende Person, die unschlüssig stehen blieb und Sophie fragend anblickte.

Diese erhob sich schweigend aus ihrem bequemen Stuhl und ging mit ihr hinaus. Das späte Mittagessen konnte man nicht Stanjka allein anrichten lassen. Denn so oft man das, nach allen guten Belehrungen, probeweise gethan hatte, wurde Stanjka düster und fing an zu weinen. Sie setzte sich dann auf die kleine Bank am Herd und klagte und betete unter Thränen zur Mutter Gottes, die sie laut zur Zeugin dafür anrief, daß es ihr sicher nicht gegeben sei, ein Mittagessen wohlbekömmlich herzustellen.

Das kleine Heiligenbild, braun und unkenntlich hinter seiner blanken Zinnbekleidung, hing vorschriftsmäßig in der Küchenecke, sah immer zu und mußte es folglich genau wissen.

Daß es zufällig gar keine Muttergottes war, vielmehr ein heiliger Nikolaus, das hatte sich Stanjka nicht klar gemacht, jedenfalls focht es sie nicht weiter an. Wenn sie nicht gerade „höhere“ Arbeit verrichten sollte, sondern sich im Gröberen tummeln durfte, blieb sie strahlender Laune und bewältigte alles mit Herzenslust.

Während Sophie noch mit ihr in der Küche herumwirtschaftete, schellte es laut und dringlich.

Cita war schon gegangen, die Wohnungsthür zu öffnen. Ihre Mutter stand davor, noch etwas atemlos vom raschen Gange.

„Da hatt' ich richtig meinen Schlüssel mitzunehmen vergessen, — mußte schellen,“ sagte sie und trat hastig ein, „— ein Wind draußen, Kind, — Sophie ist doch nicht etwa unnütz an die Luft gegangen?“

„Aber nein, Ma. Wie müde mußt du heut sein, du Arme.“

Cita nahm ihr sorglich den leichten Grauwerkpelz ab und küßte sie.

„Ich danke dir, Kind. Gewiß habt ihr schon einen Wolfshunger, was? Ich lief, was ich konnte,“ bemerkte die Mutter, indem sie sich die Fellüberschuhe von den Füßen streifte.

„So! Und nun bin ich wieder Mensch! Feierabend läutet's, und die Arbeit ist gethan!“ sagte sie froh, „— und für heute ganz gethan: am Abend brauche ich nicht mehr fortzugehen. Wir wollen's aber auch herzhaft genießen, ihr Kinder.“

Wer ihre Stimme so auf dem noch unerleuchteten Vorflur vernahm, konnte dahinter leicht ein junges Geschöpf vermuten. Alle Überanstrengung, aller Mißbrauch dieser Stimme hatten nicht vermocht, ihr den eigentümlichen Schmelz zu nehmen. Den Gesichtszügen selbst sah man die vierzig Jahre eher an. Sogar schon einzelne graue Haare mischten sich an den Schläfen in das volle weiche Braun, das Cita in lichterer Schattierung besaß und das auch bei der Mutter sich hier und da übermütig zu locken versuchte, soweit der schlichte Knoten tief im Nacken das zuließ.

Die Mutter erreichte ihre Älteste nicht ganz an Größe, und ihre geschmeidige Gestalt hatte ehemals entschiedene Neigung zur Fülle gezeigt; jetzt jedoch vereitelte das anstrengende Tagewerk gründlich jeden Ansatz dazu. So blieb sie schlank, nahezu mager, und konnte dadurch momentweise fast mädchenhaft wirken.

Als die Mutter in ihr Schlafgemach verschwand, um sich ein wenig menschlich herzurichten, wie sie es nannte, machte Cita sich daran, in der kleinen schmalen Eßstube neben dem Wohnzimmer den Tisch zu decken. Doch war sie noch voll Nachdenklichkeit, und es ging ihr langsam von der Hand.

Dies schmale Eßstübchen, nicht ohne Grund „der Spalt“ geheißen, war bei der Wohnungseinrichtung an Möbeln zu kurz gekommen. Die Mutter hatte ein paar Bauerntruhen hineingestellt und rund um den Tisch einfache Sitzschemel von gleich ländlicher Abstammung. Dann erhandelte sie jedoch auf dem großen Trödelmarkt, den das Moskauer Volk in der Sonntagsfrühe abhält, noch hier und da ein Stück volkstümlichen Kunstgewerbes, wodurch der arme Spalt einen gewissen Glanz erhielt, — so durch ein Wandbort aus dunklem, in Spitzenmuster geschnitztem Holz mit grellen Malereien auf Goldgrund, und durch einen originellen Stuhl, dessen ganzes Hintergestell aus einem rotlackierten Krummholz hergestellt war, wie die Pferde es im russischen Gespann tragen.

Am einzigen Fenster, an dem der rote Stuhl stand und repräsentierte, hingen buntbestickte kleinrussische Tücher als Vorhänge nieder, und auch das grobleinene Tischtuch wies eine solche bunte Bauernstickerei an der Kante auf.

Wie die Mutter wieder eintrat, trug sie statt des dunklen knappen Straßenkleides einen bequemen Hausanzug von tiefrotem Flanell. Sie kam an den Tisch zur Tochter, und, ohne daß diese es bemerkte, schob sie jedes Gerät auf dem Tisch ein wenig anders und gefälliger zurecht.

Als sie dann aber einen Teller mit allerlei Obst hernahm, den Cita in die Mitte gestellt hatte, und sorgfältig begann, die Orangen und die blassen, länglichen Krimäpfel von ihren dünnen Papierhülsen zu befreien und sie in einer Krystallschale zu ordnen, da meinte die Tochter mit einem Lächeln: „So viel Mühe um das bißchen Äußerlichkeit, Ma, müde, wie du doch bist. Schmecken nun etwa die Früchte besser?“

Die Mutter nickte, indem sie das Lächeln erwiderte. Über die Schale geneigt, sog sie den kühlen Duft des Obstes in sich ein.

„Auf alle Fälle schmecken sie besser," sagte sie, „und außerdem machen sie, daß man auf Augenblicke das ganze Leben besser genießt, während man sie verspeist. Man genießt sie ja nicht nur um des lieben Futters willen als bloße Magenfreude, nicht wahr?"

Als Cita nichts antwortete, richtete sie sich auf und faßte ihre Älteste zärtlich um die Schulter.

„Aber du sollst dich hier keineswegs mit Hausarbeit plagen, mein lieber, kleiner Professor du. Hast nun einmal einen Sybariten zur Mutter. Bist aber rechtschaffen zerarbeitet angekommen und sollst nichts thun, als es dir wohl sein lassen, — faulenzen. Wenigstens einstweilen, — bis über Weihnachten hinaus."

Und mit einem unterdrückten Seufzer fügte sie leiser hinzu: „Schnell genug verlier' ich dich ja wieder."

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um den störenden Gedanken zu verscheuchen. Als Sophie, etwas erhitzt und eilig, von Stanjka gefolgt, nun hereinkam, nickte sie der jüngeren Tochter schon wieder wohlgemut zu.

„Also zu Tisch, Kinder! Wir wollen es uns schmecken lassen," sagte sie und hob den Deckel von der dampfenden Terrine mit roter Beetensuppe, in der Saucischen und Schinkenschnitten schwammen.

Sophie küßte die Mutter, ehe sie sich ihr gegenüber setzte.

„Ich bin nicht in den Mädchenkursen gewesen, weil du es des Wetters wegen nicht wolltest. Dafür habe ich ziemlich lange Geige geübt, und später saß ich über den Büchern, die Doktor Tomasow neulich brachte," berichtete sie über ihren Tag, „er hat gewiß noch herrliche Dinge in seiner Bibliothek, aber er sagt, ich möchte mich erst an diese Werke halten."

„Thu' blind, was er sagt," bemerkte die Mutter, „aber warum ißt du mir so wenig, Kind? Nimmst du nicht von der sauren Sahne zur Suppe? Ich fürchte, das Herumstehen in der heißen Küche ist nichts für dich; — es raubt dir den Appetit."

„O nein! Ich esse schon noch."

Cita hatte auf den Lippen, zu äußern: „Die berühmte Haushaltungsarbeit ist eben lange nicht so gesund, wie ausposaunt wird."

Aber sie schwieg noch immer. Es war so entsetzlich schwer, in Mas Gegenwart ein spöttisch gefärbtes Wort mit dem nötigen Selbstbewußtsein herauszubringen.

Wie ein Unrecht wurde es gleich, denn die Mutter hätte den Spott darin nicht beachtet. Für Spott fehlte ihr das aufnehmende Organ. Sie wäre ihm gleichsam mit offenen Armen entgegen gegangen und hätte erwidert: „Meinst du wirklich, Kind?" und dann hätte sie versucht, mit vereinten Kräften, mit Citas eigner Hilfe, ausfindig zu machen, was zu thun sei, — — und ob nicht lieber Ma selber beim Heimkehren von den vielen Stunden jedesmal erst noch kochen solle. —

Die Mutter unterbrach ihren Gedankengang. Als das Fischgericht auf den Tisch kam und sie davon austeilte, sagte sie: „Allernächstens, wenn ich nach Hause komme, sorge ich für einen großen Weihnachtsbaum. Es ist Zeit, sich nach einem umzusehen. In den letzten paar Tagen vor dem Festabend steigen sie im Preise. — Diesmal müssen wir das Allerschönste haben, was es überhaupt gibt."

Beide Mädchen sahen einander, wie auf Verabredung, unwillkürlich an.

„Einen Baum —?" fragte Sophie und stocherte im Fisch auf ihrem Teller.

„Ja, sicherlich. Etwa nicht? Warum denn nicht, ihr Kinder?"

„Wir haben doch voriges Jahr auch keinen gehabt."

„Nein. Das lag jedoch an Zufällen. Wir konnten nicht gut anders, als bei Tante Ottilie sein. Und dann waren wir ja auch so traurig getrennt und verwaist, ohne unsere Cita."

Cita warf einen dankbaren Blick auf die Mutter.

„Natürlich können wir gern einen Baum haben, — warum denn nicht, Sophie?" bemerkte sie; „wenn doch Ma es gern sieht, wollen wir jedenfalls einen haben, — den allerschönsten. — Aber — — was werden wir mit dem Baum nur anfangen, Ma? Eigentlich gehören Kinder mit dazu."

Die Mutter lächelte fein.

„Laß uns einen Abend lang Kinder sein, Liebste. Da wir zusammen sind, haben wir reichen Grund dazu, — haben wir reich beschert bekommen."

Cita schwieg. Sophie sagte für sie: „Ich weiß schon, wie Cita es meint.

Alle Welt will ja gern wie ein Kind sich fühlen. So ganz unbefangen fröhlich sein. Aber, wenn man es absichtlich versucht, so gelingt es nie recht. Man ist eben doch kein Kind. Man kann nicht ungezwungen so thun, — es wird so gezwungen —"

„Das ist auch ganz natürlich," fiel Cita, mit Fischessen beschäftigt, ein, „denn man kann doch eben nicht ganz den schweren, den wirklichen Ernst des Lebens vergessen. Man drängt ihn nur für einen Abend lang in den Hintergrund. Ja, das kann man, künstlich. Aber dahinter, — da steht er doch immer da —." Sie war voll Eifer, mehr darüber zu sagen, indessen eine Gräte kam ihr dazwischen.

Beinah entschlüpfte es der Mutter: ‚— Huh —! ihr Kinder! Macht ihr euch denn wirklich das Leben schon zum ‚bösen Mann' im Hintergrunde von allem? Ist euch denn wirklich stets so schaudererregend ernsthaft zu Mute —?'

Aber sie sprach das nicht aus. Sie fürchtete, die Mädchen könnten argwöhnen, sie habe dabei insgeheim ein Lächeln über sie beide auf dem Grunde der Seele.

Und sie fürchtete auch, die Mädchen könnten sie für entsetzlich oberflächlich halten. Das letztere war sogar das Wahrscheinlichere —.

Sie sah ihre beiden Ernsthaften mit einem tiefen Blick voll Güte an.

„Aber nun wollen wir dennoch, während wir vor unseren Tellern sitzen, uns bemühen, so zu thun, als ob das Leben ganz annehmbar wäre, — was meint ihr? Aus hygienischen Rücksichten!" schlug sie munter vor, und das Lächeln vom verborgenen Seelengrunde kam ganz leise herauf und spielte verhalten um ihren Mund.

Das Fischgericht war hinausgetragen worden, und sie saßen beim Obst, als ein unerwarteter Besuch hereinkam.

„Ach, Ottilie, du! Wie lieb von dir. Du bekommst auch gleich dein Schälchen Kaffee, — starken," sagte die Mutter.

„Nur auf einen Sprung! ich war gerade in eurer Nähe," entgegnete ihre Schwester und begrüßte sie, „— weißt du, man trifft dich ja eigentlich nie, sonst käm' ich nicht so selten."

Ein ganzer Strom von Winterluft wehte mit ihr ins Zimmer. Hut und Handschuhe hatte sie gar nicht abgelegt.

Sophie schob den Stuhl aus der Fensterecke, der als Lehne das Joch besaß, an den Tisch heran, denn auf den kurzbeinigen Schemeln saß ihre Tante höchst ungern.

„Danke," bemerkte diese und nickte ihr zu, während sie Platz nahm, „— es ist wirklich euer einziger Stuhl, — wenigstens hat er einen Rücken, wenn man sich auch halb wie ein Pferd dabei vorkommt. — Nun, das macht nichts. Traulich ist es doch bei euch, wie jedesmal."

Sie sagte es mit einer Art von liebevollem Neid. Traulich war es wirklich, und eine solche heitere Wärme, von irgend woher, über allem —.

Saß Marianne doch da, in ihrem tiefroten Hausanzug, der sie nirgends beengte und doch seltsam schmückte, wie ein Bild der Ruhe und des Genusses. Sie feierte in Wahrheit Feierabend. Sie saß da und atmete mit jedem Atemzuge Ruhe und Genuß aus, wie den Duft unsichtbarer Blumen.

„Gott, ja, du hast es gut! Wenn ich jetzt nach Hause komme, muß ich den Andrjuscha erst noch zu Bett bringen. Wobei er neuerdings schreit."

„Besorgt denn das nicht alles eure Kindsfrau, Tante Ottilie?" fragte Cita und schälte der Tante eine Orange.

„Ich verlasse mich nicht gern auf sie, — ich muß immer alles selbst thun. Aber übrigens wäre es zu undankbar, wenn ich klagen wollte. Nein, das sind ja so süße Pflichten. Man reibt sich gern auf für sie. Man ist für sie auf der Welt."

„Du bist auch eine der gewissenhaftesten Mütter, die es gibt," bestätigte die Mutter. „Und solche haben stets zu thun, selbst bei ausgiebigster Hilfe, — können eigentlich nie sagen: nun ruh' ich mich aus."

„Ja, siehst du: so, ganz so ist es, das behaupte ich immer!" rief ihre Schwester, ordentlich lebhaft, und lockerte ihre Hutbänder.

Bis unter dem Hut lag ihr dunkelblondes Haar glatt von der Stirn zurückgestrichen, volles, weiches Haar wie Mariannens, jedoch stärker ergraut wie bei dieser, obwohl Ottilie um ein Jahr jünger war.

Marianne löschte zerstreut die kleine Spiritusflamme unter dem Kaffeekocher aus und füllte die flachen Täßchen. Ihre Gedanken schweiften unwillkürlich weit zurück in eine Zeit, wo auch sie noch ihre Kleinen

zu Bett zu bringen, zu baden, zu füttern, zu besorgen hatte —.

Solch kleiner Nachwuchs, wie Ottilie ihn zu eigen besaß, das war doch etwas Köstliches. Köstlich das Heranwachsen, aber auch köstlich die Kleinen — —.

„Mein Mann reist demnächst nach Petersburg," sagte die Schwester, „— natürlich kein Gedanke, daß ich ihn begleiten kann. Nun, damit finde ich mich schon ab. Bis meine Jnotschka ganz erwachsen ist, ist es für mich überhaupt nichts mit geselligen Freuden. Aber ihr wünschte ich wohl, daß sie nicht nur Moskauer Kaufmannskreise kennen lernt."

Sophie rief: „Ach, inwiefern soll es dort besser sein? Jch habe Moskau gern. Jn Petersburg ist man weder im Auslande, noch in Rußland. Schrecklich lange Straßen, und was für ein Nebel —!"

„Tante Ottilie hat ganz recht," bemerkte Cita, „dort ist man wenigstens in Europa! Man weiß wenigstens ungefähr, welches Jahrhundert man eigentlich schreibt, während hier —"

Tante Ottilie nickte.

„Ja, man merkt es an allem: nicht nur, wenn man geistige Bedürfnisse hat, sondern auch, wenn man einen modernen Kleiderstoff kauft," bestätigte sie, „dort ist alles: die Newa, der Hof, alles Offizielle, und überhaupt alles, was gilt. Wir sind hier wie zurückgeblieben. Die Russen haben überhaupt was Zurückgebliebenes."

„Gar nicht alle. Etwa Tomasow?" meinte Sophie.

Cita mußte lachen.

„Nein, der ist aber auch wirklich der einzige!" gab sie zu. „Wirklich der einzige, auf den ich mich freute. Ein Glück, daß der unser liebster, nächster Freund ist."

„Nun, nun! Von Haus aus doch einfach euer Arzt," dämpfte die Tante, aber Sophie unterbrach sie lebhaft: „Ach, da bist du aber schief gewickelt! Wenn wir gesund sind, brauchen wir ihn noch viel mehr, nicht wahr, Ma?"

Die Mutter blickte auf.

„Sprecht ihr von Tomasow? Ja, lieber Himmel, was sollten wir ohne ihn wohl anstellen?"

Ihre Schwester warf ihr einen zurückhaltenden Blick zu.

„Aber, liebste Marianne! Das heißt doch wohl, ein wenig übertreiben."

Ma sagte sanft: „Nein, es ist kaum übertrieben. Das kann nur ich allein beurteilen. Es ist ja so alte, uralt gefestete Freundschaft. Sie stammt aus der allerersten Zeit meines Zurückkehrens hierher. Die Kinder waren damals sechs und sieben Jahre. Zähl' selbst."

„Ach ja, Marianne, das weiß ich. Aber das Wichtigste ist ja doch gewesen, daß er dir als Arzt aushalf. Daß er dir half, dein Leben genau regeln. Damals, als du dich gleich so schrecklich überanstrengtest. Und wenn er dir dann vielleicht auch noch manche gute Beziehungen verschafft hat —"

Ma machte eine leise abwehrende Handbewegung.

„Laß das," bat sie, „was du da nennst, ist das ganz Äußerliche. Und über das andere kann ich nicht sprechen. Nicht ohne es zu profanieren."

Tante Ottilie hatte ihr allerverschlossenstes Gesicht.

„Wirklich, Marianne, ich begreife manchmal gar nicht, wie du nur sprichst! Du, die so ungeheuer selbständig ihr Leben in die Hand genommen hat, — die sich mit solcher Energie und aus eigner Kraft behauptet hat, — wie sprichst du mitunter nur? Ganz wie irgend eine kleine, unselbständige Frau, die anderen alles verdankt, und der andere zu allem verhalfen. Nun, weißt du, wenn das so ist —"

„— Es ist so," sagte Ma lächelnd.

„Ja, dann muß ich dir sagen: dann braucht unsereins sich auch gar nicht so gering neben dir vorzukommen, denn schließlich: unser Stück Arbeit thun wir auch im Leben."

„Ja gewiß, du Liebe!" meinte Marianne, und sie lachte.

„Aber wir schwärmen nun einmal für Doktor Tomasow," erklärte Sophie, im Drang, ihre Tante zu bekehren, „er ist ganz außerordentlich gescheit, mußt du wissen."

„Ja, das ist er," bestätigte Cita nachdrücklich.

„Das ist noch eine recht zweifelhafte Tugend," meinte die Tante, etwas kühl, „aber für euch Kindsköpfe, die ihr in dem Punkt noch seid, braucht ja wohl ein Mensch nur gelehrt oder gescheit zu sein, damit ihr ihn in einer Weise anbetet — —!" Sie hob die Augen ironisch zur Zimmerdecke.



Der Dorfgeiger. Nach dem Gemälde von Hans Thoma.
(Berliner Secession 1900.)

Cita stand brüsk auf.

„Du kannst mir einfach leid thun, Tante Ottilie!" äußerte sie mit einem vielsagenden Achselzucken, das nicht eben artig ausfiel. Und, sich demonstrativ abwendend, horchte sie hinaus, wo es gerade geschellt hatte.

Ihre Tante war dunkelrot geworden, doch hielt sie an sich, nur ihre Augen zeigten einen erhöhten, stählernen Glanz.

Sie sah über Cita hinweg auffordernd auf deren Mutter.

„— Ja, — ich weiß wirklich nicht, Marianne, — gestatten deine Erziehungsgrundsätze diesen Ton —?" bemerkte sie fragend, und ihre Haltung wurde gemessener.

Aber in diesem Augenblick hatte auch Marianne nach dem Vorflur hingelauscht.

Man hörte, wie die Wohnungsthür wieder geschlossen wurde, eine halblaute Frage, ein Räuspern — —

„Das ist Doktor Tomasow!" rief Sophie. Sie lief hinaus.

Tante Ottilie hatte sich bereits von ihrem Pferdejochstuhl erhoben.

„Aber, liebe Ottilie! Du wirst doch nicht deshalb fortgehen —?"

„Gewiß nicht, meine gute Marianne; du vergißt nur, daß ich bloß auf einen Sprung kam und eilig bin, — auf ein andermal also," sagte die Schwester etwas gezwungen und verabschiedete sich kaum merklich von Cita.

„Nun, wie du willst. Komm' laß uns durchs Wohnzimmer hinausgehen, — sieh, da könnten wir so gut plaudern, denn die Kinder, die schleppen unseren Doktor jetzt in den ‚Spalt' hinein; ich wette, sie gießen ihm noch den kalten Kaffeerest ein."

Den Arm um Ottiliens Schulter, ging Marianne langsam durch das Wohnzimmer, das nur eine Lampe mit dunkelgrüner Glaskuppel vom Schreibtisch her erhellte. Die Thür zum Spalt hatte sie zugedrückt.

„— Nun —? Stört dich der Doktor hier nicht mehr?"

„Ach, an den dachte ich eben wahrhaftig nicht! Was mich drückt und erstaunt, ist etwas ganz anderes —;" Ottilie blieb mitten im Zimmer stehen, und die Schwester groß anblickend, fügte sie mit betonter Langsamkeit hinzu: „Du läßt dir deine Töchter über den Kopf wachsen, meine arme Marianne."

Marianne lachte leise und schelmisch; sie ergriff die Schwester am Arm und schüttelte sie im heiteren Zorn: „O du Böse, — du Böse! Kannst du denn dem Mädel ein unachtsames Wort nicht vergessen? Gewiß, sie hätte es nicht so sagen sollen. Aber treffen und verwunden kann unsereinen dieser kleine schwache Pfeil doch nicht —? Ein Pfeil aus solchen jugendlich heftigen, jugendlich übereifrigen Händen?"

„Du hättest es aber rügen müssen. Darum allein handelt es sich nur."

„Rügen — sofort? Vor dir? Meine einundzwanzigjährige Tochter um eine Bagatelle willen vor euch demütigen? Nein, wie magst du das nur sagen, Ottilie! Du mußt auch nicht vergessen, daß Cita längst —"

„Längst im Auslande studiert! Ja, ja, das weiß ich! Das ist gerade das Unglück. Und ist sie erst ‚Doktor,' — mein Himmel, dann darf sie wohl vollends thun, was ihr beliebt," fiel Ottilie nervös ins Wort.

Marianne schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich meinte jetzt eben nicht gerade: weil sie im Auslande studiert. Ich meinte nur: weil sie in so vielen Beziehungen schon fest und tüchtig dasteht und jedes Vertrauens würdig, wie ein reifer Mensch," sagte sie warm und mit ruhigem Stolz.

Ihre Schwester seufzte. Sie band die Hutbänder zu und wandte sich zum Gehen.

„Fruchtlos, mit dir zu streiten, Marianne. Wir einigen uns doch nicht. Ich sehe den Fehler zu deutlich: du gehst immer zu weit in allem, — das thatest du immer. Alles packst du mit solch innerer Leidenschaft an, gibst dich so ganz dran! Es war auch mit deiner Ehe nicht anders, glaub' ich, —"

„Da glaubst du recht!" antwortete Marianne sehr leise, und in ihre Augen trat ein dunkles Leuchten.

„Und die Folge?! Nun, ich will nicht darüber sprechen. Aber daß du so ganz zerbrochen am Boden lagst, — diese gräßliche Zeit. Man kann das doch nicht einfach Witwentrauer nennen —. Und jetzt mit deinen Töchtern. Sie gehen dir buchstäblich über alles. Sind dir dein ganzes Mark und Blut."

„Ja, Ottilie. So ist es. Soll es denn nicht so sein?"

Ottilie hatte schon den Griff der Thür in den Vorflur erfaßt. Sie ließ ihn noch einmal los, wandte sich der Schwester voll

zu und sagte halblaut: „Nein! Nein, — siehst du, das ist es eben: es soll nicht so sein. Man muß die Dinge nicht so bis auf den Grund auskosten. Man muß sich zurückhalten, sonst ist man verloren. Sonst verliert man jeden Halt.“

„O du! Das wäre eine traurige Lehre! Man lebt ja nicht, es sei denn, um sich hinzugeben. Man lebt ja nur soviel, als man liebt.“

Marianne sagte es inbrünstig.

Hinter der Thür zum Spalt hörte man Scherzen und Lachen. Ein Durcheinanderreden von Russisch und Deutsch.

Ottilie entgegnete mit gesenkter Stimme und einem Anflug von Bitterkeit: „Das ist kein Ding wert. — — Und wer sich dermaßen ausgibt, verflacht mit der Zeit. Was behält er dann noch Unangetastetes, Eignes? — — Aber geh' jetzt, bitte, zu den anderen hinein. Sie warten drinnen auf dich.“

„Sie warten nicht. Ich gebe dir deinen Pelz um,“ bemerkte Marianne und geleitete die Schwester hinaus. In ihren Gedanken weilte sie jedoch noch beim Gespräch. Sie hätte rufen mögen: ‚Ein Ding ist's wert: die Kinder! Warum sie nur erziehen? Warum nicht von Grund aus sich freuen und jubilieren über sie? Frage deine Tochter! — sie hätte es bei mir seliger als bei dir —.‘

„Grüße mir Jnotschka!“ sagte sie nur.

„Die wird nur rot, wenn ich ihr das bestelle. Über alles wird sie rot. Es ist wirklich schon fast ihre einzige Sprache, — und dabei kann sie drei Sprachen so gut. — — Willst du nicht vielleicht morgen abend den Thee bei uns nehmen, wenn du vom Unterricht kommst? Du hast es schon lange nicht gethan. Wir sehen uns wahrhaftig fast nur, weil du die Montag Nachmittage mit Nikolai lernst.“

„Ja, ich will kommen,“ meinte Marianne. „Am Sonntag kann ich ja ausschlafen.“

Sie küßten sich, und Ottilie ging.

Nachdenklich blieb Marianne im Vorflur stehen. Sie blickte zu Boden, als suche sie etwas. Sie suchte sich in ihrem Inneren auf etwas zu besinnen.

Wie sagte doch Ottilie? „Sonst verflacht man mit der Zeit.“ Es gab Leute, die hielten Ottilie für „tief“. Das war es also. Sie gab sich nicht aus, lebte einfach mit Dreivierteln ihrer selbst, — vielleicht nicht einmal das —.

Aber war es denn immer so gewesen. Nein, sicher nicht. Einst, als Kinder, hatten sie einander viel stärker geglichen als jetzt, hatten gemeinsam und gleich empfunden. Erst viel später mußte die Schwester ihr Temperament außer Gebrauch gesetzt haben, — es beiseite gelassen, — es „reserviert“ —, wofür? Und wie, in aller Welt, machte man das? — —

Marianne war ins Wohnzimmer zurückgegangen und setzte sich vor das geöffnete Pianino, auf dem Sophies Geige lag.

Zerstreut, ganz leise, schlug sie ein paar Töne an.

Sie dachte an Jnotschka. Ach, der würde sie sich auch gern hingegeben haben. Die würde sie gern zu ihren Schülerinnen gezählt haben.

Aber sie fühlte selbst, daß es nicht anging. Auch wider Wissen und Wollen hätte sie jeden Augenblick ihren Einfluß dem der Eltern entgegengerichtet.

Jnotschka, halberwachsen, noch mager, mit ihren allzu ernsthaften Augen und einem so weichen Munde, einem so kußbedürftigen weichen Munde, blieb vor ihrer Phantasie stehen, während sie die leisen, dunklen Töne anschlug — —.

Darüber merkte sie gar nicht, wie die Thür zum Spalt sich öffnete.

Beide Mädchen und Doktor Tomasow drängten sich geräuschlos in den Rahmen der Thür.

Und da weckte Marianne ein fröhliches Gelächter aus ihrem Sinnen. Sie schaute sich um. Alle drei standen sie da und lachten sie aus.

Sie lachte ohne weiteres mit.

„Kommt nur herein. Tante Ottilie ist fort,“ sagte sie.

Vor Tomasow sprach sie stets deutsch, wie mit den Kindern untereinander.

„Ja, freilich! Die ist lange fort. Aber was versteckst du dich denn vor uns, Ma? Dürfen wir deine geheimen Gedanken gar nicht wissen, aus denen wir dich herausgelacht haben?“ fragte Sophie neckend.

„Jawohl. Ich dachte darüber nach, warum ich euch dermaßen gutwillig mir über den Kopf wachsen lasse, ihr Kinder,“ entgegnete Marianne, und sie reichte dem Freunde die Hand zum Willkommen.

Sophie schlug entrüstet die Hände über dem Kopf zusammen, Cita aber erkundigte sich interessiert: „— Nun, — und das Ergebnis war, Ma — ?“

„Es war: Wachset nur, — wachset!“ sagte Marianne lachenden Mundes, und ihre Augen strahlten gütig.

Doktor Tomasow blickte unter halb gesenkten Lidern nach ihr hin. Sein bartloses Gesicht, das so offen jede Falte und Furche in den Zügen des hohen Vierzigers zur Schau trug, war in Bezug auf seine stummen Gedanken nicht plauderhaft. Hager, mit slavisch kurzer Nase und energischen Kinnlinien, — dem Grundriß nach ein russisches Barbarengesicht, war es vom Leben verarbeitet, vergeistigt und im Ausdruck wie verschlossen worden. Kurz, dicht und früh ergraut, wellte sich über der freien Stirn das Haar fast ganz gerade empor.

Die beiden jungen Mädchen mußten ihn gut kennen. Als er sich nicht in ihr Scherzgespräch mit der Mutter mischte, blickten sie einander flüchtig an und zogen sich dann einmütig in ihr Zimmer zurück, — in Sophies eigenstes Reich, das, über den Gang hinaus, nach dem Hof zu, lag, und wo Cita jetzt wohlgelittener Gast war.

Die Mutter sah ihnen nach, wie sie, nach einigen heiter gewechselten Worten, fortgingen: Cita mit ihrem festen, gleichmäßigen Schritt voraus, und hinter ihr Sophie, die sich mit einer graziösen Wendung noch einmal umblickte und lächelte.

Als die Thür sich hinter ihnen schloß, hob Marianne ihre Augen zu Doktor Tomasow.

„Nicht wahr, die Sophie ist schmal in den Schultern? Sie hustet.“

Er antwortete ruhig: „Das thun wir hier alle mehr oder minder zu dieser Jahreszeit. Sie sind mit dem Kinde etwas zu ängstlich, Marianne.“

„Ja, sie erinnert mich so an — —, auch er war zart.“

Und da sie einen zaudernden Ausdruck in Tomasows Gesicht wahrzunehmen wähnte, trat sie ganz dicht auf ihn zu.

„Tomasow! Wenn — nein, wenn —, Sie dürfen mir nie etwas verschweigen, nie —.“

Und sie erblaßte plötzlich.

„Aber! Aber!“ sagte er mit seiner überredenden, eindringlichen Stimme, und er nahm ihre Hände, wie die eines Kindes in die seinen. „Verbieten Sie ganz harmlosen Dingen, mit Ihnen gleich so durchzugehen, wie wildgewordene Pferde. — — Ganz kalte Hände haben Sie auf einmal bekommen. Kälteres Blut wäre besser. — — Also: Sophie ist absolut gesund. Ich bürge Ihnen dafür. Die Ähnlichkeit, die Sie da eben andeuteten, beschränkt sich auf diese zarte Hautpigmentierung, die mit so blondem Typus zusammengeht, — sie garantiert der Sophie auf lange hinaus einen blendenden Teint, bei etwas Pflege. Nun, hübsch genug ist sie schon jetzt, dächte ich. Ein liebes, gutes, schönes Kind haben Sie an ihr, Marianne.“

Sie hörte ihm aufmerksam zu, unendlichen Glauben in den Augen.

Seine Gestalt, obwohl in den breiten Schultern unmerklich geneigt, überragte sie um ein gutes Stück. Sie erschien nicht mehr mittelgroß, sondern fast klein, und wenn sie beim Sprechen so die Augen zu ihm heben mußte, konnte man den Altersunterschied zwischen ihnen für beträchtlicher nehmen, als er in Wirklichkeit war.

„Aber gut ist es für Sophie, daß sie bei mir ist und ich für sie sorgen kann, bis in jede Geringfügigkeit, — das finden Sie auch? Cita ist ja so vortrefflich aufgehoben, in der Familie, wo sie in Berlin logiert, — ich korrespondiere ja auch mit den Leuten, — und doch, — für Sophie wäre das nichts —.“

Sie sah ihn dabei fragend an.

Tomasow zuckte die Achseln.

„Natürlich würde sie es nirgends in der Welt auch nur annähernd so gut haben, wie bei ihrer Mutter. Indessen, das ist doch selbstverständlich. Warum fragen Sie erst danach?“

„Ich weiß es nicht;“ murmelte Marianne, „ich weiß nicht, warum sie mein Angstkind ist. In meiner Liebe zu ihr ist so viel Angst —. Darum muß ich manchmal von Ihnen hören, daß sie Ihnen keine Sorge macht.“

„Nein. Die machen höchstens Sie mir, von Zeit zu Zeit, kleine Ma,“ sagte er mit leisem, fast nachsichtigem Lächeln und gab ihre Hand frei.

Er nannte sie gar zu gern mit diesem Namensstummel, der daraus entstanden war, daß die Kinder sich in der Kindheit bis-

weilen herausnahmen, die Mutter wie einen guten Kameraden „Marianne“ zu titulieren, was Tomasow schon damals äußerst bezeichnend fand. Hin und wieder ließ jedoch das Erstaunen anderer sie mitten in diesem Unternehmen stecken bleiben. Zuletzt blieb von Mariannens Namen nur das übrig, was ein guter Wille auch als Anlauf zum Wort „Mama“ nehmen konnte.

‚Und die Einzigkeit der Silbe paßt zu ihr,‘ dachte Tomasow bei sich, ‚— dieser einzige Ton als Name, — es ist, wie wenn man nur eben etwas intonierte, was man nicht ganz nennen will, noch auch äußern kann. Weit, weit hinter dem einzelnen Ton ruht und klingt das Ganze —.‘

Marianne war zum Schreibtisch getreten und drehte die Lampe höher auf.

„Stehen Sie noch immer mir da im Rücken? Das ist ja unheimlich,“ sagte sie, den Kopf nach Tomasow zurückwendend, und dann ließ sie sich müde vor dem Schreibtisch im alten Lutherſessel nieder, der noch von ihrem Vater, dem Schuldirektor, stammte.

Tomasow zog sich den langen Schaukelstuhl neben der Blattpflanzengruppe ein wenig näher zu ihr heran.

Er nahm von den Cigaretten, die Marianne ihm anbot, und zündete sich schweigend eine an.

„Ich glaube, speciell dafür bin ich am Ende auch das letzte Mal vom Auslande wieder heimgekehrt, ein so schauderhafter Kosmopolit ich auch schon zu werden drohte,“ bemerkte er dann.

„Wofür? Für die Plauderecke?“

„Es ist nicht einmal eine Plauderecke, streng genommen, denn wir sind oft ziemlich wenig redselig, besonders wenn Sie abends müde sind oder gar anfangen, Notizen in Ihre schrecklichen blauen Schulhefte zu machen.“

Marianne lehnte sich zurück und kehrte ihm das Gesicht zu. Sie sagte lächelnd: „Nun, dann sitzen Sie eben und freuen sich daran, wie unendlich brav und artig ich bin. Denn das muß ja doch eine Freude für Sie sein! Wer hat mich denn gelehrt, diese Schulhefte-Existenz auszuhalten.“

„Ich etwa?!“ Tomasow machte eine ungläubige Miene. „Ich habe Ihnen wohl im Gegenteil alle Schwierigkeiten und Schrecknisse einer solchen klarzumachen gesucht, als Sie sich in den greulichen Kampf stürzten.“

„Ja. Und mich dadurch für ihn gewappnet, — mich dadurch gelehrt, nicht gleich beim ersten Ermatten zu erliegen. Ich wußte so bestimmt: Sie stehen da, und helfen mir immer wieder auf, — ach, das war ein gutes Gefühl, glauben Sie mir.“

Tomasow rauchte schweigend.

Ganz so war es wohl nicht. Er hatte in Wirklichkeit ihren Kräften den Existenzkampf nicht zugetraut, den sie so löwenmutig für sich und ihre Kleinen vollbracht. Nein, ursprünglich hatte er ganz und gar nicht annehmen können, daß sie einem derartigen Leben gewachsen sei.

Er half ihr damals mit seinem Rat und Beistand nur so gleichsam vorläufig. Er half ihr, um ihr nahe bleiben zu können.

Jedoch dann — später — wenn sie doch am Ende ihrer Kräfte sein würde, die sie bis zum Sprengen anspannte, — ja, damals dachte er sich dann ein ganz anderes Ende. Ein völlig anderes. —

Fast ohne daß er es wußte, fixierte Tomasows Blick bei dieser Erinnerung den geschlossenen Olivenholzrahmen, der in der Mitte des Schreibtischs stand.

Marianne war der Richtung seines Blickes gefolgt.

„Darf ich?“ fragte er.

Sie streckte ohne zu antworten die Hand aus, nahm den Rahmen vom Tisch und reichte das ihm wohlbekannte Bild herüber

Er schaute aufmerksam auf das junge, beseelte Gesicht im Rahmen, — ein bartloses Jünglingsgesicht. Eine Ähnlichkeit mit Sophie war in der That unverkennbar, nur nicht in der Kühnheit der Stirn und des Kinnes.

Aber etwas so Zartes lag über dem Ganzen. —

Tomasow bückte sich tiefer über das Bild und bemerkte: „Wenn ich mir vorstelle, wie Sie damals ausgesehen haben müssen — und wie dieses hier aussieht — so käme ich leicht zum Gefühl: sieh da, zwei Kinder, die man schützen möchte.“

Sie lächelte unmerklich.

„Wir brauchten keinen Schutz. Gegen nichts. Wir hatten ja einander.“

„Zugegeben. Aber wer von Ihnen schützte wen?“

„Jeder den anderen. — Ach, es ist nur eins nicht zu fassen: daß der eine zurückbleibt, wenn der andere geht. Wie mag

denn das nur möglich sein? — — Arme Menschen, daß es so ist."

Er erhob sich, um das Bild auf den Schreibtisch zurückzustellen.

„Keine solchen Worte, Marianne! Keine solchen Aufwallungen, auch nicht für Sekunden! Sie haben an sich selbst erfahren, daß das Leben immer wieder neu keimt."

„Ja, das Leben: das heißt meine Kinder."

Tomasow nahm wieder Platz im Schaukelstuhl. Nach einer Pause, in der er schweigend vor sich hinrauchte, sagte er langsam: „Mir hat es doch immer scheinen wollen, als ob in Ihnen ein starkes Bedürfnis ist nach einer Überlegenheit neben Ihnen, — nach jemandem, zu dem Sie aufblicken. Sie haben so viel vom Kinde irgendwo in sich, Marianne. — Daher kann ich Sie mir vielleicht so schwer an der Seite — an ‚seiner' Seite vorstellen."

Sie lehnte in ihren Stuhl weich hineingeschmiegt und starrte wie gebannt auf den Rahmen. Auf ihren Wangen lag ein leichtes Rot.

„O über uns beiden war ja so viel — über uns beiden!" sagte sie mit halber Stimme. „Wozu noch eine andere Überlegenheit? Wir wandelten, ineinander geschlungen, gemeinsam unter so hohen Träumen, so hohen Zielen entgegen. Und ich meine immer: was wir da lebten, nur das ist Leben. Von allen Seiten wölbte es sich um uns wie ein Himmel, dem gaben wir uns anheim. Und so war uns jede Krume Erde eine Heimat."

Tomasow dachte wieder: ‚Wie zwei Kinder.' Doch erwiderte er nichts.

Aber Marianne wendete ihm den Kopf zu, und plötzlich streckte sie ihm die Hand entgegen: „Sie urteilen nach später," bemerkte sie, „ja, da brauchte ich allerdings jemanden über mir, brauchte Rat und Hilfe und Halt. — Einen Halt in der vollkommenen Heimatlosigkeit, eine Orientierung in der vollkommenen Fremde. — — Da brauchte ich Sie. Ich konnte nicht allein sein, so ganz allein im Finstern. — Und ich denke auch jetzt oft: meinetwegen das Allerbitterste überwinden, wenn nur eine warme menschliche Stimme dazu überredet, es befiehlt, anbefiehlt. — Ich weiß nicht, ob alle Frauenherzen so schwach sind. Ich bin es."

Er hatte ihre Hand entgegengenommen und hielt sie, darauf niederblickend, einen Augenblick in der seinen. Ganz leicht strich er mit den Fingern über ihren Handrücken hin, der ein wenig rauh geworden war vom Wind und der Kälte dieser Wochen, die Marianne unausgesetzt auf die Straße trieben.

Er wußte, daß sie einen nervösen Widerwillen besaß gegen rauhe, gerötete Hände oder aufgesprungene Lippen. Als sie jung und glücklich gewesen, da mußte sie sich gewiß, selbst unter schmalen äußeren Verhältnissen, mit Entzücken gepflegt haben, wie ein schöner Mensch vor einem Fest.

Tomasow ließ Mariannens Hand sinken und stand auf.

„Was ist Ihnen denn? Sie wollen doch nicht schon gehen? Warten Sie noch ein wenig, und am besten: bleiben Sie zum Thee," schlug Marianne vor, „Sophie wollte Ihnen so gern ihre Fortschritte im Geigenspiel vorführen, — mögen Sie? Dann machen Sie ihr die kleine Freude."

„Ja, warum nicht?"

Tomasow war ans Fenster getreten und schaute vor sich hin.

Marianne öffnete die Thür zum Gang, rief den Mädchen etwas zu und kam dann wieder zu ihm.

„Was schauen Sie denn so unverwandt an?" fragte sie und trat dicht an ihn heran.

Er zuckte die Achseln.

„Ich betrachte mir nur, was da in Reih und Glied zwischen den Doppelscheiben im Fenster aufgestellt ist," entgegnete er und deutete auf eine Anzahl verdeckter Glasbehälter, „wie Soldaten mit Papierhelmen auf dem Kopf. Finden Sie diese Dinger nicht häßlich?"

„Sie sind nur häßlich, bis sie blühen. Dann kommen sie ins Zimmer, und die Papierkappen kommen fort. Und dann sind es Hyacinthen!" sagte sie tröstend, mit einem Lächeln.

Aber Tomasow war verstimmt.

„Hyacinthen? Wozu denn? Mögen Sie etwa diesen allzusüßen Duft? Es sind doch nicht am Ende gar Ihre Lieblingsblumen, Marianne?"

„Lieblingsblumen? — Rosen habe ich schon lieber, — und am liebsten, wissen Sie was? — am liebsten besäße ich ein ganzes Treibhaus und einen Wintergarten

dazu!“ meinte sie schelmisch. „Solche Hyacinthe unter ihrer Papierkappe ist nun eben mein Treibhaus. Man muß sie nicht allzudicht unter die Nase halten, sondern die Gläser im Zimmer gut verteilen, dann geht es schon. — Frühling und Duft ist es ja doch! Und ganz ohne die beiden mag ich so wenig sein, wie ganz ohne Musik.“

„Wegen der Hyacinthen werden ja hier die Doppelscheiben im Winter nicht eingeklebt, wie die übrigen,“ bemerkte Sophie, die hereingekommen war und nach ihrer Geige suchte.

Tomasow zündete sich eine frische Cigarette an und setzte sich in der Nähe des Fensters nieder. Er betrachtete Marianne.

‚Wie viel Genußfreudigkeit ist doch in ihr. Selbst jetzt noch!‘ dachte er. ‚Unausgegeben, aufgestaut! Köstlich müßte es sein, das zu lösen, zu befreien. Selbst jetzt noch.‘

Sie saß wieder auf ihrem früheren Platz, den Kopf ein wenig geneigt. Während sie darauf wartete, daß Sophie die Kerze am Notenpult entzündet hätte und beginnen sollte, schien sie vor sich hinzuträumen, — vielleicht in Gedanken, die das kurze Gespräch mit Tomasow über ihr Eheglück vorhin in ihr geweckt haben mochte. So kam es ihm vor.

Etwas sehr Sanftes lag über ihren Zügen, ein Abglanz, wie aus der Jugend. Für die Mutter der beiden großen Mädchen hätte man sie in diesem Augenblick kaum gehalten.

Cita war leise eingetreten und stand noch an der Gangthür, um die ersten Geigentöne nicht zu stören. Auch sie schaute zu Marianne hinüber, und dabei kam auch ihr zu Sinn, wie schön ihre Mutter sei, — wie so sanft und schön sie doch jetzt eben aussehe.

Es berührte sie mit einem warmen, kindlichen Stolz. Ihre dunklen Augen erglänzten von Freude.

In einer Pause des Spiels trat sie von hinten an Mariannens Stuhl heran. Und mit einer ihrer spontanen unvermittelten Bewegungen umschlang sie die Mutter und küßte sie in den geneigten Nacken.

Dabei kehrte Cita sich halb gegen Tomasow, dessen Blick unverwandt auf ihrer Mutter ruhte. Cita sah unwillkürlich, mit einem hübschen Ausdruck, zu ihm hinüber, als wollte sie, an Marianne geschmiegt, entzückt sagen: ‚Wie lieb und schön sie ist, nicht wahr? Möchte man sie nicht auf dem Fleck totküssen?!‘

Da verdüsterten sich plötzlich ihre Augen. Irgend eine unerklärliche Befangenheit überfiel sie. Sie bückte ihren Kopf, wie abwehrend, gegen den Kopf der Mutter, und errötete langsam über das ganze Gesicht.

Tomasow hörte inzwischen zerstreut dem Geigenspiel zu. Er liebte und verstand Musik, musikalisch von Natur, wie fast alle Russen, aber heute war ihm nicht nach Sophies Musik, die noch Nachsicht verlangte.

Ja, ja! Daß die Kinder da waren, das hatte Marianne so unzugänglich erhalten und so vorzeitig ernst gemacht. Es machte sie bisweilen ergreifend schön, dies Ernstsein tief unter aller Heiterkeit, jedoch zu ernst — allzu ernst für ihn. —

Tomasow begegnete bei dieser Erwägung Citas Augen, die ihn forschend anzusehen schienen. Sie stand noch an den Stuhl der Mutter gelehnt, als schütze sie ihn.

‚Wie ein kleiner Polizist!‘ dachte Tomasow bei sich.

Aber zugleich gestand er sich, daß diese Kinder allein es gewesen waren, die einst Marianne die Fähigkeit zum Leben wiedergegeben.

Ursprünglich schien der gewaltsame Schmerz um den toten Gatten auch die Mutter in ihr getötet zu haben. Als man sie nach Rußland brachte, — mit ihren beiden allerliebsten kleinen Dingern, — da war sie nicht bereitwillig, weiterzuleben. Sie konnte nicht leben. Und in der Verwandtschaft begann man, von Geistesstörung zu sprechen und von Überführung in eine Heilanstalt.

Damals, während dieser ersten furchtbaren Verzweiflungszeit ihres Schmerzes, sah Tomasow Marianne zum erstenmal.

Er selbst kam gerade verstimmt aus dem Auslande. Nach Jahren anregenden Genusses und interessanter Arbeit in Wien und Paris, erschien ihm alles zu Hause so schal und abgestanden, so gänzlich regungslos. Und am wenigsten Lust spürte er, sich hier wieder dauernd in seine ärztliche Praxis einzugewöhnen.

An einem dieser Tage wurde er zu Marianne hineingeführt.

Auf dem Boden ihres Zimmers kauernd,

das braune Haar dicht und wirr um ihr armes Gesicht, — das Gesicht eines fassungslos leidenden Kindes, — ganz stumm und sehr abgemagert, denn sie verweigerte Nahrungsaufnahme: so sah er sie zum erstenmal.

Was ihn betroffen machte und fesselte, von allem Anfang an, das war die Stärke dieses Temperaments, das gegen den Tod anstürmte, ihm seine Beute fortwährend innerlich abzujagen schien. Nie meinte Tomasow ein Gleiches an Seelenkampf geschaut zu haben, — an Kampf gegen das Unentrinnbare, — wie er jetzt Tag um Tag vor sich sah, seitdem er begonnen hatte, Marianne seine ärztliche Pflege zu widmen.

Ihre Verwandten bedauerten sie aufrichtig, aber ihnen war von Beginn an die Ehe verrückt vorgekommen. Beide Gatten so blutjung, beide noch kaum reif für den großen Jubel und den großen Ernst, den sie vom gemeinsamen Leben erwarteten, — und der junge Künstler noch keineswegs genügend zu Geld oder zu Ruhm gelangt, als er um Marianne warb. Daß er auch dazu, wie zu allem, eben ihrer Nähe bedurfte, verstanden die vernünftigen Leute nicht. Und er durfte sie auch keines Bessern belehren, denn als es ihm eben gelingen wollte, mußte er schon sterben.

Das jedoch war wiederum Marianne unfähig zu verstehen, — nein, nie und niemals vermochte sie es zu fassen, daß das Leben wider ihren liebsten Menschen sein konnte, daß es ihn sterben lassen, — ihn im Stich lassen konnte.

Auf Tomasows Rat kam Marianne aufs Land. In einem Dorf bei Moskau bezog eine alte Verwandte mit ihr ein kleines Landhaus, dicht neben verwildertem Park gelegen, der einer ehemaligen Privatbesitzung zugehörte.

Es wurde gerade Frühling, — später nordischer Frühling. Unendliche Ebenen im ersten Ergrünen, weite knospende Birkenwälder, ein stiller, baumumstandener See —.

Dort in der Einsamkeit, dort in dem Frühling, dessen sanfte Schönheit ihr bis zu Tode wehe thai und der ihr mit seinem Zauber die Seele blutig riß, tobte das Schwerste für Marianne sich rückhaltlos aus.

Sie gesundete vielleicht aus dieser nämlichen Kraft heraus, aus der sie gelitten hatte, — sie durchkostete ihren Schmerz viel zu stark und inbrünstig, um sich nicht eines Tages auch selbst von ihm zu heilen.

Von der Veranda des Landhauses führte ein primitives Holzbrückchen, über etwas morastiges Wassergerinsel geschlagen, direkt auf die grasbewachsenen Wege des alten Parks. Unzählige Mückenschwärme durchsummten ihn im Sommer und hielten beständig einen feinen dunklen Ton in der Luft fest; warm und feucht stieg von den schattigen Wiesen der Duft über üppig verwilderten Blumen auf, und hier und da stand eine zusammengebrochene, bemooste Steinbank an lichte Birkenstämme gebaut. Hier hinaus fuhr Tomasow jeden Tag. Wenn er kam, pflegten ihm die beiden kleinen Mädchen schon entgegenzulaufen; Annunciata, die Ältere, mit munteren großen Sprüngen, und die jüngere Sophie, die immer zu hastig lief und oft über ihre eignen kleinen Beine stolperte, bis sie endlich der Länge nach und mit bitterem Geschrei bei ihrem Freunde angelangt war.

In der Stadt und in seinen eignen Angelegenheiten beschäftigten Tomasow allerlei komplizierte Sorgen: wie er sich zur Heimat stellen, sich in ihr einleben werde, und warum ihr noch so vieles abgehe, was in den kulturreiferen Ländern des Auslandes längst auf der Tagesordnung stand? Aber hier in diesem sommerdunklen Park, bei Marianne und ihren Kindern, verblaßte ihm regelmäßig die Wichtigkeit aller Kultur- und Geistesfragen. In den Vordergrund trat das Leben in seiner elementarsten, seiner einfachsten Bedeutung, — das Leben angesichts des Todes und die Frage, ob es zu ertragen sei. Es kam ihm vor, als müsse das Leben etwas Schönes sein, weil er Marianne leise dazu zurückkehren sah, — ganz leise anfangs, indem sie mit den Kindern zu spielen begann.

Noch ehe sie wieder für sie zu sorgen und zu denken wußte, spielte sie mit ihnen, als sei sie selbst noch nicht viel mehr, als ein schwaches Kind. Und doch hatte sie damit schon die große Frage für sich beantwortet.

Der erste Gedanke, der später ganz von ihr Besitz nahm, war ebenfalls naheliegend und primitiv: der Drang, für das tägliche Brot zu arbeiten. Für den Augenblick war diese Sorge ihr von anderen abgenommen worden, — und im Fall der Not versprach man ihr, auch die Kinder ihr abzunehmen.

Sie wollte mit ihnen zusammenbleiben können, sie selbst ernähren können. Daran erstarkte sie.

Tomasow erinnerte sich gut des entscheidenden Gespräches darüber, an einem unerträglich heißen Sommernachmittag voll Gewitterdrohungen, auf einer Bank im Park. Er ging in alles ein, was Marianne wünschte, froh, sie überhaupt schon so weit zu haben, daß sie starke Wünsche und Sorgen kannte. Er erbot sich auch, alle ersten notwendigen Schritte in der Sache zu thun.

Da hob Marianne die kleine Sophie auf ihren Schoß und, sich zu Cita niederbeugend, die neugierig horchend sich an ihr Knie drückte, rief sie leise: „Jetzt wird Ma für ihre lieben Kinder schrecklich viel zu thun bekommen! Und je mehr sie thut, desto schöner und größer sollen sie ihr werden, von Tag zu Tage! Ist das nicht herrlich, ihr Kinder?“

Citas kleine Ohren machten aus den Worten nur den Klang aufgefaßt haben, — einen so ungewohnt freudigen Klang, daß er an etwas ganz Fernes, Süßes, schon halb Vergessenes mahnen mußte, was einst durch alle Worte der Mutter hindurchgejauchzt hatte, als seien es ebenso viele liebkosende Verheißungen.

So klatschte sie stürmisch in die Hände und sprach der Mutter nach: „Herrlich, ihr Kinder!“

Und in der schwülen Gewitterluft unter den reglosen Bäumen saß Marianne zum erstenmal mit einem Anflug von Lächeln da, wie am Vorabend von besseren, festlicheren Tagen.

Tomasow aber dachte fast mit Abscheu an das lähmende, entnervende Arbeitsleben, das nun vor ihr liegen sollte. Und angesichts dieses Lächelns stiegen andere, schönere Möglichkeiten für die Zukunft vor seinen Gedanken auf — —.

„Unterschätzen Sie nur die Schwierigkeiten der Sache auch nicht allzusehr!“ bemerkte er nach einer Pause mit zögerndem Warnen. „Es ist noch nicht sicher, ob Sie so brutalen Anforderungen an Ihre Spannkraft gewachsen sind.“

Marianne hob den Kopf und sah ihm mit zuversichtlichem Vertrauen ins Gesicht. Ihre Hand lag auf Citas Haar.

„Daß ich ihnen nicht gewachsen bin, weiß ich wohl!“ sagte sie ruhig. „Aber Sie werden mir helfen, über mein bißchen Können hinauszugelangen. — — Wollen Sie mir nicht dazu helfen —?“

„Ich will es gewiß, wenn Sie nicht bei näherem Zusehen selbst davor zurückschrecken?“

In Mariannens Augen trat ein Ausdruck wie qualvolle Erinnerung an die überstandenen Seelenkämpfe.

Sie murmelte: „Ich schreckte vor allem zurück, — vor jeder Minute, weil sie durchlebt sein wollte, — und war nicht auch das eine brutale Anforderung: — leben zu sollen —? Ich weiß, daß es mich noch manchmal überkommen wird, — daß ich dann nicht will, nicht kann — ich werde mich gewiß noch oft vor dem Leben fürchten —.“ Sie brach ab, ein Schauer ging über sie hin. Dann setzte sie jedoch langsam hinzu: „Deshalb muß jemand mir helfen, der meine Furcht und meinen Widerstand bricht, um der beiden Kleinen willen.“

— In diesem Augenblick begriff er, wie nah er ihr in der schweren Zeit getreten war als der Unbeteiligte, Unbeeinflußte, der sich ihr ärztlich und menschlich mit strenger Sachlichkeit gewidmet hatte. Er begriff, wie viel sie seiner Hilfe zuschrieb, was zu einem großen Teil die Hilfe ihrer eignen Natur gewesen war.

Ihr sollte er helfen, fortan dem Leben gewachsen zu sein, — dabei aber lebte er noch sein eignes Leben in unschlüssigem Zwiespalt —.

Und dennoch: er fing an, daran zu glauben, daß es ihm ihr gegenüber gelingen werde. Ein so starker Appell an seine eingreifende, planvolle Kraft ging von diesen ruhig vertrauenden Augen aus, — eine so starke Freude an der ihm auferlegten Verantwortung weckten sie in ihm, als spannten sich alle Fähigkeiten seiner Seele auf ein Ziel hin.

Und seltsam: gleichzeitig empfand er es noch nie so bitter wie in der Stunde, nicht selber zwiespaltlos und einheitlich, mit voller Thatkraft, im Boden seiner Heimat zu wurzeln. Hätte er nicht schon als Jüngling, — in jugendlicher Begeisterung zu allem bereit, — immer nur an die harte, hohe Mauer der bestehenden Zustände stoßen müssen; hätte er nicht erst im Auslande draußen seine volle Entwickelung finden müssen; hätte er, vom Heimweh zurück-



Bildnis der Gräfin Clemens-Schönborn Nach dem Gemälde von Moritz Röbbecke.

gezerrt, nicht davon absehen müssen, in seiner Heimat gerade diejenigen Einsichten und Fortschritte zur Wirksamkeit zu bringen, deren sie ganz augenscheinlich am dringendsten bedurfte, — — wie ganz anders würde sich dann für ihn als Mann, als Mensch, sein Leben zusammengefaßt haben! Wie oft würde es einen ähnlich starken, — und stärkeren Appell an seine Leistungskraft enthalten haben!

Aber dann sprach er nie zu jemandem; in der Fremde sprach er von der Heimat nur leise, und dann zärtlich, wie von einem leidenden Kinde, das auch nur anzurühren man Fremden schon verwehrt; und daheim konnte er von seinen Jahren im Auslande nicht mit dem Accent reden, den sie für ihn besaßen, weil hier alle seine Worte unwillkürlich so ausfielen, als sei ihm bloß egoistisches Genußleben gewesen, was ihm dort mindestens ebensosehr als eifriges und ernstliches Arbeitsdasein vorgekommen war.

Er schwieg deshalb, mißtraute den Menschen, und sie vertrauten ihm nicht mehr recht.

— — Während er im alten, dichten Park auf der Steinbank unter den Birken saß, schaute er, in solche Gedanken versunken, auf Marianne hin.

Sie blickte geradeaus über die Wiesengründe in die Ferne, den Kopf ein wenig vorgeneigt, die Hände leicht im Schoß gefaltet. Der lose aufgesteckte Haarknoten ließ die sanfte Wölbung der Nackenlinie wundervoll frei.

Kein einziger Zug bewußter Selbständigkeit in der gesammelten Haltung, und doch etwas wie Getrostes — —

Was ihm auch geschähe: zu allerletzt würde er doch imstande sein, zu einem zweiten Menschen so vertrauensvoll aufzublicken, daß er dessen seelischer Hilfe sich gläubig anheimgab!

Und bei ihr war das im Wiedererwachen zum Leben das erste, — das Unwillkürliche —. Das allererste, was sie wiederfand, war eine ruhige, vertrauende Gebärde. — — —

II.

Draußen herrschte das lustigste Schneetreiben von der Welt.

Den Kutschern und vielleicht auch ihren Gäulen lachte das Herz im Leibe darüber, wie leicht heute die Schlitten über den weißblendenden Boden dahinflogen, der seit etlichen Tagen einer erneuten Schneelage entbehrt hatte, so daß hier und da bereits das holprige Steinpflaster der unebenen Moskauer Straßen durch den zerstampften und vergrauten Schnee durchzuscheinen begann.

Auch Marianne freute sich, schnell vom Fleck zu kommen. Seit heute früh war sie schon so viel herumgetrieben worden, in verschiedene Privatstunden und eine Schule.

Noch ein paar Tage lang! Dann gab es Ferien. Schlossen auch die Anstalten erst kurz vor Weihnachtsabend, so hörte doch der Unterricht in den Häusern meistens schon früher auf.

Marianne kam von weit außerhalb gefahren, wo an den Grenzen der Stadt, nicht allzufern vom berühmten Jungfernkloster, dessen phantastische Türme herüberwinkten, ein großes Mädchenstift sich befand. Auf dem Rückwege von dort ließ sie ihren Schlitten in unbelebter, fast ländlicher Vorstadtgegend vor einem einstöckigen Holzhause halten.

Sie stieg aus, bezahlte und ging über den weiten, hellen Hof, den ein einfacher Lattenzaun umschloß, auf eine Wohnung im Erdgeschoß zu, an der sie mit beinah ungeduldiger Freude läutete.

Hier pflegte sie jeden Sonnabend vorzusprechen, wenn der Weg vom Stift sie vorüberführte und die Zeit auch noch so knapp war. Denn jedesmal bedeutete das für sie inmitten der Arbeitswoche eine sonntägliche Stunde.

Eine ihrer ehemaligen Lieblingsschülerinnen, seit Jahresfrist verheiratet, wohnte hier; eine, die ihr innig zugethan blieb, auch nachdem sie, längst der Schule entwachsen, mit Energie und verblüffender Leichtigkeit Mathematik studiert und es darin zu etwas gebracht hatte.

Die junge Frau öffnete selbst die Thür und bewillkommnete ihren Besuch mit drei schallenden Küssen, einen auf den Mund und je einen auf Mariannens schneenasse Wangen. Dann nahm sie ihr den weiß überschneiten Pelz von den Schultern und schüttelte ihn aus, wobei sie aber sorglich jedes Geräusch vermied.

„Dabrinnen steckt Matwej tief, bis über die Ohren, in einer Arbeit über das Vogelgetier," flüsterte sie in ihrem weichen Russisch, das an sich schon zärtlich klang, und

wies auf das Hauptzimmer der kleinen Wohnung.

Erst jetzt bemerkte Marianne die breite buntgestreifte Küchenschürze an ihr und daß sie die Ärmel hochgezogen hatte. Eine Messerbank, nach der sie griff, mußte sie eben erst hastig aus der Hand gestellt haben.

Im Hintergrunde des engen dämmerigen Vorflurs stand die Thür zur Küche noch offen; man sah die Holzscheite im Herdfeuer rot glimmen.

„Ja, unser Mädchen ist nämlich schon wieder krank. Sie ist wirklich ewig krank, diese Ärmste," sagte die junge Frau und zog Marianne in die Wohnstube.

Die Wohnstube war ziemlich groß, niedrig und so dicht über dem Hof, daß der gegenüberliegende Schneehaufen sie schon verfinstern konnte. Auf dem Hof flogen weiße und graue wohlgemästete Tauben herum und flatterten auf den Fenstersims und schlugen mit ihren Flügeln an die Scheiben, vor denen im Sommer blühende Azaleen standen.

In der Ecke über dem Fenster hing ein kleines Heiligenbild in schwerer Silberumkleidung, mit seinem ewig brennenden Lämpchen. Davor, mitten ins Zimmer hineingezogen, stand breit und bequem ein Tisch, auf dem in friedlichem Nebeneinander Hausarbeiten und Schreibereien, nicht gerade zierlich geordnet, dalagen. Auf einem Seitentischchen am zweiten Fenster zeigte der nie fehlende blitzblanke Samowar, daß hier auch gespeist wurde.

Der ganzen Einrichtung merkte man es an, daß dies Nest nicht fix und fertig bezogen worden war, sondern daß hier immer noch allerlei Mühe und Liebe am begonnenen Nestbau weiter arbeitete. Aber eine solche Moskauer Wohnung mit ihrem glücklichen Mangel an jeglichen trivial dreinredenden Stuckaturverschönerungen nahm rasch die Individualität ihrer Insassen auf und gab ihr in jedem Stück Raum zwischen den schlichten Thüren, geweißten Decken und einfachen Wänden.

Marianne hatte es sich wundervoll bequem gemacht in einer Art von Großvaterstuhl, der nahe bei einem wärmeausstrahlenden Kachelofen von anerkennenswerten Dimensionen stand. Mit Behagen vergrub sie ihre durchkälteten Füße im mächtigen Bärenfell, das sich vor dem Stuhl ausbreitete.

„Das ist unser Divan, dort sitzen wir immer beide drin," sagte die junge Frau.

„Ist es nicht sehr schlimm für euch jetzt mit dem kranken Mädchen, Tamara?" fragte Marianne bedauernd. „Da werdet ihr kündigen müssen. Wie treibt ihr es nur überhaupt —? Du alle Morgen in deinem statistischen Bureau, dein Mann über seiner ornithologischen Gelehrsamkeit? Was fangt ihr denn jetzt an?"

Tamara lachte leise auf, ihr ganzes freundliches Gesicht lachte mit.

„Wir treiben's, wie es eben geht; — es wird ja auch wieder besser. Alles wechselt unter dem Mond. Kündigen wollen wir nicht; darauf vertraut die Arme so fest."

‚Russische Sorglosigkeit!' dachte Marianne bei sich. Aber sie mochte nichts Tadelndes äußern, sie wiegte sich darin wie in etwas Wohlthuendem.

Vielleicht wäre es anderswo tadelnswerter gewesen, doch ihr schien immer: wo man unter russischen Menschen war, wo diese Sprache klang, da wurde das Leben in der That in allen Dingen gleichsam simpler und weiter, — vertrauender. Obschon sie selber kein russischer Mensch war, so zählte sie doch nicht zufällig unter diesen ihre besten Freunde.

„Aber überanstrengt es dich auch nicht, Tamara?" meinte sie besorgt. „Noch kann es ja eine ganze Weile dauern, ehe dein Mann die verdiente Berufung bekommt und ehe du also dem statistischen Bureau ein Schnippchen schlagen kannst."

Tamara schüttelte belustigt den Kopf, von dem zwei starke Zöpfe unaufgesteckt niederhingen.

„Bis dahin hilft mein Mann mir eben. Und im Sommer, da erholen wir uns von alledem im Forsthaus, bei meinen Eltern, in meinen lieben großen Wäldern —. Ja, eine Waldhütte, wie für Einsiedler, das wär' überhaupt so was für uns!" bemerkte Tamara und fuhr ohne Ziererei mit dem Messerputzen fort, worin der Besuch sie unterbrochen hatte.

„Nein, uns geht es ja, weiß Gott, wundergut," fügte sie hinzu, „da ist nichts zu besorgen. Und wenn ich nicht 'mal das von Ihnen gelernt hätte: gute Laune im Alltag bewahren, — die schönste Lektion, die Sie, ohne es zu wissen, tagtäglich allen Ihren Schülerinnen geben, — eine schönere

Lektion, als aller Schulkram. — — Aber nun erzählen Sie doch mal von sich? Also die Cita ist heimgekommen?"

Marianne nickte.

„Mit Beginn der deutschen Weihnachtsferien und bleibt bis über die russischen da. Aber ich habe noch so wenig von ihr, — es war eine so gehetzte Arbeitszeit. Drum wird Weihnachten diesmal so strahlend schön! Mir kommt vor, als ob ich mich seit meiner Kindheit nicht mehr so darauf gefreut hätte, wie dieses Mal. — — Immer möcht' ich die Cita jetzt nahe um mich haben, — so ganz nah bei mir, — — sie so recht tief anschauen: Bist du noch dieselbe? Ist auch nichts an dir verändert? Hat die Trennung mir nichts gestohlen? Zeig mir all dein Schönes —: das und das und das, — weißt du noch? Ach, Tamara, du hast noch kein Kind, — kannst du das wohl begreifen?"

Tamara nickte schweigend.

In der Küche hörte man es bedrohlich brodeln und zischen. Sie setzte die Messerbank nieder, lief hinaus, klapperte ein Weilchen draußen zwischen den Tiegeln und Töpfen und kehrte dann in die Stube zurück.

„Ja," sagte sie, „nun ist also Cita auf dem Wege, etwas Erkleckliches zu werden. Aber, Hand aufs Herz, liebe Frau Marianne: wären Sie nicht doch seelenfroh, wenn — ja wenn die Cita sich ordentlich verliebte und heiratete?"

Marianne blieb einen Augenblick lang stumm. Dann sagte sie fast andächtig: „Wenn über meine Kinder mein Glück käme, — ein so unfaßbares Frauenglück, das reicher und weiser macht, als alle Reichtümer und Weisheiten der ganzen Welt zusammengenommen, — wenn das ihnen geschenkt würde! — — Und wären es auch nur acht kurze Jahre, wie bei mir, gleichviel. Und käme auch selbst dahinter — wie bei mir —"

Sie konnte nicht weitersprechen.

Tamara sammelte schweigend ihre Messer zusammen. Nach einer Pause bemerkte sie dabei: „Ja, ja, dafür kann man nichts thun. Sonst wäre es ja auch nur wieder armseliges Menschenwerk. So ist es: Studium ist Verdienst, aber Liebe ist Gnade. — Aber ganz jammerschade scheint es mir, daß Sie nicht mit Ihren beiden Kindern zusammenleben können wegen des Studiums, — geradezu eine Missethat scheint es mir manchmal."

Marianne fiel rasch ein: „Darüber muß man nicht nachdenken. Es ist nicht anders. Ich muß Sophie doppelt geben, doppelt —"

„Aber ich hätte Ihnen einen kuriosen Vorschlag zu machen," meinte Tamara, „wenn nur Cita nicht gerade in Berlin studieren würde."

„Einen Vorschlag —?"

„Ja, von meiner Tante bin ich dazu autorisiert, — wissen Sie, von der, die in Bern das Mädchenpensionat leitet und die voriges Jahr hier war."

„Ach, thut sie das noch immer? Sie klagte doch schon so über ihr Alter und ihre Gebrechlichkeit. — — Will sie es etwa abtreten?" fragte Marianne mit unverhohlener Spannung.

„Sie möchte gern einer Hilfe die Leitung übergeben. Sie wissen: es sind lauter unerwachsene Mädchen, vielfach Russinnen, die dort den sogenannten letzten Schliff bekommen. — — Und auf Sie hält sie so große Stücke, sie wäre entzückt. Aber es wäre doch wohl nichts?"

Marianne schüttelte zögernd den Kopf. Im stillen rechnete sie nach. Es war ihr klar, daß sie hier mehr verdienen konnte. Und schließlich blieb Cita auch dann weit von ihr.

Aber wenn es doch möglich wäre, — mit Cita? Sie wurde ganz still und hörte nicht auf, zu rechnen.

An der Thür, die das Wohnzimmer mit der größeren Hauptstube verband, wurden rasche, ungeregelte Schläge hörbar, wie ein Geprassel von Kleingewehrfeuer.

Tamara sagte mit befriedigtem Lachen: „Das ist Matwejs Triumphgeschrei: er hat für heute glücklich sein Ei gelegt. Es ist auch hohe Zeit, daß er frei wird. Ich muß schnell den Tisch decken."

„Und ich muß leider weiter wandern," äußerte Marianne mit einem Seufzer; sie erhob sich ungern aus ihrer weichen, behaglichen Ecke.

Tamara nickte betrübt.

„Wir armen Arbeitsgäule," meinte sie lächelnd und stieß die Thür nach dem Vorflur auf, laut rufend: „Matwej, bist du da? Komm doch mal her, Frau Marianne muß schon fortgehen."

„Jawohl!" schrie es aus der Küche

zurück, „aber dann mußt du herkommen, — das Zeug brennt an!"

Der Ton der Verzweiflung, in dem das verkündet wurde, erheiterte Marianne. Sie trat auf den Vorflur hinaus und schaute nach der Küche. Tamara, die Hände ringend, war schon an ihr vorbei vorausgeschlüpft.

Zwischen seinem Studierzimmer, das weit offen stand, und der Küche mitten drin stand Tamaras Mann auf dem Vorflur mit lebhaft vorgerecktem Hals und richtete seine Augen angsterfüllt auf eine Pfanne, die auf dem Herde stand und furchtbar zischte. Die Brille hatte er sich auf die Stirn geschoben.

Seine Frau stürzte zur Pfanne.

„Geh nicht so nah heran, geh ihr nicht nah!" rief er beängstigt, „— das Zeug spritzt! Man darf es nur von hier aus ansehen. Es spritzt! Paß auf, es spritzt in die Augen!"

Als das Zischen und Prasseln gelinder wurde, wandte er sich aufatmend der lachenden Marianne zu. Auch er lachte nun. Aus seinem hübschen aschblonden Bart, der tief über das gestickte russische Hemd fiel, das er zu Hause trug, schimmerten die Zähne.

„Ja, ich war nun gerade fertig, — und angerührt hatte sie die Geschichte ja, ich wollte nur Wache halten, — aber aufregend ist die Sache ungeheuer, — uff!" und er fuhr sich über die Stirn und die etwas wildgewordenen krausen Haarringel.

Tamara, die am Herde herumwirtschaftete, rief: „Ja, darin ist er gut, wirklich! Sie sollten nur wissen, was wir uns beide alles zusammenkochen. Aber ohne Herzklopfen geht es eigentlich nie ab. — — Die reine Nervenkur. — — Er thut es auch nur, um wenigstens gelegentlich zu beweisen, daß ich ihm neben seinen Vögeln doch auch was gelte."

Sie kam aus der Küche, streifte die Ärmel herunter und trat zu Marianne, die sich gerade an den Vögeln ergötzte, welche man im offenstehenden Arbeitszimmer sah. Jeder Platz, den die Bücher übrig gelassen, gehörte den Vögeln — toten, ausgestopften Bälgen —, und lebendigen in zwei Riesenkäfigen, aus denen es zwitscherte, piepte und sang.

„Ja, denken Sie nur," behauptete Tamara, „sein Getier konnte er sogar auf der Hochzeitsreise nicht vergessen. Ich konnte nicht gefühlvoll gegen ihn werden, ohne daß er mir sofort auseinander setzte, wie zum Beispiel die Enten und Gänse es in ihren Liebesspielen untereinander hielten. Damals schrieb er nämlich gerade über die. Zuletzt war ich ganz beschämt, keine Gans zu sein."

Ihr Mann wurde verlegen; aus seinen treuherzigen blauen Augen sah er Marianne hilflos an.

„So war es gar nicht, — nein, so war es nicht," bestritt er lebhaft. „Ich habe nur gesagt: ein Gelehrter zu sein, das ist nichts ohne Liebe. Man muß die Tiere lieben, dann versteht man sie gut. Und dann habe ich ihr erzählt, die Enten wären —"

Aber seine Frau fiel ihm ins Wort. Vom nächststehenden Tisch in seinem Zimmer hatte sie geschwind ein dickes Buch aufgegriffen, ein Werk von ihm, schlug es sachkundig auf und las mit heller Stimme:

„Beispielsweise — pagina 136: ‚Alle Männchen ziehen sich nahe zusammen. Dann schwimmt je ein Weibchen zwischen ihren Reihen schnell hindurch. Hierauf schnellen die Männchen im Takt in die Höhe, biegen dann den Schnabel gegen die Bauchmitte und pfeifen à tempo. Verpaßt einer der Enteriche dabei den genauen Anschluß, so scheint das etwas Übles zu sein: er muß alsdann seine Kräuselfedern in die Höhe richten und vornehmlich: ‚Räp!' rufen —'"

Unter allgemeiner Heiterkeit kam Marianne endlich fort.

Ihr Gesicht lachte noch, als sie auf den Hof hinaus trat zwischen die gurrenden Tauben. Beschämt sah sie nach ihrer Uhr. Noch konnte sie gerade zu ihrer Unterrichtsstunde rechtzeitig kommen, aber sie mußte sich tüchtig beeilen.

Eine Weile später durfte sie endlich für kurze Zeit heimgehen. (Fortsetzung folgt.)





Peter Rosegger

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie heute Berggemeinden untergehen.

Von

Peter Rosegger.

(Abdruck verboten.)

In den Alpengegenden gehen gegenwärtig Veränderungen vor, die eine rasch vorüberschreitende, nach Weltgenüssen jagende Generation fast übersieht; und doch ist es ein Weltuntergang.

Zwei entgegengesetzte Strömungen vollziehen sich in unseren Alpen. Die eine scheint alle Thäler der Gebirge, alle Schluchten der Wildnis mit Menschen ausfüllen zu wollen. Durch die entlegenen Gegenden werden Eisenbahnen gebaut, die Wälder werden gerodet, Fabriken werden gegründet; Scharen von Sommerfrischlern kommen gezogen aus den Städten her, Touristen beleben die unwirtlichsten Berge — und doch ist alles Trug; weite Strecken Landes veröden und wo vor wenigen Jahrzehnten noch fruchtbare Felder und üppige Wiesen gelegen, herrscht heute Wild-

nis. Denn weitaus gewaltiger ist die andere Strömung, die Völkerwanderung vom Wald in die Welt, vom Dorf in die Stadt, die Flucht von der Scholle. Die neueste Volkszählung hat furchtbar klar gezeigt, wie das Land verödet und deren Bewohner vom Moloch der Städte verschlungen werden.

Was soll noch bestehen auf der Welt, wenn gar einmal das Festständigste ins Rollen kommt — der uralte Bauernstand!

Und die Ursache? Sie wird oft genug aufgezeigt.

Ich selbst, der den Niedergang des Bauernstandes wie ein persönliches Leid empfindet, habe dieses tragische Geschick in meinem Roman „Jakob der letzte“ darzustellen versucht. Heute will ich es durch einen ganz bestimmten Fall zeigen, wie die Welt des Alpenbauernstandes zu Grunde geht. Ich spreche von meiner Heimatsgemeinde Alpel bei Krieglach in Steiermark.

Dieses Alpel liegt mehr als zwei Fußstunden entfernt von der durch das Mürzthal ziehenden Reichsstraße und Eisenbahn. Es liegt zwischen höheren wald- und almreichen Bergzügen, hat aber selbst nicht den Charakter einer „Alm,“ sondern ist eine Bauerngemeinde, deren Höfe zerstreut an den Hängen, auf Höhen und in Gräben umherstehen. Es ist heute durch ein paar gute Straßen mit dem Mürzthale verbunden, diese Straßen sind aber nicht der Bauernhöfe wegen vorhanden; die eine ist ein Holzweg, auf welchem alte und junge Wälder zur Eisenbahn geschleift werden; die andere zieht nur zufällig durch Alpel, um das Mürzthal mit den Hintergegenden zu verbinden. Vor Zeiten, als die Gemeinde Alpel in der Blüte und Frucht zugleich gestanden, war keine dieser Straßen vorhanden, ein Saumweg, „Alpsteig“ genannt, führte vom Mürzthal hinan in die abgeschlossene weltverlorne Ansiedelung.

Die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände der Gemeinde in alter Zeit zu schildern, ist hier nicht am Platz; nur wenige Jahrhunderte sind helle, dann verliert sich die Vergangenheit in Dunkel. Eine slavische Vorzeit hat nur wenige Spuren zurückgelassen, der Name des durchziehenden Flüßchens Freßnitz ist lange schon in „Fresen“ umgetauft worden.

Vor allem ist wichtig zu sagen, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts zwischen großen Waldungen, an tausend Meter hoch, auf gebirgigen und kargen steinigen Boden in etwa vierzig Häusern an dreihundert Personen ihr Brot fanden. Heute stehen in Alpel nicht über fünf bewohnte Häuser (die Holzknecht-, Köhlerhütten und Jägerhäuser ausgenommen), und die Bevölkerung hat sich um das Fünffache verringert.

Die neue Zeit hat das gethan.

Und die Heimatflüchtigen, die in fremden, fruchtbareren, erwerbsreicheren Gegenden ihr Heil gesucht haben? Wie wenigen ist es gelungen, auf neuem Boden Wurzel zu fassen; heute möchten manche von ihnen zurückkehren auf die Scholle, die der Schweiß ihrer Väter gedüngt hat; aber auf dieser Scholle wuchert Wildnis. Viele der Ausgewanderten sind spurlos vergangen.

Als man in den zehner und zwanziger Jahren, den Zeiten des Mißwachses, in Alpel Brot aus Strohmehl essen mußte, fand sich keiner bewogen, in seines Vaters Wald sich den Wanderstab zu schneiden. In der Franzosenzeit, da die Steiermark niedergetreten war, konnten die Älpler da oben ihre eignen Herren sein, lebten freier, als sonst unter der Botmäßigkeit ihrer Herrschaft. Die letztere scheint übrigens hier im Gebirge mehr willkürlich als strenge gewesen zu sein. Auch die Pfarrherren zu Krieglach sollen des Zehents wegen recht oft ein Auge zugedrückt haben, da sie in Bezug auf den sittlichen Lebenswandel der Älpler selten eins zuzudrücken brauchten.

In den dreißiger Jahren standen in Alpel achtundzwanzig stattliche Bauernhöfe, wovon fast jeder noch ein oder zwei „Gasthäuseln“ (Ausgedinghäuser, oder auch Pachthäuser für Handwerker) hatte; diese Gasthäuseln standen in der Nähe des Haupthofes, oder auch als abgegrenztes Anwesen von ihren kleinen Grundstücken umgeben. Ferner hatten die meisten Höfe nebst ihren ausgedehnten Stallungen, Scheunen und Schuppen noch ihre eignen Getreidemühlen, Flachsdörrstuben, Köhlerhütten, Sommerstadeln und Sennhütten für Almwirtschaft im Sommer. Einzelne Höfe besaßen auch Brettersägen, Zeugschmieden, Leinsampressen und Lodenwalken. Als anfangs der vierziger Jahre mein Vater das Vatersgut übernahm (auf welchem seit alten Zeiten das Geschlecht der „Rosegger“ gehaust hatte), bestanden die Gebäude des Hofes aus dem großen Stamm- und Wohnhause, dann aus einem im Viereck um den Hofraum sich ziehenden Stallgebäude mit vierzehn Stallgelassen, den Scheunen, Heu- und Strohkammern, Streuhütten und aus zwei Wagenschuppen. In einer kleinen Entfernung vom Hause stand der Getreidekasten („Feldkasten,“ Vorratskammer). Unten im Graben beim Wasser befand sich eine „zweilauferige“ Getreidemühle und, damit verbunden, eine Ölpresse; dann war im Walde noch eine Köhlerhütte, und endlich waren zwei Gasthäuseln mit den dazu gehörigen Stallgebäuden. Das Gut war ein Mittelhof mit etwa 80 Joch Grund und konnte 15—20 Personen beherbergen und ernähren.

Damals fing man aber schon an, die Nebenhäuser, „Gasthäuseln“ genannt, niederzureißen; die Handwerker und kleinen Gewerbsleute zogen sich womöglich thalwärts in die geschlossenen Dörfer, es war nach den kleinen Pachtwirtschaften keine allzu lebhafte Nachfrage mehr. Als Ausgedinge für die „alten Leut'“ wurde im Stammhause eine Kammer hergerichtet; denn die Alten wurden im Hofe noch immer zur Arbeit benötigt. Die Dienstboten fingen an, besonders nach 1848, störrischer und anspruchsvoller zu werden, als sie in der alten patriarchalischen Zeit gewesen; der Bauer verminderte ihre Zahl nach Möglichkeit.

In den fünfziger Jahren wurde durch die Eröffnung der Eisenbahn im Mürzthal die Welt aufgethan. Aus gesegneteren Gegenden kam billiges Korn; die höchstliegenden Höfe von Alpel ließen aus den Feldern Wiese und Wald werden, man züchtete mehr Vieh als früher, verwertete den Wald zu Kohlen, Eisenbahnschwellen und Telegraphenstangen, die im Mürzthale gut bezahlt wurden. Früher gab es nur Naturprodukte, die der Bauer selbst erzeugte und selbst aufbrauchte.

Sein Haus, sein Gewand, sein Werkzeug hatte der Bauer sich selbst geschaffen. Jetzt kam Bargeld ins Land; das Bargeld führte ins Wirtshaus, zum Krämer, der allerlei früher unbekannte und jetzt auf einmal so notwendige Waren hatte. Aber der bäuerliche Erwerb stand mit den neuen Bedürfnissen nicht im Gleichgewicht, das Geld wurde zu wenig. Der Bauer schlug Wald, mehr als gut war, verkaufte Vieh, mehr als er entbehren konnte; im Hause fehlte Milch, Fett, Hautwerk, auf dem Felde der Dünger. Die Dienstboten wurden „ihres selber", arbeiteten im Taglohn, führten ein freies Leben, belasteten die Gemeinde mit Kindern und verkamen. Alle Lebensweise verteuerte sich, es wuchsen die Steuern, man machte, wenn es ging, Schulden auf Rechnung nächstjähriger Ernten. Wegen Mangel an Arbeitskraft wurden die nächstliegenden Felder ausgesäget, die entfernteren ließ man brach liegen. Dem höchststehenden Großbauern fiel es zuerst ein, er könne seine sorgenreiche Wirtschaft ja zu Geld machen: er verkaufte seinen Hof an einen Großgewerken. Bald thaten ihm es auch einige Nachbarn nach. Der neue Besitzer ließ auf Feldern, Schlägen und Matten Fichtenwald pflanzen, die Gebäude wurden niedergerissen und zu Kohlen verbrannt. — Als ich, ein Knabe, mit meinem Vater bisweilen durch die Gegend strich, um unsere auf jungen Almen weidenden Ochsen zu suchen, kamen wir oft zu Mauerwerken eines rauchgeschwärzten Feuerherdes, eines eingebrochenen Kachelofens, mit Hollerbüschen und Nesseln bewuchert. Und dann erklärte mein Vater: „Da ist das Brand-Wirtel-Häusel gestanden; die Leute sind ausgestorben. Da ist der alte Granegger-hof gewesen; der Granegger ist nach dem Verkauf noch eine Weile auf der Huben gesessen, dann fortgezogen. Da, dieser Mauerbracken, ist noch ein Trumm vom Tanzmeisterhof, ist das schönste Haus gewesen, um viel Geld verkauft worden; die Leute sind ins Mürzthal gezogen, dort verarmt und bald nacheinander gestorben." Ähnliches erzählte mein Vater von anderen abgekommenen Höfen.

Der Großgewerke im Mürzthal, von dem sie in Geldsachen teilweise abhingen, hatte sie nicht gedrängt zum Verkauf; sie waren selber gekommen, hatten ihr Heim ausgefeilt wie der Kaufmann einen Rest Tuch. Denn die sich steigernde Bedrängnis hatte die Leute entmutigt und verblendet. Jahr für Jahr fiel ein Hof um den anderen, und immer einsamer wurde es in der Gegend.

Später, als ich nach längerer Abwesenheit von der Fremde heimkam nach Alpel, sah ich manches Haus, in welchem ich als Kind aus und ein gegangen war aber als Handwerker gearbeitet hatte, grauenhaft still und öde dastehen, in den Fenstern fehlte das Glas und auf dem Dache manche Schindel. Wieder in anderen Häusern, die auch schon in fremden Händen waren, wohnten noch die einstigen Eigentümer als Pächter oder Waldaufseher — früher Herren, jetzt Knechte. Mancher hatte gedacht, aus dem Erlös seines Waldhauses sich in besseren Gegenden anzukaufen, allein das Geld reichte dazu bei weitem nicht aus, und die irgendwo mit Schulden anfingen, gingen bald zu Grunde und kamen als Bettler zurück in die Waldheimat. Ein paar der wahlgesessenen Bauern glaubten sich auf ihrem alten Besitz noch halten zu können, aber als der Nachbar zur Rechten verkauft und der Nachbar zur Linken verkauft hatte, wuchs rings um ihn der schattige feuchte Wald auf, es kamen die Hasen, die Rehe, die Hirsche und fraßen die geringe Ernte. Sonst auf gegenseitige Nachbarsleistungen angewiesen, mußte der nach Zurückgebliebene nun die Wege und Stege allein erhalten; kein Dienstbote wollte mehr bleiben auf dem öden einsamen Gehöfte — so ging auch er fort und mußte mit dem erstbesten Preise zufrieden sein, den ein Waldspekulant oder ein Jagdliebhaber für seinen Besitz bot.

Da konnte einem das Herz bluten in Erinnerung an frühere Zeiten, wo die ganze Gegend voller Leben, Arbeit und Freudigkeit gewesen war. Singen und Jauchzen einst von allen Höhen und Feldern zur frohen Feierabendszeit oder an Sonntagen, wenn schmucke Bursche und Dirndlein über die Matten dahingingen! Heiter, anspruchslos, redlich, tüchtig, das waren ihre Hauptmerkmale gewesen; selten hörte man von einem Streit oder Wirtshaushandel, ja es gab gar kein Wirtshaus im ganzen Alpel, und wer weiter hinaus ging und einmal einen Rausch mit heimbrachte, der wurde ausgelacht, eine Folge, die ihn mehr wurmte als der Katzenjammer selbst. Das Verhältnis zwischen Hausvater, Hausmutter und Dienstboten war ein patriarchalisches gewesen, und in der ganzen Gegend gab es keinen Herrn und keinen Knecht, keinen Reichen und keinen Armen in unserem heutigen Sinne. Ein einziger war, der in Alpel einen Großbauernhof von mehreren hundert Jochen besaß und sich bisweilen etwas herrisch gebärdete; aber er lieferte reichlich Holz, Nahrung und Arbeitskraft denen, die es bedurften. Auch der hatte dann seinen alten Edelsitz verkauft, sich im Mürzthal ein Wirtshaus erwarben, wo er mit den Seinen unbeholfen und unbeachtet etliche Jahre dahinlebte, sich endlich selbst als sein bester Gast stellte und in einem zerrütteten Hauswesen verdarb und starb. Andere Abgehauste waren in Bergwerke, in Eisenwerke gegangen und hatten dort gefunden, wie schlecht und ungerecht es eingerichtet ist auf der Welt. Im Waldland hatten sie das nicht gesehen.

Und die wenigen Leute, die im Waldgebirge zurückgeblieben waren, die verkamen erst recht. Keine Lebensfreude mehr, kein Gemeinsinn, keine Arbeitslust — als Wilderer oder Holzdieb wanderte mancher ins sonnige Mürzthal hinaus — zwischen zwei Gendarmen.

So weit ist es gekommen mit dieser blühenden Gemeinde, und so wiederholt es sich in den Alpen hundertfach.

Doch, greift dieses große Bauernsterben nicht auch schon hinaus über fruchtbareres Gelände, in die großen Dörfer und auf die Edel- und Rittergüter? Und der Staat? Der zuckt die Achseln und denkt sich, die Industrie sei ihm lieber als die Landwirtschaft. Erst neuerlich hört man wieder vom Dienstbotenelend in Deutschland. Die Bauern bekommen keine Dienstboten mehr, alles will in die Fabrik, und hernach von

der Fabrik? Wohin wollen sie doch gleich, unsere Socialdemokraten? Dann werden Vorschläge laut, man solle sich die Feldarbeiter aus Italien kommen lassen, die wären fleißig und billig zu haben. Und der Staat, der nationale Staat thut, als ob ihn das weiter nichts anginge. Das bluteigen angestammte Volk drängt man zu den internationalen Socialdemokraten hinab oder läßt sie auswandern nach fremden Weltteilen, nach den Kolonien. Dafür will man Italiener, Czechen, Polen und allerlei fremde Scharen ins Land ziehen, daß sie die Scholle bearbeiten und endlich darauf seßhaft werden. Und das nennt man — nationale Politik.

Mag ja sein, und moderne Geister sagen, daß es sich so, wie ich eben darzustellen versucht, vollziehen muß, daß es eine Zeitnotwendigkeit ist, eine natürliche Entwickelung. Gut, dann aber fort mit den Phrasen von der Rettung des Bauernstandes, vom nationalen Aufschwung des Volkes. Dann helfet alle kräftig mit, die neue Welt zu bauen. Nicht an der Veränderung gehen wir zu Grunde, sondern am Zwiespalt.



Peter Roseggers Geburtshaus in Krieglach-Alpel.

Beim Lebensfest.

Von

Emil Prinz Schoenaich-Carolath.

Im Wirtschaftsgarten in der Pfalz,
Dort strebt zum kühlen Kellerhals
Der Sonntagsgäste Welle.
Der Weg war weit, heiß sticht der Staub,
Hier stehn im jungen Buchenlaub
Schießbuden, Karusselle.

Es poltert von der Kegelbahn,
Hell kreischen, wenn der Wurf gethan,
Nähmädchen, Dorfesschönen;
Der Wirt hat schwarz-weiß-rot geflaggt,
Ein Droschkenzug naht, hochbepackt
Mit flotten Musensöhnen.

Die Militärkapelle blitzt,
Der Stabstrompeter goldbelitzt
Kramt in den Partituren;
Ein Marsch verklang, ein Walzer schwieg,
Dazwischen lärmt der Spatzenkrieg
Frechfroh nach Krümelspuren.

Und plötzlich steigt ein Lied empor,
So voll, so fest wie Männerchor,
Der Freiheit zugesungen;
Ein Schwur, dem Vaterland geweiht,
Dem Lieb, der Burschenherrlichkeit,
Ein Gruß von Flammenzungen.

Die Sonne hinter Pappeln sank,
Ein Bravo schallt von ferner Bank,
Dann klappern die Teller weiter.
Laßt, Liesel und du, Gretelein —
Mir fiel ein Falter in den Wein,
Die Welt ist allzu heiter.

Die Weise hab' einst ich erdacht,
Als mir in heißer Liebesnacht
Nach Ruhm die Schläfen brannten.
Der Ruhm ist hin, mein Lieb ist tot,
Nun fiedeln das Lied im Abendrot
Beim Bier die Musikanten.

Bald steigt vom kahlen Rebenberg
Ein vielbegehrtes Feuerwerk.
Ich gleiche der Rakete,
Die kurz bestaunt, in Funkenschlag,
An einem sinkenden Sommertag
Hoch über den Massen verwehte.



Eine Streitfrage.

Miez und Maunz.

Von

Christian Schwarzkopf.

Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von Jul. Adam.

Wir saßen an einem Sommerabend in unserem Speisezimmer, von dem eine Thüre in den Garten hinaus führte, und erfreuten uns an der Abendkühle. Ein uns befreundetes junges Ehepaar war bei uns, und wir plauderten behaglich. Plötzlich verstummte die junge Frau, blickte ängstlich um sich und sank halb ohnmächtig zusammen. Während wir uns um sie bemühten, stieß sie hervor: „Es ist eine Katze im Zimmer“, und ihr Mann fügte erklärend hinzu, daß die Dame jedesmal ohnmächtig würde, sobald sich ein solches Tier mit ihr in demselben Raum befände. Wir sahen uns eine Weile vergeblich nach der Katze um, fanden aber schließlich wirklich eine, die sich unbemerkt eingeschlichen und unter einem Wandsofa versteckt hatte.

Es hat sich so gefügt, daß ich mehrmals in größerem Kreise von diesem Vorgang erzählte, und es fand sich dann immer jemand, der von einem ähnlichen Erlebnis zu erzählen wußte. Es handelte sich immer um Frauen, auf die der Geruch der Katze so wirkte. Andererseits findet die Katze gerade unter diesen die wärmsten Freundinnen. So ziemlich jede kleine Stadt hat ihr „Katzenfräulein“, eine einsame alte Dame, die mehr oder weniger nur der Pflege ihrer Katzen lebt. Männer pflegen, wenn sie Tiere lieben, Hunde, Frauen Katzen vorzuziehen. Es hat aber auch unter den



Unser Liebling.

Männern Katzenfreunde gegeben, und wer die Tierwelt unbefangen betrachtet, kann das wohl verstehen.

Unsere Hauskatze ist ein sehr eigenartiges Geschöpf, die Verkörperung der Grazie in der Tierwelt und zugleich eins der klügsten Tiere. Ihr Verhalten dem Menschen gegenüber ist je nach dem Verhältnis, in dem sie selbst und ihre Vorfahren zu ihm standen, ein außerordentlich verschiedenes. Eine Hauskatze, deren Mutter schon die verständig behandelte tierische Freundin der Familie war und die von klein auf unter den gleichen Umständen erwuchs, wird so sehr zum Haustier, wie nur irgend eine andere Kreatur, und entwickelt ihren Herren gegenüber eine große Anhänglichkeit. Sie läßt sich von den Kindern mit bewunderungswürdiger Geduld quälen und ist dann auch meist frei von den plötzlichen Anwandlungen, die man beim Hunde „Launen“ nennt und die bei allen Haustieren gelegentlich vorkommen. Ich weiß von mehreren Fällen, wo durchaus fromme Hunde ihre Herren plötzlich ganz ohne Anlaß bissen, und zwar nur einmal, ohne daß sich der Vorgang je wiederholte. In dem einen Fall fuhr eine Dame streichelnd mit der Hand über den Kopf ihres durchaus frommen, ihr ganz ergebenen Hundes, wie sie es unzähligemal gethan hatte. Da biß er sie plötzlich in den Arm. In einem anderen ging der Besitzer eines lammfrommen Hundes an diesem vorüber, während er in der Küche sein Futter einnahm, und wurde von ihm gebissen. Was die Tiere zu diesem Heraustreten aus dem gewohnten Verhalten veranlaßte, läßt sich nicht ermitteln, aber Ähnliches kommt auch bei Pferden und Rindern vor. Besonders häufig freilich bei Katzen; es gibt aber bei ihnen wie bei allen anderen Tieren Familien von sanfter und solche von rauher Charakteranlage. Wir besaßen als Kinder einen schwarzen Kater, der unsere ganze Kindheit hindurch unser getreuester Spielkamerad war. Die Sanftmut dieses Tieres spottete jeder Beschreibung. Meine Schwestern pflegten ihm mitunter für die Nacht ein Häubchen aufzusetzen und ihm ein Schlafgewand anzulegen, und so schlief er, obgleich Katzen sich sehr ungern zudecken lassen, in einem Puppenbett. Das schwarze Gesicht und der lange schwarze Schwanz, der frei blieb, boten natürlich den drolligsten Anblick. „Peter“ fühlte sich nur wohl, wenn er mitten unter uns war, und entfernte sich nie von Hause.



Auf dem Kriegsfuße.

Letzteres erklärte sich allerdings daraus, daß er in zarter Jugend einer Operation unterworfen worden war, die man mit Haustieren mitunter vornimmt. Die völlig gezähmte Hauskatze überwindet selbst einen der stärksten ihrem Geschlecht angeborenen Instinkte und verzichtet darauf, ihre Jungen zu verstecken. Ist sie nicht ganz Haustier geworden, so verbirgt sie sie, um sie vor dem Kater zu schützen. Dieser frißt sie nämlich auf, wenn sie noch ganz klein ihm zu Gesicht kommen.


Wach auf!

Ganz zahme Katzen schließen sich auch wirklich eng an den einzelnen Menschen. Diese Musterkatze, die auch mit anderen Haustieren im tiefsten Frieden lebt und keinem Vogel nachstellt, würde wahrscheinlich viel häufiger sein, wenn es sich leichter bewirken ließe, daß sich eben nur so geartete Katzen paaren. Aber das wird dadurch aufs äußerste erschwert, daß auch die zahmste Hauskatze, wenn der Fortpflanzungstrieb in ihr erwacht, ins Freie hinausstrebt. Dort aber gilt, wie überall in der vom Menschen nicht überwachten Natur, ausschließlich das Recht des Stärkeren. Der halb oder ganz verwilderte Kater ist stärker als der zahme, und seine rauhe kraftvolle Schönheit mag überdies auf unsere Mieze noch einen besonders großen Eindruck machen. Jedenfalls übt die Aussicht, der vielumworbene Siegespreis leidenschaftlich erregter Kämpfer zu sein, eine verhängnisvolle Anziehungskraft auf sie aus. Sobald draußen in der finsteren Nacht der erste Kampfruf ertönt — er klingt bekanntlich wie das Schreien eines kleinen Kindes — gerät sie ganz aus dem Häuschen und bietet allen Scharfsinn auf, um sich der menschlichen Überwachung entziehen und sich der Rotte anschließen zu können, die draußen ihr wildes Wesen treibt. Man meint, das sanfte Tier müßte selbst davor zurückschrecken, sich unter diese gemischte Gesellschaft zu begeben. Neben dem wohlgepflegten, in Sauberkeit prangenden Kater aus guter Familie findet sich ja auf dem Kampfplatz auch der Rowdie ein, dessen Fell schmutzig, dessen Kopf voll entstellender Narben und dessen Blick voll Trotz und Frechheit ist. Unter gräßlichem Geschrei fallen die Kater übereinander her, kratzen und beißen sich, rollen in wilder Wut über das Dach und den Erdboden hin. Und Mieze, unsere sanfte, wohlerzogene Mieze, flieht diesen Schauplatz äußerster Roheit nicht nur nicht, sondern sucht ihn auf. Kein Wunder, daß schließlich ihre Herrschaft an ihren Jungen mitunter wenig Freude erlebt und diese sich als höchst gefährliche Katzen auswachsen, vor denen kein Vogel sicher ist und die früher oder später das Haus, in dem sie geboren wurden, verlassen, um auf Bodenräumen und in Scheunen ein zwar stets bedrohtes und entbehrungsreiches, aber auch ungezügeltes Dasein zu führen.

Doch von der Familienkatze, die wir schilderten, bis zu diesen Ausgestoßenen gibt es viele Zwischenglieder. Da ist zunächst die noch gut behandelte Hauskatze, die aber nicht als reines Luxustier, sondern als Mäusefängerin gehalten wird. Sie pflegt schon bedenkliche Neigungen zu entwickeln und neben der Maus im Keller auch den jungen, noch nicht recht flugfähigen Vogel im Garten zu erwürgen. Je weniger der Mensch sich aber um die Katze kümmert, um so schneller verwildert sie. Sobald ihre Jungen erst in einem Versteck geworfen wurden, kann es leicht so kommen, daß diese überhaupt herrenlos aufwachsen. Dann gehören sie zu jenen unglaublich zahlreichen Katzen, die in jeder größeren Stadt die Verzweiflung aller Gartenbesitzer bilden, die jeden Bestand an Singvögeln unmöglich



Entwischt.

machen, die sich in den Blumenbeeten umherwälzen und in der Nacht durch ihre „steinerweichenden“ Lieder die Hausbewohner um den Schlaf bringen. Einer meiner Freunde schießt in seinem Garten in jedem Jahr gegen fünfzig Katzen. Ein anderer fängt im gleichen Zeitraum ungefähr ebensoviel in Fallen. Und wenn man erwägt, daß doch die meisten Gartenbesitzer alles aufbieten, um sich dieser Plage zu entledigen, und daß ferner viele Leute den Katzen nachstellen, um sich ihres Felles zu bemächtigen, kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie groß die Zahl dieser wieder zu reinen Raubtieren gewordenen Geschöpfe sein muß. Da sie den Tag in einem Versteck zu verschlafen pflegen und erst in der vorgeschrittenen Dämmerung auf Raub ausgehen, bekommt man sie allerdings verhältnismäßig selten zu Gesicht.

Auch auf dem Lande verwildert die Katze nur zu leicht und wird dann der Schrecken aller Jagdfreunde, denn Rehkitz und Fasan, Hase und Rebhuhn werden dort ihre Lieblingsspeise, und sie zieht sie natürlich den Mäusen bei weitem vor.

An sich gewährt es ja ein großes Vergnügen, diese wieder zum Raubtier gewordenen Katzen in ihrem Treiben zu beobachten. Die Katze jagt nach dem Gesicht und vor allem nach dem Gehör. Zumal der letztere Sinn ist unglaublich entwickelt. Während sie auf ihren weichen Sohlen ihres Weges geht, vernimmt sie das leiseste Rascheln einer dahin huschenden Maus. Sie duckt sich und verharrt bewegungslos: Nur das Ende des Schwanzes zeigt durch leise Schwankungen die Jagdleidenschaft an, die sie erfüllt. Jetzt ist die Maus in ihren Bereich gelangt, ein Sprung und sie hat sie unter ihren Krallen. Ging der Sprung, was selten vorkommt, fehl, so verfolgt sie die Flüchtende nicht weiter. Die Katze ist ja kein jagendes Raubtier, sondern gewinnt ihre Beute durch Beschleichen oder geduldiges Abwarten. Wie lange harrt sie geduldig vor dem Mäuseloch aus! Ist sie auf einen Baum geklettert, so wartet sie dort wohl stundenlang, bis ihr ein Vogel sprungrecht kommt. Solange die Grasmücken in den Nestern, die sie in den Stachelbeersträuchern unseres Gartens anlegten, auf den Eiern brüten, bleiben sie unentdeckt. Sobald aber die Jungen in ihnen nach den Eltern rufen, sind sie verloren.

Die Katzen pflegen oft das erbeutete Tier nicht gleich zu töten, sondern erst noch eine Weile mit ihm zu spielen und sich gleichsam an seiner Todesangst zu weiden. Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen, warum das wohl geschieht. Eine nicht unwahrscheinliche Erklärung gibt Professor Jäger. Er meint, daß jedes Raubtier einen Geruch verbreitet, der dem Beutetier Schrecken einjagt, jedes Beutetier aber in der Angst einen Hauch ausströme, der dem Raubtier ein starkes Lustgefühl erregt. Das Spiel der Katze mit der dem Tode geweihten Maus hätte dann den Zweck, diesen Angstgeruch zu verstärken. Professor Jäger hat diese Theorie sehr geistreich begründet.

Man versteht es sehr wohl, daß die halbverwilderte Katze den Ungebildeten zum Gegenstand abergläubischer Vorstellungen werden konnte. Ihr unhörbares Auftreten, die elektrischen Eigenschaften ihres Haares, das seltsame Leuchten des Auges in der Dämmerung, ihr Verschwinden auf lange Zeit — das alles bewirkt, daß sie dem Volk zum Teil zu einer unheimlichen Kreatur wurde. In der Zeit der Hexenprozesse spielten sie eine große Rolle. Zumal in dreifarbige Katzen sollten sich die Hexen gern verwandeln.



Die erwachsene verwilderte Katze wird unter Umständen auch dem Menschen ein gefährlicher Feind. Verwundet und in die Enge getrieben, wirft sie sich in wilder Wut auf ihn und fügt ihm durch Beißen und Kratzen sehr gefährliche Wunden zu. Die Spiele der Jungen aber, die man ja mitunter beobachten kann, obgleich die kleinen Tiere überaus scheu sind, bieten einen noch viel entzückenderen Anblick als die der Kinder von zahmen Hauskatzen. Ich hatte in einem Sommer Gelegenheit, einem solchen Geheck zuzusehen, wenn es kurz vor Sonnenuntergang seinen Schlupfwinkel, einen Reisighaufen, verließ, um sich im Freien zu vergnügen. Etwas Anmutigeres als diese kleine Bande läßt sich wirklich nicht denken. Ich habe mehrfach vor ihren Röhren spielende Wiesel beobachtet, aber ich meine, daß selbst sie sich mit den Kätzchen in dieser Beziehung nicht vergleichen können. Jede Bewegung ist bei diesen gleich graziös, und die Lebenslust sprüht ihnen nur so aus den Augen. Wie plump und täppisch sehen ihnen gegenüber junge Hunde aus!

Die Katze, die nicht durch das engste Verhältnis ganz an den Menschen gefesselt ist, hängt, wieder im Gegensatz zum Hunde, ungleich mehr am Hause als an seinen Bewohnern, wie denn auch die anhänglichste Katze nie ihre Liebe auf die Habe ihres Herrn überträgt. Es kommt oft vor, daß eine Katze, die von ihrer Herrschaft an einen neuen Wohnort mitgenommen wird, diesen wieder verläßt und in den alten zurückkehrt. Sie soll bei solchen Anlässen auch jenen Richtsinn an den Tag legen, der vielen Tieren und auch noch manchen im Naturzustande lebenden Menschenstämmen eigen ist. Man hat sie z. B. in einem Sack von einem Landgut auf das andere, entfernte gebracht. Trotzdem war sie in überraschend kurzer Zeit wieder in der alten Heimat. Dasselbe kommt auch bei Hunden vor, aber nur wenn sie ihren Herrn dort vermuten. Das Wesen des Richtsinnes ist uns ja noch ganz unbekannt, aber es verfügen, wie ich schon sagte, auch Menschen über ihn. Ein Professor der Geologie, der im Auftrage der Regierung die endlosen Wälder Kanadas durchstreifte, erzählte mir, daß seine indianischen Führer die Expedition nach 14 Tage langem Marsche ihrem fernen Ziel richtig



Peter.



Waffenstillstand.



Mutterstolz.

vorkommenden Wildkatzen ausnahmslos viel vom Blut unserer Hauskatze in sich haben. Trotzdem stammt unsere Hauskatze nicht von der deutschen Wildkatze ab, sondern ist erst im Mittelalter aus dem Orient nach Deutschland gekommen. Bei den alten Germanen spielte der Getreidebau noch keine große Rolle, und die deutsche Wildkatze ist überdies ein besonders unbändiges Geschöpf. Ich habe nie gehört, daß es irgendwann gelungen wäre, junge Wildkatzen auch

zuführten, obgleich sie keinerlei Merkzeichen zu haben behaupteten. Das Gleiche berichtet Middendorf von den Samojeden der Tundra. Ein solcher Richtsinn leitet ja auch unzweifelhaft den Vogel auf seinen jährlichen Wanderungen.

Eine Eigentümlichkeit der Katze ist bekanntlich, daß sie im Sturz immer auf die Füße fällt. Es ist das neulich wieder experimentell festgestellt und sogar auf photographischen Platten fixiert worden. Ein französischer Gelehrte ließ eine Katze mit dem Rücken nach unten einen tiefen Sturz thun und Aufnahmen von Schnellphotographen hielten jedes Stadium desselben fest. Das Tier warf sich in der Luft so geschickt herum, daß es glücklich mit allen Vieren auf dem Boden anlangte und sich nicht weiter beschädigte. Diese Geschicklichkeit mag den Wildkatzen vielleicht bei Fehlsprüngen von Zweigen herab sehr nützlich sein.

Unsere Hauskatze paart sich, wenn sie verwildert ist, ohne weiteres mit der in unseren Wäldern lebenden Wildkatze, und wir müssen annehmen, daß die bei uns noch

nur einigermaßen zu zähmen. Als man aber in Deutschland mehr und mehr zum Ackerbau überging und nun ein Bedürfnis hatte, die Speicher vor den Mäusen zu schützen — eine Aufgabe, die man, wie ich nach unseren Märchen glauben möchte, früher den Schlangen zuwies —, boten sich schon die Hauskatzen dar, die in den Mittelmeerländern häufig waren und von den Mönchen mit Vorliebe überall eingeführt wurden. In Ägypten hatte man schon sehr früh eine dort einheimische Katzenart, die Falbkatze, gezähmt. In dem ganz dem Ackerbau gewidmeten Lande genossen die Mäusefeinde bald die größte Verehrung, ja es wurde



Milchschwestern.

schließlich das Töten einer Katze, auch wenn es ganz unabsichtlich geschah, mit dem Tode bestraft. Die eines natürlichen Todes gestorbenen Katzen aber wurden einbalsamiert, und ihre Mumien sind noch heute erhalten.

Von einer anderen Wildkatzenart stammen wahrscheinlich die Hauskatzen ab, die man im westlichen Asien hielt und von denen ein Teil unter dem Einfluß des Klimas das lange Haar der Angorakatzen annahm. Die ersten Hauskatzen, die nach Deutschland kamen, stammten wohl schon von Katzen ab, die sowohl ägyptische wie westasiatische Vorfahren hatten. In Ostasien scheint man ebenfalls eine Wildkatze gezähmt zu haben, was sich ja hinreichend daraus erklärt, daß die Ackerbau treibenden Chinesen dasselbe Bedürfnis nach einer Mäusefeindin hatten, wie die Ägypter. Die chinesischen Hauskatzen zerfallen in mehrere unter sich abweichende Rassen, doch ist noch nicht festgestellt, ob sich das daraus erklärt, daß sie von verschiedenen Wildkatzen Central- oder Ostasiens abstammen, oder ob diese Abweichungen erst durch die Zucht zahmer Tiere herbeigeführt worden sind. Vielleicht sind auch die Hauskatzen aus Siam, die neuerdings auch nach Deutschland kommen und sehr auffallend gefärbt sind, Nachkommen einer besonderen Wildkatzenart. Wie unsere Haushunde, so stammen eben auch unsere Hauskatzen von verschiedenen, aber miteinander nahe verwandten wilden Tieren ab. Der Mensch fesselte beide an sich: den Hund, um seine Person und seine Habe vor Menschen und Raubtieren zu behüten und als Jagdgehilfen, die Katze als Vertilgerin der kleinen aber mächtigen Feinde seiner Kornvorräte. Kein Wunder, daß der Hund sich ungleich enger an seine Person anschloß als die Katze, die auf eigne Hand ihre Jagd betrieb und die ihr Herr nur zu leicht vernachlässigte und sich selbst überließ. So, blieb denn auch in der Katze die Raubtiernatur im allgemeinen vielmehr erhalten als im Hunde.

Die Hauskatzen sind jetzt fast über den ganzen Erdball verbreitet. Wo immer der Mensch seßhaft geworden ist, hält er sich auch die Katze. Nur der Nomade bedarf ihrer nicht und entbehrt sie nicht. Sie selbst aber verträgt bis auf die dünne Luft der Anden alle Klimata und gedeiht in Grönland wie im Herzen von Afrika. In den heißen Ländern schätzt man sie besonders deshalb, weil sie eine Todfeindin der Schlangen ist und die Umgebung des Hauses sehr bald von diesen gefährlichen Tieren säubert. Sie soll sogar mit den berüchtigten Klapperschlangen ohne weiteres fertig werden.

Unter den Rassen der Hauskatze gilt die langhaarige Angorakatze für besonders zahm. Es erklärt sich das daraus, daß gerade diese Rasse ausschließlich als Luxuskatze gehalten wird und infolgedessen von Geschlecht zu Geschlecht im engsten Zusammenhange mit dem Menschen bleibt. Erwähnenswert ist noch, daß es auf der Insel Man Katzen gibt, die ohne Schwanz geboren werden und trotzdem sehr geschickte Mäusefänger sind.

Heimkehr.

Aus der Einsamkeit kam ich wieder,
Meine Seele voll leiser Lieder,
Und ich fürchtete und ich scheute
Tief die Großstadt voll Lärm und Leute.

Aber es ist mir gar gut gegangen!
Nach dem Graun und dem stillen Bangen
War mein Einzug gar freundlich labend: —
Weicher, duftiger Herbstesabend,
Abgedämpft das laute Gewimmel,
Schon die Mondesscheibe am Himmel,
Schon erleuchtet der Straßen Zeilen,

Aber der Herbsttag noch im Verweilen,
Der Himmel noch wie ein Rosenblatt
Über der großen Lichterstadt,
Die in heimlichem Zauber glühte.

Frieden kam da in mein Gemüte,
Friedlich zog ich in meine Klause,
Liebe lachte im ganzen Hause,
Veilchen standen auf meinem Tische,
Strotzend in blauer Herbstesfrische.

Gern im Neste duckt' ich mich wieder,
Meine Seele voll leiser Lieder — —

Frida Schanz



Aus dem Theaterleben der Vorstadt.

Erinnerungen von

Julius Stinde.

Mit einem Jugendbilde Julius Stindes.

I.

Es wird gar oft von dem Theaterteufel geredet, aber wenige kennen ihn wirklich, und noch weniger haben ihn in Händen gehabt, greifbar und doch schlecht anzufassen, ein wahres Scheusal und doch großer und kleiner Kinder Wonne. Ich habe ihn in meiner eignen Hand gehabt, ihm Gutes und Liebes erwiesen und sozusagen wieder zu Ansehen verholfen, und wenn ich wie alle, die je mit dem Theater zu thun hatten und noch zu thun haben, in schwachen Stunden, trotz meiner naturwissenschaftlichen Ausbildung, abergläubisch bin, dann ist kein anderer daran schuld, als eben der Theaterteufel.

Wie ich ihn kennen lernte, das ging ganz anders zu, als in Romanen gebräuchlich ist, wo Er oder Sie im Theater hingerissen wird, sei es durch die Aufführung, durch die narkotische Wirkung der Kunstlorbeeren oder durch ein entsprechendes bezauberndes Sie oder Er auf der gashellen Bühne; wo Er oder Sie nicht anders kann, als vom Wege der Bürgertugend abzubiegen und sich dem Theaterteufel zu verschreiben, der sich in ein Ungeheuer verwandelt, wenn die Kränze ausbleiben, die Schminke keine Jugend mehr vortäuscht und die Not sich vor dem Mitleid in den schäbigen Purpur versteckt, dessen Hermelinbesatz nie etwas anderes war als Stallhasenfell.



Julius Stinde im Jahre 1870.

Ich dachte nicht an Theater. Als Knabe hatte ich allerdings mehr Interesse an Kunstreitern, fahrendem Volk und den Vorstellungen wandernder Mimen, als den Lenkern meiner Jugend lieb war; wir ahmten auch nach, was wir gesehen hatten: Wachsfigurenkabinett und Seiltanz auf dem Schwebebaum ebenso eifrig wie Schau- und Lustspiel, und auch ein Trauerspiel versuchte ich zu schreiben, das jedoch über den Anfang der ersten Scene nicht hinauskam. Ich glaube, in geübter Hand wäre etwas daraus geworden, denn es hub an mit einem Burgthor, aus dem sich bei Eulengeschrei ein Leichenzug auf die Bühne bewegte. Dazu erschall das dumpfe Geläute der Totenglocke. Weiter ging das Manuskript nicht.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die meisten Leute, die für die Bühne zu schreiben den Beruf fühlen, das Rennen mit einem Trauerspiele eröffnen, gewöhnlich mit einem historischen Drama, als wenn die Geschichte jedem, der Lust hat, die Licenz zum unerhörtesten Blutvergießen erteilte. Es entstehen in deutschen Landen alljährlich Hunderte von Dramen — man kann allein nach den Eingängen bei den Berliner Theatern berechnen, daß täglich mindestens ein Stück fertig wird — und von diesen sind die von Anfängern eingereichten Arbeiten mit wenigen Ausnahmen historische Schlachthäuser. Reifere Geister schreiben feine Lustspiele, den herrschenden elenden Possengeschmack ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Sie sind aber weder fein noch lustig, diese Spiele, und die Direktoren seufzen ohne Unterlaß nach guten Novitäten. So viel Spreu wird erzeugt, und so selten findet sich ein Körnlein darunter, das gute Frucht trägt.

Mein Trauerspiel scheint daher einem Naturgesetze entsprochen zu haben, ebenso wie das Nachahmen der Jahrmarktskünstler den Kindern erb und eigen ist. Kommt man durch ein Dorf, dessen Jugend Geschick im Kopfstehen und Radschlagen zeigt, kann man darauf wetten, daß vor kurzem „Kunstmacher“ dagewesen sind. Wir Knaben in meinem Heimatsdorfe konnten auch alle radschlagen. Das hatten wir von Zigeunerknaben gelernt, die bei einer Razzia aufgegriffen und zur Erziehung bei ehrbaren Kossäten untergebracht waren. Außerdem lernten wir Schlingenstellen von ihnen, Feuer auf den Feldern anlegen und gemauste Kartoffeln darin braten und sonst allerlei Unfug, und wer weiß, was sie uns noch alles beigebracht hätten, wenn sie nicht allesamt an einem Tage verschwunden wären!



Mutter und Sohn. Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.
(Berliner Secession 1900.)

Die Obrigkeit war froh in der Meinung, daß sie sich wieder mit den lieben Ihrigen vereinigt hätten, und erließ keine Steckbriefe. Ganz derselben Meinung waren die Geistlichkeit und erst recht die Schule, die weiblich zu thun hatte, uns die erworbenen Zigeunereien wieder abzuerziehen. Das Radschlagen aber saß fest, und ganz konnte die Zuneigung zu fahrendem Volke nicht in mir ertötet werden; sein Thun und Treiben hat noch heut für mich großen Reiz, und sehe ich Schaubudenwunder, muß ich wissen, wie sie gemacht werden. Zum ausübenden Künstler jedoch oder gar zum Menschendarsteller habe ich nie rechtes Verlangen gehabt. Und trotzdem ergriff mich der Theaterteufel. — Also, wie er zu mir kam.

Ich war Werkführer einer chemischen Fabrik in Hamburg geworden. Die Studienzeit lag hinter mir, das Leben war gekommen und hatte gesagt: Geh! du hast gesammelt, nun ist die Zeit des Säens und Erntens. Suche dein Feld und bestelle es.

Die Fabrik lag weit draußen, dicht bei dem riesigen Wasserturm. Damals war jene Gegend spärlich bebaut, und es wohnten nur kleine Leute dort, meist Fabrikarbeiter, Handwerker und Händler, die feil hielten, was kleine Leute gebrauchen. Wir kannten nur Arbeit da draußen und die schwere Ruhe nach der gethanen Arbeit. Vergnügungen gab es nicht, die waren am anderen Ende der großen Handelsstadt zu Hause, in der Vorstadt St. Pauli, die Hamburg mit Altona verbindet. In unmittelbarer Nähe war der alte Hafen, dessen Mastenwald vom Stintfang einen unbeschreiblich schönen und bedeutsamen Anblick gewährte. Von hier ging der Wasserweg in die weite Welt. Damit die Seefahrer nach langer Reise sich an den Freuden des Festlandes ein Genüge thun konnten, entfaltete St. Pauli schon von der Zeit an, als es nach Hamburger Berg hieß, alle Köstlichkeiten, die dem Ausgedarbten mehr wert erschienen als seine sauer verdiente Heuer: Spiel und Tanz, Jubel und Trubel, Essen und Trinken, soviel und solange das Geld reichte. Der Volksmund, dem nichts heilig ist, nannte die lustige Vorstadt St. Juchhei.

An einem sonnigen Frühlingstage kam ein Mann in unsere Fabrik mit der Bitte, ihm wenn irgend möglich doch zu helfen. Da draußen, wo einer auf den anderen angewiesen war, wo jeder den Kampf mit dem Unzureichenden zu bestehen hatte, galt Helfen für etwas ebenso Selbstverständliches wie die Bitte um Beistand, und der Fall als solcher war kein außergewöhnlicher. Sonderbar aber war die Notlage des Mannes, die er mit betrübter Miene in den kurzen Worten darlegte: „De Düwel will nich dreug warden." Dabei wickelte er aus einem Stück Packpapier eine Puppe, eine gräßliche Puppe, einen Teufel mit Hörnern und fletschenden Zähnen und listigen Augen. Aber die Augen sahen aus, als hätte ein Schornsteinfeger sie mit ungewaschenen Händen eingesetzt, und auch die weißen Zähne waren schwarz, als hätten sie soeben Kohlen zermalmt.

Nach und nach erzählte er sein Unglück. Der Mann war Besitzer eines Kasperletheaters, womit er auf dem Spielbudenplatz St. Paulis sein Brot verdiente. Nun war der Frühling gekommen, und mit ihm Aussicht auf Erwerb, denn Kasper spielte im Freien. Wie jeder umsichtige Direktor hatte er seine Truppe in stand gesetzt, die neue Spielzeit würdig zu beginnen, und da der Teufel viele Prügel bekommt, hatte sich eine Neubemalung des arg Beschädigten als notwendig herausgestellt, die jedoch, teuflischer als der Teufel selber, durchaus nicht trocknen wollte. Und am Sonntag gedachte der Mann zu spielen, denn die Miete stand vor der Thür. Was sollte er beginnen ohne Teufel oder gar mit einem, der abfärbte und die übrigen Mitwirkenden einschlte?

Auf mein Befragen, welche Malmittel er angewandt hätte, gestand er, Lampenöl unter die Farbe gemischt zu haben. Zum Glück hatte ich auf der Universität gelernt, daß Rüböl zu den nicht trocknenden Ölen gehört, kannte daher eine akademisch sachgemäße Diagnose stellen und verordnete dem Teufel ein gründliches Benzinbad.

Die Farbe ging herunter, aber wie greulich sah er nach dem Bade aus; der von den Rationalisten entthronte Teufel kann keinen erbärmlicheren Eindruck machen, als dieser chemisch gereinigte. „Mit den'n is keen Geschäft tau maken," sagte der Mann traurig. Ich tröstete ihn; er solle in den nächsten Tagen wieder vorsprechen, da würde er schon zufrieden sein.

Meine Mittagsfreizeit verwandte ich zur Herstellung von Farben und machte mich daran, den Teufel zu malen. Als ich ihn fertig hatte, grinste er mich an. Ich dachte mir nichts dabei, sondern war stolz auf meiner Hände Werk, das die Arbeiter hoch lobten. Sie meinten, noch nie einen prachtvolleren Teufel gesehen zu haben und waren überzeugt: „Mit so'n scheunen Düwel verdeent dei Mann sün Miete an een'n Sündag."

Ich hing den Teufel eigenhändig in der Trockenkammer auf, wo es am heißesten war, und dort fühlte er sich in seinem Elemente so wohl, daß er seinem Direktor bereits am nächsten Tage übergeben werden konnte. Der Mann war glücklich.

Daß ich am Sonntag nach St. Pauli ging, war eine natürliche Regung: ich wollte meinen Teufel sehen. Ich hatte etwas auf dem Spielbudenplatz, das mich näher anging als alle anderen Sehenswürdigkeiten: meiner Hände Werk. Außerdem gefielen mir die Kasperlvorstellungen in ihrer derben Volkstümlichkeit; sie sind immer noch der unverfälschte Ausdruck des Volkshumors und Hüter des Hamburger Plattdeutsch, das nirgends echter, breiter und urwüchsiger gesprochen wird, als von den Puppenspielern, die aus dem Volke für das Volk spielen. Sie ziehen Tagesereignisse in ihr Bereich, erläutern sie durch treffende Bemerkungen, und was oft keine Zeitung zu drucken wagte, sagte schon Kasper vor dem Millernthor, und was er sagte, ward zum geflügelten Worte.

Damals standen die Herzogtümer Schleswig-Holstein noch unter der Dänenherrschaft. In Altona durfte das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen" nicht laut werden. Zum Gaudium der Hamburger that Kasper sich keinen Zwang an, sondern gröhlte das verbotene Lied mit voller Lungenkraft, und die zuschauenden Jungens stimmten ein, daß die dänische Wache an der Grenze es hören mußte. Es kam auch nicht

selten vor, daß ein Hamburger umherziehenden Straßenmusikanten eine Summe Geldes gab und sie beorderte, unmittelbar vor dem Nobisthor — so hieß das Altonaer Stadtthor wegen der Inschrift: „Nobis bene Nemini male" — Schleswig-Holstein zu spielen. Und zwar stundenlang. Ob die Hannemänner der dänischen Wache am Thor den Hamburgern den Gefallen thaten, sich zu ärgern, das blieb unkund, da der Soldat die Schachzüge der höheren wie der niederen Politik mit Schweigen hinzunehmen hat. Der dänische Staat als Macht ertrug die musikalische Unbill ohne Gegenstreiche. Hamburg war eben eine freie Stadt.

Im Kasperltheater tauchte derzeit eine neue Figur auf: der Deutsch radebrechende tappre Landsoldat. Der mußte viel Anzügliches hören — und Kasper haute ihn, und der Teufel zerrte ihn, ehe er mit ihm abfuhr. Mein Teufel!

Als Schleswig-Holsteiner sah ich diesem Vorgang mit doppeltem Vergnügen zu und stand schon im Begriff, einen Doppelschilling auf dem Sammelteller der Puppenspielerfrau zu opfern, als der Teufel mit den handgreiflichen Kränkungen des hellblau uniformierten Dänen inne hielt und ihr zurief: „De Herr giwt nix. Dat is ja de, de mi so scheun mokt hett." Und dann wandte er sich an die Herren Jungs: „Wüllt wi em mal leben loten?" — „Ja!" schrie das jugendliche Stehparterre. „Denn man tau. Een, twee, dree Hurra-hoch!" — Wen sie hoch leben ließ und warum sie es that, das war der Gesellschaft egal; die war dabei, wenn es galt, mitzuspielen und Lärm zu machen. Der abgelehnte Doppelschilling aber war mein erstes Honorar auf St. Pauli für theatralische Leistung und das Gejohle meine erste Anerkennung. Daß zehn Jahre später St. Paulis Theater bestimmend auf meinen Lebensgang einwirken sollte, davon hatte ich keine Ahnung, als diesmal der wirkliche greifbare, nicht mehr abfärbende, mich seinem Kollegen, dem echten Theaterteufel überlieferte, der niemand läßt, dem er Handgeld gegeben.

Mich hatte er für einen Doppelschilling.

Früher war die Vorstadt St. Pauli von Hamburg durch das Millernthor bei Nachtzeit geschieden. Je nach der Jahreszeit wurden die Thore geschlossen, und wer passieren wollte, mußte Sperrgeld bezahlen, das mit jeder Stunde stieg. Eine Viertelstunde vor Schluß bimmelte die Glocke, und es begann ein Flüchten von St. Pauli in die Stadt, als jagte Davoust mit der grande armée hinterdrein. Alles rannte: Mann, Weib und Kind, der Arme und der Reiche, und selbst der ehrbare Kaufmann, dessen Federstrich Hunderttausende umsetzte, hielt es nicht für Schande, den Sperrschilling im Schweiße seines Angesichtes zu erlaufen. Erst als die mittelalterliche Einrichtung der Thorsperre fiel, konnte St. Pauli sich entwickeln; die Buden des Spielbudenplatzes verschwanden ganz, stattliche Häuser erhoben sich, an dem einen Ende der Cirkus, an dem anderen das Aktientheater, und zwischen diesen beiden Singspielhallen, Konzertsäle, Hagenbecks Menagerie, Wirtschaften, kleinere Theater, Läden mit exotischen Waren in buntem Wechsel. Links, dem Thore zunächst, stand noch lange eine Merkwürdigkeit aus alter Zeit: ein rundes Gebäude mit spitzem Dache, das einst als Hamburger Trichter sich großen Rufes erfreute und von dem vornehmen Publikum besucht wurde. Nun aber hatte das einst sehenswerte Kaffeehaus sich überlebt; wie ein zerfallendes Wigwam lauerte es in einem verkommenen Garten, in dessen Stachelbeerwildnis die Polizei sommernächtig ihr Leid verschlafende Obdachlose fing. Dies Geschäft brachte keine Rente, und der Trichter wurde abgebrochen. An seiner Stätte entstand ein menschenanstapelndes Vieretablissement, und wo ehemals die Bürger die Sohlen abliefen, um das Thor vor der Sperre zu erreichen, toben jetzt die elektrischen Wagen und sprühen Funken an den Leitungsdrähten, die kleinen Wutausbrüche der zu dem Dienst des Verkehrs gebändigten Naturkraft.

Ich hatte weder Verwandte noch Bekannte in Hamburg, ich war fremd. Die Arbeit nahm mich die Woche über voll in Anspruch; an schlechtwetterigen Sonntagen beschäftigte ich mich litterarisch und hatte das Glück, daß meine Versuche honorarfreie Aufnahme in dem Hamburger Gewerbeblatt fanden. Ich hielt es für ein Großes, daß sie überhaupt erschienen, einen solchen Respekt hatte ich vor der Druckerschwärze. An klaren Sonntagen aber wanderte ich von meiner verqualmten Fabrikgegend mit Vorliebe nach St. Pauli. Dort gab es Kunstgenüsse, die meiner Kasse entsprachen, und desgleichen leibliche Verpflegung. Schon allein in Bratkartoffeln konnte man sich sättigen, und in einzelnen Lokalen bekam man ein Glas „Elbwater mit Mudd" für einen Schilling. Das war ein Glas Grog von Arrak mit einem Schuß Rotwein, und der Thaler hatte vierzig Schillinge. Wie weit ein Thaler reichte, das war erstaunlich. Mit einem ganzen Thaler ging man aus, ließ sich nichts abgehen und brachte noch einen halben wieder nach Hause.

Mitten unter den Sehenswürdigkeiten des Spielbudenplatzes stand das Volkstheater. Sein Direktor hieß Dannenberg. Er war aber nicht ausschließlich Theaterdirektor, sondern auch Ausrufer. An frühen Morgen konnte man ihm begegnen, wie er mit einer Schelle unter dem Arm umherzog und nach vorschriftsmäßigem Läuten Kartoffeln vom Schiff ausrief, verlorene Hunde, stattfindende Auktionen und derlei Ankündigungen mehr, die eines Ausrufers bedürfen.

Wer einmal Dannenbergs Stimme gehört hatte, erkannte sie jederzeit an ihrem durchdringenden, drommetenartigen Klange; wer Dannenberg einmal gesehen hatte, entdeckte ihn stets wieder, einerlei in welcher Verkleidung er sich hehlte: seine Nase war nicht wegzuschminken. Jedem anderen hätte diese Nase den Weg auf die weltbedeutenden Bretter für immer verbarrikadiert, ihn aber genierte sie nicht und sein Publikum auch nicht. Man kannte in dem Volkstheater keine Rezensenten von Fach, auf Ästhetik vereidigte Menschen, die imstande gewesen wären, eine Nase anstößig zu finden, die den Eindruck machte, als sei sie mit einem Küchenbeile eingeknickt, und die den Darsteller hinderte, in gefühlvollen Scenen leise zu sprechen, da sie alsdann der Stimme die Tonfärbung der gestopften Trompete anthat. Diese Nase machte ihren Besitzer zum Helden-

spieler an sich, und alles, was Dannenberg spielte, war daher heldenmäßig.

Im Volkstheater rezensierte das Publikum auf frischer That. Errang ein Mime seinen Beifall, applaudierte es nicht nur, sondern Mäcene ließen dem Künstler je nach der Jahreszeit ein kühles Seidel oder ein warmes Glas Grog über die Rampe reichen und stießen mit ihm bei offener Scene an. Solche Gutthat geschah aber nur den Darstellern edler Charaktere. Den Bösewicht bewarf die entrüstete Versammlung mit uneßbaren Dingen und verlangte stampfend und heulend Abbitte, wenn der Verbrecher der moralischen Gerechtigkeit nicht zur Genüge verfiel. So mußte Faust, obgleich Mephisto ihn unter Assistenz mehrerer schwarzer Unholde hinter die Kulissen schleppte, wieder vortreten, Gretchen um Verzeihung bitten, ihr einen Kuß geben und auf den stürmischen Zuruf: „Heiraden, heiraden!" der treulos Verlassenen mit einem lauten, vernehmlichen „Ja!" die Ehe geloben.

Das geschah lange Zeit vor Dubois-Reymonds berühmter Rede, worin der große Physiologe Goethe vorwarf, seinen Faust nicht richtig gedichtet zu haben. Der rechte Faust hätte Gretchen und sein Kind ehrlich machen und nebenbei Elektrisiermaschinen und Luftpumpen erfinden müssen. Mehr verlangte der Berliner Professor nicht.

Das Volkstheater war nicht groß und unterschied sich im gewöhnlichen Zustande nicht von den Nachbargebäuden. Wenn aber gespielt wurde, an den Sonntagnachmittagen und den Abenden der Wochentage, bekam es ein ungewöhnliches Aussehen. Dann war es kostümiert. An der Straßenwand hing ein riesiges Gemälde, die aufregendste Scene des Stückes darstellend, das gerade auf dem Spielplan war, und auf einer kleinen Brettererhöhung, der sogenannten Parade, wie sie bei Jahrmarktsbuden üblich ist, stand ein Mann in glänzendem Ritteranzug mit mächtigem Federbusch auf dem Helm, der die Menge zum Besuche des Theaters einlud. Dieser Mann war der Eigentümer der Knicknase und der Trompetenstimme, der Direktor Dannenberg in eigner Person. Nur zeitweilig verschwand er von dem wichtigen Posten, nämlich wenn er selbst in dem Stücke zu thun hatte. Rasch spielte er seinen Part herunter, der in Anbetracht seiner unerläßlichen Thätigkeit vor dem Theater bis auf das Notwendigste zusammengestrichen war.

Im Streichen bestand überhaupt die höchste Kraft dieses Theaters. Schon Dannenbergs Vorgänger, der in Hamburg vielgenannte Mattler, hatte es verstanden, die längsten Schauspiele unserer größten Dichter auf die Dauer einer guten halben Stunde einzurichten. Über eine Stunde währte kein Stück, denn es galt, die Vorstellung so oft wie möglich in dem beschränkten Zeitraume eines Nachmittags oder Abends zu wiederholen. So wollte es das geringe Eintrittsgeld, und wer möchte es Dannenberg verargen, daß er, der Notwendigkeit gehorchend, den Dichter die Niedrigkeit des Eintrittsgeldes büßen ließ, da doch sogar erste Theater den Wert eines Stückes nach dem Kassenrapport schätzen und die Bedeutung des Dichters nach dem Vorverkauf?

Der erste Platz kostete bei Dannenberg vier Schillinge oder dreißig Pfennige, der zweite zwei Schillinge, der dritte nur einen. Es traten jedoch auch Ermäßigungen ein, sobald mehrere Schaulustige sich zusammenthaten und den Antrag auf einen Viertel- oder Halbdutzendpreis stellten. War das Untergebot nicht geradezu demütigend, so ward es angenommen, oft aber erhielt das Feilschen und Handeln geradezu den Charakter eines Palavers, und wenn die Differenzen in Scheidemünze nicht aufgingen, diente gebranntes Wasser zum Ausgleich, wie bei den Wilden, und zu diesem Zwecke standen zwei Karaffen an dem Kassenschalter, von denen die eine Rum, die andere Kümmel enthielt. So ereignete es sich zum Beispiel, daß das schmachvolle Gebot von sechs Schillingen für drei erste Plätze auf acht Schillinge getrieben, und diese Erhöhung durch drei Schnäpse gemildert wurde. Die Herren Jungen erreichten durch Hartnäckigkeit im Angebot meistens, daß ihrer drei für zwei Schillinge Stehplätze auf der Galerie eroberten.

Als Finanzgenie huldigte Dannenberg der Ansicht, daß die Masse es bringen müßte, und als Kenner des menschlichen Herzens zahlte er seinen Mimen die wochenfällige Gage erst am Montage aus, damit sie ihn an dem einnahmereicheren Sonntage nicht leichtfertig im Stiche ließen. Das Theater, ein kleiner länglicher Saal, besaß keine Seitenränge, sondern hatte als Empore nur an der Schmalwand eine Galerie, unter welcher Kenner der Verhältnisse niemals Platz nahmen. Fremde, die in grenzenloser Unkenntnis sich mit dem zweiten Platze begnügen wollten, wurden häufig von einsichtsvollen Knaben gewarnt: „Herr, gahn Se jo nich op den tweeten Platz; se speet dar ümmer so dannig hendahl." In der That spuckten sowohl tabakkauende Seeleute als auch böse Buben mit Vorliebe auf den zweiten Platz hinab, der sich unter und vor der Galerie im Parterre befand. Gerechter Zorn über den in diesem Theater herkömmlichen Sport war unangebracht, denn es gelang nie die Thäter zu ermitteln, weil die spärliche Beleuchtung ihnen Schutz gewährte. Vor dem Beginn der Vorstellung herrschte zwischen dem zweiten Platz und der Galerie steter Unfriede. Aber der kürzte die Zeit des Wartens.

Der erste Platz wies eben so harte lehnenlose Holzbänke auf wie der zweite, unterschied sich aber wesentlich von ihm durch die Ungefährdetheit. Die Hüte wurden auf allen Plätzen aufbehalten.

Als Orchester diente ein altes tafelförmiges Klavier, dessen Deckel abgenommen war, um den spillerigen Tönen Gehör zu verschaffen. Nicht selten fuhr der Spazierstock eines frivolen Nahesitzenden über die bloß daliegenden Saiten, ohne jedoch den ausübenden Künstler außer Fassung zu bringen. Der hämmerte unbeirrt weiter, denn er war blind und wußte aus Erfahrung, daß es einmal nicht anders herging, als wie es herging.

War das Publikum draußen zäh und widerstrebte den Lockungen des Direktors, so mußte das Publikum drinnen sich gedulden, bis das Haus sich gefüllt hatte und wenn die Feindseligkeiten zwischen Galerie und zweitem Platz den Reiz der

Neuheit eingebüßt hatten, erscholl laut der Ruf: „Rebbel dat Bettlaken ap." Unter Bettlaken in übertragenem Sinne verstand die hoffnungsvolle Jugend den Vorhang. Wurde dieser endlich aufgerebbelt, so zeigte sich eine kleine, meist nicht übel dekorirte Bühne, und die Komödie nahm ihren Anfang.

Ich habe gar manches Stück bei Dannenberg gesehen, die Naivetät seines Musentempels übte eine fast dämonische Anziehungskraft auf mich aus, und an Überraschungen fehlte es nie, sei es auf oder vor der Bühne. War ein Schauspieler durch seinen bürgerlichen Beruf abgehalten mitzuwirken, so blieb sein Part einfach in dem Stück weg, insofern er keine Hauptperson zu agieren hatte, und das Ergebnis war stellenweis absolute Sinnlosigkeit der Handlung und der Rede. Das Publikum nahm die also entstandenen Rätselhaftigkeiten mit Andacht hin; es mochte sie wohl für Tiefen der Dichtung halten und erwies sich dadurch kongruent mit jenem modern gebildetem Publikum, das zusammengeheimnißte Bühnenwerke um so inbrünstiger anbetet, je weniger davon dem Verstande klar zu werden geeignet ist.

Dannenberg grub schon damals vergessene Stücke aus, wie litterarisch kundige Theaterleiter neuzeitlich zu thun pflegen, und eine seiner üppigsten Aufmachungen ließ er Theodor Körners „Zriny" angedeihen. Ein Bild von ungewöhnlichen Abmessungen und schneidendem Kolorit verdeckte fast die ganze Front des Theaters. Es stellte die Erstürmung Sigeths vor. Türken kletterten an den Festungsmauern hoch; dem einen war von einem tapferen Ungar der Schädel bis auf die Magengrube gespalten und sein Blut ergoß sich eimerweis auf die nachstürmenden blau und grün beturbanten Kameraden. Im Hintergrunde flog der Pulverthurm in die Luft, die in diesem Spezialfalle ein fürchterliches Durcheinander von Rauch, menschlichen Gliedmaßen und rot und gelb gestreiften Flammen bildete. Und unter diesem gemalten Krach stand Dannenberg blechgepanzert mit wallenden Federn als Niklas, Graf von Zriny Ban von Kroatien und Dalmatien, Oberster von Sigeth, dem Publikum die Versicherung gebend, daß das Stück nicht von Puppen gespielt werde, sondern von sechzehn lebendigen Menschen. — Gleichzeitig erzählte er der lauschenden Menge so viel von dem Inhalte des Stückes, als ihm zur Erregung der Neugier gut dünkte, und stellte noch nie in gleicher Großartigkeit dagewesene Heldenkämpfe in Aussicht. Das zog.

Das Stück war so zusammengestrichen und bearbeitet, daß Theodor Körner selbst es in dieser Gestalt schwerlich wieder erkannt hätte. Der erste Akt bestand kurzweg aus einer Scene zwischen Juranitsch und Helene, die alsbald verschwand und ihrem Geliebten das Terrain überließ, der unmittelbar vor dem Souffleurkasten niederkniete und die Worte Zriny's sprach, die dieser im zweiten Aufzuge zu sagen hat. Das Knieen so dicht vor dem Kasten geschah, weil der betreffende Juranitsch schlecht gelernt hatte, und die Worte Zrinys waren ihm übermacht worden, weil der eigentliche Zriny noch draußen auf der Parade zu wirken hatte. Es kam bisweilen auch vor, daß der Souffleur dem Darsteller das Buch hinhielt, wenn dieser im Lesen gewandter war, als im Nachsprechen.

In kaum fünf Minuten war der erste Akt geliefert, und es folgte der zweite, den Soliman mit etlichen zusammenhanglosen Sätzen eröffnete. Ihm wurde sofort Vilaky, der gefangene Ungar, vorgeführt, eine etwa vierzehnjährige Kunstnovize in einem himmelblauen Maskenanzug orientalischen Schnittes und mit einem chinesischen Hängeschnurbart verjünglingt, dessen Schnüre tief in die weichen Kinderwangen einschnitten. Sie hatte nur einen einzigen Satz zu reden, aber auch den mißhandelte sie arg. Denn als Soliman sich geäußert hatte: „Ein männlich Antlitz kühn und heldenkräftig; ich habe meine Feinde gern so stolz," antwortete der Pseudo-Ungar, ohne die geringste Erregung kund zu geben: „Tod dir o König Salomon." — Soliman hatte sie nach nicht gehabt; der schien ihr ein Schreibfehler zu sein.

Der Sultan, mit Recht über dies Gebaren ergrimmt, befiehlt, den Ungarn zum Tode zu führen. Die Häscher legen Hand an. Da erscheint zur rechten Zeit Dannenberg — Zriny mit dem blanken Säbel in der Faust. „Wo ist der Türkenhund," trompetet er, „Von meiner Hand soll der Verruchte sterben!" Großer Zweikampf zwischen Zriny und Soliman, der auf Verlangen des Publikums wiederholt werden muß. — Vorhang — Klavier — Grog — und Biergenuß im Pubikum — Spucksport und Hader zwischen zweitem Platz und Galerie. Der dritte und letzte Akt brachte die Erdolchung Helenens durch Juranitsch, Türken und Ungarn im Handgemenge, geführt von Soliman und Zriny, bengalisches Feuer und einen Kanonenschlag. Ein halbes Stündchen war um und das Trauerspiel aus.

Das Publikum verließ den Schauplatz befriedigt. Ein Mann erschien mit einem langen Stecken und fuhr damit aufs Geratewohl unter die Bänke, um die Jungen aufzustöbern, die sich dort etwa verkrochen hätten, um der nächsten Vorstellung umsonst beiwohnen zu können. Dannenberg stand schon wieder auf der Parade und pries den Vorbeiwandelnden das größte Meisterwerk dramatischer Kunst an, „dargestellt von sechzehn lebendigen Menschen".

Mit gleich großem Geschick und mit verblüffender Geschwindigkeit wurden auch Tagesereignisse für das Volkstheater verarbeitet. Viele Jahre später geschah ein gräßlicher Mord in einem Dorfe Dithmarschens, wo ein Sohn seine Eltern und Brüder umgebracht und das Gehöfte angezündet hatte. Timm Thade, so hieß der Mörder und auch das ihn behandelnde Bühnenwerk, das die schaudervolle Begebenheit auf zwei kurze Akte konzentrierte. Das Stück begann mit einem Monolog des Mörders, worin er bündig auseinandersetzte, daß er in den Besitz des Vermögens und der Hofstelle gelangen wolle und zu diesem Zweck bereits seine beiden Brüder in der Scheune erschlagen habe. „Nun werde ich meinen Vater umbringen," sagt er und geht hinter die Kulissen. Man hört einen dumpfen Schlag und einen Schrei. Er kommt wieder hervor und

spricht: „Nun habe ich ihn umgebracht.“ Das Publikum vernimmt die Nachricht mit Gleichmut; es war im Volkstheater an Mord gewöhnt. In derselben personensparenden Weise wurde summarisch verfahren. Das Publikum blieb ungerührt. Auch der rote Feuerschein des Brandes regte es nicht auf. Als aber der Übermörder zum Schluß — ebenfalls hinter den Kulissen — den Hund tötet, wird das Publikum wild. Einen harmlosen Hund morden . . . das gehörte nicht mit dazu, das war direkt schlecht. Es lärmte und rief nach dem Darsteller, aber der Vorhang hob sich nicht; der Schauspieler war schlau genug, den heuchlerischen Hervorrufen nicht zu folgen, und so flogen die Apfelsinenschalen und was sonst noch werfbar war, gegen das unschuldige „Bettlaken“.

Im zweiten Akte — der erste war nur ein durch Morde unterbrochener Monolog — lag Timm Thode schlafend auf der Ofenbank beim Nachbarbauer Schwarzkopf. Ein traten feierliche Männer: der Staatsanwalt und verschiedene Herren der medizinischen Fakultät der Universität Kiel, alle, wie sie zu dem Prozeß hinzugezogen waren, nach den Zeitungsberichten mit Stand und Namen auf dem Zettel genannt. Dannenberg als Staatsanwalt fragt den Darsteller des Professor Bockendahl, der einen wilden Vollbart trug und einen Kalabreser mit unstatthaftestem Fettrand: „Herr Professor, kann ein Mensch acht Tage in Ohnmacht liegen.“ — „Nein“ antwortete der Mann mit dem wilden Bart und dem schmierigen Hut. „Timm Thode,“ wendet sich Dannenberg mit klarinettenklarer Stimme zu dem scheinbar Schlafenden, „Du bist entlarvt; kein Mensch kann acht Tage in Ohnmacht liegen.“ Und ein fürchterliches Schlachtmesser aus dem zugeknöpften Rock hervorziehend, posaunt er: „Wessen Blut klebt an dem Messer?“ Timm Thode erwacht. „Das Blut meiner Eltern,“ wimmert er, „das Blut meiner Brüder. Jo, ich habe es gethan.“

Der Staatsanwalt — Dannenberg — blickt ihn vernichtend an und spricht: „Man werfe ihn in einen Kerker mit gepolsterten Wänden, damit er sich keinen Schaden thun kann, denn dieses Scheusal darf dem Arme der Gerechtigkeit nicht entgehen. Wir aber“ — hierbei nahmen alle Schauspieler ihre Hüte ab und auch der Professor seinen Schmierfilz — „wir sehen, daß nichts verborgen bleibt; die Sonne bringt es an den Tag.“

Dies moralische Spiel erlebte in einem Zeitraum von etwa drei Wochen gegen achtzig Aufführungen. Bald darauf schloß das Volkstheater seine Pforten, und mit ihm verschwand ein Stück Alt-Hamburg. Als Dannenberg nur noch Kartoffeln ausrief und dazu Gehöriges, war er so gut wie gestorben. Mit dem Ritter mit der eingekerbten Nase und dem Federbusch hatte der Spielbudenplatz gewißermaßen sein Wahrzeichen verloren. Nun ist er schon seit vielen Jahren wirklich tot.

Der Cirkus verwandelte sich in das Centralhallentheater, das Aktientheater veränderte nur seinen Namen und nannte sich Varietétheater. Wenn je ein Name nicht paßte, so war es dieser, denn das von Bürgern für Bürger zur bürgerlichen Unterhaltung gegründete Kunstinstitut war und blieb ein Strickstrumpftheater. Es gab gediegene, abgelagerte Stücke vor einem gediegenen Stammpublikum; die Damen nahmen ihr Strickzeug mit, um nicht ganz unnütz da zu sitzen. Mit dem Stricken kam auch dieser Brauch ab.

Von den kleineren Theatern hatten die wenigsten längeren Bestand. Bald wich die ernste Melpomene der leicht geschürzten Muse des Tingeltangels, bald trieb die höhere Kunst die niedere aus. Wo kurz vorher die Klassiker zu Wort gekommen waren, sangen alkoholgetränkte Sirenen die neuesten Gassenhauer und umgekehrt.

Eins dieser Lokale, das eine Zeitlang den Sing- und Trinkkehlen gewidmet war, wurde der edlen Richtung von einem Mann wieder zugeführt, dessen Verwandlung in einen Theaterdirektor selbst die Kundigsten überraschte, die da wußten, daß jedweder Direktor eines Theaters werden konnte, wenn es ihm am Willen dazu und an etwas Geld oder Kredit nicht fehlte; geistige, moralische oder gar künstlerische Qualitäten waren durchaus Nebensache. Dieser Mann aber war, ehe er sich zum Theaterdirektor berufen fühlte, einfacher Ochsenkommissionär gewesen, oder minder sein fremdwortlich ausgedrückt, Viehhändler. Er hatte Geld und das war sein Verderben, denn dies Geld konnten Agenten und Vermittler gut gebrauchen, und die Leute, die den im Kuhhandel starken, in der Litteratur aber mehr als schwachen Mann überredeten, sein Vermögen in die Bretter zu stecken, die die Welt bedeuten, thaten nicht gut. In die Singspielhalle wurde ein Rang gezimmert. Die Spiegel an den Wänden blieben, weil sie den Raum scheinbar vergrößerten. Auch die Schänke blieb der Bühne gegenüber an ihrem alten Platz, da der neue Direktor sich ein Theater ohne Getränke absolut nicht vorstellen konnte.

Der Eröffnungsabend war für Direktor Wülfften von besonderer Bedeutung, da an diesem selbigen Abend der zuständige Senator dem Thespiskarren die Ehre anzuthun versprochen hatte, ihn höchst eigenpersönlichst auf baupolizeiliche Vorschriftsmäßigkeit zu untersuchen. Zum erstenmal in seinem Leben in Frack mit weißer Binde empfing der Direktor den Senator, wie der Sterbliche im Schmuck der Reinheit den Unsterblichen. War der Direktor untersetzt und kraftvoll, so war doch der schlankere Senator der Gewaltige, und der Starke im Frack führte den Mächtigen im Gehrock durch das Haus, vom Keller auf den Schnürboden, von einem Winkel in den anderen, in die Herrengarderoben, in die Damenzimmer, zur Donnermaschine, die er in die „Maria Stuart“ hineinrumoren ließ, daß das erstaunte Publikum sich über die neue Auffassung vergebens den Kopf zu zerbrechen bemühte. Vom Theater kamen die beiden Gestrengen durch die Bühnenthür in den Zuschauerraum gerade dahin, wo noch die ehemaligen Singspielhallenspiegel an der Wand saßen. Schottlands unglückliche Königin fesselte die Hörer mit einigen ihrer schönsten Verse, die nur einen nicht rühren, den Mann, der hofft, daß sein Geld ihm reiche Zinsen tragen werde, wenn jeder auf dem Posten ist. Aber da steht schon einer, der seine Schuldigkeit nicht thut: ein Lohnkellner steht da, ein müßiger. Was hat der Kellner in Frack und weißer Binde

hier zu suchen, wo der Weg zur Bühne führt? „Wat heſt du hier herüm tau ſtahn?“ herrſcht der Direktor den Pflichtvergeſſenen an. Der rührt ſich nicht. „Wullt du Swiinhund maken, datt du na de Schänk kummſt.“ Kein Gehorſam. „Jh, dar ſchall di denn doch . . .“ „Ich glaube, Sie irren ſich, Herr . . . Herr Direktor,“ ſagte der Mächtige mild lächelnd. Der Herr Direktor ſah genauer zu; in der That, er hatte ſich getäuſcht: das, was er mit ſo eindeutigen, ihm aus ſeiner früheren Praxis geläufigen Worten angegrobt hatte, war kein faulenzender Kellner, ſondern ſein eignes Spiegelbild: er hatte ſich im Frack nicht wieder erkannt. Die ungewohnte Tracht, das halbe Licht während des Aktes und die Beſchaffenheit des einen Auges, mit dem der Mann etwas plierte, wie die Hamburger ſagen, wenn die beiden Sehachſen divergieren, dienten Gutgeſinnten zur Entſchuldigung der leidigen Verwechſelung. Bösgeſinnte aber, Brotneider und ſolche, die Behagen an den Schwächen ihrer Nebenmenſchen finden, verbreiteten mit Eifer das Geſchehnis, und dies winzige bißchen Lächerlichkeit genügte, das Maß der Abſurdität zum Überlaufen zu bringen, die darin lag, daß ein Ochſenkommiſſionär ſtaatlich approbierter Theaterleiter geworden war.

Das Unternehmen ging langſam wieder unter. Ein Theater, das rückwärts geht, iſt eine Art Blutegel, dem täglich ein neuer Saugmund wächſt. Bald war das Vermögen dahin, das die Ochſen zuſammengeſchleppt hatten, dann wurden Schulden gemacht, und dann kam das Ende. Um noch etwas Geld zu machen, trat der Direktor ſelbſt auf, dieſer Anti-Adonis mit dem Plierauge und den ungefügen Gliedern. Seine Freunde warfen ihm einen Lorbeerkranz von Wagenradgröße und klatſchten Beifall, aber das grauſame Publikum rief: „Wat heſt du hier herum tau ſtahn? Wullt du maken, datt du nah din Oſſen kümmſt!“ Und der Beifall erſtarb in Spott. Wenn das Publikum lachen kann, hält es ſeine Grauſamkeit für köſtlichen Spaß.

Mir that der Mann leid, noch mehr ſeine Familie, die gute Verhältniſſe kannte, bevor ihr Ernährer, durch üblen Rat veranlaßt, dem ſchwerwandelnden Maſtvieh der geſegneten Marſch untreu ward, und gar trüben Eindruck machte es, als ſein Töchterchen ſich „der Bühne widmete“, das tägliche Brat zu erwerben, ein Kind, aus deſſen unreifen Augen die Not klagte, wenn es mit eingelerntem Lächeln aufſagte, was es unverſtanden dem Gedächtnis eingeprägt hatte.

Es half aber kein Mittel. Die Quernacht wurde angeſagt, und das war das letzte. In Hamburg beſtand damals eine ſeltſame Einrichtung, einen Schuldner zur letzten Anſtrengung oder zum Bankerott zu zwingen. War eine Schuld eingeklagt, wandte ſich der Beklagte wohl an den betreffenden Advokaten mit der Bitte um Friſt, aber dieſer ſagte: „Lieber Freund, ſo gern ich Ihnen auch Zeit gewähren möchte, bin ich nicht dazu imſtande, die Sache liegt bei meinem Prokurator.“ Der Abgewieſene wandte ſich an den Prokurator. „Thut mir leid, mein Lieber,“ ſagte dieſer, „ich kann nicht eigenwillig verfügen, wenden Sie ſich an meinen Advokaten.“ — „Von dem komme ich ſoeben her.“ — „Wie geſagt . . . ich darf nicht.“ — Dasſelbe Spiel wurde ſo lange wiederholt, bis der Schuldner einſah, daß Advokat und Prokurator ihm mit dem beſten Willen nicht helfen konnten. Hatte er mittlerweile die Schuld nicht beglichen, ſo erſchienen an einem ſchönen Tage zwei Poliziſten in ſeinem Hauſe, die bei ihm blieben, aßen, tranken, nächtigten und ihm nicht von der Seite wichen, bis er entweder das für die Forderung mitſamt den entſtandenen Koſten nötige Geld angeſchafft oder ſich bankerott erklärt hatte. Dies zwickmühlenartige Verfahren hieß Quernacht und war, wenn auch minder hart als Schuldhaft, doch ebenſo wirkſam wie ſolche durch ſeine greuliche Läſtigkeit. An Haft gewöhnt ſich der Menſch am Ende mit einigermaßen gutem Willen, an zwei „eingelegte“ Poliziſten — nie.

Und nun denke man ſich auf der Bühne die kleine verhärmte Elſe und zu Hauſe beim Vater die ſteinernen Gäſte, die Männer des Geſetzes. Der Theaterteufel hatte ſich da eine Tragödie zurechtgelegt, wie er allein ſie zu ſtande bringt. Als der Bankerott erklärt war, zagen die Diener der Ordnung ab, und das Spiel war aus.

Die Töchter der Salome.

Von

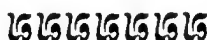
Carl Bulcke.

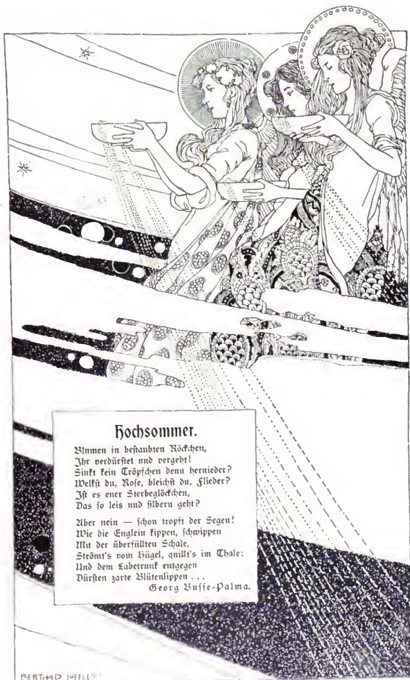
Liebe, du purpurne Flamme!
Jugend, du heiliges Recht! —
Es lebt aus Salomes Stamme
Noch heut ein ewig Geſchlecht.

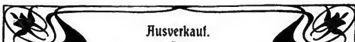
Augen, wie Edelſteine!
Herzen, im Sturme geraubt! —
Es tanzt noch heute manch Eine
Um eines Geliebten Haupt!

Herodes, des finſteren Mannes
Zürnen kocht wie zuvor, —
Es gibt manch armen Johannes,
Der ſeinen Kopf verlor.

Jugend, ihr goldenen Zeiten!
Liebe, du brennendes Weh!
Es tanzen durch Ewigkeiten
Die Töchter der Salome.




Hochsommer.
Blumen in bestaubten Röckchen,
Ihr verdürstet und vergeht!
Sinkt kein Tröpfchen denn hernieder?
Welkst du, Rose, bleichst du, Flieder?
Ist es euer Sterbeglöckchen,
Das so leis und silbern geht?
Aber nein — schon tropft der Segen!
Wie die Englein kippen, schwippen
Mit der überfüllten Schale,
Strömt's vom Hügel, quillt's im Thale;
Und dem Labetrunk entgegen
Dürsten zarte Blütenlippen ...
Georg Busse-Palma.
BERTHOLD LÖFFLER



Ausverkauf.

Von

Victor Blüthgen.

Kleiner mit den Schelmengrübchen
Und den Flüglein weiß wie Schnee —
Zeit zur Trennung ist's, mein Bübchen,
Und wir sagen uns Ade.
Alter schickt mir schon Gespenster —
Das Geschäft, ich geb' es auf.
Häng den Zettel noch ins Fenster
Mit der Meldung: Ausverkauf.

Fest entschlossen — um zu räumen —
Geb' im Ramsch ich billigst fort
Diesen Rest von süßem Träumen
Und die Hochgefühle dort;
Matte Blicke, heiße Schwüre,
Das verliebte Ungemach:
Tausend Schmerzen — bei der Thüre
Stehn zwei Ballen Weh und Ach.

Fort mit Schaden! Wer will bieten?
Küsse, süß wie Honigseim,
Liebeslieder-Requisiten:
Feurig Wort und Klingelreim;
Schmeichelei, um anzubandeln;
Händedrücke geb' ich zu —
Alles will ich rasch verhandeln,
Und dann setz' ich mich zur Ruh'.

Und du läßt mich ungeschoren!
Hörst du wohl? Notier dir's ja,
Denn ich zieh dich bei den Ohren,
Kommst du wieder mir zu nah.
Endlich will ich weise werden
Nach der Jugend Tändelein;
Höh'res gibt's für mich auf Erden,
Als, du Fratz, dein Narr zu sein —

Halt! — na na, ich war zu heftig.
Geht der Krempel reißend — ah —
Assortiere das Geschäft ich
Doch vielleicht noch hie und da.
Wir sind jetzt getrennt, mein Lieber,
Dabei bleibt's; ich bin kein Thor.
Aber — kommst du just vorüber . . .
Weißt du: sprich doch manchmal vor!



Wanderer Sturm.

Von

Anna Ritter.

Illustriert von Berthold Löffler.

Wieder einmal hör' ich deinen Schritt
Fest und trotzig durch die Gassen schreiten . .
Wie ein Hündchen läuft das Echo mit.
Überm Zaun die Apfelbäume breiten
Ihre Zweige aus in stummer Wehr,
Und die Sträucher weichen scheu zur Seiten.
Staub und Blätter wirbeln um dich her.

Eines Tages denk' ich, da das Haar
Goldig glänzend dir ums Haupt geflogen,
Da dein Blick voll Frühlingshoffnung war.
Jubelnd bist du durch die Stadt gezogen.
Und ich schaute dir vom Fenster nach,
Bis die Nacht dich neidisch mir entzogen,
Bis die Ferne deine Stimme brach.

Weh — wie ward dein Antlitz ernst und fahl!
Nur die Augen unterm Hute brennen
Noch so sehnsuchtsvoll wie dazumal.
Wirst du, Sturmwind, noch mein Fenster kennen
Und das Weib, des blasse Lippen leis'
Deinen einst geliebten Namen nennen —
Und die Seele, die von Ruh' nichts weiß . . .?



Abb. 1. Grohmannhütte.

Drei Tage im Stubai.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Mit zwölf Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Im Stubai waren wir — meine Frau und ich — noch nicht gewesen: also los.

Der erste schöne Tag wurde abgewartet, dann fuhren wir mit Rucksack und Eispickel nach Sterzing an der Brennerbahn. Natürlich Anton Bergmann jun., mit dem wir seit Jahren gehen, der ebenso sicher führt auf die schroffste Dolomitnadel, wie auf den vereistesten Schneegipfel, als treuer Gefährte an unserer Seite.

Auf dem Bahnhofe erregten wir offenbar „baßes Entsetzen“, denn eine Dame rief beim Anblick der schweren Bergschuhe meiner Frau mitleidig die Hände zusammenschlagend in heimatlich sächsischem Idiom: „Ach Gott, nee, nee!“

Doch wir ließen uns nicht abschrecken. Ballschuhe sind nun mal auf Eis und scharfem Fels Unsinn. Wir nahmen also einen Wagen, der unsere Knochen durch das Ridnaunthal bis Mareit tüchtig zusammenrüttelte, dann ging es zu Fuß weiter.

Es war ein heißer Tag, und in den nächsten zwei Stunden, die höhere Thalstufe hinauf nach Ridnaun, fiel mancher Tropfen Schweiß, so daß ich aufatmete, als bei der letzten Wegekrümmung der „Sonklarhof“ des trefflichen Herrn Haller vor uns lag. Bergauf in der Nachmittagsglut ist nicht mein Fall. Ich hatte auch gar keinen Sinn für die Schönheit der Landschaft, bis der elende Leichnam durch einige prachtvolle Forellen und das erforderliche Rutschmittel in Gestalt von Wasser — wirklich Wasser — wieder auf den Damm gebracht war.

Nun genossen wir die Aussicht: unser Ziel für den nächsten Tag lag vor unseren Augen. Schwarz, drohend erhob sich oben, ganz oben, über Thal- und Übletthalferner der Becher, auf dem die Hütte der Sektion

Hannover des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins liegt. Rechts davon der wilde Freiger und die Feuersteine. Darüber blauer Himmel.

Mir ist es immer ein eignes Gefühl, von weitem zum erstenmal eine Bergwelt zu sehen, die ich betreten will: halb Neugier, halb Spannung, halb etwas wie Beklemmung. Beklemmung bei der Frage: Wird's gut gehen? Hält das Wetter? Bin ich dem gewachsen, was da kommt? Fragen, die ein Purtscheller, Tauscher, Hoß, Güßfeldt oder wie sonst die alpinen Größen heißen, nicht kennt, die aber uns, den mittleren Steigern, kommen. Nun morgen war's nicht schlimm, da galt es nur das Becherhaus zu erreichen.

Aber der Höhenunterschied kostet manches Stöhnen (Ridnaun 1347 m — Becher 3173 m). Und wie immer wurde das Herausfinden aus den guten Betten sauer. Doch es mußte eben sein, denn der Tag versprach wunderschön zu werden.

Wir hatten des Gepäckes wegen noch einen zweiten Führer genommen und fanden im Stubaier Josef Rainer einen guten Kameraden und sicheren Mann auf Fels wie Eis.

Das Thal wurde enger, am tosenden Gletscherbach ging es hin, immer hinauf, hinauf. Kahler wurden die Felsen, die Vegetation ärmer. Bis jetzt waren wir im Schatten gestiegen, doch plötzlich kamen wir in die Sonne, meine Todfeindin in Regionen unter 3000 m. Je besser sie es meint, desto todfeindlicher. Das Wasser lief von der Stirn, doch alles hat einmal ein Ende, und bald standen wir vor der Grohmannhütte auf 2261 m (Abb. 1), früher sehr wichtig für Stubaier Hochtouren, heute seit Erbauung der neuen Teplitzerhütte und vor allem des Becherhauses nicht mehr von großer Bedeutung. Doch ihr Proviantdepot und die nahe Quelle waren für uns trotz alledem sogar von riesiger Bedeutung.

In blauen Eiskaskaden wie ein erstarrter Wasserfall stürzt sich hier vor den erstaunten Blicken der Gletscherabsturz des Übelthalferners herab, über ihm Botzer und Hochgewänd.

Nach einer Rast ging es weiter, nun einen steilen kühnen Felsenpfad hinan zur Teplitzerhütte, einem neuen prächtigen Hause. Dort wurde Mittag gemacht, und nach dem Essen legten wir uns draußen auf die Felsen in die pralle Sonne um zu schlafen, umgeben rings von Eisströmen und ewigen Gipfeln. Neben uns der Hangende Ferner, mit unheimlichen, grünschimmernden Spalten,



Abb. 2. Sonnenuntergang auf dem „Wilden Freiger.“



Abb. 3. Beratung auf dem Üblenthalferner.

in denen das Wasser toste. Unter uns der Übletalferner; rings um uns: die Feuersteine, der Wilde Freiger, Becher, Botzer und Hochgewänd, lauter Kerls über 3000 m.

Wer nicht selbst einmal so auf den Höhen mitten in der Hochgebirgseinsamkeit geruht hat, versteht wohl nicht, was man da empfindet, wie in einem Rausch, einem Traum von überwältigender Hoheit. Und das Eigenste ist dabei, daß man als gebrechlicher, armseliger Mensch im Schutze der nahen Hütte es wagen darf, während der Donner abbrechender Eismassen oder das Getöse einer Staublawine, die die Mittagshitze losgemacht, an unser Ohr dringt, hier zu ruhen, zu schlafen, zu vergessen, daß man ja eigentlich gar nicht auf bewohnter Erde ist, sondern weit, unendlich weit von allem Menschentreiben und Leben.

Wir warteten die Hitze ab und brachen erst spät nachmittags auf. Über den Hangenden Ferner, dann den gewaltigen Übletalferner endlich den Felsenpfad hinauf erreichten wir in drei Stunden den Becher mit dem Kaiserin-Elisabeth-Haus der Sektion Hannover, das mit Drahttauen nach allen Seiten verankert, dort in 3173 m Höhe auf schroffer Felsenspitze den Stürmen trotzt. Auch dem Blitze, denn er, der die hohen Gipfel oft zersplittert und zerspellt, das Gestein wie mit Porzellanglasur überziehend, hat auch dem Becherhause schon einmal seinen Besuch abgestattet, — dank dem Blitzableiter ohne Schaden.

Trotz fast neunstündiger Wanderung heute war meine Frau dafür, noch abends $6^1/_2$ Uhr den wilden Freiger zu besteigen. Das klingt schrecklich — ist aber nicht so schlimm. Es ist kaum eine Stunde Weges. Abb. 2 macht es erklärlich. Sie ist bei Sonnenuntergang von der schneeigen Spitze des Wilden Freigers auf 3426 m Höhe gemacht. Links im Vordergrund ist der apere (schneefreie) Gipfel des Wilden Freigers. Man kann deutlich den Steinmann unterscheiden. Ein Grat zieht herab und schwingt sich, rechts unten im Bilde, zum Becher auf, dessen Haus als viereckiger Kasten erkennbar ist. Die Eisberge im Hintergrund sind: links Hochgewänd 3215 m, rechts, der Mütze eines katholischen Geistlichen nicht unähnlich, der Botzer 3260 m. Zwischen diesen Bergen und dem Becher liegt in der Tiefe der gewaltige Übletalferner. Der Blick vom Freiger war überwältigend. In der Abendsonnenglut sehen wir unsere nächsten Ziele: den Schnee- und Eisdom der Sonklarspitze, den Wilden Pfaff und das seinem Namen Ehre machende Zuckerhütl, scharf, spitz, jäh.

„Donnerwetter, ist der steil!" rief ich unwillkürlich. „Ischt er auch!" antwortete stolz Rainer. Toni Bergmann sagte kein Wort. So ein erstklassiger Dolomitenführer findet überhaupt nichts steil. Aber wir mußten schnell an den Abstieg denken. Es wurde schon dunkel. Wir hielten uns auch nicht lange beim Abendessen auf, sondern krochen

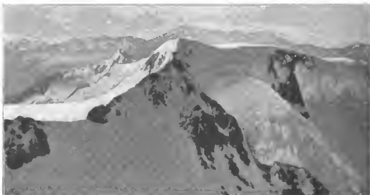


Abb. 4. Die Sonklarspitze. 3476 m.

bald unter unsere Decken, denn am nächsten Morgen sollte die Sonklarspitze und das Zuckerhütl dazu bestiegen werden.

Doch es kam anders. Es war zwar eisig kalt, aber sehr schön, als wir auf dem Übletalferner standen, die Sonklarspitze, wundervoll gewölbt mit ihrem gewaltigen Eis- und Schneeleibe, vor uns. Noch schien die frühe Morgensonne, doch vom Zuckerhütl her wälzten sich dicke, schwarze Wolkenballen heran. So hielten wir Rat (Abb. 3 links Rainer, rechts Toni; in der Mitte meine Frau), kamen aber zum Entschluß, möglichst schnell die Sonklarspitze, unseren ersten heutigen Feind, anzugreifen. Nun begann ein Rasen bis an die steilen Firn- und Eiswände, dann ging es von selbst langsamer, denn da keine Partie so freundlich gewesen war, uns Stufen zu schlagen, mußten wir schon dran glauben — und das erfordert Zeit. Die Firnwand ist steil, wie man auf Abb. 4 sehen kann, die vom Sattel zwischen Wildem Pfaff und Zuckerhütl aufgenommen ist. Unser Anstieg ist sichtbar. Er geht von links über die sonnenbestrahlte Gletscherfläche gerade hinauf. Da die Randkluft geschlossen war, sowar er, wenn auch steil, so doch ohne Schwierigkeit. Oben ist noch das Riesenplateau zu überschreiten, und dort ereilte uns das Schicksal in Gestalt eines fürchterlichen Schneesturmes, der uns die Schneehauben und Handschuhe wie der Blitz aus den Rucksäcken zauberte. Es ward plötzlich finster, Graupeln kamen wie Geschosse geflogen, und wir sahen kaum mehr die Hand vor den Augen. An den Abstieg war jetzt nicht zu denken, wir mußten warten. Meine Frau setzte sich ruhig auf das zusammengerollte Seil — wie sie's immer macht — und fing an zu frühstücken. Wir anderen standen stumpfsinnig da. Sogar sehr stumpfsinnig, bis meine Frau uns aufrüttelte mit der Frage: „Wir sitzen hoffentlich nicht auf der Wächte?“ (über den Ab-



Abb. 5. Schneesturm auf der Sonklarspitze.

sturz hängender Schnee, der einen bei etwaigem Abbruch natürlich in die Tiefe befördert). Die Führer blickten sich um: „Na, na, ka Spur!"

Doch wir blieben noch immer stumpfsinnig stehen, bis meine Frau trocken zu Toni sagte: „Schöne Aussicht, was, Toni?"

Nun fingen wir alle an zu lachen. Ich habe die photographische Unverschämtheit besessen, diesen denkwürdigen Augenblick in einer Momentaufnahme festzuhalten (Abb. 5). Sie ist auch danach geworden.

Als das Schneetreiben etwas nachgelassen hatte, traten wir den Abstieg an. Die Firnwand zum Gletscher hinab wurde abgefahren. Es ist mir gelungen, Toni und meine Frau dabei zu überraschen (Abb. 6). Man sieht daran einmal die starke Neigung des Schneehanges, dann aber auch, daß es noch immer sich nicht aufgeklärt hatte.

Natürlich gaben wir weitere Pläne für heute auf, waren schon um zehn Uhr wieder auf dem Kaiserin-Elisabeth-Haus auf dem Becher und warteten das Wetter ab. Zeit und Muße genug hatten wir dazu. Vor allen Dingen machten wir es uns bequem: Stiefel aus und die Kletterschuhe an, die



Abb. 6. Abfahrt von der Sonklarspitze.



Abb. 7. Gipfel des „Wilden Pfaff". 3471 m.

wir statt „Filzparisern" mitzunehmen pflegen. Das sind köstliche Stunden, wenn man, sein Tagewerk hinter sich, in der molligsicheren Hütte sitzt bei der dampfenden Suppe. Draußen tobt das Unwetter, von den Firnen und Gipfeln, Gletschern und Eiswüsten nichts zu sehen — alles grau, eine Wolkenwand. Nur der Schneesturm heult und tobt, rüttelt an den Läden, faucht, pfeift um das Haus, das kleine Gebilde von Menschenhand, das da droben eisumgürtet auf festem Fels thront.

Meine Frau rief mich hinaus. Es hatte sich aufgeklärt, die Sonne kämpfte mit den Wolken, und wir setzten uns, nachdem wir den Schnee etwas weggekratzt, draußen vor das Haus auf eine Felsplatte, ließen die Beine baumeln und in süßem Nichtsthun, die Augen wegen der Blendung mit der rauchgrauen Gletscherbrille geschützt, begannen wir zu träumen.

Dieser Blick ist überwältigend großartig, mit dem Gornergrat wohl zu vergleichen: überall, wohin das Auge trägt über den Gletscherzirkus hinweg, Gipfel an Gipfel. Blau, grün-violett schimmert das Eis der Gletscherabbrüche, weiß blendet der Firn, fast tintenschwarz starren die Felsen; oben aber am Himmel sind dicke, wulstige, phantastische, eilig ziehende Wolken, und dazwischen blickt das klare flirrende Himmelsblau nieder, aus dem die Sonne herabstrahlt und uns in dieser Eiswelt hier oben, trotz vieler Kältegrade der Luft, süße Wärme in die Adern gießt. Ein goldener heißer Gruß vom Leben.



Abb. 8. Das Zuckerhütl. 3511 m.

Am nächsten Morgen mußten wir wieder zeitig heraus, denn es galt dem Wilden Pfaff, dann dem König: dem Zuckerhütl, zum zweitenmal dem Wilden Pfaff (es führt kein anderer Weg nach dem Becherhause zurück), endlich über die Botzerscharte nach St. Martin am Schneeberg. Im ganzen mit Aufenthalt gewiß 11—12 Stunden.

Mit Bangen fragten wir beim Wecken Toni nach dem Wetter. Er meinte, es würde schon gehen. Das hieß also: „Nicht besonders." Und als wir vor die Hütte traten, warf uns der bitterkalte Wind fast um. Toni band meiner Frau das Seil um —bei einem stundenweiten Weg über verschneite Gletscher eine Vorsicht, die wegen etwaigen Sturzes in eine Spalte nur der leichtsinnige „forsche" Besserwisser oder der „Alleingeher", der „große Hochtourist", unterläßt, den sein Schicksal dann auch ab und zu erreicht. Ich folgte mit Rainer.

Es ging denselben Weg wie gestern zur Sonklarspitze, aber statt den Gletscher zu überschreiten folgten wir den Pfadspuren im Schnee und standen bald vor dem dunklen Felsbau des „Wilden Pfaff", 3471 m.

Der Gipfel ist ein sanft geneigtes Schneeplateau (Abb. 7), dessen etwaige Spalten jedoch Vorsicht erheischen. Auf dem Bilde sieht man links einen Herrn mit seinem Führer — sie waren mit uns herauf gekommen — dann Toni, meine Frau, Rainer.

Die Sonne ging eben in Dunstschleiern auf, und nun erblickten wir in wunderbar edler Gestalt, ein Viertel schroffer Fels, drei Viertel eisgepanzert das Zuckerhütl, 3511 m, vor uns (Abb. 8), von dessen Gipfel uns nach dem Abstieg hinunter auf den Pfaffensattel nichts mehr trennte als der Eis- und Schneegrat. Was man nach der Photographie nicht ahnt, ist die Steilheit, die über fünfzig Grad beträgt, so daß Ausdauer und Trittsicherheit für die Besucher unbedingte Erfordernisse sind.

Als wir den steiler und steiler werdenden Grat langsam hinaufstiegen, und mir



Abb. 9. Rainer an der steilen Stelle des Zuckerhütl Stufen schlagend.

die Eissplitter von Rainers Pickel beim Stufenschlagen um das Gesicht spritzten, er an der steilsten Stelle sogar Löcher für die Finger hackte, ließ ich Toni — der immer mit meiner Frau geht — halten und machte eine Aufnahme (Abb. 9) Rainers, wie er eben bei der Arbeit ist, Stufen zu schlagen. Der dunkle Schatten, der von ihm wie ein Strich herunterzieht, ist das Seil, das zwischen ihm und mir, da ich seitwärts in die Firnwand hinaus mußte, um die Aufnahme zu ermöglichen, herabhängt.

Endlich standen wir oben, und alle machten wir beim Auftauchen oben auf dem hob sich unsere Freundin von gestern, die Sonklarspitze unbewölkt, heiter lächelnd im Schein der jungen Sonne, als wäre auf ihrem eisigen Haupte nie Schneesturm gewesen. Dann in der Ferne der Becher und uns gegenüber, nachdem ich mich ganz herumgewendet, der Wilde Pfaff, von dem wir eben gekommen und über den wir noch einmal mußten — auf dem Rückwege.

Und leider mußte der bald angetreten werden. Wieder wandte sich das Wetter zum Schlechten. Schnell verewigten wir uns im Gipfelbuch, das in einer Blechkapsel steckend in einer Felsritze verwahrt wird.



Abb. 10. Blick von der Spitze des Zuckerhütl auf Pfaffenschneide und Ötztaler Alpen.

Gipfel: „Ah!" — Der Blick, der sich uns bot, war aber auch ganz wunderbar! Die Spitze ist nur eine kleine Schneekuppe, an der Südseite von lockeren Felsblöcken umsäumt. Zur Pfaffenschneide (Abb. 10) zieht ein Grat hinunter, dessen Beginn überwächtet ist. (Man sieht das letzte Stück der Wächte: ganz rechts die Schneeauflage auf den großen Felsblöcken.) Dahinter liegt die gesamte Ötzthaler Eiswelt, Weißkugel, Similaun, Hohe Wilde, und die gewaltige Wildspitze mit ihrem Doppelgipfel. Ich blickte weiter: drüben, durch die dunkle Tiefe des fast senkrecht unter uns liegenden Triebenkarlasferner von uns getrennt, erDie verhältnismäßig geringe Anzahl von Besteigungen wunderte mich. Ich befragte Rainer darum, denn im Hüttenbuche auf dem Kaiserin-Elisabeth-Haus hatte ja fast jede dritte Partie unter: „Richtung der Abreise" eingetragen: „Abstieg über Wilden Pfaff und Zuckerhütl nach Sölden."

Er lächelte und meinte: „Das schreiben's alle ein, aber wenn sie's Zuckerhütl von nah anschaugn und den Eisgrat sehn und die Spitz — gehn's weiter!"

Schritt für Schritt, im Takt, dann schnell den Firn zum Wilden Pfaff hinan und noch schneller ging es auf der anderen Seite über die Felsen hinab (Abb. 12). Das Bild ist

für den lehrreich, der so etwas nicht kennt. Es zeigt eine der vielen Gebrauchsweisen des Seiles: meine Frau klettert von Toni gehalten die übrigens verbesserten, bequemen Felsen hinab. Tourist vorn, Führer hinten.

Nun kehrten wir zum Becherhause zurück, frühstückten und brachen sofort auf, trotz der Mittagsglut über den Üblenthalferner, angeseilt, denn unter uns läge wie Rainer wußte ein grausiges — jetzt überschneites — Spaltengewirr. Der Weg in der glühenden Sonne war entsetzlich. Wir atmeten auf, als wir die Botzerscharte erreichten.

Beim Gletscherübergang unter den Wänden des Botzers hin, sausten plötzlich ein paar mächtige Steine von den Höhen herab, unmittelbar hinter uns, ohne Schaden anzurichten, und in dem Hochgefühl, wie gut und schön, trotz nicht immer glücklicher Witterung, diese drei Tage vergangen, dankbar



Abb. 12. Abstieg vom Wilden Pfaff. 3471 m.



Abb. 11. Abstieg vom Zuckerhütl.

für alles, was „unsere glücklichen Augen“ gesehen, sandten wir einen Juchzer in die klare Bergesluft hinaus ... denn morgen ging's nach Bozen und auf den Cimone della Pala!

Und ein paar Stunden später lagen wir unten in St. Martin am Schneeberg, Opfer einer Bergwerkskatastrophe, eines Sturzes von der Drahtseilbahn, wobei wir sechs Mitfahrenden alle mehr oder minder schwer verletzt wurden, und — einer, ein vielversprechender junger Künstler, der gleich uns die Stubaier Berge besucht und bewundert hatte — tot blieb.

Die große ewige Natur hatte ihrem Sohne nichts gethan, aber das kleine, von Menschenwitz ersonnene Fahrzeug ihm das Lebenslicht ausgelöscht.

Sie konnten nichtsdafür, sie, die dort oben thronten in ihren Eis- und Firngewändern, hoheitsvoll, unbewegt von armem kleinem Menschengeschick, ihr Firn war unschuldsweiß, ihr Eis rein.



Kronos. Nach der Skulptur von Josef Rostek.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)



Ruinen des im Jahre 1860 eingeäscherten Sommerpalastes zu Peking.

Der Feldzug der Alliierten im Jahre 1860 und die gegenwärtige Lage in China.

Von
Otto von Oestrich.

Schon einmal wehten die Flaggen europäischer Mächte von einem der Hauptthore Pekings, während französische und englische Geschütze bereit standen, ihre Brandgeschosse in die Kaiserstadt zu schleudern, wenn sich nicht der verlogene Hochmut der chinesischem Großwürdenträger demütigen sollte. —

Der vielbesprochene, jetzt wieder in den Vordergrund des Interesses gerückte Feldzug Englands und Frankreichs gegen China im Jahre 1860 — ein Feldzug, der in seinen Anfängen manche Ähnlichkeit aufweist mit der augenblicklichen Sachlage — hat eine lange Vorgeschichte, die hier wenigstens kurz gestreift werden muß.

Die Zwistigkeiten zwischen England und China reichen bis 1839 zurück, und ihre unmittelbarste Ursache ist nicht gerade ein sonderliches Ruhmesblatt der britischen Politik. Das von dem chinesischen Gouverneur in Kanton erlassene Verbot der Opiumeinfuhr, an der England mit Werten von jährlich rund 90 Millionen Mark beteiligt war, gab die erste Veranlassung des Krieges. Die britische Weltmacht hätte aber die Aufhebung jenes Verbotes wohl auch dann mit Waffengewalt erzwungen, wenn die Chinesen nicht unkluger Weise im Herbst 1839 vor Kanton zwei englische Korvetten angegriffen und damit der britischen Diplomatie den willkommenen Vorwand gegeben haben würden, die Ehre ihrer Flagge als verletzt zu erklären. Es kam zu dem sogenannten Opiumkrieg, der, 1842 durch den Frieden von Nanking beendet, England den Besitz von Hongkong und die Öffnung von fünf Vertragshäfen eintrug.

Solange der alte Kaiser Toa-kuang regierte, wurden chinesischerseits die aufgezwungenen Verträge leidlich innegehalten. Als er aber 1850 starb, schlug sein Nachfolger Hienfung — Glücksfülle — eine durchaus fremdenfeindliche Politik ein. Diese führte mittelbar zu dem Kriege von 1856, dessen äußere Veranlassung freilich wieder auf einem allem Anschein nach nicht berechtigten Verlangen eines englischen Beamten in Kanton, des Herrn Parkes, fußte, der zu Gunsten einer angeblich unter englischer Flagge segelnden, von den chinesischen Behörden beschlagnahmten Barke, der Arrow Lorcha, interpellierte. Er bestimmte den Admiral Seymour, der in Hongkong ein Geschwader

befehligte, zum Angriff auf Kanton und engagierte damit die Ehre der ganzen Nation. In dem Feldzug, den man wohl auch den Lorchakrieg genannt hat, fand England bereits Frankreich an seiner Seite, denn Napoleon III. sah in den sich entspinnenden Verwickelungen eine günstige Gelegenheit, seinen Einfluß im Auslande geltend zu machen, und Frankreich hatte auch in der That ernste Beschwerden gegen China wegen der Ermordung einiger Missionäre. Der Feldzug endete nach der Eroberung Kantons und der mühelosen Erstürmung der Takuforts an der Pei-ho-Mündung, die damit am 20. Mai 1859 zum erstenmal in europäische Hände fielen, mit dem Frieden von Tientsin, der die Eröffnung von sechs neuen Vertragshäfen erzwang.

Diesmal war es China, das in ganz unzweifelhaft beabsichtigter Weise einen neuen Krieg heraufbeschwor. Die Ausführung des Vertrages von Tientsin wurde verschleppt, die offizielle Pekinger Staatszeitung verkündete ihn nicht einmal, dafür aber in beleidigenden Ausdrücken den „Rückzug der Barbaren"; die Verhandlungen über den Zutritt der Gesandten zog man endlos hin, verweigerte ihnen den Wasserweg auf dem Pei-ho, und schließlich eröffneten die neu armierten Takuforts am 25. Juni 1860 zuerst das Feuer auf ein französisch-englisches Geschwader und zwangen es zum Rückzug.

Damit war der Krieg unvermeidlich geworden, um so unvermeidlicher, als man erfuhr, daß die chinesische Regierung stark rüste, daß das Haupt der Kriegspartei, der Tartarengeneral San-ko-lin-sin, den stärksten Einfluß gewonnen habe und die Vertreibung aller „Barbaren" in sichere Aussicht stelle.

England wie Frankreich waren zum energischen Vorgehen entschlossen. In beiden Ländern flammte diesmal, und zwar in den breitesten Kreisen der Nationen, ein lebhaft drängendes Verlangen nach Vergeltung auf, im englischen Parlament wurden die vereinzelten Stimmen, die in einem neuen Feldzug nur eine neue Vergewaltigung des armen China zu sehen erklärten, sofort niedergestimmt. Und in der That: mochte der „Opiumkrieg" ungerecht gewesen sein und die Veranlassung des „Lorchakrieges" nicht ganz zweifellos — jetzt galt es, China die Ueberlegenheit Europas fühlen zu lassen.

England stellte ein in zwei schwache Divisionen formiertes Corps auf, das zum größten Teil der ostindischen Armee entnommen war, und dessen Effektivstand auf 354 Offiziere, rund 12000 Mann veranschlagt, aber nicht ganz erreicht wurde. Zum Höchstkommandierenden wurde General Sir Hope Grant ernannt.

In Frankreich wurde unter dem Befehl des Divisionsgenerals Cousin-Montauban ein Expeditionscorps in der Stärke von 432 Offizieren, rund 8000 Mann, formiert. Die Formation des französischen Corps zeigt, beiläufig bemerkt, manche äußerliche Ähnlichkeit mit derjenigen des deutschen „ostasiatischen Expeditionscorps", das, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, schon auf dem Wege nach China sein wird. Es bestand wie dieses aus zwei Infanteriebrigaden zu je zwei Regimentern und war ziemlich reichlich mit Artillerie und technischen Truppen dotiert, sehr schwach aber mit Rücksicht auf die schwierige Pferdebeschaffung mit Kavallerie, während das deutsche Expeditionscorps ein Reiterregiment begleitet. Das Pferdematerial wurde später meist in Japan angekauft; dasjenige für die deutsche Expedition soll bekanntlich hauptsächlich aus Australien bezogen werden, da Japan heut für sein eignes Heer aller verfügbaren einheimischen Bestände bedarf. Um die Jahreswende 1859/60 verließ das Expeditionsescadre Toulon und langte Anfang Mai 1860 in den chinesischen Gewässern an: der Kanal von Suez existierte ja damals noch nicht, das Geschwader hatte das Kap der Guten Hoffnung umsegeln müssen. General Montauban mit seinem Stabe aber war ihm auf dem Wege über Ägypten vorausgeeilt und kam, nach für jene Zeit sehr schneller Fahrt, schon am 26. Februar in Hongkong an, von wo er nach kurzem Aufenthalt nach Shanghai ging, um hier die Vorbereitung für die weitere Ausrüstung seines Corps zu treffen, für die Remontierung, die Beschaffung des Trains &c.

Nach mancherlei Weiterungen, einem erstaunlich langem Hin- und Herschwanken über die zu wählende Operationsbasis, nach erneuten diplomatischen Verhandlungen mit Peking, die nur zu einer schnöden Abweisung führten, wurde endlich als erster Landungspunkt für das englische Corps die Bucht von Ta-lien-wan an der Nordküste des Gelben Meeres erwählt, während sich das französische Corps an dessen Südseite, bei dem heute wieder vielgenannten Tschifu, konzen-

trierte. Bemerkenswert und auch im Vergleich mit der heutigen Situation interessant ist dabei, daß die Alliierten, besonders aber Kaiser Napoleon, den Krieg im Norden Chinas lokalisiert zu sehen wünschten, ja daß sie zur selben Zeit, zu der sie sich zum Vorstoß bereitstellten, die chinesischen Behörden von Shanghai gegen die die Stadt bedrohenden Taipingrebellen energisch unterstützten.

In der zweiten Julihälfte waren endlich in beiden Lagern die Vorbereitungen vollendet. Am 26. Juli brachen, nach erfolgter Wiedereinschiffung, die Geschwader von Ta-lien-wan und Tschifu auf und landeten am 30. nördlich der Pei-ho-Mündung. Es trat heftiges Regenwetter ein, der Vormarsch verzögerte sich. Erst am 14. stürmten die Alliierten nach lebhafter Beschießung das verschanzte chinesische Lager bei Tang-ku und hatten damit im Rücken der Takuforts einen Stützpunkt von großem Wert gewonnen; am 21. fielen diese selbst in ihre Hände. Die flachgehenden Kanonenboote fuhren sofort den Pei-ho hinauf und fanden Tientsin nicht besetzt, in das am 26. August die Verbündeten einrückten.

Man hatte Tientsin von vornherein als erstes Operationsziel ausersehen und erwartet, daß sich nach der Besetzung der großen Handelsstadt die chinesische Regierung zu Unterhandlungen bequemen würde. Wenn Tientsin auch 1860 noch nicht die Bedeutung hatte, welche die Stadt jetzt besitzt, so war sie doch schon damals gewissermaßen der Einfuhrhafen für Peking und als Faustpfand von höchstem Wert.

Die Erwartung trog nicht. Es fand sich in Tientsin sogleich ein kaiserlicher Unterhändler ein, man schien dem Ziele um so näher, als dieser, Kwe-liang, sich sehr entgegenkommend erwies. Aber am 7. September, am Tage, an dem der vereinbarte Vertrag unterzeichnet werden sollte, mußte er erklären, daß die Pekinger Regierung diesen nicht billige. Es lag auf der Hand: man hatte in der Hauptstadt nur Zeit gewinnen wollen, Truppen zum Schutz der Hauptstadt zusammenzuziehen. Kostbare Tage waren verloren.

Ein einschaltendes Wort sei, auch mit Rücksicht auf die Gegenwart, gestattet.

In den politischen Verhandlungen zwischen England und Frankreich war ausdrücklich die Unabhängigkeit der militärischen Leitung von den die Expedition begleitenden Diplomaten — Lord Elgin und Baron Gros — betont worden. In Wirklichkeit aber spielten diese während fast des ganzen Feldzuges immer wieder eine retardierende Rolle, beeinflußten die Operationen auf das ungünstigste. Und ebenso fehlte es nicht an Mißhelligkeiten zwischen den Führern des Expeditionscorps selbst, wie zwischen diesen und den Admiralen. Es war schließlich nur die absolute Minderwertigkeit der militärischen Vorbereitungen Chinas, die all diese ungünstigen Umstände wieder wettmachte und den Erfolg ermöglichte.

Nur zu nahe liegt die Frage: wie wird es jetzt sein? Damals, 1860, lagen die Verhältnisse noch relativ einfach: der Alliierten waren nur zwei, an weite politische Ziele dachte man gar nicht, wollte sich bewußt beschränken. Heute setzt sich halb Europa mit vielstimmigen Kommandostäben gegen China in Bewegung, und Japan und Nordamerika gesellen sich ihm zu. Wird heute in den Stunden der Entscheidung ein Wille sein, ein einheitliches Kommando? Es läßt sich wohl hoffen, daß die lodernde Entrüstung über die schauderhaften Vorgänge in Peking alle politischen Zukunftsabsichten vorläufig zurückdrängt. Aber auch wenn dies der Fall ist, werden genügende Sicherheiten geschaffen werden, um Zwistigkeiten, persönliche und sachliche Reibungen in der Leitung der bunt zusammengesetzten Armee auszuschalten, die den Sühnezug ausführen soll?!

Nachdem am 7. September die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen waren, entschlossen sich Lord Grant und General Montauban zum sofortigen Vorrücken. Aber schon wieder, heißt es übereinstimmend in den französischen und englischen Berichten, nicht etwa mit Peking selbst als Ziel. O nein: die beiden Diplomaten bestimmten im voraus, daß einige Meilen vor der Kapitale, bei Tung-tschou, die Verhandlungen wieder aufgenommen werden sollten.

Mit überraschend geringen Kräften wurde der Vormarsch angetreten. General Grant formierte zwei mobile Kolonnen von zusammen 3000 Mann, General Palikao begnügte sich mit rund 2800 Mann. Der ganze übrige Bestand wurde zur Besatzung von Tientsin und der Takuforts zurückgelassen. Kaum 6000 Mann europäischer Truppen schickten sich also zu dem Marsche auf ein

Ziel an, das ungefähr so weit von Tientsin entfernt lag, wie Leipzig von Berlin, und zwischen dem und dem Ausgangspunkt man die ganze Armee wußte, die ein Reich von 400 Millionen Menschen zur Verteidigung seiner Hauptstadt aufbringen konnte.

Es war ein kühnes Unterfangen. Aber der Erfolg hat den Generalen in ihrer Mißachtung dieses chinesischen Heeres durchaus Recht gegeben. Und mit dem Erfolg läßt sich nicht streiten, obschon das siegreiche Corps der Alliierten, am Ziel angelangt, zu dessen dauernder Behauptung sicher zu schwach gewesen wäre.

Den Marsch des kleinen Corps von Tag zu Tag zu verfolgen, seine Kämpfe eingehender zu schildern, beabsichtige ich nicht. Interessant ist der Marsch freilich schon deshalb, weil er durch dasselbe Gebiet führte, welches auch diesmal ein auf Peking marschierendes Heer durchkreuzen muß, weil dies Gebiet, abgesehen von der neuerbauten Eisenbahn, sich seit 1860 in seiner Gangbarkeit und seinem Mangel an einzelnen Heeresbedürfnissen (Holz) fast gar nicht verändert haben wird und endlich, weil der Marsch annähernd in die gleiche Jahreszeit fiel, in der wir wohl auch jetzt einen Vorstoß von Tientsin auf Peking zu erwarten haben werden. Später dürfte der Winter die Operationen wesentlich erschweren.

Am 9. und 10. September brachen die Detachements der Verbündeten auf, rasteten aber schon wieder vom 13. bis 17., da inzwischen ein chinesischer Unterhändler eingetroffen war, Prinz Tsai, den die Gesandten leider ernst nehmen zu müssen glaubten. Es wurde zu weiteren Verhandlungen und auch zur Vorbereitung der Unterbringung der Truppen eine gemischte Kommission unter Bedeckung auf Tung-tschou vorgeschickt; bei dieser befand sich u. a. auch der schon oben genannte englische Konsul Parkes. Die diplomatischen Mitglieder der Kommission fanden anfangs höchstes Entgegenkommen, bis plötzlich der Schleier fiel und das beliebte chinesische System von Lug und Trug enthüllte. Während die Kommission, mit Ausnahme weniger, die entkamen, wider alles Völkerrecht gefangen genommen wurde, trafen die alliierten Truppen am 18. bei Tschang-kia-nang auf eine vom Feinde stark besetzte, mit 76 Geschützen gekrönte Stellung, deren ganze Anlage darauf hindeutete, daß General San-ko-lin-sin die Verbündeten in eine, freilich ziemlich grobe Falle hatte locken wollen. Der energische Angriff der Engländer und Franzosen führte zu einem glänzenden Siege, die über 20 000 Mann starke chinesische Armee wurde völlig in die Flucht geschlagen, verlor fast ihre ganze Artillerie und über 500 Tote, während die Alliierten nur 15 Mann tot und 61 Verwundete zählten.

Am 20. September stellte sich die chinesische Armee zum zweitenmal am Pei-ho hinter der beim Dorfe Pa-li-kaio liegenden steinernen Brücke und wurde wiederum vollständig geschlagen. Der Löwenanteil an dem Siege, der den Alliierten nur 6 Tote und 40 Verwundete kostete, fiel den Franzosen zu, deren Führer denn auch später zum Grafen von Palikao erhoben wurde.

Die Verbündeten standen nach dem Treffen kaum noch 15 Kilometer von Peking entfernt. Es zeigte sich jedoch jetzt, trotz zweier Siege, daß das Expeditionscorps zu schwach war, um sofort gegen die volksreiche Hauptstadt vorzurücken, daß man auch nicht genügend Munition mitgeführt hatte. So war man nicht in der Lage, die Erfolge voll auszunutzen, sondern lagerte bis zum 5. Oktober bei Pa-li-kaio, um Verstärkungen, Munition, Proviant heranzuziehen.

Ob es freilich allein diese Gründe waren, die den Vormarsch verzögerten, ob nicht die Diplomatie wiederum im gleichen Sinne wirkte, erscheint einigermaßen zweifelhaft. Jedenfalls spannen sich schon am 21. September neue Verhandlungen an, zu denen diesmal chinesischerseits Prinz Kong, der Bruder des Kaisers, beauftragt war. Es kam hinzu, daß man im Lager der Alliierten in großer Sorge wegen des Schicksals der Gefangenen war — eine wohlberechtigte Sorge, obwohl Prinz Kong ausdrücklich versicherte, die Gefangenen würden „mit höchstem Wohlwollen“ behandelt. Als schließlich Lord Elgin und Baron Gros deren sofortige Herausgabe zur Vorbedingung jedes weiteren Uebereinkommens machten und Prinz Kong dies ablehnte, wurden die Verhandlungen abgebrochen. Am 5. Oktober erfolgte der Aufbruch der inzwischen auf rund 8000 Mann verstärkten Verbündeten, das französische Corps auf dem linken, das englische auf dem rechten Flügel. Gegen Abend tauchten zum erstenmal die ungeheuren Mauern von Peking auf.

Am 6. Oktober schwenkten die Kolonnen der Verbündeten nach Norden ab, da eingegangenen Nachrichten zufolge General San-ko-lin-sin unmittelbar nördlich vor Peking ein Lager bezogen haben sollte, das man in der Richtung von Norden nach Süden anzugreifen gedachte. Das Lager erwies sich jedoch als verlassen, einzelne tartarische Reiterabteilungen, auf die man traf, wichen ohne nennenswerten Widerstand zurück. In dem stark bebauten, wenig übersichtlichen Gelände hatten übrigens Engländer und Franzosen nicht miteinander Verbindung halten können; nur ein Teil der englischen Kavallerie befand sich am Abend des sehr heißen Tages bei der französischen Kolonne, als deren Spitzen gegen 7 Uhr den berühmten kaiserlichen Sommerpalast Yuen-min-Yuen erreichte, dessen Plünderung und Zerstörung ein so seltsames Blatt in der Geschichte dieses Feldzugs bildet.

Zunächst ging alles ordnungsmäßig zu. General Montauban ließ nur eine schwache Rekognoszierungsabteilung in den Palast einrücken, die die kurze Gegenwehr einer kleinen Wache und einiger Eunuchen leicht bewältigte. Das Corps biwakierte vor dem Palast, dessen Eingänge durch Posten gesichert wurden. Am Frühmorgen des 7. besichtigte der General mit seinem Gefolge das Märchenschloß und war wie geblendet von dem Prunk dieser Bauten, dem überwältigenden Reichtum ihrer Ausstattung. Gegen Mittag traf der englische Oberbefehlshaber ein, und man einigte sich, durch eine Kommission Besitz von den Schätzen zu nehmen: die größten Kostbarkeiten sollten für den Kaiser Napoleon und die Königin Viktoria reserviert werden. Eine aufgefundene Barsumme von rund 800 000 Franken Wert wurde unter die Truppen verteilt.

Inzwischen aber war das französische Biwak von einer fieberhaften Erregung ergriffen worden. Die Kunde von der Ungeheuerlichkeit der im Palast aufgestapelten Reichtümer verbreitete sich, ein allgemeines Fieber faßte, sich bis zur Raserei steigernd, Mannschaften und Offiziere. Die Disciplin brach zusammen. An den Posten vorbei drängten die Massen sich in den Palast — und General Montauban besaß nicht die Energie, der Flut zu steuern. Vielleicht wollte er es auch nicht einmal. Es ist ihm jedenfalls nie gelungen, sich und sein Heer von der Schmach dieser Tage zu reinigen.

Yuen-min-Yuen war in der That ein Märchenschloß. Die Franzosen wußten nichts Besseres, als es staunend mit ihrem Versailles zu vergleichen. Ein riesiger Komplex von Bauten, die an Großartigkeit in China nirgends erreicht worden sind; Säle, gefüllt gleich Raritätenkammern mit den köstlichsten Arbeiten ostasiatischer Kunstfertigkeit; Bronzen von unvergleichlicher Schönheit; die herrlichsten Lackarbeiten, die wundervollsten Seiden; Kästen mit Juwelen. Ein phantastischer Riesenpark mit künstlichen Seen und künstlichen Bergen, Pagoden, Wasserkünsten; eine Bibliothek von geradezu unschätzbarem Werte.

Über all das brauste der Strom der Plünderer hin. Anfangs nur Angehörige des französischen Corps, dann vereinzelt Engländer, schließlich auch der Troß, Einwohner aus den nächsten Dörfern.

Zur schnöden Habgier gesellte sich als unvermeidlicher Begleiter der Vernichtungstrieb. Die kostbarsten Stoffe wurden durch den Kot geschleift, die Wachtfeuer mit Möbeln, mit Papieren aus der Bibliothek genährt; die Mannschaften hüllten sich in die Gewänder der kaiserlichen Konkubinen und trieben wüsten Mummenschanz.

Um nicht ungerecht zu sein: der Vernichtungstrieb entsprang mindestens zum Teil doch auch dem Gefühl der Vergeltung. Man fand im Sommerpalast die blutbefleckten, besudelten Uniformen französischer Offiziere und Beamten. Erschreckende Nachrichten verbreiteten sich über die Behandlung, welche die Gefangenen hatten erdulden müssen. Auch die schlimmsten Vermutungen sollten freilich noch durch die schreckliche Wirklichkeit übertroffen werden.

Als General Montauban endlich am 9. Oktober wieder aufbrach, glich sein Korps einer beutebeladenen Horde. Das meiste mußten die Mannschaften ja wohl nachher fortwerfen, es verkam. Einzelne brachten aber doch kleine Vermögen heim, einzelne Offiziere Gegenstände von hohem Werte. Ein Perlenhalsband wurde später in Shanghai für 5000 Franken verkauft — es erzielte in zweiter Hand eine halbe Million. Im ganzen sollen im Sommerpalast geraubt und zerstört worden sein Schätze von 150 Millionen an Wert. Ob es wahr ist, daß General Montauban selbst eine Beute von

1½ Millionen nicht verschmäht hat, wie behauptet wurde, wage ich nicht zu entscheiden.

Noch auf dem Marsche nach Peking kamen den Truppen einige wenige der endlich freigelassenen Gefangenen entgegen. Aber in welchem Zustande! Gebrochenen Leibes, hohläugig, mit unvernarbten Wunden wankten sie den Landsleuten entgegen — Opfer der brutalen Grausamkeit der Chinesen, tagelang gemartert durch Folterqualen, wie sie der raffinierteste Torturscherge des Mittelalters nicht ersann. Zu Klumpen hatte man sie zusammengeschnürt, die Stricke mit Wasser befeuchtet, daß sie trocknend tief und immer tiefer in das Fleisch einschnitten; auf den unter die Fußsohlen gebundenen Händen hatte man sie zu stehen gezwungen, bis die gefesselten Hände aufsprangen und die Würmer im lebendigen Fleisch nisteten; wenn sie um Wasser und Brot flehten, hatte man ihnen ekelhaften Kot zwischen die Zähne geschoben. Genug davon! Einige — Leutnant Anderson, Herr von Norman — waren nach Tagen der Qual im Delirium gestorben, von anderen erfuhr man nie, wie sie geendet; von 39 kehrten nur 19 lebend zurück, um erst nach langen Monaten ihre Gesundheit wieder zu erlangen.

Das alles, nachdem Prinz Kong feierlichst versichert hatte, die Gefangenen würden mit besonderem Wohlwollen behandelt!

Die Entrüstung in den alliierten Truppencorps war so groß, daß jetzt auch Lord Elgin und Baron Gros sich für rücksichtsloses Vorgehen entschieden. Am 10. Oktober wurde dem Prinzen Kong — der Kaiser hatte sich wohlweislich aus Peking geflüchtet — ein Ultimatum gestellt, das Gan-ting-Thor Pekings bis zum 13. mittags zu übergeben, widrigenfalls in die Mauer Bresche geschossen werden würde; gleichzeitig baute man, wenige hundert Meter von der Mauer, zwei Breschbatterien — eine Arbeit, die ungestört verlief, trotzdem auf den Mauern zahlreiche Horden tartarischer Soldaten herumlungerten.

Am 13. wurde dann thatsächlich das Gan-ting-Thor geöffnet, je ein Bataillon der Verbündeten besetzte die anstoßenden Wallstrecken. Die Stadt blieb ruhig. Der chinesischen Regierung wurde eröffnet, daß sie bis zum 23. den vorbereiteten Friedensvertrag unterzeichnen müsse, widrigenfalls die Truppen einrücken und den kaiserlichen Palast niederbrennen würden.

Prinz Kong suchte wieder zu lavieren und Zeit zu gewinnen, als ob er geahnt hätte, daß in den leitenden Kreisen der Alliierten gerade jetzt ernste Meinungsverschiedenheiten herrschten. In der That befanden sich die Generale, trotz aller Erfolge, keiner sonderlich günstigen Lage gegenüber. Ihre Truppenmacht war gegenüber der volkreichen Stadt geradezu verschwindend, von dem geflüchteten Heer San-ko-li-sins hatte man gar keine Nachrichten, es konnte aber jeden Tag wieder auftauchen, — und der Winter stand vor der Thür. Schon jetzt waren die Berge der Umgegend mit Schnee bedeckt. Auf Winterquartiere in Peking aber war man nicht eingerichtet, die militärischen Führer sahen daher den baldigen Rückmarsch nach Tientsin als Notwendigkeit an.

Da machte Lord Elgin einen letzten Versuch, auf den Prinzen Kong einen energischen Druck auszuüben. Er ließ am 18. durch eine englische Division den Sommerpalast, der teilweise schon am 10. eingeäschert worden war — ob von den Nachzüglern der Franzosen, ob von chinesischen Marodeuren, weiß man nicht — gänzlich niederbrennen. Wie er ausdrücklich betonte: als Sühne für die Mißhandlung der Gefangenen, die zum Teil gerade in den Höfen dieses Palastes zu Tode gemartert worden waren.

So wenig man die wüste Plünderung des Palastes seitens des französischen Corps entschuldigen kann — so wenig erscheint es mir angebracht, die Maßregel Lord Elgins kurzweg als Barbarei zu bezeichnen, wie dies vielfach geschehen ist. Der chinesische Hof hatte jede Rücksichtnahme verscherzt, dieser chinesischen Regierung gegenüber waren alle Maßregeln erlaubt, die den Kriegszweck fördern konnten, sie hatte keinerlei Recht mehr, zu verlangen, mit dem Maßstabe europäischen Kriegsrechts behandelt zu werden. Mag man aufrichtig bedauern, daß so viele Herrlichkeiten in dem Flammenmeer des 19. Oktober untergingen — hier galt es höhere Ziele zu erreichen, als die, welche in der Schonung einiger Prachtbauten lagen.

Es schien mir nötig, dies offen auszusprechen, nachdem schon jetzt, noch unter dem frischen Eindruck der letzten Katastrophe in Peking, des Hinmordens unzähliger Christen in ganz China, „humane" Stimmen

laut werden, die im voraus verlangen, daß dem Kaiserpalast in Peking nur ja kein Schaden geschehe! Einmal stehen wir noch nicht auf den Mauern der Kapitale, und es wird noch manch edles Blut fließen, bis es so weit ist. Die Mahnung ist zur Zeit also noch recht verfrüht und voreilig. Ist das Ziel aber erreicht, dann muß dem Barbarenvolk — denn das sind die Chinesen trotz ihrer uralten Kultur, in die sich so mancher europäische Schleppenträger Chinas über jede Gebühr verliebt hat — eine Lektion erteilt werden, die es ein Jahrhundert lang nicht vergessen darf. Nur an dieser Stelle keine schwächliche Humanitätsduselei! —

Die Niederbrennung des Sommerpalastes verfehlte ihren Eindruck nicht. Am 23. Oktober erklärte Prinz Kong, sichtlich bestimmt durch die Erwägung, daß der Kaiserpalast in der Stadt das Schicksal des Yuen-ming-Yuen teilen könne, sich zur Unterzeichnung des Friedensvertrages bereit, ja er hatte nun plötzlich sogar die schon im voraus erteilte Ratifikation des Kaisers in Händen. Unter starker Eskorte zogen die Gesandten in Peking ein. Die militärische Aktion hatte damit ihren Abschluß erreicht. Nur ein Detachement blieb zunächst in Peking zum Schutz der Gesandten zurück, das Gros der Alliierten trat den Rückmarsch nach Tientsin an, wo es am 14. November eintraf. Der ganze eigentliche Feldzug hatte kaum zwei Monate gewährt, trotz der Verzögerungen, die er wiederholt durch das Eingreifen der Diplomatie erfuhr. —

Heute liegen die Verhältnisse leider ganz anders und viel ungünstiger als 1860. Es wäre sehr unklug, sich darüber Täuschungen hinzugeben. Im Jahre 1860 befanden sich die chinesischen Streitkräfte, zum Teil durch den Taipingaufstand dem Kriegsschauplatz ferngehalten, in ganz elendem Zustand. Es überraschte schon, daß General San-ko-li-sin den Alliierten ein Heer von 20000 bis 30000 Mann entgegenstellen konnte, freilich erbärmlich bewaffnet und ausgerüstet. Heute verfügt China, ganz abgesehen von allen Miliztruppen, über mindestens 90000 Mann, die dank der europäischen Waffenindustrie mit Gewehren und Geschützen allerneuesten Modells versehen und zum Teil von europäischen Instruktoren ausgebildet sind. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Im Jahre 1860 stand die Bevölkerung dem Kriege fast gleichgiltig gegenüber, heute ist sie durchglüht von gärendem Hasse gegen alle Fremden, überall in erbitterter Erregung, in gewaltigen Scharen bereits dem Heere selbst ankrystallisiert. Damals, 1860, blieb der Kriegsschauplatz ein eng begrenzter, heute erstreckt er sich schon jetzt über halb Nordchina und selbst im Südosten tauchen die bedenklichsten Gärungserscheinungen auf. Endlich: im Jahre 1860 gab es doch wenigstens eine Regierung, mit der verhandelt werden konnte. Heute muß eine solche, auch im Fall des glänzendsten Ausganges, wahrscheinlich erst geschaffen werden.

Man braucht deshalb noch nicht schwarzseherisch in die Zukunft zu schauen. Menschenmassen sind noch keine Armeen; die vorzüglichen europäischen Waffen werden in chinesischen Händen nicht lange Wunder thun, die Munition wird bald knapp werden; Verhältnisse, wie sie augenblicklich in China herrschen, tragen auch in sich selbst fast stets den Keim baldigen Zerfalls. Und anstatt der 20000 Mann, die 1860 England und Frankreich nach China führten, werden Anfang August über 40000, im September gegen 120000 europäische, amerikanische und japanische Kerntruppen auf dem Boden des Reiches der Mitte bereit stehen, anstatt der 6000 Mann, mit denen Sir Grant und General Montauban gegen Peking vorrückten, wird ein Operationsheer sich zum Sühnezug gegen die Hauptstadt in Bewegung setzen, wie es in Ostasien der qualitativen Zusammensetzung nach noch nie auftrat. Ihm werden, zumal wenn es unter einheitlichem tüchtigem Kommando steht, die bunt zusammengewürfelten Scharen der Chinesen nicht widerstehen können.

Ob dann mit der Besetzung Pekings, die vielleicht, wenn dieser Artikel erscheint, schon stattgefunden hat, auch nur die militärische Seite der Frage gelöst ist — ganz zu schweigen von den politischen Verwickelungen, die sich an ihre Aufrollung nur zu leicht knüpfen können; ob die Besetzung Pekings nicht zu einer langfristigen Okkupation führen muß, vielleicht zu neuen Kämpfen gegen die Provinzen — das kann heute niemand übersehen. Aber es ist immer gut, ein erreichbares Ziel vor Augen zu haben, und das ist in diesem Fall Peking. Es möglichst schnell zu erreichen, bleibt zunächst die Hauptsache. Alles andere liegt in der Zukunft.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Weit stärker als in reiferer Zeit zeigt sich das dichterische Schaffen in den Jugendtagen der Kultur durch die Lust am Fabulieren, durch den Hang nach rein ästhetischer, zweck- und absichtsloser Phantasiespielerei bestimmt. Dieses litterarische Jugendalter ist jedoch bei keinem Volke von langer Dauer. Schon frühzeitig verquickt sich überall jener Hang mit der Neigung für sinnvolle Betrachtung, moralische Belehrung und erziehliche Tendenz. Und gerade in der deutschen Erzählungspoesie spielt die Tendenz von jeher eine besonders große Rolle, eine größere zuweilen, als im Sinne der Kunst erwünscht ist. Vom „Armen Heinrich“ Hartmann von Aues und vom „Weißkunig“ Kaiser Maximilians bis zu Goethes „Wilhelm Meister“ und Freytags „Soll und Haben“ sind viele der erfolgreichsten und bedeutsamsten Schöpfungen mit pädagogischen und ethischen Elementen bis ins Innerste durchsetzt. Der Deutsche besitzt eben eine außergewöhnliche Fähigkeit dafür, alle Dinge der Welt unter einen höheren Gesichtspunkt zu stellen. Selbst gegen häusliche Plagegeister, wie Wanzen und Motten, wird er so leicht keinen Kampf eröffnen, ohne sich über seine ethische Berechtigung zum Insektenmord die nötige Klarheit verschafft zu haben. Daher ist es kein Wunder, daß auch der deutsche Erzähler sich fast immer die „Moral der Geschichte“ nach Kräften angelegen sein läßt. Nur in gewissen Epochen scheint dieser edle Drang zeitweise zu erlöschen oder doch wenigstens abzublassen. So vor hundert Jahren, als Christian Vulpius mit seinem „Rinaldo Rinaldini“ wonnevolles Entsetzen verbreitete, Christian Spieß seine „Zwölf schlafenden Jungfrauen“ dem Publikum vorführte und Julius Voß in frivolen Erfindungen schwelgte. Aber das war nur eine Pause im Moralischen. Heute, ein Jahrhundert später, läßt unser Durchschnittsroman, soweit er noch litterarische Ansprüche erheben darf, an Bravheit, Weisheit und Weltverbesserlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Vor mir auf meinem Büchertisch bläht sich ein ganzes Trüpplein von Romanen, die man sämtlich unter der Etikette: Besserungs- und Bekehrungsroman zusammenfassen könnte. In allen handelt es sich um die Verwandlung und Veredelung einer Persönlichkeit, die, nachdem sie lange in der Irre gegangen, durch das Vorbild eines stärkeren oder reiferen Charakters auf den rechten Weg gelangt. Leider steht bei vielen dieser Geschichten der sinnige Gehalt mit der künstlerischen Gestaltung in einem ziemlich argen Mißverhältnis, die schöne Seele muß zumeist mit einem dürren und verkrüppelten Leib vorlieb nehmen.

Ein echter Wilbrandt ist das neueste Werk dieses Dichters „Feuerblumen“ (Stuttgart J. G. Cotta), echt, aber als Ganzes nicht von seiner besten Art. Sowohl die Sprache wie einzelne Züge der Schilderung und Gestaltung zeigen jene Reife, die an Goethes Spätschaffen gemahnt, und wie in früheren Dichtungen Wilbrandts nimmt auch hier die Heldin durch ihre seelische Hoheit unwiderstehlich gefangen. Aber der Aufbau der Erzählung ist überaus locker und weitläufig; um zur vollen Wirkung zu gelangen, hätte die Idee einheitlicher, geschlossener und in höherem Stil durchgeführt werden müssen. In ihrem Kern läuft die Handlung auf die Bekehrung eines jungen Mannes vom Egoismus zum Altruismus, von rein ästhetischer zu ethischer Welt- und Lebensauffassung hinaus. Niemals in den harten Kampf um Brot und Existenz verwickelt, hat sich Werner Ringhof ungestört einem behaglichen Genußdasein widmen können. Er ist Epikureer in jedem Zuge seines Wesens. Nicht ohne Selbstbewußtsein scheidet er die Menschen in zwei Gattungen: die einen sind die Praktiker, die im „Haushalt Gottes“ dasselbe bedeuten, was Weizen, Kartoffel, Klee für den Landmann sind, sehr nützliche, aber wenig anmutige Wesen; die anderen aber, die träumenden Müßiggänger, die Feinschmecker, die im Schönen statt im Nützlichen leben, die rein ästhetischen Naturen sind gleich den Mohn- oder Feuerblumen im Felde, sie leuchten nur, aber sie spenden nichts; dem Landmann, dem Praktiker gelten sie für überflüssiges Unkraut, für Werner Ringhof jedoch bilden sie die Blüte des Menschlichen, deren Dasein göttliche Freiheit und Sorglosigkeit atmet. Eines Tages aber bricht seine epikureische Weltanschauung jäh zusammen. Aus dem Wirken und Schaffen einer edlen Frau gewinnt er die Überzeugung, daß es auch ein praktisches Handeln gibt, das der Schönheit nicht entbehrt. Frau Wanda hat in ihrem Leben den Becher des Leids bis zum Grunde geleert, aber sie hat sich trotzdem ihre Herzensfreudigkeit bewahrt, und ein inniger Gottesglaube gibt ihr die Kraft, alle Pflichten, die ihr erwachsen, im höchsten Sinne zu erfüllen. Selbst die Ehe, die sie an einen ungeliebten Mann von kleinlicher Gesinnung fesselt, lähmt ihre Thatkraft nicht. Mit ihrer Menschenliebe und ihrer Kunst, jeden und jedes zu verstehen, zu durchschauen, wird sie ein Segen für

ihre weiteste Umgebung. Auch Werner Ringhof erliegt ihrem Einfluß, sobald er sie kennen lernt. Immer klarer wird es ihm, daß sie einen höheren Typus darstellt, als die reinen Nützlichkeits- und Schönheitsmenschen; und je tiefer er ihren Wert erfaßt, desto inbrünstiger wird seine Liebe zu ihr. Sie aber weist ihn mit Entschiedenheit zurück. Erst auf dem Sterbebett bekennt sie ihm, daß auch sie ihn geliebt. Inzwischen hat sich der Mann nach ihrem Vorbild so entwickelt, daß ihn das Geständnis auch jetzt noch beseligt: auch ihn erhebt tröstend das Bewußtsein, daß ein Bund dieser Art Tod und Zeit überdauern muß. Und als sie dahingeschieden ist, lebt in dem Manne nur der eine Drang, sich der Heimgegangenen würdig zu erweisen, in ihrem Geiste weiterzuschaffen. In der Erziehung einer Pflegetochter, die Frau Wanda hinterlassen, hat er Gelegenheit, seine neugewonnenen Anschauungen durch die That zu bekräftigen und die Umwandlung seines Wesens aufs nachhaltigste zu bezeugen. Daß dieses Verhältnis zwischen Werner und Pflegetochter recht lebhaft, allzu lebhaft an die Beziehungen zwischen Wilhelm Meister und Mignon erinnert, das sei nur nebenbei hervorgehoben. Die bedenklicheren Schwächen des Romans liegen nach einer anderen Seite hin. In seiner Heldin zeichnet Wilbrandt, vielleicht mit Absicht, ein Gegenbild zu jener modernen Frauengattung, deren Eigenart u. a. Spielhagen in seiner „Herrin" verkörpert hat. Wilbrandt macht sich die Sache aber ein wenig bequem, indem er seine Heldin ganz im Sinne alter, bewährter Muster gestaltet und sie von Anschauungen erfüllt sein läßt, mit denen Pflichterfüllung und Entsagung gleichsam traditionell verbunden sind. Neuartiger und reizvoller wäre das Bild geworden, wenn die Frau mehr aus sich selbst heraus und weniger durch überlieferte Vorstellungen getrieben ihren Höheplatz gewonnen hätte, wenn Wilbrandt gezeigt hätte, daß auch auf modernem Geistesboden ganz andere Entwickelungen möglich sind, als sie in der „Herrin" sich verwirklichen. Aber mit dieser Auffassung des Problems hätte Wilbrandt weit tiefer schürfen müssen, als dem Durchschnittsleser unserer Unterhaltungsblätter genehm ist. Und es spricht manches dafür, daß Wilbrandt diesmal mit solchen Lesern stark gerechnet hat. Allem Anschein nach hat er gefürchtet, daß schon jetzt sein edles Liebespaar, so schlicht und relativ harmlos es gehalten ist, der Masse des Publikums viel zu edel, d. h. gut deutsch gesagt, viel zu langweilig erscheinen könnte. Infolgedessen hat er den Kern der Handlung in allerlei Flitter eingehüllt und das moralische Veredelungsschauspiel mit einer Fülle von Lustspielscenen unterhaltsam ausstaffiert. Auf diese Weise kommt allerlei Niedliches und Nettes zustande, aber die Erzählung bringt es zu keiner großen einheitlichen Wirkung. Die Aufmerksamkeit zersplittert sich, die Seele wird beständig empor- und niedergezogen, und immer wieder verflaut der Eindruck, wenn er eben mächtig werden wollte.

Ein ähnliches Thema wie Wilbrandt behandelt Paul Oskar Höcker in seinem Roman „Väterchen" (Stuttgart, J. G. Cotta); nur sind hier die Einwirkungen zwischen Mann und Frau gegenseitige, erst bekehrt er sie, und dann beeinflußt sie ihn. Frau Margarete Brügge ist infolge trostloser Eheverhältnisse zu einer Pessimistin ärgster Art geworden, sie sieht in ihrer Verbitterung alles grau in grau. Vor Jahren hat sie während eines Sommeraufenthalts in Holstein ihr einziges Kind verloren. Bei dem Begräbnis hat der greise Pfarrer des Dorfes Barlohe sie nicht nur nach Kräften zu trösten gesucht, sondern sie auch eindringlich gemahnt, die Last ihrer Ehe mit christlicher Ergebung zu tragen. Entgegen ihrer Einsicht hat sie sich durch diese Zusprache des Predigers bereden lassen, noch einmal ein Zusammenleben mit ihrem Gatten zu versuchen. Aber der Versuch ist mißglückt, das Verhältnis zwischen den Gatten ist nicht erträglicher, sondern immer peinlicher geworden, so daß schließlich die Frau den Scheidungsprozeß eingeleitet hat. Und jetzt kommt sie noch einmal nach Holstein, um den Barloher Pfarrer anzuklagen, daß er mit seiner christlich milden Zusprache die Verschlimmerung ihres Elends verursacht habe. Sie hat in ihrer Qual das Bedürfnis, sich gleichsam auszuschreien, und glaubt, daß es sie erleichtern wird, wenn sie es dem „phrasendreschenden Pfäfflein" einmal gründlich geben kann. Aber als sie in Barlohe eintrifft, erfährt sie, daß der alte Pfarrherr längst gestorben ist. An seiner Stelle waltet im Amt sein ältester Sohn, Heinrich Timm, und er hat auch im Hause den Vater zu ersetzen; dies thut er mit so viel Eifer und Erfolg, daß ihm seine jüngeren Geschwister den Ehrennamen „Väterchen" zuerteilen. Mühe und Sorge lauern jederzeit auf ihn, aber als ein männliches Seitenstück zu Frau Wanda in Wilbrandts „Feuerblumen" läßt er sich seine Fröhlichkeit und Zuversicht nicht rauben. Mit diesem Mann trifft Frau Brügge zusammen, als sie das Pfarrhaus in Barlohe betritt. Anfangs kämpft sie gegen seine sonnige Weltanschauung mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes, und sie kämpft um so entschiedener, als sie, die lebenserfahrene Frau, wohl erkennt, daß der junge Dorfpastor über verschiedene Dinge in der Welt nur deshalb so leicht sich hinwegsetzt, weil er sie allein durch Hörensagen kennt. Nach und nach aber fühlt sich die Frau doch von dem Wesen des Mannes umsponnen und umgestimmt; sein unerschütterlicher Idealismus, seine frische Gläubigkeit nehmen immer mehr und mehr ihr Herz gefangen und teilen sich ihr mit. So gewinnt sie zu guterletzt die Kraft, das Vergangene von sich abzuschütteln und mit frohem Mut sich neuen Lebensaufgaben zuzuwenden. Es kommt dann die Stunde, wo sie mit ihrer neugewonnenen Freudigkeit dem Freunde und Geliebten eine feste Stütze wird, als er im Hause bittere Enttäuschungen erlebt und in einen schweren Berufskampf verwickelt wird. Dieser Kampf ist auf der letzten Seite des Romans noch nicht zu Ende geführt, immerhin schließt das Werk mit einer lichten Aussicht auf die Zukunft ab. Ein erquickliches und erfrischendes Werk, das allerdings weder im Problem noch in der Charakteristik allzuhoch hinausstrebt. Auch die beiden Hauptgestalten überschreiten ein gewisses Mittelmaß nicht, und wenn Frau Margarete gelegentlich

ihren jungen Freund im Gegensatz zu all den fin de siècle-Menschen der Großstadt „den Neujahrhundertmenschen" nennt, so heißt das mit Augen der Liebe, und zwar mit zehnfach vergrößernden sehen. Der Neujahrhundertmensch, wie wir ihn erwarten, mag so idealgläubig sein wie Heinrich Timm, aber geistig und im Punkte der Weltanschauung muß er doch einige Stufen höher stehen als der brave Seelsorger von Barlohe. Litterarisch wirkt die Erzählung am anziehendsten durch die Schilderungen des Lebens und Treibens, das sich in dem Dorfe und im Pfarrhaus abspielt. Fast durchweg sind diese Scenen voll Saft, Farbe und Erdgeruch.

Eine sonderliche Eigenart verrät sich in dem Werke Höckers nicht. Um so deutlicher tritt sie in den Erzählungen Ernst Muellenbachs zu Tage; überall stößt man hier auf eine künstlerische Persönlichkeit, keine hochragende, aber eine festgeprägte, die durch Liebenswürdigkeit gewinnt und fesselt. Der jüngste Roman Muellenbachs, der den zartfrommen Titel „Schutzengelchen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) führt, gibt sein Bestes weniger in der Liebesgeschichte, die den Mittelpunkt der Handlung bildet, als vielmehr in den Bildern aus dem Kölner Leben des Jahres 1812. Diese Bilder sind zum Teil in einem recht kräftigen Ton gehalten und zeigen eine Fülle derbfrischer Gestalten, deren Art mit dem zarten Titel kaum zu harmonieren scheint. Aber auch nur scheint, denn der Titel bezieht sich keineswegs auf irgend ein holdes engelhaftes Mägdlein, obwohl ein solches in der Erzählung eine Rolle spielt; Schutzengel ist einfach der Familienname eines alten fahrenden Musikanten, der sich nach Möglichkeit als guter Geist, als Friedens-, Ehe- und Glücksstifter zu bewähren weiß. Zum Friedensstifter findet der Alte nur zu viel Gelegenheit in dem Köln jener Tage. Die Kontinentalsperre, die Napoleon über halb Europa verhängt hat, um dem englischen Handel den Todesstoß zu versetzen, führt zu einem beständigen Krieg zwischen Zollwächtern und Schmugglern. In dem heimlichen „König" dieser Schmuggler besonders, der, nicht nur mit List, sondern auch, wenn es not thut, mit Waffengewalt kämpft, hat der Dichter einen echt Kölnischen Jungen gezeichnet, in dem alle möglichen scheinbar widerstreitenden Eigenschaften zu einer kraftvollen Persönlichkeit gemischt sind. Aber auch sonst ist der Roman an Gegensätzen reich; gegenüber den Patriciern, die noch ganz in den Anschauungen der vorrevolutionären Tage vegetieren, steht der feingeistige Domherr, ein lebendiger Typus der Goethezeit; die Jugend aber teilt sich in realpolitische Französling, die es ihrem Heros Napoleon in der Verachtung aller Ideologie gleichzuthun suchen, und in deutsch innerliche Romantiker, die an ihrem Teil einem neuen nationalen Aufschwung vorarbeiten. Fast noch stärker tritt der Kontrast zwischen den weiblichen Hauptgestalten hervor, zwischen der derbsinnlichen Wirtstochter Rose und dem anmutigen „Engelsbild" Cäcilie, einer Maid, die so ganz in die Zeit der Brentano, Arnim und Fouqué hineinpaßt. Ohne die Sprache in gezwungener Weise mit veralteten Wendungen zu überhäufen, versteht es Muellenbach meisterlich, den Leser in den Geist und die Stimmung jener Tage zu versetzen; man fühlt sich ganz vom Hauch der Zeit umwittert und lebt und webt mit den Gestalten. An sinnvollem Ernst fehlt es der Geschichte nicht, ihre eigentliche Wirkung aber erreicht sie durch den köstlichen Humor, der das Buch durchrankt. Wie ein Bild von Teniers und Ostrade mutet die Schilderung des Mostfestes an; die Figuren der Witwe Vogelsand, ihres biedermännischen Sohnes und seiner rosigen, wohlgenährten Liebsten sind zum Greifen realistisch gemalt. Stilistisch zeigt das Buch fast durchweg jene Anmut und Grazie, die man bei Muellenbach gewohnt ist. Nur hier und da spinnen sich die Sätze, wie z. B. auf S. 212, allzu länglich aus. Eine Schwäche des Aufbaus ist es, daß die Handlung öfter als wünschenswert durch ausgedehnte Gespräche, in denen der Leser das Wissenswerte nur erfährt, statt daß er es mit erlebt, herbeigeführt wird.

In zartesten Worten schildert Muellenbach, mit welcher Ehrfurcht die fromme Cäcilie zu ihrem Geliebten emporblickt. Ein Glück für ihren Bräutigam, daß die romantische Maid noch nicht in der Lage war, das Buch von Elsa Asenijeff zu lesen, das in seinem Titel die Frage stellt: „Ist das die Liebe?" Bei Wilhelm Friedrich in Leipzig ist es erschienen, und die besagte Frage hebt sich eindringlich von dem Grün des Umschlags ab, stilvoll umrankt von tiefsymbolischen gelben Linien. Nach der Lektüre dieses Buches hätte Cäcilie sonder Zweifel ihrem Geliebten empört den Rücken gedreht und ihm sodann einen Absagebrief geschickt mit den kurzen Zeilen: „Du bist ein Mann. Somit und mithin ist deine Liebe die wahre Liebe nicht. Leb wohl!" Ich selbst war, nachdem ich Elsa Asenijeffs Ansichten kennen gelernt, nahe daran, mich zu schämen, daß ich als Mann das Licht der Welt erblickt habe. Zum Glück besann ich mich noch zur rechten Zeit, daß mit allem Schämen die Thatsache nicht wegzuschaffen ist. So trage ich denn resigniert die Bürde meiner Mannheit weiter, bin aber gern bereit, Fräulein Elsa um Verzeihung für meine anmaßende Existenz zu bitten. Was die Dame, deren Alter ich nach einigen Stellen des Buches auf fünfzehn, nach anderen auf siebzig Jahre schätze, dem männlichen Geschlecht hauptsächlich vorzuwerfen hat, darauf deutet gleich die erste Geschichte der kleinen Sammlung mit aller Bestimmtheit hin. Frau Vita, eine junge Bulgarin, ist die Gattin des Sektionschefs Bakaloff, eines Kerls, so plump und roh, daß es einen Präriebüffel beleidigen hieße, ihn mit dem würdigen Herrn vergleichen. Eines Tages lernt Frau Vita den Professor Petrunoff kennen, der ganz das Gegenteil ihres Mannes ist. Schlank, bleich, zart und Idealist in jeder Faser. Besonders anziehend aber dadurch, daß er ein Märtyrer seiner Überzeugung ist; als strammer Gegner des Gewalthabers Stambuloff hat er die schwersten Verfolgungen erleiden müssen, nur durch einen günstigen Zufall seinen Kopf vor dem Henker gerettet. Die alte Geschichte, die sich zwischen Othello und Desdemona abspielte, wiederholt sich auch hier. „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand, ich liebte sie um ihres Mitleids willen." Ein mondlichtzartes Verhältnis ent-

spinnt sich zwischen der jungen Frau und dem bleichen Mann. Und salange sie sich untrr den Augen des Ehegatten lieben, bleibt es bei dieser Zartheit. An einem schönen Margen aber finden sich die beiden miteinander allein. Und plötzlich springt der Märtyrer auf, preßt die Geliebte leidenschaftlich an sich, umfaßt sie stürmisch und „seine bebendrn Lippen drücken feurige Küsse auf ihr Antlitz, auf Hals und Nacken". Frau Vita jedoch reißt sich tiefempört van ihm los; sie ist bitter enttäuscht, daß auch er, der Idealist, mehr begehrt, als rin inniges Anschauen und Anschmachten. Sie wollte nichts als eine Seele, er aber will zur Seele auch die irdische Hülle. Und schmerzbewegt ruft Elsa Asenijeff aus: „Immer wieder der Jahrtausende alte, unlösbare Kanflikt vam Rätsel Mann und Weib. Immer wieder die alte Wahrheit, daß nur Genuß den Mann zum Weibe zieht. Und beim Weibe immer die gleiche Träumerei, das Suchen nach dem Seelischen, das Unbefriedigtsein ohne Ideal." Schluchzend sinkt Vita auf einen drr bulgarischen Divans, welche an den vier Seiten das Zimmer umgeben (diese genaue Ortsangabe stört ein wenig die weihevalle Stimmung) und beweint ihr verlarenrs Ideal... Das gleiche Thema behandelt Fräulein Elsa noch in einem halben Dutzend anderer Geschichten. In keiner aber löst sie das Rätsel, was aus der unseligen Menschheit werden soll, wenn erst alle Frauen sich zu der idealen Höhe der „armen kleinen" Bulgarin entwickelt haben, wenn erst alle Liebenden nur nach die Seele begehren und weiter nichts, gar nichts. Im übrigen muß man der Erzählerin zugrben, daß sie nicht nur mit den Männern, sandern zuweilen auch mit den Frauen scharf ins Gericht geht. Aber es bleibt dach ein Unterschied. Alle Fehler und Schwächen der Frau erklären sich aus der „falschen verlogenen Erziehung" und aus der jahrtausendlangen „Sklaverei" des Weibes; der Mann aber ist von Natur ein Greuel. Rein litterarisch betrachtet, zeugen die Geschichten van einem Talent, das frisch zuzugreifen, temperamentvoll darzustellen und, wenn auch nicht in jedem Falle, fein zu beabachten versteht. Aber nur der Gesamteindruck führt zu dieser Anerkennung; in den Einzelheiten, geistig taie stilistisch, steckt zuviel Naives und Unreifes. Zaghaft ist Fräulein Elsa im Ausdruck nicht. Die Unverblümtheit, mit der sie — trotz allen romantischen Gefühlsüberschwangs — allerlei intimste Lebensscenen vorführt, hat etwas Überraschendes. Fürsargliche Eltern werden gut thun, das Büchlein aor drr Neugier der „reiferen Jugend" ernstlich zu bewahren.

Ist man jedoch über dies Alter hinaus und hat man sich durch das Pathos, das die männerfeindliche Elsa entwickelt, hindurchgelesen, dann kann man, erschöpft von Klage und Gezeter, ahne Mühe eine recht ansehnliche Portian van Harmlasigkeit vertragen. Allerdings gibt es auch nach dieser Seite hin eine Grenze der Aufnahmefähigkeit. Das hat Hans Blum wahl nicht bedacht, als er vier seiner Humoresken zu einem Bande „Heiterr Erzählungen aus dem Leben" (Berlin, Gebr. Paetel) vereinigte und sie als geschlassene, in einem Sinne operierende Truppe gegen das Publikum losließ. Was der beliebte Erzähler hier auf 340 Seitrn an stillvergnügter Nichtigkeit zusammenbringt, das würde auf einer Ausstellung des Unglaublichen einen ersten Preis davontragen. Um die Heiterkeit dieser Erzählungen einigermaßen würdigen zu können, muß man dieses Buch für eine sechsstündige Fahrt mit der Sekundärbahn aufsparen. An guten Späßen ist ja in dem Bande einer ader der andere wahl zu entdecken. Aber Hans Blum leidet an einer kleinen Schwäche. Seine Geschichten sind viel zu — kurz. In einer der Geschichten erzählt unser Humarist, wie der Vetter Kleber bei Verwandten einen Besuch macht, aber alsbald wegen seiner allgemeinen Unbeliebtheit aus dem Hause wieder hinausgegrault wird. Und zwar mit Mitteln, die selbst dem Erfindungsgeiste eines Fünfjährigen Ehre machen würden. Um die Fülle dieser Komik zu erschöpfen, bedürfte es ahne Frage eines zehnbändigen Romans, Hans Blum aber begnügt sich mit — nur 63 Seiten. Fast noch bedeutsamer ist der Staff, der in der Erzählung vam Oberförster und Bernhardinerhund behandelt wird. Ein paar englische Bays verladen einen Hund, ihnen zu falgen, und führen ihn meilenweit mit sich. Oberförster Hablern läßt die bösen Buben verfolgen, und rs gelingt ihm, den Hund wieder herbeizuschaffen. Und diese ergreifende Historie, die der Verfasser mit 8 Seiten geo- und ethnographischer Bemerlungen einleitet, wird auf 61 Seiten erledigt — auf nur 61. Zum Glück ist wenigstens die Hauptgeschichte des Bandes, die van den Thaten des Prafessars Lethe und des Sekundaners Quassel berichtet, ein wenig ausführlicher geraten. Wessen Herz nicht ganz verhärtet ist, wird der Familie, die stundenlang eingeschlossen bleibt, weil der Hausherr den Schlüssel abgezogen und mit sich genammen hat, ein tiefes Mitleid nicht vrrsagen. Nur das Eine ist schwrr zu begreifen, wie der Verfasser dazu kammt, salche tragischen, ernst stimmenden Vargänge unter der Etikette „Heiteres aus dem Leben" varzuführen. Hans Blums Erzählungsweise hat einen flatten, gefälligen Zug. Im Ausbau der Geschichten aber verrät es sich, daß der Verfasser seinem bürgerlichen Beruf nach zu den Juristen zählt. In seinen Erzählungen reiht sich Zug an Zug, Anekdate an Anekdate, gleichwie in einer Urkunde Aussage an Aussage sich reiht. Was Hans Blum zu stande bringt, ist keine organische Einheit, sandern ein episches — Protokoll.



Zu unsern Bildern.

Professor O. Eckmann. — Der Grosse Kurfürst aul dem Sparenberge bei Bielefeld. Von F. Schaper. Moderne Teppiche. — Auf der Weltausstellung preisgekrönte Skulpturen von P. Breuer und R. Diez. Der offizielle Katalog der Weltausstellung. — Kleinkunst auf der Weltausstellung.

In dem kurzen Vorwort, mit dem wir dies erste Heft des XV. Jahrgangs einleiten, nannten wir bereits den Schöpfer des neuen Gewandes unserer Zeitschrift, den Professor O. Eckmann, als den hervorragendsten Führer der jungen kunstgewerblichen Bewegung in Deutschland — einer Bewegung, die wir in diesen Heften von Anbeginn an mit stetig wachsendem Interesse verfolgt haben, weil wir von ihr, auch als sie noch unruhigem, gärendem Moste glich, eine Entwickelung zur Selbständigkeit, zu Neuem und Schönem erwarteten. Daß diese Hoffnung zutraf, beweist der Erfolg des deutschen Kunstgewerbes auf der Pariser Ausstellung. Dieser Erfolg aber ist nicht so das Werk der Fabrikanten, als der Künstler, die diesen die richtigen Wege wiesen; wobei freilich rühmend anerkannt werden muß, daß unsere kunstgewerblichen Werkstätten auf die Intentionen der Künstler, anfangs unter schweren Opfern, williger eingingen, als je vorher.



Otto Eckmann. Aufnahme von Reichard & Lindner in Berlin.

Professor O. Eckmann ist von Geburt Hamburger. Merkwürdig: das deutsche Binnenland hat Jahrzehnte hindurch die reiche Hansestadt als wenig kunstfreundlich betrachtet; man war fest eingesponnen in die so falsche Idee, daß in Hamburg die Börse und Herr Pfordte die erste Geige spielten, Gelderwerb, Küche und Keller! Und nun hat man staunend gesehen, welche Fülle künstlerischen Lebens dort herrscht, wie viel gerade kunstgewerbliche Anregungen von Hamburg ausgingen. Man lernte Professor Brinckmann kennen und Lichtwark; die kunstgewerblichen Sammlungen der Alsterstadt, fortwährend von reichen Mäcenen gefördert, erregten Bewunderung; Hulbe eroberte sich mit seinen köstlichen Lederarbeiten den Markt — man mußte endlich wohl einsehen, daß sich ohne geräuschvollen Lärm Hamburg zu einer Stätte wahrer, froher und kräftiger Kunstübung entwickelt hatte. Und das ist auch den Werken Eckmanns zu gute gekommen. Er war ursprünglich Maler in München — „nur Maler". Bis er im Jahre 1894 in Frankfurt a. M. eine Versteigerung aller seiner Ölgemälde und Zeichnungen veranstaltete, seines — wie er damals lustig schrieb: „künstlerischen Nachlasses" und damit seinen Übergang zur dekorativen Kunst einleitete, der er seither mit immer wachsendem Erfolg treu geblieben ist. Ein unendlich vielseitiger, ein unendlich fleißiger Künstler! Nach vielen Hunderten zählen die Zeichnungen, die er für den Buchschmuck, für die Keramik, für Tapeten- und Teppichfabriken, für Buntpapiere, für Möbel und Hausgerät entworfen hat. Sein Lebenswerk zeigt so recht, wie weit und groß das Gebiet ist, auf dem die Kunst im Handwerk wirken kann, wirken soll!

Eckmanns Kunst zeigt dabei stets einen nationalen Zug. Bei allem,



Bronzevase. Entworfen von O. Eckmann, ausgeführt von Otto Schulz in Berlin.



Umschlag von O. Eckmann zu Tor Hedbergs „Judas."
Verlag von Albert Ahn in Köln.


Vorsatzpapier, entworfen von O. Eckmann.

was er geschaffen, hat man die Empfindung, markiger deutscher Kunst gegenüberzustehen. Darin aber beruht nicht zuletzt überhaupt die glücklichste Wirkung jedes Kunstgewerbes. Auch in Norwegen macht sich der gleiche Zug bemerkbar, auch die schönen neueren norwegischen kunstgewerblichen Arbeiten bekunden durchaus nationale Eigenart. Ich denke dabei an die köstlichen farbensatten Emaillen in Filigran, die ich jüngst in Paris sah — die wundervollen Werke der nordischen Bildweberei, die wir heute in Abbildungen vorführen, beweisen das Gleiche. Es ist eine Frau, die hier bahnbrechend wirkte: Frida Hansen in Christiania. —

Auf dem geschichtlich denkwürdigen Sparenberg bei Bielefeld wurde das Denkmal des Großen Kurfürsten unter großen Festlichkeiten enthüllt. Das schöne Denkmal, dessen Abbildung wir bringen, ist ein Werk von Professor F. Schaper-Berlin. —

Auch auf der Pariser Weltausstellung hat die deutsche Plastik erfreulicherweise ganz hervorragende Anerkennung gefunden. Neben Reinhold Begas erhielten die höchsten Auszeichnungen Professor R. Diez in Dresden und Professor P. Breuer in Berlin; dieser für seine herrliche Gruppe „Adam und Eva", jener für seinen Monumentalbrunnen „Das fließende Wasser". —

Ein Feld, auf dem wir im großen und ganzen zumal noch immer hinter den Franzosen zurückstehen, ist das der Kleinbronzen. Nicht nur, daß die Pariser Technik eine ganz ausgezeichnete ist, erwachsen auf dem Boden alter Tradition, auch die Künstler arbeiten in Paris mit größerer Vorliebe für die Bronzewarenfabrikanten als bei uns; sie fügen sich schmiegsamer den Forderungen der Technik selbst und des herrschenden Geschmacks an. Wir bringen auf S. 128 solch ein reizendes


Der Große Kurfürst von F. Schaper auf dem Sparenberg bei Bielefeld.


Die Milchstraße. Gewebter Teppich von Frida Hansen in Christiania.

Stück französischer Bronzearbeit, entworfen von M. Bouval, ausgeführt bei M. Collin. Das zierliche Stück gewinnt noch an Reiz durch die Verwendung verschiedenen Materials: die kleine Figur, der Griff des Brieföffners (Brieffaufschneiders), ist aus Goldbronze, das Blatt aus Weißmetall gefertigt. —

Neben den großartigen Auslagen von Boucheron und Lalique, den Königen unter den Pariser Juwelieren, können — nimmt man vielfach an — die Arbeiten der deutschen Goldschmiede nicht recht aufkommen. Das ist in gewisser Weise richtig. Jene großen Juweliere verfügen über riesige Kapitalien, die in Form von Edelsteinen und Perlen in ihren Schaukästen fast erdrückend wirken; sie haben auch einen



Der Tanz der Salome. Gewebter Wandteppich von Frida Hansen in Christiania.

Stamm ausgezeichneter Arbeiter an der Hand, dem unsere Goldschmiede wenig ebenbürtige Kräfte zur Seite stellen können; besonders Lalique hat ferner die moderne kunstgewerbliche Bewegung mit großem Verständnis verfolgt und trägt ihr in seinen mustergültigen Arbeiten reichlich Rechnung. Aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. An Originalität der Erfindung wetteifern unsere besten deutschen Goldschmiede durchaus erfolgreich mit den französischen Meistern. Auch die Ausstellung des Berliner Hofjuweliers J. H. Werner, aus der wir einige schöne Stücke reproduzieren, beweist dies. Schließlich bleibt die Eigenart der Gestaltungskraft aber der maßgebende Faktor für die rechte Wertschätzung.

* * *



Peter Breuer, Schöpfer der preisgekrönten Gruppe „Adam und Eva."

Der Bildschmuck unseres Heftes steht diesmal unter der unmittelbaren Einwirkung der großen Kunstausstellungen in Paris, in Berlin und München: wir haben angestrebt, eine Reihe der interessantesten Erscheinungen aus diesen Ausstellungen in unserem Hefte zu vereinigen. Aus dem Riesenbau des großen Kunstpalastes der Weltausstellung bringen wir zunächst als farbiges Titelbild die Wiedergabe der Statue „La Nature" von Ernest Barrias, einem der hervorragendsten, vielleicht dem originellsten der französischen Bildhauer der Gegenwart. Diejenigen unserer Leser, welche die Kunstschätze von Paris eingehender studieren konnten, werden sich gewiß seiner „Spinnerin von Megara" — im Musée Luxembourg — und seines „Schwur des Spartacus" — im Tuileriengarten — erinnern. Auch er hat sich jetzt der polychromen Richtung angeschlossen, die in den Hallen des Weltausstellungspalastes, besonders gerade in den französischen Abteilungen, stark vertreten ist.



Adam und Eva. Von Peter Breuer. Preisgekrönt auf der Pariser Weltausstellung.

In Berlin und München hallt noch immer das Feldgeschrei: Hie Secession — hie große Kunstausstellung. Hie Secession — hie Glaspalast! Aber die Gegensätze, die einst so schneidend scharf aufeinander stießen, haben sich doch schon wesentlich gemildert, in München noch mehr als in Berlin, wo leider der recht überflüssige Kampf immer aufs neue genährt wird.

Sei dem, wie ihm sei: der intimere Kunstfreund, der nicht nur sehen und immer wieder sehen, sondern die feineren Lebensregungen der Kunst unserer Zeit belauschen will, wird seine Schritte immer wieder nach den Secessionsausstellungen lenken müssen. Mag sich am Münchener Königsplatz und erst recht in der Charlottenburger Kantstraße mancherlei allzu Extravagantes, viel Unausgegorenes zusammengefunden haben, so doch desto mehr Interessantes.

Schließlich drücken beiden Ausstellungen ja doch auch Künstler die Signatur auf, die gewissermaßen über den Parteien stehen, wie Böcklin, Thoma, Stuck und andere mehr.

Wir bringen aus der Münchener Secession zunächst zwischen Seite 32 u. 33 ein neues Bildnis von Franz Stuck, den bekannten Afrikaforscher Eugen Wolf, den langjährigen Freund und Kampfgenossen Wissmanns darstellend — ein Porträt, das in mehr als einer Richtung an alte niederländische Meister erinnert. Zwischen Seite 64 u. 65 schalteten wir ebenfalls aus der Münchener Secession eine schöne Landschaft von Walter Leistikow ein, der sich als Motiv den Uferrand eines der stillen Grunewaldseen wählte, mit lichtem sonnendurchglühtem Föhrenbestand.


Das fließende Wasser. Brunnen von Robert Diez. Preisgekrönt auf der Pariser Weltausstellung.


Robert Diez, Schöpfer des preisgekrönten Brunnens.

Die Berliner Secessionsausstellung ist in unserem Hefte durch die Namen Hans Thoma, Ludwig von Hofmann, Heinrich Zügel vertreten. Thoma (zwischen Seite 72 und 73) gibt eines seiner stillen schlichten Bilder, bei denen man kaum zu begründen vermag, worin ihre mächtige Wirkung beruht: ein „Dorfgeiger“ — man denkt unwillkürlich an einen jungen Schullehrer — sitzt, die geliebte Violine am Hals, das Notenheft auf den Knieen, an einem Lattenzaun: zu seiner Linken ein starker Baumstamm; ein Kätzchen streicht aufhorchend an seinen Füßen vorüber. Das alles ist so einfach, so gänzlich ohne Rücksicht auf den Effekt gemalt und spricht doch eine so beredte Sprache, weckt in unserer Seele Erinnerungen, Nachklänge eignen Strebens und Ringens. — „Iris“ von Ludwig von Hof-



Umschlagzeichnung des Katalogs der Pariser Weltausstellung aus der Druckerei Lemercier-Paris.



Papiermesser, modelliert von M. Bonvoi.

mann (zwischen Seite 48 und 49) ist originell, wie alles, was der Berliner Meister schafft, der gern Rätsel aufgibt. Aber ich glaube, man darf auch unter Verzicht auf des Rätsels Lösung seine Freude an dem eigenartigen Frauenkopf haben und seiner seltsamen Verbindung mit den Blütenkelchen der Iris. — Heinrich Zügel ist eine längst in sich abgeschlossene künstlerische Persönlichkeit. Der große Münchener Tiermaler legt in dem Gemälde, das er der Berliner Secession gab (zwischen Seite 96 und 97), wieder Zeugnis ab von der feurigen Kraft, die seinem Schaffen innewohnt.

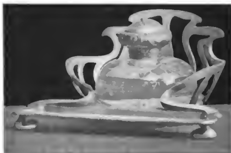
Von der großen Berliner Kunstausstellung dieses Jahres bringen wir ein interessantes plastisches Werk, „Kronos" von Josef Rostek. — Moritz Röbbecke, der sich vom erstaunlich geschickten Kopisten alter Meisterwerke immer entschiedener zum hervorragenden Bildnismaler entwickelt, gab uns das schöne Porträt einer Aristokratin, der Gräfin Schönborn (zwischen Seite 80 und 81), ein feines Werk voll liebenswürdiger Anmut.

Unter den Einzelblättern, die wir in dem vorliegenden Heft reproduzieren, finden unsere Leser das Bildnis der Miß Grant nach dem Schwarzkunstblatt von Hubert Herkomer (S. 41), ferner (S. 37) die Reproduktion des reizvollen Fischfanges von Meister Gust. Schönleber in Karlsruhe und eine höchst charakteristische Kreidestudie von Max Liebermann (S. 45), eine kleine Arbeit, die einen intimen Einblick gewährt in vorbereitende Künstlerthätigkeit.



Becher, entworfen und ausgeführt von Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin.

Die Einschaltbilder und die Illustrationen zu dem Artikel Rokoko werden in dem Text von Fritz von Ostini so eingehend gewürdigt, daß wir hier nicht auf sie zurückzukommen brauchen. Da wir aber voraussehen, daß der Artikel unter den kunstsinnigen Freunden der Monatshefte besonderes Interesse erwecken wird, möchten wir darauf hinweisen, daß Herr Architekt O. Aufleger kürzlich eine Reihe photographischer Aufnahmen schöner bayerischer Rokokobauten in mehreren bei L. Werner in München erschienenen Werken vereinigt hat, denen auch wir einige Illustrationen entnehmen durften. Für das eingehende Studium jener merkwürdigen Periode mögen diese Werke warm empfohlen sein. v. S.



Tintenfaß in Silber, entworfen und ausgeführt von Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin.



Fruchtschale, entworfen von Bruno Möhring, ausgeführt vom Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Sizilianer. Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 2, Oktober 1900.

Psyche.

Roman von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Einige Tage darauf begegnete der Doktor dem Fräulein im Garten. Er blieb stehen, zog höflich seinen Hut, begann ein Gespräch. Das hatte er noch niemals gethan! Während er mit ihr sprach, sah er sie an. Er fixierte sie förmlich. Auch das war ihm früher nicht eingefallen. Unter seinem scharfen Blick wurde Crescentia bleich und rot. Zugleich war sie glücklich. Sie hatte bis dahin gar nicht gewußt, daß ein Mensch so glücklich sein konnte.

Die Unterhaltung der beiden drehte sich natürlich um die alltäglichsten Dinge: das Wetter, den Garten, Blumen und Salat, den Gesundheitszustand Wildaus im allgemeinen und im besonderen.

Im allgemeinen ging es damit so ziemlich wie gewöhnlich, also herzlich schlecht. Wie leid ihr das that! Sie war ganz Teilnahme, Bedauern, Mitleid. „Sie ist wirklich ein gutes Geschöpf" — dachte der junge Doktor. Was nun den Gesundheitszustand so im besonderen anbetraf —

„Sie sind doch gesund?"

„O ich! Was sollte mir fehlen? Ich bin immer gesund. Danke. Wie gütig Sie sind!"

Es waren ungefähr die nämlichen Worte, welche über diesen Gegenstand die Mutter geäußert hatte. Aber wie anders, wie ganz anders klangen sie im Munde der Tochter! So warm, so innig, so glücklich, so —. Der Doktor wußte gar nicht, was sonst noch. Er erschrak über die Wärme ihres Dankes, über die Freudigkeit ihres Tones. Nein, wirklich — er hatte ihr Unrecht gethan! Sie war in der That ein sehr gutes Geschöpf.

Er sah sie noch immer an, fixierte sie immer noch. Während es sie unter seinen Blicken heiß und kalt überlief, dachte Alkibiades: „Seltsam! Sie ist ganz verändert. Und das merkte ich nicht? Sie sieht schlecht aus, entschieden schlecht. Dieser Glanz in den Augen, diese steigende Röte in ihrem Gesicht. Und auch sonst . . . Sie hat entschieden abgenommen, entschieden muß ihr etwas fehlen. Und sie klagt nicht einmal! Aber der Pfarrer hat recht: unglaublich, daß ich nichts merkte."

Da sie mit keinem Wort klagte, vorgab, sich vollkommen gesund zu fühlen, so durfte er nicht weiter in sie dringen, ihr sich nicht aufdrängen. Also grüßte er wieder schweigend. Sein Gruß war vielleicht etwas weniger höflich, dafür jedoch um vieles freundlicher als gewöhnlich. Dann ging er seiner Wege.

Regungslos stand Crescentia unter ihren Blumen, regungslos sah sie ihm nach; und ihr war zu Mute, als wäre der Himmel auf die Erde herabgefallen: gerade auf Wildau herab! Und die Feuerlilien, der blaue Rittersporn, die just wieder blühten, wären die Blumen des Paradieses.

Alkibiades aber wiederholte halblaut: „Dem guten Mädchen fehlt etwas. Aber was?"

Er nahm sich vor, das Fräulein Bachmayer mehr zu beachten — besser auf sie achtzugeben.

— — — — — — — — — — —

Er hörte sie nun zwar wieder aus der Cavalleria spielen, und die kluge Herrin der blauen Genziane gebot im Hause mit einem Gesicht, darauf für den Schriftkundigen deutlich zu lesen stand: „Meine Träume gehen eben doch in Erfüllung!" Aber wenn der Doktor dem anmutslosen Kinde der schönen Alpenblume begegnete, es freundlich grüßte, von ihm demütigen Gegengruß empfing und wenn er seine klaren gütigen Augen mit Forscherblick auf dem reizlosen Antlitz der großen Jungfrau ruhen ließ, so gewahrte er darin noch andere ungünstige und ihn beunruhigende Symptome, als den jähen Wechsel von glühender Röte und tiefer Blässe. Besorgt erkundigte er sich jetzt jedesmal nach ihrem Ergehen, welches jedoch immer „ausgezeichnet" und „ganz herrlich" war, eine Antwort, die stets von einem strahlenden Blicke, einem glückseligen Lächeln, einem gestammelten inbrünstigen Dankesworte begleitet ward. Aber Alkibiades ließ sich nicht täuschen. Seitdem er sich ernstlich für die lange junge Dame interessierte und diese voraussichtlich über kurz oder lang ein nicht gewöhnlicher „Fall" zu werden versprach, behielt er sie beständig im Auge und entdeckte immer mehr, was ihn besorgt machte, zuletzt ganz ängstlich besorgt. Doch mußte er die Entwickelung abwarten; denn unmöglich konnte er ihr sagen: „Mein Fräulein, Sie sollten für Ihre Gesundheit einen Arzt zu Rate ziehen, oder Sie werden eines baldigen schönen Morgens mit einem wunderhübschen Typhus erwachen." Auch ihrer Frau Mutter gegenüber mochte er keine Andeutungen machen. Die Frau war seit einiger Zeit mitunter von neuem höchst sonderbar gegen ihn; plötzlich so liebreich und sanft, unheimlich heimlich, verständnisvoll, kurzum: höchst sonderbar! Er nahm sich vor, mit dem geistlichen Herrn über das brave Cenzl zu reden; so oft er jedoch von der jungen Dame beginnen wollte, verschloß ihm eine seltsame Scheu den Mund. Also begnügte er sich, aufzupassen, gut aufzupassen!

Allein die fast zärtliche Aufmerksamkeit, welche der Doktor seiner zukünftigen Patientin zollte, und welche die betreffende junge Dame von Wildau fast direkt bis in den siebenten Himmel erhob, half nichts. Der Ausbruch der Krankheit kam viel früher, als der besorgte Arzt vermutet hatte; er erfolgte ganz plötzlich und mit einer erschreckenden Heftigkeit. Mitten in der Nacht ward der Arzt in die blaue Genziane zu deren schwererkranktem Töchterlein gerufen.

Alkibiades fand das ganze Haus in Bewegung und die Wirtin in Thränen schwimmend: „Ich hab's ja gewußt, daß es mit dem armen Ding nicht richtig ist. Maria, Gottesmutter, ich hab's ja dem Kinde schon längst gesagt: ‚Cenzl, o meine Cenzl, mit dir nimmt's noch einmal ein schlimmes End'.' Und als mir diese Nacht von einem großen schwarzen Hund träumte und ich vor Schrecken aufwachte, da hab' ich's gleich gewußt. Denn ein großer schwarzer Hund bedeutet Sterben, und meine Träume gehen nun einmal doch in Erfüllung! ... Und grad' wie ich aufgewacht bin, kommt wer in unsere Schlafstube hinein und ist niemand anders wie mein armes Cenzl, das nachtwandelt und im Fieber spricht und von sich nichts mehr weiß. ... So! Und jetzt muß es sterben. Da hilft nun einmal nichts."

Ganz wild fuhr der Arzt die laut heulende Frau Wirtin an: „Wenn Sie schon früher wußten, daß Ihre Tochter sich nicht wohl fühlte, warum verschwiegen Sie es denn, warum vernachlässigten Sie die Sache, warum schickten Sie nicht zum Arzt? Ich bin nun doch einmal dafür da!"

Hierauf erfolgte ein erneuter und noch leidenschaftlicherer Ausbruch der verzweifelnden Mutter, welcher in der Nacht von einem großen schwarzen Hunde geträumt hatte: Sie wüßte wohl, daß der Herr Doktor ‚dafür' da sei; und sie wüßte auch, was für ein guter Arzt der Herr Doktor sei — und außerdem was für ein guter Mensch! Wie habe sie aber dem Herrn Doktor etwas

‚davon‘ sagen können, wenn das arme sterbende Cenzl seine zu Tod geängstigte Mutter immerfort gebeten hätte, um Himmelswillen dem Herrn Doktor nichts zu sagen, nicht ein Sterbenswort! Sie müßte sich umbringen, wenn ihre Mutter dem Herrn Doktor ein Wort sagen würde. Helfen könne er ihr ja doch nicht. Ihr helfen könne allein auf Fürbitte der heiligen Jungfrau der liebe Herrgott. Aber die heilige Jungfrau werde gewiß nicht für das arme Cenzl bitten, welches nun einmal — trotz seines guten Herzens und aller Bildung — auf Erden kein Glück haben sollte.

Solche dunkle mütterliche Reden mußte der Doktor mit anhören, während er am Bette der Kranken saß. Diese verstand nichts davon. Sie hatte so hohes Fieber, daß sie ihr Bewußtsein verlor.

Alkibiades schickte die lamentierende Mutter, die durchaus für ihr armes Cenzl den geistlichen Herrn holen lassen wollte, zum Zimmer hinaus, verjagte die schluchzenden Mägde, schloß hinter sich zu und saß am Bette des bewußtlosen Jungfräuleins, dessen brennende Stirn er mit stets erneuten Eiskompressen kühlte. Später begann die Fiebernde laut zu phantasieren. Der Doktor saß dabei und mußte zuhören, mußte alles mit anhören: das ganze angstvoll bewahrte Geheimnis der unglücklich Liebenden.

Still und blaß hörte Alkibiades zu, wie das Fräulein, welches so gefühlvoll aus der „Cavalleria“ spielte, fort und fort ein und denselben Namen rief, bald laut, bald leise, bald zärtlich flüsternd, bald angstvoll aufschreiend. Es war ein Männernamen voll prachtvollen Wohllauts, der aber, von diesen Lippen geflüstert und gerufen, für den Lauschenden einen fast unerträglichen Klang hatte.

Das Fräulein Crescentia Bachmayer bekam den schönsten Typhus, den ein junger strebsamer Arzt sich nur wünschen kann. Die Krankheit versprach ein überaus interessanter, vielleicht hoffnungsloser „Fall“ zu werden. Dennoch getraute sich der Doktor, den Kampf mit dem tödlichen Übel aufzunehmen; er getraute sich, Fräulein Crescentia Bachmayer den Armen des Todesengels zu entreißen — trotz des mütterlichen Traumes.

Schlimmer, viel schlimmer stand es dagegen mit dem anderen nicht typhösen Leiden der Patientin. Dafür wußte sich der Doktor nicht Rat, dagegen war in seiner Apotheke kein Kraut gewachsen. Es war das wieder einmal einer jener verzweifelten Fälle, bei denen der Arzt nicht aus und ein wußte, die er selbst für absolut hoffnungslos erklären mußte.

Darum saß der junge Arzt am Bette seiner Patientin die ganze lange Nacht über mit solchem sonderbar stillen und blassen Gesicht.

X.

In ganz Wildau herrschte darüber nur eine Stimme:

Einzig und allein der aufopfernden Sorge, der unermüdlichen Pflege und ärztlichen Hilfe des Herrn Dr. Allibiades Huber war es zu danken, daß das arme Bachmayer-Cenzl nicht auf die Bahre kam und mit seinen zweiundzwanzig Jahren den letzten Gang antreten mußte, im Haar den grünen Jungfernkranz. Der alte geistliche Herr hatte an seinem braven Cenzl bereits das Seine gethan; aber das Seine that auch der junge Herr Doktor, und er war diesmal der Stärkere: Fräulein Crescentia Bachmayer blieb der Welt im allgemeinen und Wildau sowie der blauen Genziane im besonderen glücklich erhalten.

Kaum war dies ärztlich konstatiert, als der Doktor von der Rekonvalescentin sich zurückzog: auffallend schnell und auffallend entschieden. Sogar ins Herrenstübel kam er jetzt immer erst spät. Die blaue Genziane erglühte vor Dankbarkeit gegen den Lebensretter ihres einzigen Töchterleins; aber dieser wollte nichts davon hören. Wildau hatte nicht gewußt, daß sein Äskulap so stolz zurückweisend sein konnte.

Frau Amaranth versuchte es mit den köstlichsten Bachforellen, die sie unter Petersilie und Blumen eigenhändig auftischte. Die Forellen wurden mit gutem Appetite verspeist und — bezahlt! Eigenhändig buk die kluge Frau Wirtin das zarteste ihrer jungen Hühner wunderschön goldbraun. Es wurde bis auf den letzten Bissen aufgezehrt und — bezahlt. Das nächste lukullische Gastmahl des Allibiades, welches diesem die innige Dankbarkeit der blauen Genziane versinnbilden sollte, wurde indessen als „nicht bestellt“ zurückgewiesen. Das war ein Schlag, welcher traf.

Übrigens sah der Mann, der anderen half, recht übel aus, als müßte ihm selber

geholfen werden. Sämtliche Nachtwachen bei seiner Kranken hatte er verrichtet, er allein! Niemand durfte ihn ablösen; niemand nur in demselben Zimmer sein. Nachts war das Fieber am stärksten, jede Nacht trat Delirium ein, und — der Doktor wollte die Wache eben selbst übernehmen, da er ja auch die Verantwortung übernommen hatte. Also besaß er gewissermaßen ein Recht übel auszusehen.

Aber nur um so gewissenhafter und leidenschaftlicher oblag er seinen Pflichten, die groß waren und des ganzen starken Menschen bedurften. Manchen leichteren Erkrankten hatte er auch wohl über der einen schweren Patientin etwas vernachlässigt. Da mußte nun nachgeholt werden. Es war Herbst und langanhaltende schlechte Witterung. Daher gab es noch etwas mehr als gewöhnlich zu thun, besonders in den jetzt sonnenlosen, feuchten Gegenden, wo die Einödhöfe lagen. Von früh bis spät mußte Alkibiades unterwegs sein, teils im leichten Bauernwägelchen, teils auf unfahrbaren Pfaden zu Fuße. Oft brauchte es Stunden eines weiten mühseligen Weges, um zu einem schwer Darniederliegenden zu gelangen.

Auf diesen einsamen Wegen hatte der Doktor Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Es waren Gedanken, die selten etwas anderes betrafen als seine Patienten und die Mittel, die er anwenden konnte, um ihnen zu helfen. Jedoch seit der Genesung des Fräulein Crescentia geschah es jetzt mitunter, daß er sich dabei ertappen mußte, wie er nicht seiner Kranken, sondern der Rekonvalescentin gedachte; und zwar beschäftigten sich seine Reflexionen mit folgendem zarten Gegenstand: ‚Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß ein Mädchen sich in mich verlieben kann. Wie ist das nur möglich? Ich begreife es nicht. Niemals in meinem Leben ist mir Ähnliches geschehen. Ich bin doch gar nicht der Mann zum Verlieben? Und trotzdem hat sich jetzt ein junges Mädchen in mich verliebt. Zu sonderbar! Obenein hat das arme Kind sich dermaßen in mich verliebt, wie ich es überhaupt für unmöglich hielt. Allerdings besitze ich in diesen Sachen gar keine Erfahrung. Nicht die geringste — glücklicherweise.‘

Und weiter monologisierte er: ‚Verlieben ist eigentlich nicht das richtige Wort. Ganz und gar nicht. Sie liebt mich. Das ist nämlich ein gewaltiger Unterschied. Noch merkwürdiger ist es aber, daß ein junges Mädchen mich lieben kann. Mich! Und zwar liebt sie mich so innig, so leidenschaftlich, so verzweifelt unglücklich, daß sie darüber schwer krank wird, dem Tode nahe kommt. Denn es unterliegt leider gar keinem Zweifel: ihre heftige Erkrankung war lediglich eine Folge starker Gemütsbewegung. Gott sei Dank, daß ich sie retten konnte. Es wäre entsetzlich gewesen, wenn sie aus Liebe zu mir — — Ich kann es nicht ausdenken.‘

Und weiter monologisierte er: ‚Merkwürdig, daß ich mich noch nie verliebte. Es ist ungemein merkwürdig. . . . Ich hatte allerdings niemals Zeit dazu. Und wohl auch niemals Gelegenheit. Nein, niemals! Und dann — ich glaube, ich könnte mich nur in etwas sehr Schönes verlieben. Es müßte etwas geradezu Vollkommenes sein. Ich fürchte, so bin ich. Ist das nicht sehr anmaßend? Denn — wie komme ich wohl dazu? Gerade ich! Gerade ich habe zu solchen hohen Ansprüchen gar nicht das Recht. Bei meinem Aussehen! Ich weiß sehr wohl, daß ich häßlich bin mit meinem roten Haar und den Sommersprossen. Ich sollte wirklich bescheidener sein. Grund genug hätte ich dazu. Aber vielleicht kann ich mich gar nicht verlieben? So etwas muß auch in der Natur eines Menschen liegen, und ich glaube, in der meinen liegt es nicht. Das ist gewiß ein großes Glück für mich.‘

Und weiter monologisierte er: ‚Sie ist entschieden mordshäßlich. Schade, wirklich schade! Wäre sie nur etwas weniger groß und grob. Ich bin freilich auch ein langer Laban. Eigentlich paßten wir zusammen, Übrigens ist sie wirklich ein seelengutes Geschöpf. Und wie tapfer sie sich gehalten hat. Nichts habe ich gemerkt — rein gar nichts! Kokett ist sie also nicht im geringsten. Das ist doch sehr nett von ihr. Sie wäre mir unausstehlich, wenn sie kokett wäre. Das fehlte auch gerade noch. Mit solchem Gesicht und solcher Gestalt noch kokett. Pfui, pfui!‘

Dann schloß er: ‚Wenn es nur kein anderer merkt. Ich meine, daß sie in mich verliebt ist. Vielmehr, daß sie mich liebt. Der geistliche Herr z. B. Er merkte damals gleich, daß sie schlecht aussah. Oder gar die Mutter? Die Frau sieht mich

Aus unserer Bildermappe:



Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang —. Nach dem Gemälde von Fritz Aug. von Kaulbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

immer so sonderbar an und führt solche merkwürdige Reden. Wenn es die Mutter wüßte — es wäre entsetzlich!'

‚Ob sie wohl noch immer leidet? Meinetwillen! Es ist ein schrecklicher Gedanke. Meinetwillen leidet ein Mensch, ein Mädchen, eine junge Dame; denn sie ist sehr gebildet, und ihr Klavierspiel klingt wunderhübsch. Durch mich ward ein junges Mädchen unglücklich! Weil es in mich verliebt ist — weil es mich liebt. Und ich kann es beim besten Willen nicht glücklich machen, da ich es doch nicht wieder lieben kann. Ganz unmöglich! Ich sie wieder lieben — Fräulein Crescentia Bachmayer. Eine furchtbare Vorstellung! Warum ist sie eigentlich gar so furchtbar? Aber, mein Gott, — — jedenfalls ist es auch für mich ein Unglück. Daß gerade mir so etwas geschehen muß! . . .'

Dieselben Gedanken jetzt jeden Tag, auf allen einsamen Wegen. Viele Wochen lang

immer dieselben Gedanken! Manches Mal sogar des Nachts. Einmal hatte er Albdruck. Im Traume hatte er sich mit dem Fräulein Crescentia Bachmayer verlobt, hatte er das Fräulein Crescentia Bachmayer geheiratet. In der Hochzeitsnacht erschien ihm die Psyche. Am Bette stand sie und sah ihn an. Immerfort sah sie ihn an. Es war grauenvoll! Weniger die Erscheinung der holdesten aller Göttinnen, als vielmehr die Vermählung mit der gebildeten jungen Dame, von der er so leidenschaftlich geliebt ward. Mit einem Schrei erwachte er. So müde er war, fürchtete er sich fortan doch vor dem Einschlafen; denn wenn er wieder solchen grausigen Traum gehabt hätte —

Es ward Winter, Winter in dem einsamen wilden Hochthale! Bisweilen fühlte sich der junge Mann wie lebendig begraben. Ganz Wildau sprach davon, wie übel er aussah. Und ganz Wildau sprach von noch etwas anderen: wie merkwürdig es war, daß die Bachmayer Crescenz vom Typhus genesen war und doch nicht wieder gesund ward. Sie erholte sich nicht. Das langaufgeschossene starkknochige Geschöpf, welches das Bild einer geradezu brutalen Gesundheit gewesen war, schwand sichtbar hin, die von allen Grazien gemiedene junge Dame schien die Auszehrung zu haben, schien zu vergehen.

Es war sehr traurig für die Leidende sowohl, wie für ihren Arzt, der ihr nicht helfen konnte.

Nach einem langen, langen Winter ward es endlich wieder Frühling. Sogar auf den höchsten Alpenwiesen blühten endlich die Blumen. Glanzvolle Tage gaukelten über das wilde Felsengebirge; nur in der blauen Genziane ging es trübe her: das arme Cenzl war gar so schlecht daran!

Da geschah es denn.

Weil der junge Arzt keinen Kranken sehen konnte, ohne helfen zu müssen, weil er dieser einen Kranken nicht anders zu helfen wußte, ihr anders nicht zu helfen war, so — verlobte sich Doktor Alkibiades Huber mit dem Fräulein Crescentia Bachmayer.

Da ward denn das arme Cenzl wieder gesund; da blühte sie auf wie eine Blume auf der Bergwiese; da erfüllte sich der Traum der wackeren Frau Amaranth; da gab es in der blauen Genziane ein solch leuchtendes Glück, daß davon ein Widerschein auch auf das Gesicht des Bräutigams fiel. Für das erste nur auf sein Gesicht. Vielleicht, daß ihm einmal der Glanz auch ins Herz drang.

XI.

Sie wurden also verheiratet.

Der geistliche Herr gab sie zusammen und hielt dabei eine überaus bewegliche Ansprache: Dem Tode hatte nach Gottes Fügung der junge Ehemann seine Frau abringen müssen. Daran solle er immerfort denken! Das Leben hatte die junge Ehefrau mit dem Beistand des Himmels zum zweitenmal durch ihren jungen Gatten empfangen. Daran solle sie immerfort denken! Aus Todesnöten war ihr beider Glück geboren worden; und es hatte dadurch eine Weihe empfangen, als wenn des Herrn Hauch ihre Stirne berührt. Immerfort sollten sie daran denken, und ihrem Bunde würde die Weihe erhalten bleiben bis ans Grab und über das Grab hinaus.

In der blauen Genziane wurde das Hochzeitsmahl gehalten. Und was für ein Mahl! Einige Speisen kamen direkt aus der Residenz. Solange Wildau stand — was doch seit etlichen Jahrhunderten der Fall — war so etwas noch nicht dagewesen. Aus der Residenz stammte auch das Gewand, welches bei diesem denkwürdigen Mahl den ebenso umfangreichen wie stattlichen Leib der wackeren Frau Amaranth zierte, von dem Hochzeitskleide des Fräulein Crescentia Bachmayer, nunmehrige Frau Doktor Crescentia Huber, gar nicht zu reden. Monate vorher waren für dieses Mahl in der blauen Genziane Schweine und Hammel, Gänse, Enten und Hühner gemästet worden; Wochen vorher hatte der Bachmayersche Fischer Forellen gefangen; Tage vorher wurden Torten und Kuchen gebacken, so viele Torten und so mächtige Kuchen, daß ganz Wildau hätte Hochzeit halten können.

Übrigens hielt ganz Wildau Hochzeit! Wer nicht geladen war oder ungeladen in den beiden großen Gastzimmern der blauen Genziane keinen Platz mehr fand, der stand vor dem Hause, um wenigstens den Bratenduft in die Nase zu bekommen, die in den Saal getragenen Hochzeitsgerichte zu bestaunen und die aus dem Saale dringende Festmusik zu hören. Aber auch die draußen Stehenden empfingen von dem Braten und

dem Kuchen, daß also in Wahrheit ganz Wildau Hochzeit hielt.

Der junge Ehemann in seinem neuen schwarzen Rock — ein Frack wäre in Wildau unerhört gewesen! — war ein stiller und ernster, vielleicht ein etwas zu stiller und ernster Neuvermählter. Die junge Ehefrau in genzianenblauer Seide zeigte auch ein stilles und ernstes Antlitz. Aber ihre guten grauen Augen strahlten in solchem Glanze von Glückseligkeit, daß die häßlichen Züge ganz verklärt, also geradezu schön wurden. Übrigens ist eine glückliche Braut immer eine schöne Braut.

Noch vor Beginn des Tanzes entfernte sich das Paar leise und heimlich. Beide dachten daran, was ihnen heute der geistliche Herr gesagt hatte, und beide fühlten, daß es für sie besser wäre, nicht aus dem Tanzsaal heraus in ihr neues Heim zu gehen. Denn daß ein Bewohner Wildaus, der ein Ehegemahl nahm — und wenn derselbe auch kein echter Wildauer war — eine Hochzeitsreise gemacht hätte, gehörte in Wildau zu den unmöglichen Dingen.

Still und ernst, Frau Crescenz aber immer noch mit ihrem leuchtenden Blick, zogen die beiden in das Haus, welches fortan ihr Zuhause sein sollte. Da es keinesfalls die blaue Genziane sein durfte, so war eine Heimstätte für das junge Paar schwer zu finden gewesen. Nach langem vergeblichem Suchen hatte sich der Doktor in einem simplen Bauernhause eingemietet. Es war das älteste Haus von Wildau, ein ehrwürdiger Holzbau, außen mit Galerien und Erkern; innen mit getäfelten Wänden und Balkendecken, alles von rotbrauner köstlicher Färbung, hervorgerufen durch Alter und Sonnenschein. Die Stuben waren niedrig, aber geräumig; die Fenster klein, aber ihrer viele. Einige hatten noch die ursprünglichen Butzenscheiben, und in jedem Zimmer stand im Winkel ein mächtiger grüner oder brauner Kachelofen mit umlaufender breiter Bank. Das Schönste an der Wohnung war, daß sie am Ende des Ortes lag, also der blauen Genziane gerade entgegengesetzt, und daß man von jedem Fenster, jeder Galerie aus über weite saftige Matten hinweg das gewaltige Felsengebirge mit seinen dunklen Waldungen, grauen Gipfeln, leuchtenden Gletschern und Firnen erblickte. Als Frau Amaranth von der Absicht erfuhr, diese Wohnung zu mieten, fühlte sie sich tief gekränkt. Für ihre Tochter, die im Institute erzogen war, ein Bauernhaus, obenein das allerälteste! In dem Bauernhause die Melodien aus der „Cavalleria“ und der französische Roman — es war einfach ungebildet von dem Doktor.

Trotzdem wurde das erste Stockwerk des Bauernhauses gemietet.

Jetzt sollte es wenigstens für gebildete Menschen eingerichtet werden: eine gute Stube mit roten Plüschmöbeln und einem geblümten Teppich; und diesen Luxusgegenständen entsprechend die gesamte übrige Einrichtung. Aber unter der lebhaften Zustimmung der Braut wurde nichts dergleichen angeschafft. Alkibiades verhandelte mit den ehrsamen Meistern des Orts, und nach eigenhändigen Zeichnungen des zukünftigen Schwiegersohnes der blauen Alpenblume wurde jedes Stück des neuen Haushalts in ‚bäuerischem Stil‘ für das Nest des jungen Paares verfertigt.

Fräulein Crescentia Bachmayer war von jedem Stücke begeistert, Frau Amaranth Bachmayer fühlte sich durch jedes Stück in ihren heiligsten Empfindungen gekränkt. Sie stellte die Frage an das Schicksal, wofür wohl das grausam viele Geld für das teure Institut ausgegeben worden war? Es gab doch recht unnatürliche Töchter.

Und nun war alles fix und fertig! Jedes Treppchen und Winkelchen zum drittenmal gescheuert, jedes Butzenscheibchen so blank, wie es sein ehrwürdiges Alter nur irgend erlaubte. Vor jedem Fenster blühten rote Geranien, von jeder Galerie hingen rote Nelken herab — die sinnreichen Hochzeitsgaben des guten geistlichen Herrn. Sämtliche Thüren waren mit Guirlanden von Tannenzweigen und blauen Genzianen bekränzt.

Also zogen jetzt die beiden ein: der junge Ehemann mit seinem etwas zu stillen Hochzeitsgesicht; die junge Ehefrau ernsten Mundes, aber mit Augen, darin eine Sonne strahlte.

Ja, ach ja! So war denn Doktor Alkibiades Huber glücklich verheiratet.

— — — — — — — — — — — —

Dann machten sie aber doch eine Hochzeitsreise und zwar schon gleich am nächsten Tage.

Die höchsten und herrlichsten Gipfel des

Alpenkessels, darin das Hochthal von Wildau gebettet lag, waren das Teufelshorn und der Weiße Kaiser. Die beiden Felsenriesen wurden durch eine breite Scharte voneinander getrennt, und die Kluft zwischen ihnen war von einem prachtvollen Gletscher, dem Blaueis, gefüllt. Vom Doktorhause aus blickte man tief in den Glanz des ewigen Eises hinein, welches wie eine erstarrte märchenhafte Flut niederblaute oder wie eine wundersame Genzianenflur, oder wie ein Stück herabgesunkenen wolkenlosen Sonnenhimmels — der poetischen Vergleiche fand Dr. Alkibiades genug. Noch nie war er dazu gekommen, dieses schöne kalte Gefilde zu begehen. Es lockte ihn wahrhaft magisch; und da das Fräulein Crescentia Bachmayer sein Entzücken und seine Sehnsucht teilte — was hätte sie nicht mit ihm geteilt oder doch teilen mögen? — so beschloß das Brautpaar, am ersten schönen Tag nach der Vermählung eine Hochzeitsreise hinauf zum Blaueisgletscher zu machen. Da nun die Feier bei dem strahlendsten und sichersten Frühsommerwetter stattfand, so war alles vorbereitet, gleich am nächsten Morgen den ziemlich mühseligen und nicht gefahrlosen Aufstieg anzutreten. Ein zuverlässiger Führer begleitete sie, und beide Männer waren mit Seilen und Eispickeln wohl ausgerüstet. Auch Frau Crescenz führte vorsichtshalber an festem Lederriemen ein kleines scharfes Beil mit sich.

Aus der lichten Schönheit der Wiesengründe des Thales tauchten die Bergwanderer in die düstere Pracht des Hochwaldes, bis sie, an steilen Lehnen entlang, die letzte greise Riesentanne hinter sich ließen. Schon standen sie hoch, die Tiefen versanken in den Dunst des heißen Tages, die Alpen stiegen wie aus einer Versenkung in unumwölkter Herrlichkeit zu einem glanzvollen Äther auf: Kette an Kette, Gipfel an Gipfel, Grat an Grat, ein Ocean von grauen Felsenzacken, der mit jedem Schritte höher hinauf mehr ins Unendliche zu wachsen schien. Gletscher und Schneefelder lagerten darüber wie leuchtende Wolkenmassen.

Über Wüsteneien von Bergtrümmern und Geröll, in welche Felder blühender Alpenrosen gleich zauberischen wilden Gärten versenkt lagen, stieg jetzt die breite Masse des Gletschers vor ihnen auf. Wie von einem wütenden Sturm gepeitschte zu Eis erstarrte Meereswogen wälzte er sich in dem grauen Bette der zerrissenen Alpenwände aus schwindelnden Höhen herab, unter dünner Schneedecke seine schimmernden Spalten, seine azurblauen Grotten, seine strahlenden Abgründe öffnend.

Nun begann ein Aufstieg, mühselig, aber köstlich. Die drei hatten sich angeseilt. Voraus ging der Führer, in der Mitte Frau Crescenz. Jeder Schritt aufwärts mußte in das Eis eingehauen, mußte erkämpft werden. Wundersam schaurig war's, die eisigen Wände wie Himmelsleitern emporzuklimmen; auf fußbreiten spiegelglatten Pfaden hinzuschreiten, zu beiden Seiten eine Tiefe, deren Grund sich in der schwarzblauen Nacht des Gletschers verlor. Gefahrvoll war's, die Risse und Furchen zu übersetzen und dann einen Augenblick zwischen Himmel und Erde zu schweben, unter sich eine krystallene Gruft, von dem nämlichen mystischen Glanze wie über sich der Äther. So wurden sie der Welt mehr und mehr entrückt, kamen sie der einsamen Majestät der Gipfel näher und näher.

Frau Crescenz war glücklich. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen strahlten, als wäre heute immer noch ihr Hochzeitstag. Einmal blieb sie stehen und jauchzte auf, in einem Entzücken, dafür sie keinen anderen Ausdruck fand, als diesen wilden Jubelschrei der Alpenkinder. Sie stand über einem gewaltigen Spalt, diesem so nahe, daß ein Ruck sie hinweggeschleudert hätte. Als sie hinuntersah, erfaßte sie ein Schwindel, und sie mußte ihre Augen schnell schließen. Ein Schauer überlief sie, jenes eiskalte Grausen, von dem es im Volksmund heißt: „Jemand geht über unser Grab!“ Es war in diesem Augenblick, daß die junge Frau von einem unaussprechlichen Empfinden durchzuckt ward: ‚Stürze dich hinab. Das Grab zu deinen Füßen steht offen. Hinab, hinab! Gleich diesen Augenblick, und du hast einen glücklichen Tod. Wer weiß, ob du jemals eine Stunde so glücklich leben kannst, wie du jetzt glücklich sterben würdest.‘

Es war nur ein Augenblick, blitzschnell wie ein Gedanke . . . Als sie wieder aufsah, fiel ihr Blick auf das Gesicht des geliebten Mannes, der voll Sorge zu ihr hinschaute. Sie lächelte ihm dankbar zu, und was jetzt ihre Gedanken waren, das war ein Gebet: ‚Herr, Herr, laß mich ihn

Aus unserer Bildermappe:



Der Veitensepp vom Veitenhof im Kaiserthal. Liebhaberaufnahme.

glücklich machen, oder laß mich sterben — wenn mein Tod für ihn ein Glück sein sollte.'

Es war zugleich ein Gelöbnis.

XII.

Jetzt lebten sie in dem alten von Geranien und roten Nelken umsponnenen braunen Balkenhause; und es war ein gutes rechtschaffenes Eheleben, welches die beiden miteinander führten. An Frau Crescenz erfüllte sich das Wort: „Er soll dein Herr sein!" Und wenn dieser Herr zugleich ihr Gott war, so brach sie darum doch nicht das Gebot, das dem Christen befiehlt, neben dem einen und einzigen Gott keinen anderen zu haben; denn das Leben des Töchterleins der blauen Genziane war eine inbrünstige Andacht. In beständigem eifrigem Rühren für Küche und Haus verlernten ihre kunstfertigen Finger den Saiten des Pianinos die Klänge der „Cavalleria" zu entlocken

denn der Erwerb des jungen Gatten war gering, und das Bedürfnis der jungen Frau, für ihn gute Kost und sonstiges Behagen im Hause zu schaffen, riesengroß. Die meisten Patienten brachten dem Arzte ihr Honorar in Gestalt von Butter und Eiern, von Geflügel und Wild ins Haus; des Sommers kamen hinzu Beeren, Pilze und Blumen. Die letzteren Gaben wurden stets angenommen, von den ersteren Spenden mußte dagegen vieles wieder zurückwandern, was die Hausfrau, folgsam dem Gebot des Hausherrn, mitunter nicht ohne heimliches Bedauern geschehen ließ. Um so größer war ihr Ehrgeiz, aus wenigem vieles und aus Mäßigem Gutes zu schaffen, eine Hexenkunst, mit welcher sie bald wahre Wunder verrichtete. Doch er, dem all' dies galt, merkte es nicht einmal.

Das war ja auch so weit ganz gut. Es bewies, wie vortrefflich Frau Crescenz sich auf das Zaubern verstand: als ginge alles mit ganz natürlichen Dingen zu! Aber bisweilen hätte sie es doch gerne gehabt, wenn Doktor Alkibiades gemerkt hätte, daß auch das Hexen keine Kleinigkeit sei und dem Hexenmeister Mühe kostet. Es hätte sie beglückt, wenn er mitunter etwas — nur etwas! — erstaunt gewesen wäre, wie behaglich sie es ihm zu Hause machte, wie ausgezeichnet die einfachen Gerichte bereitet waren, und wie in dem kleinen Haushalt niemals an irgend etwas Mangel zu herrschen schien bei häufig recht leerer Kasse. Von der blauen Genziane durfte sie nichts, aber gar nichts sich spenden lassen. Dies war ihr ein für allemal gesagt worden, und Frau Crescenz würde es für ein Unrecht gehalten haben, auch nur mit einem Gedanken an diesem Gebot zu rütteln. Daß er so rein gar nichts merkte oder nur beachtete, bewies eben das Vertrauen, welches er zu seiner Hausfrau hatte. Das mußte ihr genügen, mußte sie beglücken und — das beglückte sie auch. Alkibiades hatte aber ganz andere Dinge in seinen Kopf zu nehmen: die Sorge für das Wohl anderer! Wer ihn genau kannte, dem wäre es vielleicht aufgefallen, in welchem Maße Doktor Alkibiades das Wohl der anderen zu Herzen nahm: seitdem er verheiratet war, womöglich noch mehr als früher. In seinem Hause, wo es doch so hübsch und heimlich war, schien er keine rechte Ruhe zu finden. Seine Sprechstunden hielt er zur frühesten Tageszeit, damit diejenigen seiner Patienten, welche von weit herkamen, den notwendigen Gang zum Arzt mit dem noch notwendigeren zur Gottheit in die erste Messe vereinigen konnten. Nach der Sprechstunde ging es gleich fort, und häufig kehrte der Doktor erst spät am Abend wieder, der ganze starke Mensch in großer Erschöpfung. Nach stumm und hastig eingenommener Mahlzeit an dem stets zierlich gedeckten Tisch pflegte er sehr bald aufzustehen und in dem Allerheiligsten, in seinem Studierzimmer, zu verschwinden. Bis tief in die Nacht hinein saß er dort auf, schreibend, Arzeneien bereitend, in Büchern nachschlagend, denkend, grübelnd: wie er helfen könnte, wo er doch oft nicht recht zu helfen wußte; wie er retten könnte, wo es mit seiner Kraft doch oft zu Ende war.

Frau Crescenz besaß ein Herz, welches die Leiden der ganzen Menschheit im allgemeinen mitfühlte und im besonderen jedes Weh eines jeden Patienten ihres Gatten. Es war entsetzlich, wie viele Leiden es auf der Welt gab — wie viele Patienten ihr Gatte hatte. Etwas weniger Weltunglück und etwas weniger Krankheit in der Gemeinde Wildau wäre schön gewesen. Bisweilen stellte sie sich vor, wie herrlich es auf der Welt und wie köstlich es in Wildau sein müßte, wenn ihr Mann nur wenige Patienten gehabt hätte. Dann müßte er zu Hause bleiben! Den ganzen Tag fast zu Hause bei seiner jungen Frau! Dann hätte sie ihn von früh morgens bis spät abends gehabt: für sich ganz allein! Sie hätten zusammen plaudern, nach den Blumen sehen, im Gärtlein sitzen, spazieren gehen können — alles so recht nach Herzenslust. Er hätte dann auch gewiß bemerkt, wie im ganzen Hause kein Stäubchen vorhanden, wie weiß die Vorhänge, wie schimmernd der Fußboden, wie gedeihend die Geranien und Nelken, wie hübsch gedeckt der Tisch, wie gut bereitet die Gerichte. Noch viel mehr hätte er dann sicher bemerkt: die Liebe seiner jungen Frau, die in jedem Wort, jedem Ton, jeder Bewegung sich ausdrückte, die aus jedem Blick ihn anstrahlte, mit jedem Lächeln ihn anlachte. Und ganz ohne Zweifel hätte er, der Herr Doktor Alkibiades Huber, dann bemerkt, wie glücklich sie, die Frau Doktor Crescentia Huber, geborene Bachmayer war. Wie glücklich

wäre sie aber erst gewesen, wenn er von all' ihrer Liebe etwas gemerkt hätte — nur etwas!

In der Wohnung der jungen Eheleute befand sich ein Gegenstand, welcher Frau Crescenz eine an abergläubische Furcht grenzende heilige Scheu einflößte. Das war die Psyche. Von jener famosen Bildungsanstalt für Töchter höherer Stände, deren Zöglingen die Melodien aus der „Cavalleria“ einstudiert wurden und die sich in die klassische Sprache Chateaubriands versenken durften, ward die „Antike“ als nicht vorhanden betrachtet. Es war eine sehr fromme Anstalt. Das geringe Maß der Bekleidung bei den Statuen der Griechen und Römer galt ihr als im höchsten Grade unchristlich und unsittlich; und sie nahm das Fehlen des paradiesischen Feigenblatts für einen Stempel der Hölle. So kam es, daß ein Fräulein, welches jene heiligen Hallen als gebildete junge Dame verließ, weder von der Existenz der himmlischen Frau von Milo noch von der des apollinischen Gottes vom Belvedere eine Ahnung besaß. Frau Crescenz kannte also nur ein einziges Frauenbild, zu dem der Mensch betete; und das war das wehmütige Antlitz der schmerzensreichen Gottesmutter. Als sie nun in dem Allerheiligsten ihres Eheherrn auf hoher Säule jenen nackten Frauenleib erblickte; als sie gewahrte, mit welchem Ausdruck die Augen des Doktors — wenn er sich unbeachtet glaubte — an dem süßen Antlitz der Unbekleideten hafteten; als ihr klar ward, daß die so schamlos Entblößte eine Art von Heilige für ihren Gatten war, da begann Frau Crescenz, vor dem weißen verstümmelten Frauenleib und dem holdseligen Haupt mit der abgetrennten Schädeldecke leise zu grauen.

Anfangs hatte Doktor Alkibiades auch in seinem neuen Arbeitszimmer der Psyche den Ehrenplatz eingeräumt; und er hatte, vom Schreibtische aufschauend, seine sehnsüchtige Seele — jenes Stück seiner Seele, welches ein Hauch seines Heldennamens erfüllte — an der Götterschönheit des Torso sich trunken schlürfen lassen. Wie durch Hexerei war's ihm dann häufig geschehen, daß vor seinen geistigen Augen das Gesicht seiner jungen Hausfrau erschien, und dann — ach, dann konnte der junge Gatte niemals begreifen, wie es möglich gewesen war, daß er . . . Er vermochte nicht, den Gedanken auszudenken.

Zuletzt ward ihm die Vision, welche das Antlitz der Psyche verzerrte und zur Grimasse entstellte, zu solcher Qual, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als das Psychenbild von seinem Platz zu entfernen und ihm eine Stelle anzuweisen, wo er es nicht so sehr vor Augen hatte. Es kam ihm jetzt vor, als wäre seine Gottheit von einem irdischen Weibe verdrängt worden — von seinem Weibe! — als ob die Ausgestoßene ihm zürnen und auf Rache sinnen müßte. Zugleich erwachte in seinem gütigen Herzen gegen die Urheberin des Götterzorns ein Gefühl von Groll, welches mehr als alles andere schuld daran war, daß er nicht merkte, wie behaglich seine Hausfrau ihm das Haus machte, wie sie ihm zuliebe allerlei Hexenkünste trieb, wie schneeig vor seinen Fenstern die Gardinen leuchteten, wie hell auf dem hübsch gedeckten Tisch abends die Lampe brannte, wie in dem unschönen Gesicht die Augen in Liebe, Zärtlichkeit und Glück strahlten und noch heller gestrahlt hätten, wenn er, dem alles galt, von allem etwas gemerkt haben würde — ach, nur etwas!

XIII.

So vergingen einige Jahre.

Vor den Fenstern des Doktorhauses blühten Geranien und Nelken wie sonst nirgends im ganzen Thal; drinnen war es behaglich und heimlich wie in keinem anderen Hause weit und breit — auch so still, wie es nur in einem Hause sein konnte, in denen keine Kinderstimmen erschallten, keine kleinen Füße treppauf treppab stampften, keine Kinderspiele das ganze Haus durchlärmten.

Die Wildauer sagten: „Unser Doktor, ja der! Das ist ein Mann! Respekt vor dem Mann! Wenn er sich aber nur nicht zu Schanden arbeitet.“

Die Frau Wirtin zur blauen Genziane jammerte: „Was ist das nur mit meiner Crescentia? Jetzt hat sie doch ihren Doktor; jetzt könnte sie doch vergnügt sein. Aber ist sie's wohl? Fällt ihr nicht ein. Mit der Melancholie hat sie's! Und der Doktor — was ist das nur für ein Mann? Anderen hilft er, und seine eigne Frau läßt er ja wohl umkommen?“

„Aber wenn mir doch nichts fehlt, wenn ich doch gesund bin wie ein Fisch im Wasser!“

Frau Amaranth schüttelte wehmütig ihr Haupt und seufzte: „Da hab' ich nun solch gebildetes Kind, und das hat es nun von seiner Bildung! Was hat es nun wohl davon? Daß es ein armes unglückliches Wurm ist."

Aber da fuhr die Frau Doktorin auf.

„Wer sagt das? Wer kann das sagen? Ich sollte unglücklich sein? Und weswegen unglücklich? Weil ich den besten, edelsten, gütigsten Menschen zum Manne habe? Weil ich meinen guten Mann liebe und verehre? Weil mein Mann mich auf Händen trägt? Denn das thut er! Und dann sollte ich unglücklich sein?"

Um ihren Mund zuckte es. Aber ihre Augen strahlten, wie sie in den glücklichsten Tagen ihres Lebens nicht gestrahlt; selbst damals nicht, als Doktor Alkibiades Huber dem Fräulein Crescentia Bachmayer seine Liebe erklärt — vielmehr: als er dieses gefragt hatte, ob das Fräulein Bachmayer seine Frau Doktorin werden wollte?

Auch der geistliche Herr schüttelte über die Frau Doktorin den Kopf, nannte sie im Herrenstübel mit noch stärkerem Nachdruck als früher sein „braves Cenzl, sein liebes braves Cenzl"; aber dieses Mal unterließ er's, Alkibiades darauf aufmerksam zu machen, daß seine Frau wieder einen Arzt nötig zu haben schien: für seine Frau mußte der Mann selbst Seelsorger sein. Erst nach diesem durfte der Priester kommen . . .

Einen großen Sieg erfocht Alkibiades nach schwerem Kampf für seine dankbaren Wildauer auf einem ganz anderen Gebiete als dem ärztlichen. Was den milden Vorstellungen und eindringlichen Bitten des geistlichen Herrn nicht gelungen war, das gelang der zähen Kraft des jungen Arztes: die Wildauer sollten endlich, endlich eine Distriktstraße erhalten!

Für das Thal war es das größte Ereignis des Jahrhunderts, als eines schönen Tages in Wildau die Herrn Beamten erschienen, um die neue Straße zu bestimmen und abzumessen. Sie wohnten in der blauen Genziane, um welche zu jeder Tageszeit ein Hause Wildauer versammelt stand, um die Männer anzustaunen, die sie mit der Welt weit da draußen in Verbindung setzen, ihnen die ersehnten Fremden herbeischaffen sollten: ganze Mengen von Fremden, das heiß begehrte Geld der Fremden, wahre Berge von Geld! Die blaue Genziane plante bereits einen gewaltigen Neubau; bereits jetzt munkelte man von einem halben Dutzend Konkurrenten, die der leuchtenden Alpenblume erstehen würden. Villen sollten gebaut, Kaufläden eröffnet werden. Das arme Örtlein hatte ein Fieber ergriffen, dessen Symptome dem ernsthaften Beobachter bedenklicher erscheinen konnten, als eine ausbrechende Typhusepidemie.

Auch diese würde wie durch Zauber verschwinden, sobald Wildau die Heerstraße hatte und das Geld, welches auf derselben in Wildau einströmen würde; denn von dem Gelde — von nur einem kleinen Teile desselben! — sollte dann auch die Kanalisation hergestellt werden und damit für Wildau der letzte Rest irdischen Glückes.

Wenn die Wegemesser des Morgens auszogen, wurden sie von einer Volksmenge begleitet; und im Herrenstübel der blauen Genziane ging es des Abends hoch her mit Forellen, Backhuhn und rotem säuerlichem Tiroler, mit Zukunftsplänen und Hoffnungen.

Auch für Frau Crescenz waren es große Tage. Ihre etwas bleich gewordenen Wangen rötete die Freude, und aus ihren bisweilen traurigblickenden Augen leuchtete der Stolz — Freude und Stolz statt des einstmaligen glanzvollen Glückes.

Aber an sich selbst hatte sie niemals gedacht, ihr eignes Glück hatte ihr immer für gar nichts gegolten. Wenn sie jetzt hörte, wie es ihr Gatte war, durch den alle diese großen Dinge vollbracht wurden; und wenn sie sah, wie er sich beglückt fühlte, so war es für sie durchaus das Nämliche, als wäre sie selbst die Beglückerin von Wildau, also die Beglückte gewesen. Nur für Augenblicke konnte eine trauervolle Eifersucht sich ihrer bemächtigen, ein schmerzlicher Neid sich in ihr Gemüt schleichen: ward doch ihr Gatte nicht durch sie, sondern durch seine Arbeit glücklich gemacht! Hätte sie für ihn das Glück vom Ende der Welt herbeischaffen können, sie hätte ihr ganzes Dasein zu einer einzigen Pilgerschaft auf bloßen Füßen, bei Sonnenbrand und Winterfrost, über Distel und Dornen gemacht.

Ein Fest für die Doktorsleute und für sämtliche Wildauer war der Tag, an dem dann endlich, endlich die Straßenarbeiter einrückten. Es waren keine Einheimischen, sondern Fremde: Italiener! Eine kleine

Schar brauner Männer war's mit schwarzem Haar und funkelnden Augen. Sie hatten schlanke feingegliederte Gestalten und Hände, denen man keine harte Feldarbeit zutraute. Die meisten waren junge Burschen, einige bereits verheiratet. Ihre Frauen brachten sie mit in die Alpenwildnis. Diese trugen fürchteten sich und sahen feindselig auf die jungen Weiber der Fremden.

Als die Straßenarbeit begann, versammelten sich die Wildauer und die Honoratioren. Doktor Alkibiades that feierlich den ersten Spatenstich, und der geistliche Herr sprach dazu einen Segen.

Aus unserer Studienmappe:



Am Weiher. Kreidezeichnung von W. von Debschitz.

ihre bunte heimatliche Tracht und auf dem Haupt ein schweres weißes Schleiertuch. Sie waren größer und erschienen kraftvoller als die Männer, aber auch fremdartiger und wilder.

Den Thalleuten flößten die Herbeigezogenen Scheu ein. Besonders die Frauen

Als Frau Crescentias Gatte die Schaufel voll Erde ausgrub und fortwarf, fiel sein Blick zufällig auf eine von den fremden Frauen, die in der Nähe standen und zuschauten. Es war ein blutjunges kleines und überaus zierliches Geschöpf. Aus dem faltigen Hemde, welches aus einem purpur-

braunen steifen Mieder sich aufbauschte, leuchtete ein feines Hälslein, das eine Korallenschnur, rot wie ein Blutstreifen, umschloß. Die Hautfarbe glänzte gleich mattem Gold. Kastanienbraunes üppiges Gelock umrahmte das schmale, blasse Gesichtchen, darin düstere, mächtige Augen brannten, die Lippen so rot waren, wie die blutfarbene Korallenschnur. Das Oval des Gesichts war von einer Zartheit wie bei einem Kinderantlitz, und seine Züge schimmerten so rein wie von der Hand eines großen Künstlers aus gelbem nubischem Marmor geschnitten.

Die zarten Wangen, das feine Hälschen betrachtend, mußte Alkibiades unwillkürlich die kindliche Schulter sich vorstellen, den reizenden Nacken, die unschuldige Brust. Und plötzlich fiel ihm die Psyche ein: seine Psyche! Sogleich durchzuckte seine Seele ein glühender Schrecken, so heftig, daß seine Hand zitterte und er die Schaufel fast hätte fallen lassen. Es erzitterte plötzlich in ihm der ganze Mensch. Da trat der Pfarrer zu ihm und verdeckte das allerliebste Persönchen. Später war es verschwunden.

— — — — — — — — —

Die Fremden hatten vor dem Ort aus Laubhütten und Zelten ein Lager aufgeschlagen, wo sie nach heimischer Sitte lebten und von den Thalleuten sich entfernt hielten. Alkibiades mußte häufig an der kleinen Kolonie vorüber. Er schlug aber auch dann den Weg ein, der zu dem Lagerplatze führte, wenn ein anderer näher gewesen wäre und trotzdem er zu unnützen Wegen jetzt weniger als je Zeit hatte. Abends brannten vor den Hütten helle Feuer, darüber die Arbeiter in gewaltigen Kesseln das Nachtmahl bereiteten. Die Klänge einer fremden wohllautenden Sprache tönten zu dem Arzt, der lauschend stehen geblieben war, herüber, und er sah in dem grellen Lichtschein die Gestalten eines schönen südlichen Menschenschlages um die Hütten sich lagern oder die Männer lang ausgestreckt bei den Feuern liegen. Eines Abends vernahm der Vorübergehende wüsten Lärm und gellendes Geschrei von Frauenstimmen. Er eilte hin und fand Männer und Weiber in feindseligen Gruppen stehen und in wildem Wortgefecht gegeneinander begriffen. Alkibiades glaubte jeden Augenblick, ein Dolchmesser zucken und vor seinen Augen einen Mord geschehen zu sehen. Aber es gelang den Frauen, die Männer, die sich bereits herausfordernd aufgestellt hatten, wieder auseinander zu bringen, so daß Alkibiades sich entfernen konnte, ohne daß sein ärztlicher Beistand nötig gewesen wäre. Nach diesem Vorfall ging er womöglich noch häufiger an dem Lager vorüber: es hätte doch sein können, daß man ihn dort notwendig brauchte.

Ein andermal vernahm er Mandolinenspiel und Gesang einer Männerstimme. Wie melodisch die Weise war, wie schwermutsvoll das Lied klang, welche Trauer es in dem Herzen des Lauschers erweckte, welche — Sehnsucht. Die Weisen der „Cavalleria" von den Händen seiner Gattin den Saiten entlockt, — lang, lang war es her — hatten seiner Zeit nicht den mindesten Eindruck auf das unmusikalische Gemüt des jungen Arztes gemacht; plötzlich fühlte er sich durch Spiel und Gesang des fremden wandernden Volkes wundersam berührt, dann in seinem tiefsten Inneren mächtig ergriffen. Was bedeutete das? Was war das mit ihm?

An schönen Sonntagabenden tanzten die Fremden vor ihren Laubhütten und Zelten. Eine leidenschaftliche Musik tönte weit ins Land hinaus durch den Frieden des einsamen Thales, bacchisches Gerassel des Tamburins. Es kam vor, daß Alkibiades den Besuch eines Patienten nicht gerade versäumte, aber doch hinausschob, daß er also einen Menschen länger leiden, seine Angehörigen länger sich sorgen ließ, weil er vor dem Lager stand, auf die wilden Weisen lauschte und dem Tanz der Fremden zuschaute. Er lauschte und sah zu wie gebannt, wie verzaubert.

Das schlanke Persönchen tanzte jedesmal. Es schien so leidenschaftlich gern zu tanzen, daß es, wenn es gerade keinen Tänzer bekam, ohne einen solchen sich behalf. Mit dem Gesicht einer Verzückten warf es das feine Haupt in den Nacken. Jedes Glied schien beseelt, jede Bewegung war voll Rhythmus und Schönheit; das kindlich junge reizende Geschöpf glich einer traumhaften Verkörperung von Erdenfreude und Daseinslust. Wie ein Wesen aus einer fernen, fremden Welt kam sie dem jungen Arzt vor; nach jedem neuen staunenden Schauen immer fremdartiger, geheimnisvoller, reizender.

Aber was begab sich mit ihm, daß es ihn erregte, wenn sie mit einem der jungen Burschen tanzte? Er stand, starrte hinüber und wartete, wer ihr Tänzer sein würde? Fast angstvoll wartete er. Natürlich würde wieder der Jüngste und Schönste mit ihr, der Jüngsten und Schönsten, tanzen! Das gab dann ein Paar ...

Da war besonders einer, der zu ihr paßte, als wäre er vom Himmel eigens für sie geschaffen worden. Es war eine Adonisgestalt, das braune bartlose Gesicht wie eine antike Kamee. Daß es solche Menschenschönheit geben konnte!

Es war lächerlich, es war verrückt, aber es war so: Alkibiades konnte eine heftige Unruhe nicht los werden, wenn er die beiden schönen Menschen zusammen sah. Beide waren ja noch die reinen Kinder! Was kümmerte es ihn, wenn sie sich einmal lieben und heiraten würden? Er hätte daran seine Freude haben sollen. Jenes winzige Bruchstück seines innersten Menschen, das von einem Hauche seines Namens beseelt war, hätte die Vorstellung von einer Vereinigung der beiden wundervollen Menschenkinder genießen müssen wie den Anblick eines Kunstwerkes. Statt dessen empfand er, so oft er die zwei zusammen erblickte, ein eigentümliches brennendes Weh.

Er sah sie oft zusammen. Es konnte also kein Zweifel sein, daß sie ineinander verliebt waren. Sie schienen die Lieblinge der kleinen Kolonie zu sein. Wenn sie miteinander tanzten, so standen die anderen, schauten ihnen zu und hatten ihre Freude daran. Selbst diese Halbwilden fühlten die zwingende Macht jugendlicher vollkommener Schönheit. Nein! Von dieser Gottheit hatte Doktor Alkibiades Huber trotz des Psychenbildnisses in seinem Arbeitszimmer keine Ahnung gehabt. Jenes war blasses totes Gestein, dieses beseeltes flammendes Leben! Wie eine Offenbarung überkam es den jungen Arzt mit dem langen, ungeschlachten Körper, dem unschönen, fahlen Gesicht und dem von einer unverständlichen Sehnsucht verzehrten jungen einsamen Herzen.

— — — — — — — —

Kehrte Alkibiades von solchen Ausgängen spät abends nach Hause zurück, so merkte er noch weniger als sonst, wie herrlich in dem Gärtlein vor dem alten Hause Feuerlilien und blauer Rittersporn blühten, die Frau Crescenz in dankbarer Erinnerung aus dem elterlichen Garten in ihr neues Leben verpflanzt hatte und die sie mit solcher Sorgfalt pflegte, wie ihr Gatte seine Patienten. Jetzt stand sie abends manche Stunde einsam unter den hohen Blumenbüschen, den Entfernten erwartend. Gern, ach so gern wäre sie ihm, wenn er dann endlich kam, entgegengeeilt; aber sie schlüpfte ängstlich ins Haus, als würde sie von dem Heimkehrenden bei einem Unrecht ertappt, wenn dieser sie draußen wartend gefunden hätte. Erst nach einer Weile suchte sie ihn in seinem Zimmer auf, wo er, ohne seine Hausfrau begrüßt zu haben, bereits am Schreibtische saß, die leise Mahnung, daß das Essen auf ihn wartete, häufig ungeduldig abwehrend: er hätte zu thun! Erschien er endlich, so merkte er weniger als je die blütenweißen Gardinen, die blitzblanken Dielen, den zierlich gedeckten Tisch auf dem stets ein Strauß frischer Blumen stand und dessen Gerichte trotz des langen Ausbleibens des Hausherren nicht verdorben waren. Er aß hastig einige Bissen, entweder unter tiefem Schweigen oder flüchtig von diesem oder jenem Kranken berichtend, an welchem die Frau Doktorin besonders herzlichen Anteil nahm. Während er von seinen Erkrankten sprach, merkte der junge Arzt ganz und gar nicht, daß er einer Schwerkranken gegenübersaß, für die es nur eine Medicin gab, welche noch heilen und helfen konnte: etwas Freundlichkeit, etwas Liebe, etwas Zärtlichkeit — nur etwas! Der Doktor wäre jedenfalls wie aus den Wolken gefallen gewesen, wenn man ihm gesagt hätte: ‚Aber, so blicke doch nur ein einziges Mal auf, so sieh sie doch nur ein einziges Mal an mit deinen scharfen Augen, welche dem Kranken sein Übel vom Gesicht ablesen!‘ Er war ganz beruhigt, ganz sicher; denn hatte er ihr, als sie damals schwer krank war, nicht gegeben, was er ihr zu geben vermochte? Seine herzliche Teilnahme, sein tiefes Bedauern, sein Mitleid! Aus Mitleid, und nur aus Mitleid, hatte er das lange anmutlose Kind der blauen Genziane zum Weibe genommen! Was wollte es mehr, was konnte er noch thun? Er war mit seinen Mitteln zu Ende, selbst wenn er einmal aufgeblickt und den schweren Ernst des Falles erkannt haben würde. War er doch außer stande, sich selber zu helfen.

XIV.

Es war begreiflich, daß an dem Fortschritt des Straßenbaues niemand solchen lebhaften Anteil nehmen konnte, als der Mann, dessen Willenskraft den großen Verkehrsweg für Wildau durchgesetzt hatte. So oft es daher seine Zeit nur irgendwie zuließ, besichtigte Alkibiades die Thätigkeit der Fremden. Das Wetter blieb den ganzen Sommer über köstlich, was der Arbeit äußerst zu statten kam; aber die Schwierigkeiten bei Überwindung des felsigen Terrains erwiesen sich größer, als man geglaubt hatte. Es galt, den Weg durch jenen Engpaß zu sprengen, dessen Wände aus bedeutender Höhe senkrecht und häufig mit weit überhängenden Klippen bis zu dem reißenden Gewässer abfielen. Hier geschah die Arbeit unter beständiger Lebensgefahr.

So oft der Doktor seine geliebte Straße besichtigte, begegnete er der jungen Italienerin, mit der seine Gedanken so viel beschäftigt waren. Sie arbeitete mit ihren Landsleuten. Schutt und Geröll schleppte sie fort, die schwere Last in einem Kupfergefäß auf dem Haupte tragend. Sie ließ dabei beide Arme herabhängen und schritt in feierlicher Ruhe dahin, als wandelte sie in einer Prozession. Alkibiades erschien es unbegreiflich, daß die feine Gestalt unter dem starken Druck nicht zusammenbrach, der schlanke Hals nicht knickte wie ein Lilienstengel. Wie konnte man das Kind eine solche Felsenbürde schleppen lassen? Er hätte sie gerne gegrüßt, aber sie würdigte ihn nie eines Blickes. Als wäre er, der baumlange Mensch, der hart an ihrem Wege stand, gar nicht vorhanden, schritt sie an ihm vorüber. Woher nahm das junge habwilde Geschöpf diese Haltung? Was gab ihr diese Miene von Unnahbarkeit? Sie war ein Taglöhnerkind, eine gewöhnliche Lastträgerin; und dabei trug sie das Köpfchen, als wäre sie eine große Dame.

In Wildau glich eine Bauerndirne eben einer Bauerndirne; und seine eigne Frau —

Erst jetzt fiel es dem Arzt auf, wie elend das Kind — denn etwas anderes war sie ja nicht — gekleidet ging. Statt der Schuhe Lappen von grauer Leinwand um die Füße gewickelt, mit einem Lederriemen festgehalten; das feine Körperchen steckend in einem Röcklein aus einem harten dunkelblauen Stoff, welcher sich eng um den schlanken Leib legte; die zarte Brust umpanzert mit einem unförmlichen Mieder, ehemals von leuchtendem Rot, jetzt von einem häßlichen Rostbraun. Aber sie trug auch des Werktags die Korallenschnur, die den schlanken Hals wie mit einem Blutstreifen zeichnete und so rot war wie ihre Lippen.

Alkibiades wußte nicht, ob die junge Fremde von ihm überhaupt etwas wußte, wo er doch fast täglich kam und auch im Lager der Fremden eine populäre Persönlichkeit war. Sie hatte indessen solche Art, über ihn hinwegzusehen, daß er über diesen Punkt zweifelhaft blieb. Die Sache beschäftigte ihn sehr.

Eines Tages erschien er, die Straßenarbeiten besichtigend, zu einer Zeit, wo gerade gesprengt ward. Als die Mine auffliegen sollte, sprang einer der Arbeiter vor und schwang zum Zeichen, daß jedermann sich sofort zu entfernen hätte, eine kleine rote Fahne. Das Signal zum Abbrennen des Schwefelfadens war bereits gegeben worden, als Alkibiades die junge Fremde gewahrte, die mit ihrer Last auf dem Haupt feierlichen Schrittes daher gegangen kam und zwar unmittelbar unterhalb der Felsenwand, die abgesprengt werden sollte. Ihre Landsleute schrieen ihr zu, das Gefäß fortzuwerfen und zu laufen, zu flüchten. Gelassen ging sie jedoch weiter. Da stürzte Alkibiades vor, faßte sie beim Arm, daß sie ihre Last fallen lassen mußte, und riß sie mit sich fort. Im nächsten Augenblick krachten die Schüsse. Unter Donnergetöse wirbelte eine hohe Erdfontaine auf. Felsblöcke flogen in die Tiefe, über die Stelle hinweg, wo noch soeben die Fremde geschritten war, welcher der Doktor das Leben gerettet hatte.

Alkibiades war so bleich geworden, als wäre ein von ihm geliebter Mensch in Todesgefahr gewesen und nur durch einen Zufall vor dem Verderben bewahrt geblieben. Um so gelassener zeigte sich die Gerettete selbst. Mit einer unnachahmlichen Grandezza beugte sie das Köpfchen gegen ihn, lachte ihn an und sagte mit einer süßen Kinderstimme in ihrer wohllautenden Sprache die zwei Worte:

„Grazie, Signore!“

Dann ging sie, sich ein neues Gefäß zu beschaffen — das ihre lag unter der abgestürzten Schuttmasse — und fuhr alsbald in ihrer Arbeit fort, als ob nichts



Larghetto. Bronze-Relief von Paul Sturm.
(Grosse Berliner Kunstausstellung, 1000.)

geschehen wäre. Alkibiades sah noch, wie ein Italiener zu ihr stürzte und unter leidenschaftlichen Gestikulationen laut in sie hineinsprach. Es war jener junge bildschöne Mensch, mit welchem sie Sonntags zu tanzen pflegte. Also für ihn hatte der Doktor das reizende Wesen gerettet!

Aus der Ferne zuschauend, bemerkte er, wie das Mädchen den leidenschaftlich Erregten lachend etwas sagte, wie sie lachend zurückdeutete: auf ihn! Da schwenkte der Verlobte oder der Geliebte des holden Kindes mit heftigen Gebärden seinen Hut zum Doktor hinüber. Dieser nickte dem Jüngling einen flüchtigen Gruß zu, wendete sich dann hastig ab, ging fort, dachte: ‚Also für ihn gerettet . . .‘

Obgleich es sich um eine Sache handelte, bei welcher sich Alkibiades in Lebensgefahr begeben hatte — denn die Mine hätte aufspringen und beide begraben können — erwähnte er des Unfalls mit keiner Silbe weder im Herrenstübl der blauen Genziane, noch im heimischen Wohngemach. Als die Wildauer von dem großen Ereignis durch Augenzeugen erfuhren, es vielfach beredeten und den Helden laut rühmten, wurden sie von diesem fast rauh zurückgewiesen, was ihrem „guten“ Doktor Huber so unähnlich sah, daß es allgemein Verwunderung und Betroffenheit erregte. Um möglichst wenig von der Sache zu hören, machte sich der Doktor möglichst viel bei seinen Patienten zu thun; besonders bei den sehr entfernt und einsam wohnenden. Auf der neuen Straße blieb er jetzt ganz aus. Es hätte sonst den Anschein haben können, als käme er, um von der Geretteten und deren Schatz — wie konnte das Kind bereits einen Liebhaber haben?! — sich danken zu lassen.

Noch mehr verdroß ihn, daß durch seine That die Wildauer auf die junge Fremde aufmerksam gemacht worden waren. Viele gingen jetzt eigens hin, um das Mädchen sich anzusehen. Es gefiel den Wildauern gar nicht; ja, sie verglichen das reizende Geschöpf mit einer wilden Katze. Das wirre rote Haar, die schwarzen funkelnden Augen und die gelbe Haut deuchten den biederen Älplern unheimlich. Zu seinem großen Erstaunen machte Alkibiades die Entdeckung, daß die allgemeine Abneigung, welche das Persönchen erweckte, ihn, anstatt zu verletzen, ungemein freute: die junge Fremde sollte nur ihm gefallen, nur von ihm schön und reizend gefunden werden.

Dieselbe seltsame Scheu, die ihn verhindert hatte, das Mädchen zu grüßen, war Ursache gewesen, daß er sich weder nach ihrem Namen noch nach ihren Verhältnissen erkundigt hatte. Durch das Gerede, welches plötzlich in Wildau entstand, erfuhr er nun, daß sie Domenika Sechetti hieß, aus dem Sabinergebirge stammte und eine Waise war. Das Blut stieg dem Doktor zu Kopf. Wenn das arme Kind nicht mehr Vater und Mutter besaß, wie durfte es dann mit einer Bande von Arbeitern sich herumtreiben? Wer nahm sich seiner an, wer beschützte es? Denn jener bildschöne, blutjunge Mensch, der immer um die Kleine war, konnte doch unmöglich bereits ihr Mann sein? Sie waren ja beide noch Kinder!

Aber Domenika befand sich gut aufgehoben bei ihrem älteren und einzigen Bruder, der Vorarbeiter war. Diese Nachricht beruhigte Alkibiades etwas. Überdies war jener schöne Jüngling nicht etwa ihr Geliebter — das wäre ja auch unmöglich gewesen! — sondern in aller Form ihr Verlobter, der allerdings mit der Hochzeit noch einige Jahre würde warten müssen. Der Name des Bräutigams war Ettore Baldi.

Je weniger der Doktor jetzt die Fremde sah — denn auch das Schleichen um das Lager, hatte er sich selber strengstens verboten — um so mehr mußte er ihrer gedenken: daß sie Domenika hieß und sozusagen eine Römerin war; daß er sie einen Augenblick in seinen Armen gehalten und sie dabei unwillkürlich an sich gedrückt hatte; daß er von ihr angelacht worden war . . . Und wie sie ihm gedankt hatte: „Grazie, Signore!“ Wie sie das sagte, wie das klang! . . . Eine ganze Welt voll Wohllauts in den zwei Worten, ein fremdes, geheimnisvolles Reich der Schönheit, darüber ein tiefblauer leuchtender Himmel sich spannte, darin ewig die Sonne schien, wundersam glühende Blumen blühten, junge schöne Menschen wandelten, Melodien und Gesänge ertönten —

Sie war über die Todesgefahr, der sie entronnen, auch nicht ein bißchen erschrocken gewesen. Sie hatte ihn angelacht, hatte ihm für die Erhaltung ihres jungen Lebens nicht viel wärmer gedankt, als hätte er ihr eine Blume geschenkt: „Grazie, Signore!“

Und der gute Alkibiades ertappte sich

dabei, wie er den Dank der Fremden sich laut vorsagte. Er führte zwar den herrlichsten Hellenennamen, aber in seinem Munde klang die süße Sprache der Kinder des Südens hart und rauh, geradezu barbarisch.

Frau Crescenz schien von dem Vorfall nichts vernommen zu haben; wenigstens erwähnte sie desselben nicht. Ihr Gatte wunderte und freute sich darüber; denn es wäre ihm mehr als unangenehm gewesen, wenn seine Hausfrau, für die er so wie so ein Halbgott war, noch mehr bewundernd zu ihm aufgeblickt hätte. Um so stärker war sein Verdruß, als eines Sonntagnachmittags die Gattin ihn bat — es war strahlendes Wetter, und der Doktor hatte zufällig keinen Krankenbesuch zu machen — sie auf einem Spaziergang zu begleiten: sie möchte gern die junge Römerin sehen, der er das Leben gerettet.

Frau Crescenz äußerte so selten eine Bitte, und Alkibiades führte seine junge Frau so selten spazieren, daß er es nicht über sich gewann, ihren Wunsch abzuschlagen, so gern er es gerade dieses Mal gethan hätte. Also setzte die Frau Doktorin ihren sonntäglichen Hut auf, warf ihren sonntäglichen Umhang über und machte sich in wahrer Feiertagsstimmung mit ihrem Gatten auf den Weg nach dem Lager der Fremden, wo der Ruhetag wie gewöhnlich mit Musik und Gesang festlich begangen wurde.

Sehr bald entdeckte der Doktor die kleine feine Gestalt, konnte sich jedoch sonderbarerweise nicht gleich entschließen, sie seiner Gattin zu zeigen. Ihr Verlobter war natürlich auch da — dicht neben ihr! Die beiden lagerten auf einem grasigen Abhang und ließen die glühende Sommersonne auf sich herabbrennen, wobei ihnen so wohlig zu Mute zu sein schien, wie zwei sich sonnenden Eidechsen. Doktor Alkibiades, dem langen, schwerfälligen, oberbayerischen Doktor Alkibiades Huber, überkam plötzlich eine heiße Lust, seiner guten Frau davonzulaufen, zu dem jungen Paare zu eilen, bei diesen in dem blumigen Rasen sich auszustrecken und von der Sonnenglut sich versengen zu lassen.

Etwas mühsam brachte er sich wieder zur Besinnung, zeigte Frau Crescenz die Gruppe der jungen Leute und ging mit ihr etwas näher.

Jetzt hatten auch die beiden das andere Paar gesehen. Sie standen auf und kamen herab, wobei Domenika den Doktor anlachte, als wären sie gute alte Bekannte. Plötzlich blieb sie wie versteinert. Sie stand und starrte auf die lange unschöne Frauengestalt an des Doktors Seite, auf das breite grobe Gesicht unter den mit Federn und Blumen überreich garnierten mächtigen Hut. Alkibiades wußte sogleich, was die kleine Person dachte: ‚Ist die aber garstig! Pfui, wie garstig die ist!‘ Er fühlte, daß er bis zu den Haarwurzeln errötete, fühlte, daß er sich schämte: seiner wackeren Hausfrau sich schämte, vor einer sabinischen Straßenarbeiterin! Zugleich fühlte er einen heißen Zorn gegen sich aufsteigen, einen wahren Haß.

Unfreundlich nickte er dem jungen Paare zu, wandte sich kurz ab, sagte mit rauher Stimme: „Du hast deine Neugierde befriedigt, komm jetzt nach Hause.“

Er ging sogleich davon. Frau Crescenz aber stand und blickte unverwandt auf das junge, braune, fremdartige, wunderschöne Geschöpf, dem ihr lieber Gatte das Leben gerettet.

XV.

Eines Nachts wurde Alkibiades durch dröhnendes Pochen an der Hausthür und wilde Rufe geweckt. An den Stimmen erkannte er die Fremden: im Lager der Straßenarbeiter mußte etwas geschehen sein!

Hastig kleidete er sich an und eilte hinaus. Draußen fand er zwei Italiener, von deren aufgeregten Reden er nur so viel verstand, daß ein Streit stattgefunden hatte, daß es dabei zum Handgemenge gekommen und jemand schwer verwundet worden war. Nachdem sich der junge Arzt mit Verbandzeug und allem sonst Nötigen versehen, folgte er den Männern, die nicht aufhörten, in ihn hineinzuschreien und sich wie unsinnig zu gebärden.

Das ganze Lager war auf den Beinen, lief und lärmte durcheinander, als hätte ein allgemeiner Kampf stattgefunden. Noch brannten einige Feuer und warfen ihren flackernden Schein auf die wilde Scene, darüber ein leuchtender Sternenhimmel sich wölbte.

Der Arzt wurde zu einem Platz geführt, wo Gedränge und Geschrei am stärksten waren. Als die Leute den Doktor

erkannten, wurde es plötzlich still, und man machte ihm freie Bahn. Da sah er denn —

Sie hatten die beiden jugendlichen Körper an das Feuer und dicht nebeneinander gelegt, als sollten sie zusammen aufgebahrt werden. Für den Jüngling war alle menschliche Kunst vergebens: der Dolchstoß des Mörders oder Rächers hatte sein Herz durchbohrt; aber das Mädchen zeigte noch schwache Spuren von Leben.

Die Hand des jungen Arztes zitterte, als sie die Schwerverwundete berührte. Das war ihm noch niemals geschehen. Von seiner Untersuchung hingen Leben und Tod ab: er mußte ruhig sein, ruhig wie noch nie. Dazu begann jetzt das Geschrei von neuem. Kurz entschlossen schlang Alkibiades beide Arme um die Regungslose, hob sie sorgsam auf, als wäre sie ein krankes kleines Kind, und trug sie in das erste beste Zelt. Nur eine alte Frau durfte bei ihm bleiben, ihm zu leuchten. Um die Stelle zu finden, wo der mörderische Stoß das Mädchen traf, mußte der Arzt die Bewußtlose entkleiden. Kein Augenblick war zu verlieren. Er nahm sein Messer und schlitzte die faltigen Ärmel, das steife Mieder auf. Fast mit Entsetzen starrte er auf die entblößte reizende Schulter, auf die entblößte junge Brust: das Bildnis der Psyche war Fleisch geworden!

Er ermannte sich und suchte nach der Wunde. Ein winziger bläulicher Flecken unter dem Herzen war alles, was er fand. Wäre wenigstens Blut geflossen!

Jetzt kniete er neben sie und preßte sein Ohr gegen ihre Brust. Da fühlte er die Lebenswärme des jungen Leibes, den leisen zuckenden Schlag ihres Herzens ... Dann erfuhr er auch, wie alles so furchtbar gekommen war. Der rasend verliebte junge Mensch hatte sich in der Nacht zu seinem Mädchen geschlichen, der Bruder Verdacht gefaßt und heimlich den Wächter gemacht. Kaum trat ersterer in die Hütte, wo Domenika allein schlief, als der Bruder mit gezücktem Dolchmesser hinein stürzte und in dem nur von mattem Sternenschimmer erfüllten engen Raume so lange auf den unseligen Jüngling zustieß, bis derselbe eine Leiche war. Dann warf sich der Rasende auf die Schwester. Sie machte keinen Versuch zu fliehen, that keinen Hilferuf, keinen Laut. Regungslos, lautlos stand sie, sah vor ihren Augen den Geliebten abschlachten und erwartete für sich selber den Tod — wartete regungslos, lautlos!

Als sie unter dem brüderlichen Messer hinsank, warf der Mörder den blutigen Dolch fort, verließ die Hütte, weckte den Ältesten, berichtete gelassen seine That, verließ darauf das Lager, ohne aufgehalten zu werden. Niemand wußte, wohin er gegangen war.

Zwanzig Dolchstiche zählten sie an dem Leichnam des Jünglings. Auch die Domenika glaubten sie tot.

Es sollte das erste Mal gewesen sein, daß der Ermordete seiner Verlobten einen nächtlichen Besuch abgestattet; bereits im Herbst hätte die Hochzeit stattfinden sollen.

Unmöglich konnte die Verwundete im Lager bleiben: es wäre ihr sicherer Tod gewesen. Aber wohin mit ihr? Ein Krankenhaus gab es in Wildau nicht; der Arzt wußte daher nur einen Ort, wo seine neue Patientin gut untergebracht werden konnte, und das war sein eignes Haus.

Einen Augenblick dachte er an seine Frau, einen Augenblick zauderte er. Zugleich machte er sich Vorwürfe, daß er zu zaudern vermochte, wo doch jeder Aufschub den Tod der Schwerkranken nach sich ziehen konnte. Dann war er entschlossen.

Es handelte sich um seine Pflicht, und seine Pflicht muß der Mensch erfüllen, zumal der Arzt. Rasch wurde eine Tragbahre verfertigt und die noch immer Besinnungslose von Alkibiades sanft darauf niedergelegt. Er schlug um sie ein Tuch, welches er, um sie gegen jeden rauhen Luftzug zu schützen, auch über ihr Gesicht zog. Es hatte den Anschein, als trügen sie durch die Nacht eine Leiche davon.

Damit die Träger jedem Stein aus dem Wege gehen konnten, ließ Alkibiades durch einen Knaben voraus leuchten. Langsam, langsam mußten die Männer schreiten. Er selbst ging dicht neben der Bahre, auf der so viel Schönheit gebettet lag. Alkibiades konnte die Vorstellung nicht los werden, wie die kleine feine Gestalt in dem engen halb dunklen Raum stand, den Geliebten töten sah, selbst zum Tode bereit: regungslos, lautlos!

Frau Crescenz hatte sich angekleidet und erwartete ihren Mann. Die Stimmen, die diesen gerufen hatten, waren so furchtbar gewesen, daß gewiß etwas Entsetzliches geschehen war. Eine wunderliche Gewalt

zwang sie, fort und fort an das junge Mädchen zu denken, vor dessen geheimnisvoller Schönheit sie ein unverständliches Grauen empfand, beinahe wie vor dem weißen Frauenleib, den ihr Mann wie ein Heiligtum hielt. Aber wie ein Heiligtum, welches zu verehren heimliche Sünde und Schuld war.

Dann vernahm sie Schritte. Langsam, langsam näherten sie sich dem Hause: ‚Gerade, als trügen sie jemand? Einen Toten?‘ — durchfuhr es die Gedanken der einsam wartenden Frau. Wen anders konnten sie ihr ins Haus getragen bringen, als den Herrn des Hauses?

Nur das nicht! Nur nicht tot! Nur leben sollte er! Zu lieben brauchte er sie nicht; aber leben mußte er! Wie konnte sie jemals, auch nur für einen Augenblick, unglücklich gewesen sein? Ihr Glück war, daß er lebte. Und jetzt brachten sie ihn!

An dem ungeheuren Schmerz, der sie durchdrang, empfand sie ihre ungeheure Liebe. Zum erstenmal ward ihr klar, daß diese maßlos, grenzenlos sei; daß es ihrem leidenschaftlichen Bedürfnis nach Glück genügte, daß er lebte und sie ihn lieben dürfte.

Da vernahm sie seine Stimme, und sie hätte auf ihn zufliegen, hätte ihm zujubeln mögen, wie glücklich sie sei, wie glückselig, nur weil er lebte! Doch dann faßte sie sich, nahm die Lampe, ging ihm möglichst gelassen entgegen ... Gerade trugen vier Männer eine Bahre, darauf eine verhüllte Gestalt lag, ins Haus, und ihr Mann gebot den Trägern, ihre Last behutsam niederzulassen. Dann kniete er nieder, hob das Tuch auf, winkte seiner Frau, ihm zu leuchten, beugte sich auf die Liegende herab, tief herab, und dann — nach einer langen Weile, einem langen Schweigen erhob er sich, sagte leise und freudig: „— Ich werde sie retten. Aber du mußt mir helfen.“

Das wollte Frau Crescenz. Nicht nur jetzt wollte sie ihm helfen, sondern immer, immer.

— — — — — — — — —

Und sie half ihm. Tag und Nacht half sie ihm. Ohne ihre getreue Hilfe wäre der Doktor mit aller seiner Kraft und all seiner Kunst machtlos gewesen. Es kam so wie so einem Wunder gleich.

Wenn Frau Crescenz einmal ermüdete, so dachte sie jener Zeit, wo sie todkrank dagelegen hatte, wo sie durch seine unermüdliche Sorge dem Leben erhalten blieb. Und ihm hatte damals niemand geholfen!

Wenn sie nur das eine wüßte: warum er sie damals nicht hatte sterben lassen? Es wäre so barmherzig gewesen; da er doch wußte — Und da er sie doch nicht wieder liebte, sie nur aus blutigem Mitleid — — Wenn doch eine Stunde käme, wo sie ihm für sein Mitleid würde danken können.

Eigentlich war es grausam, daß ein Arzt einen Kranken nicht sterben lassen durfte, wenn für ihn der Tod das Beste, das Allerbeste war. Seine Grausamkeit gegen sie war fast so groß wie sein Mitleid gewesen.

Mit dieser Todkranken war es etwas ganz anderes. Sie war so jung, so reizend; sie konnte Liebe einflößen, glücklich machen. Sie würde gewiß den toten Geliebten vergessen, würde verschmerzen, daß ihr Bruder ihretwegen zum Totschläger geworden war. Es gab immer noch Hoffnung für sie.

Unter dem Zudrang der ganzen Bevölkerung Wildaus und der Nachbarschaft wurde der Ermordete begraben. Alkibiades ließ seine Frau bei der Kranken und schloß sich dem großen Leichengefolge an. Sechs italienische Jünglinge trugen den Sarg, darüber sie eine grellrote Decke geworfen hatten; die Weiber der Fremden schrieen Gebete ab, die wie wilde Totenklagen klangen; der geistliche Herr segnete die Gruft und betete für seinen Mörder, daß diesem der himmlische Richter milder sein möge, als es der irdische durfte, dem Domenikas Bruder sich selber gestellt hatte.

Auch Alkibiades hätte gern gebetet — für sich selbst! Was ging mit ihm vor? Welche Gedanken bemächtigten sich seiner, welche Empfindungen? An diesem offenen Grabe, darin der Gemordete ruhte, ergriff ihn ein Gefühl, wie Neid gegen den Toten. Es erschien ihm ein schönes, ein glückseliges Sterben: von dem Herzen eines holden Weibes fort dem Tod in die Arme zu sinken, seine Seele auszuhauchen; die Lippen noch glühend vom Kuß der Geliebten.

Als der Doktor von dem Begräbnis nach Hause kam, vermied sein Blick, den stillen klaren Augen seiner Frau zu begegnen.

XVI.

Es ward Winter.

Die braunen Matten füllten das Thal

mit fahlem Schimmer, darüber die Tannenwälder wie finstere Wolkenschatten lagerten; auf den Bergen leuchtete der Neuschnee, und die Nächte waren klar und kalt, mit einem funkelnden Firmament. Gleich blassem Mondlicht ruhte es über der ihres langen Winterschlafes entgegenharrenden Erde.

Aus den Schluchten wollten die Nebel nicht weichen, und jeden Morgen begann der Kampf der Dünste mit einer immer matter scheinenden Sonne. Dann war es ein wunderbares Farbenspiel: durch eine ultramarinblaue Wolkennacht schossen gelbe und purpurrote Blitze, und mit gewaltigen Strahlen stieg eine gespenstische Nebelsonne auf.

Die Dünste zogen hin und her, stiegen auf, sanken herab, wogten und wallten. Ein schwarzer Tann brach hervor, eine goldige Au, eine nackte Felsenwand, ein schneeiger Gipfel, ein Stück tiefblauen Himmels. Plötzlich lagen Thal und Berg nebelfrei da, von einem sanften Schimmer umhüllt.

Dann eines Morgens war die Welt zu einem Märchen geworden. Aus dem Nebel hoben sich die bereiften Wälder; auf den Wiesen war über Nacht eine bleiche Flora erblüht; jeder Zweig trieb leuchtende Blätter, jeder Grashalm eine Wunderblume. Es war ein Funkeln und Flimmern, ein Glänzen und Glühen im Sonnenlicht, daß es das hineinschauende Auge schmerzte.

Die Arbeiten am Straßenbau mußten eingestellt werden, die Fremden davonziehen. Die meisten kehrten in ihre Heimat zurück, aus der sie dann mit den Schwalben wiederkommen sollten. Sie ließen in dem einsamen Thale ein bereits vergessenes Grab und eine der Ihren zurück, die dem Grabe entrissen war.

Frau Creseenz selbst bat ihren Mann: „— Laß sie bei uns bleiben. Sie ist noch zu schwach; sie bedarf der Pflege noch zu sehr. Ihr Bruder sitzt im Zuchthaus, Vater und Mutter sind tot, ihr Bräutigam ward ihrethalben ermordet — was soll das Kind anfangen, schwach und elend, wie es immer noch ist? Wir dürfen die Verwaiste nicht fortlassen."

‚Du mußt, mußt sie fortlassen!' warnte Alkibiades eine innere Stimme. Aber als Arzt gab er seiner guten Frau Recht: „Sie ist noch zu schwach; sie könnte zu Grunde gehen, noch ehe sie die Heimat erreichte. Es ist deine Pflicht, sie nicht fortzulassen; hörst du wohl: deine Pflicht!" Trotzdem wandte er gegen seine Frau ein: „— Sie ist solch fremdartiges, solch seltsames Geschöpf. Wie das Wesen aus einer anderen Welt lebt sie in unserem Hause und zwischen uns. Du hast ihr die gütigsten Liebesdienste erwiesen, und sie dankt es dir mit keinem Wort, keinem Blick. Auch kannst du unmöglich vergessen, auf welche schreckliche Weise sie zu uns kam. Ich weiß, du kannst es nicht! Ich weiß, so oft du sie ansiehst, denkst du daran: ‚Sie sollte in den Armen ihres Liebhabers von ihrem eignen Bruder getötet werden!' Für dich ist dieser beständige Gedanke beständige Qual. Ich darf nicht zugeben, daß du dieses Mädchens willen leidest."

Auch das hielt er für seine Pflicht. Aber ihre Erfüllung wurde ihm schwer, und er sprach nicht ohne Anstrengung, am Fenster stehend und seiner Frau den Rücken zuwendend.

So hatte Alkibiades seit langem nicht zu seiner Frau gesprochen; mit solcher weichen innigen Stimme noch niemals. Und daß er sogar merkte, wie Frau Crescenz es mit der jungen Fremden schwer hatte! Allerdings nicht sehr schwer und nur bisweilen ... Wenn er so gütig zu seiner Frau sprach, konnte diese sich wirklich gar nicht mehr darauf besinnen, daß ihr überhaupt etwas schwer fallen sollte. Also war es keine Lüge, wenn Frau Creseenz ihren Mann wieder und wieder versicherte: der harte Samariterdienst bei dem fremdartigen seltsamen Wesen wäre ihr eine helle Freude, ein wahres Glück gewesen. Das arme verlassene Geschöpf müßte über den Winter bei ihnen bleiben; sie dürften es nicht fortlassen; es wäre ein Unrecht.

Der Doktor mußte also einwilligen, daß Domenika im Hause blieb. Er wunderte sich, daß er auf einmal im tiefsten Innern so froh ward, vor Freude fast leidenschaftlich erregt. Ihm war zu Mute, als wenn ein Sonnenstrahl, der schon scheiden sollte, zurückblieb in seinem Hause, welches ohne das himmlische Licht finster und öde sein würde.

Sogleich machte sich Frau Creseenz hausfrauliche Gedanken, wie sie die Genesende leicht beschäftigen wollte, damit diese die lange winterliche Öde nicht zu schwer empfand. Sie sollte dies und das lernen,

sollte aus einer kleinen Halbwilden ein gesittetes Jüngferchen werden, aus einer Sabinerin womöglich eine ländliche Schöne von Wildau.

Sie entwarf ihre Erziehungspläne mit solchem Eifer, daß ihr Gatte hell auflachte. Frau Crescenz war ganz erschrocken; denn es kam nie vor, daß Doktor Alkibiades Huber ein Lachen hören ließ: der Jammer der kranken Menschheit lastete zu schwer auf seiner weichen Seele! Die Frau Doktorin wurde rot vor Freude. Sie bildete sich fast etwas darauf ein, daß sie es war, die ihren immer ernsthaften Gatten lachen gemacht hatte. Aber warum lachte er eigentlich? Weil Frau Crescenz sich zutraute, Wunder zu vollbringen? Denn einem Wunder würde es gleich kommen, dieses Stück lebendiger Antike zu modernisieren. Dem Doktor war es aber doch lieber, daß keine Wunder mehr geschehen.

Sogleich wollte Frau Crescenz zu Domenika eilen, um dieser von dem Beschluß der beiden Gatten Mitteilung zu machen. Bei der Thür blieb sie jedoch stehen, kam langsam zurück und sagte: „Es ist besser, wenn du mit ihr sprichst."

„Warum sollte das besser sein?"

„Auf dich wird sie mehr hören."

„Weswegen meinst du das?"

Frau Crescenz schwieg. Der Doktor wiederholte die Frage und wurde dabei ganz unnötigerweise erregt: „Weswegen sollte sie auf mich mehr hören, als auf dich?"

„Erstens, weil du ein Mann bist: und zweitens" — — Sie zögerte etwas, und ein helles Lächeln flog über ihr Gesicht, welches in diesem Augenblick zwar nach wie vor kein schönes, aber mit dem strahlenden Lächeln um die Lippen und in den Augen ein überaus liebenswürdiges Frauenantlitz war. Dann fuhr sie fort: „Und zweitens hast du jetzt lange genug heimlich Italienisch gelernt, um dich ihr besser verständlich machen zu können, als ich."

Der Doktor erglühte wie ein auf verbotenen Wegen ertappter Schulknabe: „Du merktest, daß ich Italienisch treibe?"

Da erwiderte Frau Crescenz innig: „Ich möchte dich bitten, mich mit dir lernen zu lassen ... Da wir das schöne fremde Mädchen doch eine lange Zeit im Hause behalten und weil ich überhaupt alles mit dir teilen möchte, was ich eben kann, so möchte ich dich recht herzlich bitten."

Alkibiades wollte seiner Frau sagen, daß er die schöne fremde Sprache nicht des schönen fremden Mädchens, sondern ihres Wohllautes willen erlernte. Er hätte dann aber auch erklären müssen, weshalb er es so lange im geheimen gethan, und weil er das nicht gut vermochte, schwieg er lieber ganz. Eigentlich wußte er selbst nicht, weswegen er die Sache so heimlich betrieben, fast, als wäre es ein Unrecht gegen seine Frau.

Später dann — er wollte es nicht sofort thun — begab er sich zu Domenika, um mit dieser zu reden. Das Mädchen lag auf einem Ruhebette, denn sie war immer noch schwach und vollständig teilnahmlos gegen alles. Der Glanz der Augen in dem wachsbleichen Antlitz war unheimlich, als hätte ein Marmorhaupt Menschenaugen! Klein wie Kinderhändlein lagen ihre abgezehrten Hände auf der roten Decke, darin Frau Crescenz sie eingehüllt hatte.

Der Doktor setzte sich zu ihr und fragte sie, ob sie den Winter über bei ihnen bleiben wollte? Sie verstand ihn sogleich, heftete ihre brennenden Augen auf sein Gesicht und gab keine Antwort. Er wiederholte sein Anerbieten mit womöglich noch sanfterer Stimme und von einer plötzlichen Angst gefaßt, sie könnte trotz ihrer Schwäche bald fort wollen.

Immerfort ihren Blick auf ihn, fragte sie: „Warum soll ich bleiben?"

„Weil du noch krank bist, weil wir dich ganz gesund machen möchten, weil wir dich so nicht fortlassen dürfen."

„O, darum?"

Ihr Blick verwirrte ihn.

„Bleibst du nicht gern bei uns, liebes Kind?"

Auch darauf antwortete sie nicht. Sie sah ihn fort und fort unverwandt an. Aber sie sagte nicht, daß sie nicht bleiben wollte.

XVII.

Frau Crescenz stand im Wohnzimmer am Fenster. Es dunkelte, aber sie schickte die Dienerin, welche die Lampe brachte, mit dem Lichte wieder hinaus. In dem alten gewaltigen Kachelofen prasselten die lodernden Fichtenscheite; und der Flammenschein spielte auf dem schimmernden Getäfel, an Decke und Wänden, auf den blanken Dielen und den blütenweißen Gardinen, warf einen

zuckenden zitternden Glanz über die große anmutlose Frauengestalt.

Es schneite, und Frau Crescenz schaute zu, wie in der grauen Dämmerung die Flocken aus dem Schneegewölk herabrieselten: unaufhörlich, lautlos, so weiß und weich, wie ein Gestöber von bleichen Frühlingsblüten. Es wurde dichter und dichter, bis vom Himmel und Erde nichts mehr zu sehen war, als ein sanft bewegter fahler Schein.

Es lag gar nicht in ihrer Art, das Licht fortzuschicken und im dunklen Zimmer unthätig am Fenster zu stehen, melancholisch dem Schneegeriesel zuzuschauen und sich nach einer Stille in ihrer Seele zu sehnen, der feierlichen Ruhe des Winterlandes gleich.

Die schöne junge Fremde war geblieben. Sie ging im Doktorhause umher, als wäre sie dort zu Hause. In dem alten wüsten Gebäude leuchtete ihre fremdartige bleiche Schönheit, erschallte ihre fremdartige wohllautende Sprache und seit einiger Zeit bisweilen die Strophe eines fremdartigen schwermütigen Gesanges.

Nicht ein Wort hatte sie von dem toten Jüngling gesprochen, der ihretwillen in der Fremde sein blutiges Grab gefunden; nicht eine Frage hatte sie nach dem Manne gethan, der ihretwillen zum Mörder geworden: sie schien niemals einen Bräutigam, niemals einen Bruder besessen zu haben.

Wenn sie in ihrer fremdartigen Tracht, mit ihrem noch immer langsamen leisen Schritt durch das Zimmer ging, so schien dasselbe plötzlich wundersam verändert zu sein — wenigstens für den Mann, dessen Augen an ihr hingen; und Frau Crescenz sah es. Wenn sie sich lautlos wie ein Kätzchen hin und her bewegte, wenn sie in einem warmen Winkel kauerte, in den großen Lehnsessel sich schmiegte, so leuchtete der Blick des Mannes auf in Entzücken, in Staunen über so viel Anmut; und Frau Crescenz sah es. Wenn sie etwas sagte, dabei ihren reizenden Arm bewegte, den feinen Kopf neigte, das Hälslein bog; wenn sie lächelte, so bekamen die Augen des Mannes denselben Blick, der an der Schönheit des Psychenbildes sich trunken schaute; und — Frau Crescenz sah es! Es geschah noch immer, daß Domenika plötzlich mitten im Zimmer stehen blieb, Frau Crescenz ins Gesicht starrte, und daß ihr Blick sagte, so deutlich, als sagte ihr Mund es laut: ‚Bist du aber häßlich!‘ Dann konnte es vorkommen, daß Frau Crescenz still hinausging, in ihrem Kämmerlein vor ihren Spiegel trat und leise wiederholte: „Bist du aber häßlich!“ Und sie setzte hinzu: „Wie konnte er nur solche häßliche Frau nehmen?“ Und sie beantwortete die Frage: „Das mußt du selbst ja doch am besten wissen! Er nahm dich aus Mitleid.“

Als sie heute am Fenster stand und hinaus sah in die bleiche Schneenacht, dachte sie an ihres Mannes Blick, an seinen verzückten Ausdruck, wenn er ein anderes Frauengesicht sah als das ihre; und sie dachte an ihre Liebesschuld gegen ihren Mann, an ihre unermeßliche Sehnsucht, ihn glücklich zu machen. An alles dachte das große häßliche Kind der blauen Genziane: auch daran, wie sie ihm wohl einstmals ihre Schuld zahlen, wie sie ihn glücklich machen könnte.

Aber bis dahin war es noch weit; bis dahin müßte noch vieles geschehen. Sie mußte noch lange ihre Augen offen halten, noch lange sehen; nicht nur in das verklärte Gesicht und die leuchtenden Augen ihres Mannes, sondern auch in das Gesicht einer anderen. Nein! Nicht in ihr Gesicht, sondern in ihre Seele; tief, tief in diese hinein, bis in ihre dunkelste Regung.

Denn auch darum hatte Frau Crescenz ihren Mann gebeten: „Laß die Fremde bei uns bleiben!“

Sie war ein Mädchen aus niederstem Stand, eine Fremde, eine Halbwilde. Aber mit ihrem klaren Blick erkannte die Frau des Doktors, wie bildungsfähig dieses junge verwahrloste Geschöpf war. Nur einiger Zeit bedurfte es und vieler Geduld, sehr vieler und sehr großer Geduld. Geduld hatte Frau Crescenz, und was die Zeit anbetraf, so konnte in einem Jahre mit großer Geduld manches erreicht und vollbracht werden.

Freilich, die „Cavalleria Rusticana“ würde sie vielleicht nicht spielen, den „Atala René“ nicht lesen lernen. Dafür würde sie ihre schwermütigen sabinischen Balladen singen und zum Gerassel des Tamburins den Saltarello tanzen und — das war schöner als das andere, das würde ihn glücklicher machen.

Schauerlich war das Blut, das ihret-

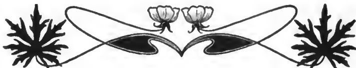
wissen geflossen, die Unthat, die um sie verübt worden war. Aber sie selbst war daran unschuldig gewesen. Was konnte sie, das halbe Kind, für das Ungestüm des rasend verliebten Jünglings? Hatte der Stahl des Rächers der Ehre seiner Schwester den Schuldigen nicht bereits getroffen, noch ehe die Ehre der Verlobten verletzt worden war? Frau Crescenz hatte versucht, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, und jetzt war sie der Unschuld des Mädchens gewiß — auch der Unschuld ihrer Seele.

Immerhin blieb ihr noch genug und übergenug, was sie erfahren und erst mit eignen Augen sehen mußte, bevor sie dann — ..

Aber auch dieses ‚Dann‘ bedeckte fürs erste noch tiefes Dunkel.

— — — — — — — —

Die glücklichsten Stunden in dem Leben der Frau Doktorin waren gewesen, wenn sie ihren Mann zu einer seiner Patienten begleiten durfte — wenn sie dazu einmal von ihm aufgefordert ward. Er that es selten. Wohl darum so selten, weil er nicht merkte, wie glücklich diese Wege sie machten; besonders, wenn sie recht weit und recht mühselig waren. Oder des Winters, wenn man weder fahren noch gehen konnte, sondern durch die Schneemassen sich durchkämpfen mußte, häufig unter beständiger Lebensgefahr. Wie kraftvoll Frau Crescenz dann ausschritt, wie mutig sie jedes Hindernis überwand. Wie ihre Wangen in der kalten Luft sich röteten, wie sie vom Sturm ihr Haar zerzausen ließ, wie sich bei solchen Gelegenheiten zeigte, daß sie ein echtes Kind dieser stolzen, wilden, gewaltigen Alpennatur war. (Fortsetzung folgt.)



Herbstwanderung.

Von

A. von Berchthold.

Hin im Herbstlaub gehst du —: gelb und rot und braun,
Wie ein reichgestickter Teppich ist's zu schau'n,
Wie ein Teppich weich und farbensatt — —
Glaub's nicht, daß der König einen schönern hat . . .

Einen schönern . . .? Nein! Was einst der Lenz ersann,
Was er märchenfroh im Walde spann —
Was er wob in lichter Frühlingsnacht —
Von den Feen umgaukelt und bewacht . . .

Was der Sommersonne Gold durchglüht,
Und der Tau mit Perlen übersprüht . . .
Was — ein Zelt — von keinem Sturm bewegt —
Unsrer Liebe heimlich Glück umhegt . . .

Sieh' — des Herbstes Purpurmantel nun —
Niedersank's, auf deinem Weg zu ruh'n . . .
Vor dir liegt's — ein Teppich — farbensatt . . .
Glaub's nicht, daß der König einen schönern hat.





Graf Hohenau. von Kramsta. Frhr. von Landsberg, Präsident d. Ver. f. Hindernisrennen. von Oertzen. von Bockin. von Schmidt-Pauli.

Am Wagehäuschen in Carlshorst. Nach der Zeichnung von Georg Koch.

Der deutsche Rennsport.

Von

W. Meyer-Foerster.

Mit zwei Einschaltbildern und fünfundzwanzig Textabbildungen nach Originalzeichnungen von Prof. Georg Koch und photographischen Aufnahmen von Franz Kühn.

Es sind nicht zwanzig Jahre seit der Zeit verflossen, da die Fachleute behaupteten, man werde in Deutschland nie und nimmer gute Rennpferde züchten. Zu jedem Sommer, wenn die Invasion der Ungarn kam und die Buccaneer-Kinder und die Cambuscans und die Berneuils die deutschen Rennbahnen abgrasten, jedesmal dann erhob sich ein Lamento der Fachpresse, in dem hundert Gründe ins Treffen geführt wurden, um die ewige Inferiorität der deutschen Gäule logisch zu erklären. Vor allem gab man dem Klima die Schuld, dem norddeutschen Winter — denn Süddeutschland kümmerte sich nicht um Vollblut und Rennbahnen —, diesem Winter, der im Vergleich zu dem milden England, der Normandie und der ungarischen Pußta die jungen Rennpferde in der Entwickelung ebensosehr hindern sollte wie im Training.

Man machte allerhand Experimente, um sich gegen diese klimatischen Unbilden zu wehren, man baute verdeckte Trainirbahnen, man schickte die Pferde über Winter nach England, wo sie in Newmarket alle Vorteile des englischen Wintertrainings genossen, um dann, heimgekehrt, gewöhnlich genau so schlecht zu sein, wie die daheimgebliebenen.

Schließlich war man nahe daran, die Flinte ins Korn zu werfen. Unsere großen Zuchtrennen sind bis zum heutigen Tage den englischen und französischen Rennpferden — leider! — verschlossen, damals erwog man allen Ernstes die Frage, ob man das Norddeutsche Derby hinfort nicht auch gegen Österreich-Ungarn hin mit einer Schutzmauer versehen sollte.

Die ganze Sachlage hatte einen tragikomischen Anstrich. Fast Jahr für Jahr gewannen die Nachbaren von der Donau auf dem Horner Moor bei Hamburg das Derby (1878 Oroszvar, 1880 Gamiani, 1883 Tartar, 1884 Stronzian, 1885 Bugaczhöngye, 1887 Zsupan, 1888 Tegethoff, 1889 Uram batyam), und ganz abgesehen von den Hunderttausenden, welche die österreich-ungarischen Rennställe in jedem Sommer per Rundreisebillet einheimsten (in erster Linie die Ställe Blaskovits, Festetics, Springer, Esterhazy, Pechy, Apponyi, Rothschild) — abgesehen, wie gesagt, von diesem materiellen Schaden, hatten die deutschen Ställe den Spott obendrein. Sie spielten die Rolle des Gastgebers, dem der gute Freund alle fetten Bissen vor der Nase verspeist.

Man sagte: „Das geht nicht länger. Man muß die Fremden allesamt ausschließen und hinfort die großen Rennen ausschließlich für deutsche Pferde



Graditzer Vollblutstute.

reservieren." Und vielleicht fehlte nicht allzuviel daran, daß man diesen Schritt gethan hätte, der nichts anderes bedeutet haben würde als die definitive Vernichtung unserer Vollblutzucht. Die deutschen Gestüte und deutschen Rennställe hätten hinfort die hübschen Geldsummen für sich behalten, aber ein kläglicher Schlendrian wäre sehr bald das Resultat der Absperrung gewesen.

Das Wesen des Rennsports, A und Z der Vollblutzucht ist die Prüfung, die Konkurrenz, die möglichst scharfe Gegnerschaft, — hört dieselbe auf, so muß sehr bald ein völliges Versumpfen eintreten.

Der verhängnisvolle Schritt wurde nicht gethan. Mit einer letzten und in der That erstaunlichen Kraftanstrengung wurde die einheimische Vollblutzucht von Grund auf regeneriert. Man kaufte für enorme Summen englische Stuten, erstklassige Hengste —, und heute, zehn Jahre nach jener Serie von Derbysiegen fremder Pferde, hat unsere Zucht eine Höhe erreicht, die sie kaum noch hinter der Ungarns zurückstehen läßt.

Von 1890—1900, also innerhalb der letzten elf Jahre wurde das Deutsche Derby nur noch zweimal von ungarischen Pferden gewonnen, 1892 von Espoir und 1899 von Galifard, während umgekehrt das österreichische Derby 1897 von einem deutschen Pferde (Saphir) siegreich bestritten wurde. Kein Mensch hätte vor fünfzehn Jahren daran gedacht, daß unsere Pferde einstmals an der Donau sich Revanche holen würden, aber Potrimpos, Eintracht, Saphir, Mafha,


Fürst Egon von Fürstenberg.

Geranium und andere mehr haben eine ganze Anzahl der größten Preise Österreich-Ungarns über die Grenze geholt.

Daß dem preußischen Oberlandstallmeister Graf Lehndorff in allererster Linie der Dank für diesen nie geahnten Aufschwung unserer Vollblutzucht gebührt, wird jeder neidlos anerkennen. Man hat ihn vielfach angefeindet, vor allem deshalb, weil er nicht wie das ungarische Staatsgestüt „Kisber" die Graditzer Jährlinge zum öffentlichen Verkauf stellte, — heute ist man über diese leidenschaftlich diskutierte Frage längst zur Tagesordnung übergegangen. Die Pferdezucht eines so großen Staates wie Preußen, der auf leistungsfähige Remonten angewiesen ist, bedarf in erster Linie hochentwickelter Vollblutgestüte, und in Graditz (bei Torgau) ein Mustergestüt dieser Art geschaffen zu haben, wird das unvergängliche Verdienst Lehndorffs bleiben. Die Bedeutung des Graditzer Rennstalles, der in ganz Preußen über die Fachkreise hinaus mit seinen schwarz-weißen Rennfarben sich einer Art von Popularität erfreut, braucht nicht betont zu werden. Graditz gewann das Derby mit Potrimpos (1886), Peter (1891), Geier


„Hagen", der Sieger des Homburger Derbys 1900.

(1893), Habenichts (1898), und wenn seinem diesjährigen Vertreter „Pomp“ der große Erfolg versagt blieb, so war der Hengst doch Sieger in dem zweitgrößten Zuchtrennen des Jahres, der „Union“ zu Berlin, wo der spätere Derbysieger „Hagen“ geschlagen hinter dem Gradißer endete.



Rittmeister von Ennard wird als Sieger begrüßt.

Mit „Hagen“ hat zum erstenmal die süddeutsche Vollblutzucht ein Derby gewonnen. Das ist der wesentlichste Punkt dieses am 24. Juni zu Hamburg mit unglaublichem, vieltausendstimmigem Beifall begrüßten Sieges. Hagen blieb im Endkampfe sicherer Sieger gegen Graf Tassilo Festitics' ungarischen Hengst „Attila“, ein wunderlicher Zufall der Namen, auf den von keiner Seite hingewiesen ist. In der Sage mußte Hagen von Tronje an Etzels Hofe sein Leben lassen, während in diesem friedlichen Wettkampfe auf grünem Rasen der Träger desselben hunnischen Königsnamens vor Hagen klein beigab.

Mit einer erstaunlichen Gleichgültigkeit hatte Süddeutschland bis vor ganz kurzer Zeit sich um die Vollblutzucht nicht im geringsten gekümmert. Es war König Wilhelm von Württemberg vorbehalten, als Züchter sowohl wie als Sportsman dem englischen Vollblut in seinem Lande Eingang zu schaffen, während gleichzeitig in Baden der Herrensport und in Bayern die Vollblutzucht in großem Stile auflebten. München und Stuttgart sind seit den allerletzten Jahren Rennplätze von wirklicher Bedeutung geworden, während Regensburg und eine ganze Anzahl kleinerer Plätze dafür sorgen, daß der Rennsport über das Land sich ausbreitet.

Herr von Lang-Puchhof war der erste, der es in Bayern unternahm, ein Vollblutgestüt ersten Ranges zu begründen, und nachdem dieses Gestüt mit einer Reihe außerordentlicher Erfolge (Migräne, Gloire de Dijon, Liebelei, Hut ab 2c.) sich in bemerkenswert kurzer Zeit den ersten Zuchtstätten Norddeutschlands ebenbürtig gezeigt hatte,



Auf der großen Tribüne in Hoppegarten



Herzog Friedrich von Mecklenburg.

wurde ihm nun im Juni 1900 mit Hagens Derbysiege der erste wirklich entscheidende Triumph zu teil. Man kann nur wiederholen: wer das vor anderthalb Decennien gedacht hätte! Berlin, Hamburg, Hannover, Breslau, Gotha, Leipzig, Frankfurt und das damals in seiner internationalen Bedeutung völlig verblaßte Iffezheim waren vor noch zehn Jahren die einzigen deutschen Rennplätze von Bedeutung, heute sind Köln, Hamburg-Großborstel (mit seinen 100000 Markpreisen), Dresden, Stuttgart, München und ungezählte kleinere Plätze hinzugekommen, während Karl Egon von Fürstenberg, der leider viel zu jung verstorbene Fürst, aus Baden-Baden von neuem einen Platz internationaler Bedeutung gemacht hat, der in Europa ohne Vergleich dasteht. Einzig der Osten Preußen, dieses Pferdeland par excellence, bleibt nach wie vor dem Rennsport so gut wie verschlossen.

Vor drei Decennien auf dem deutschen Turf dominierend, waren die rot-weißen Farben des Fürsten Hohenlohe, Herzogs von Ujest, lange Zeit verschwunden, bis wenige Jahre vor seinem Tode der Gestütsherr von Slawentzitz den alten Rennstall neu aufleben ließ, in dem gleichen großen Umfange wie einst. Fürst Hohenlohes Farben haben im letzten Decennium auf unseren Bahnen zahllose Siege erfochten, ihre Stellung war eine Zeitlang die unbestritten erste, und auch dem jungen Herzog von Ujest ist bis heute der Erfolg auf der Rennbahn treu geblieben. Das Gestüt Slawentzitz benennt seine Pferde dem Alphabet folgend, jeden Jahrgang mit dem gleichen Anfangsbuchstaben, und seine Zweijährigen, die jetzt 1900 bei dem letzten Buchstaben des Alphabets angelangt sind, scheinen einer ebenso



ausgezeichneten Klasse wie ihre Vorgänger anzugehören, denn gleich das erste große Zweijährigenrennen des Jahres wurde von Zuleika gewonnen. Übrigens verfügt der von Brown zu Hoppegarten trainirte Rennstall des Fürsten über den ohne Frage besten Jockey des Landes: Warne, der fast Jahr für Jahr den Siegesrekord unter seinen Berufsgenossen erringt.



Der Herzog von Ujest verläßt den Rennplatz.

Einen aller Wahrscheinlichkeit nach aber noch weit besseren Jockey hat der deutsche Rennsport verloren, als der junge Madden, der in Deutschland geboren und groß geworden war, vor wenigen Jahren als Stalljunge nach England ging. Sein Vater, der in den siebziger Jahren die nie besiegte ungarische Wunderstute Kincsem in fast allen ihren Rennen ritt, starb in Hoppegarten in



Graf Bninski. Graf Lehndorff. Ober-Landesstallmeister. Graf Wedell. Oberstallmeister.

Auf dem Sattelplatz zu Hoppegarten.

den denkbar kümmerlichsten Verhältnissen, und der Junge, der in seiner Jugend sicherlich die ganze Schwere der Armut hat kosten müssen, ist heute der beste Jockey Englands, das heißt der Erde. Er hat mit seinen zwanzig Jahren ein Jahreseinkommen, das nach Hunderttausenden rechnet und sicherlich von keiner Primadonna erreicht wird. Es gibt kein zweites Gebiet, in dem Existenzen so auf- und niedersteigen.

Daß die Ausnutzungszeit eines Rennpferdes sich auf keine besonders lange Zeit-

dauer erstreckt, dürfte ziemlich allgemein bekannt sein. Amerika hat das Kunststück zu wege gebracht, einjährige Traber-Fohlen im Sulky auf die Rennbahn zu bringen, bei allen Vollblutrennen kommt hingegen das junge Pferd erst zweijährig in den Wettkampf, und zwar in England bereits Ende März, bei uns Anfang Juni, in Frankreich im Spätsommer. Die weitaus größten und wichtigsten Rennprüfungen hat das Vollblutpferd dreijährig zu bestehen, und nur ein recht geringer Prozentsatz übersteht die Strapazen des Trainings genügend, um auch als vierjährige noch in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Ganz wenige Pferde laufen in Flachrennen noch als fünf- und sechsjährige, und in einem Alter, da jedes Gebrauchspferd seine eigentliche Thätigkeit beginnt, sind die Rennpferde verbraucht.



General der Kavallerie von Rosenberg †.
Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Die großen Rennen der Dreijährigen sind also, wie gesagt, alljährlich die Höhepunkte im Rennbetriebe (in England: Two thousand Guineas, Derby, Leger. — in Frankreich: Grande Poule, Derby, Grand Prix, — in Österreich-Ungarn: Trial-Stakes, Nemzeti-Hazafi, Derby, — in Deutschland: Henckelrennen, Union, Derby), in allen drei letztgenannten Ländern spielen die Herbstprüfungen eine untergeordnete Rolle.

Daß der Gradiţer „Pomp" 1900 die Union und „Hagen" das Derby gewannen, wurde bereits erwähnt, es bleibt mithin noch das Henckelrennen hier einzuschalten, das von „Griffin" erfolgreich bestritten wurde. Der Hengst trägt eine Kanüle, und mittelst dieser seltsamen Erfindung moderner Chirurgie gelingt es, mit Atemfehlern behafteten Pferden ihre volle Leistungsfähigkeit zurückzugeben. Das erste Pferd, das mit



Auf dem Sattelplatz zu Iffezheim bei Baden-Baden.


Auf der großen Tribüne zu Iffezheim.

einer solchen Kanüle versehen auf unseren Rennbahnen erschien, war vor sechs, sieben Jahren ein russischer Traber, „Resway", und es machte damals nicht geringes Aufsehen, ein Tier zu beobachten, das, unterhalb des Kopfes durch eine künstliche Öffnung des Halses atmend, Rennen auf Rennen gewann.

Später, 1895, erschien ein englischer Steepler in Deutschland, „Big George", ein großer, starker Bursche, der, durch eine Kanüle atmend, eine ganz bemerkenswerte Schnelligkeit entfaltete. Heute ist der chirurgische Eingriff bei Roarern sehr häufig geworden, man experimentiert, man verwendet abwechselnd größere und kleinere Kanülen, und wenn man erwägt, daß nicht allzuviel gefehlt hat, um „Griffin" den diesjährigen Derbysieg zu verschaffen, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach diese Operation in den Rennställen sehr bald „populär" werden. „Griffin" gehört Captain Jos, einem der ältesten Rennstallbesitzer Deutschlands, dessen Pferde seit Jahrzehnten auf der Flachrennbahn und wohl mehr noch auf der Hindernisbahn zahllose Siege erfochten haben.

Die weitaus beste dreijährige Stute ist „Ordonnanz", Siegerin des 100000 Markpreises zu Hamburg-Groß-Borstel. Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß die Fulmentochter im Derby nicht engagiert war und diesen Kampf drei ihrer Stallgefährten überlassen mußte, die indessen alle drei im Derby absolut versagten. „Ordonnanz" ist gezogen von Graf Redern, dessen Gestüt Görlsdorf in der Mark Brandenburg durch die Aufstellung des nicht einmal sehr teuer bezahlten „Fulmen" als Deckhengst einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Was ein einziger Hengst wirklich erster Klasse nicht nur für ein einzelnes Gestüt, sondern für ein ganzes Land bedeutet, dafür hat Ungarn das Beispiel „Buccaneers" und Deutschland das „Chamants". Beide Hengste sind vor Jahren eingegangen, aber ihre Nachkommenschaft wird noch in hundert Jahren und länger in den Pedigrees, den Stammtafeln, eine dominierende Rolle spielen. Die Züchter kommen immer mehr dahin, bei dem Ankauf eines Hengstes wirklicher Klasse keine Kosten zu scheuen, dem großen Publikum hingegen werden diese Riesenpreise noch lange ein Rätsel bleiben.

Im Frühjahr 1900 wurde der vorjährige englische Derbysieger „Flying Fox" zur öffentlichen Auktion gestellt und an Monsieur Blanc für nahezu eine Million Francs verkauft.

Die Mitteilung ging durch alle Zeitungen der fünf Erdteile, und ohne Frage haben neunzig Prozent aller Leser oder mehr dazu den Kopf geschüttelt: „Ein solcher Preis ist eine Albernheit."


Jockey Warne.

Man erinnert sich an die Hunderttausende, die für berühmte Bilder, Kunstwerke, Antiquitäten gezahlt wurden, und sagt: „Auch solche Preise scheinen zumeist übertrieben, aber man kann sie immerhin verstehen. Es handelt sich um wichtige Dokumente der Geschichte oder die Meisterschöpfungen eines Künstlers, und dergleichen Dinge haben keinen Marktpreis. Sie werden nach Enthusiasmus und Laune des Mäcens, vielleicht auch nach der Eitelkeit des Käufers gewertet. Aber für ein Pferd eine Million zu zahlen, ist spleenige Narrheit."

In Wahrheit liegen die Dinge umgekehrt.

Die Hunderttausende für Kunstwerke verzinsen sich nicht und werden in den seltensten Fällen das bedeuten, was man „ein gutes Geschäft" nennt, — die für den englischen Hengst gezahlte Million stellt eine allerdings gewagte, aber wahrscheinlich recht gute Spekulation dar.



Ein erstklassiges Rennpferd kann außerordentlich große Summen verdienen — „Flying Fox" selbst gewann seinem verstorbenen Besitzer ein großes Vermögen —, und der Laie wird nun wiederum falsch schließen, indem er annimmt, daß Monsieur Blanc nichts Eiligeres zu thun gehabt habe, als das für eine Million erhandelte Pferd in möglichst vielen Rennen laufen zu lassen.

Unmittelbar nach dem Kauf hingegen erklärte der französische Rennstallbesitzer für „Flying Fox" in dessen sämtlichen Engagements Reugeld; mit anderen Worten: er teilte öffentlich mit, daß der Hengst die Rennbahn nie mehr betreten werde.

Und weshalb ein solcher Schritt, der in Anbetracht der riesigen Gewinnchancen des jungen — vierjährigen — Pferdes fast unbegreiflich erscheint —?

— Weil Monsieur Blanc sein teuer bezahltes Pferd in der möglichst praktischen Weise auszunutzen beabsichtigt.

„Flying Fox" kommt ins Gestüt. Für jede Stute, die ihm zugeführt wird, hat deren Besitzer 10000 Francs zu zahlen, das macht bei auch nur zwanzig Stuten ein schönes Jahreseinkommen. Der Hengst ist jung, er hat bei gesunder Lebensweise, für die ein kleines Heer von Gestütbeamten, Tierärzten und Stallleuten sorgen wird, seine fünfzehn bis zwanzig Jahre — vielleicht auch noch mehr — vor sich. Er kann die lumpige Million seinem Eigentümer vervielfacht zurückerstatten.

Was bedeuten dem gegenüber die wenigen Hunderttausende, die der Gaul auf der Rennbahn noch gewinnen würde? Und im Gegenteil: diese lockenden Renngewinne könnten dem berühmten Hengst seine ganze Zukunft kosten. Eine einzige Niederlage, die bei einer intensiven Ausnutzung des Pferdes schließlich keinem erspart bleibt, würde seinen Nimbus verkleinern, würde die fremden Gestüte, auf deren Kundschaft er später zu rechnen hat, stutzig machen. Ganz abgesehen davon, daß die übertriebene Ausnutzung eines Pferdes auf der Rennbahn seinen Wert für die Zucht ohne Frage verringert.

Man sieht, daß es wirklich kein schlechtes Geschäft ist, und sicherlich keine Modelaune oder Narrheit, wenn man ein englisches Rennpferd erster Klasse mit Summen bezahlt, wie sie auch nur annähernd niemals für irgend ein Lebewesen erlegt wurden.

Ein so sparsamer Staat wie der preu-



von Tepper-Laski. Graf F. Königsmarck. Graf Siegfried Lehndorf.

Auf dem Sattelplatz zu Carlshorst. Originalzeichnung von Georg Koch.

ſiſche kaufte „St. Gatien“, der im Grunde genommen ſich im Geſtüt als eine Niete erwies, für etwa 300 000 Mark; Oberlandſtallmeiſter von Girſewald erwarb für das braunſchweigiſche Geſtüt zu Harzburg den franzöſiſchen Hengſt „Gouverneur“ für eine Viertelmillion; „Galtee More“ ging für eine Rieſenſumme nach Rußland; „Ormonde“ wanderte, mit einer halben Million bezahlt, nach Argentinien; die italieniſche Regierung kaufte „Melton“ für 200 000 Mark, nutzte ihn zehn Jahre aus und erhielt ſelbſt dann noch von England eine Summe für den Hengſt gezahlt, die den Ankaufspreis weit überſtieg. Es war fraglos eines der beſten Geſchäfte, die Italien je gemacht hat.

Herr Ten Bergh und Leutnant Suermondt.

Das ſind einige ganz wenige Beiſpiele, deren Reihe man um das zehnfache erweitern könnte. Während der Markt für amerikaniſche Renntraber, deren Preiſe Ende der achtziger Jahre eine wahnſinnige Höhe erreicht hatten, den ungeheuerlichſten Rückgang erfahren hat, wird das Vollblut in den drei Erdteilen Europa, Amerika, Auſtralien heute mit Summen bezahlt wie nie zuvor.

Mit Recht. Der amerikaniſche Traber verdankte jene Nachfrage einer Modelaune, er ſtellt nichts als eine, wenn auch wertvolle, Specialraſſe dar, — das engliſche Vollblutpferd hingegen bildet eine kleine Herde von wenigen tauſend Köpfen, deren Blut, mit dem aller anderen Pferderaſſen gekreuzt, beſtändig dazu dient, die vielen Millionen Pferde des Erdkreiſes zu regenerieren.

Vor hundert Jahren gab es in England ein hervorragend gutes Rennpferd mit Namen „Eclipſe“, und man wird heute nicht viele Pferde in den fünf Erdteilen finden, die nicht einen Tropfen vom Blute Eclipſes in ſich tragen. Ein Baum, der ſich in hundert Äſte und in tauſend Zweige und viele tauſend Blätter teilt, gibt nur ein ſchwaches Bild von der millionenſachen und abermillionenſachen Veräſtelung, in welcher die Potenz eines ſolchen Hengſtes auf ungezählte Individuen übergeht.

Darin liegt die Bedeutung eines derartigen Zuchttieres, und eben deshalb iſt der Rieſenpreis der beſten Vollblutpferde

Der Gradiker „Pomp“ — von Krainſka. Graf Lehndorff.



Rittmeister von Auerswaldt.

fortpflanzen und Generationen Gesunder in deren Fortentwickelung hemmen, schädigen, — hat hier der Verstand des Menschen die Natur korrigiert.

Es ist keine Frage, daß England sowohl als Frankreich uns mit ihrer Vollblutzucht weit übertreffen und daß auch in Jahren und Jahrzehnten nicht durch Laune und Mode, sondern durch den faktischen Wert diktiert.

Wenige tausend Köpfe, wie gesagt, bilden den Gesamtbestand der englischen Vollblutherde. Man sollte meinen, diese kleine Schar müßte in Anbetracht ihres Wertes von den Züchtern — was ja ohne Schwierigkeit geschehen könnte — möglichst rasch vervielfacht werden, aber auch das ist ein Irrtum. Der Wert dieser Herde liegt eben in ihrer Begrenzung. Man unterzieht mit außerordentlich großen Kosten diese sämtlichen Tiere in ihrer Jugend einem scharfen Training und den noch schärferen Prüfungen auf öffentlicher Rennbahn, und man scheidet die große Mehrzahl, die nichts leistet, sofort aus. Ein schlechtes Rennpferd, — und die weitaus größte Zahl erweist sich als ungenügend — wird ausrangiert; man kann solche Tiere spottbillig kaufen. Man benutzt sie auf der Hindernisbahn oder als Reitpferde oder zu anderweitigen Gebrauchszwecken. Kein Züchter unterzieht sich dem Risico, ein solches Tier in sein Gestüt zu übernehmen, und thut er es doch, so wird er die Folgen mit seinem Gelde teuer bezahlen. Die ganz kleine Zahl der Zähesten, Besten, Härtesten, die wenigen Sieger der Rennbahn werden zurückbehalten, und dieser geringe Prozentsatz dient dazu, die Rasse fortzupflanzen, in einer Reinheit zu erhalten, die auf allen Gebieten der Zucht ohne jeden Vergleich dasteht.

Während im Daseinskampfe die Natur langsam die Schwächeren tötet, immerhin es aber duldet, daß diese Schwachen, Unfähigen sich darin kein Wechsel stattfinden kann, — aber ebenso gewiß ist es, daß Deutschland auf einem und zwar sehr wichtigen Gebiete des Rennsports an erster Stelle marschiert, nämlich in der Ausbildung seiner Herrenreiter. Während französische und österreich-ungarische Offiziere so selten Rennen reiten, daß man gewiß nicht zu viel sagt, wenn man die Beteiligung deutscher Offiziere an Rennen eine zehnfach größere nennt, während dessen kann auch England seit Jahren nicht mehr mit Deutschland hierin Schritt halten.

Man erinnert sich vielleicht, daß die Schule unserer Kavallerieoffiziere vor zwanzig und dreißig Jahren eine andere war, als heute. Die Heyden-Linden, Kramsta, Dohna ꝛc. ritten zusammen mit englischen Jockeys um die Rennpreise, und wenn der heutige Besucher einer Rennbahn sich ein so eigenartiges Schauspiel kaum noch vorstellen kann, diesen gemeinsamen Wettbewerb von Gentlemen und Stallleuten vielleicht als nicht passend empfindet, so nahm doch damals



Blick auf den ersten Tribünenplatz in Baden-Baden.

— auch noch in den achtziger Jahren zu Charlottenburg — kaum jemand daran Anstoß. Durch Kabinetsordre wurde später dieses Zusammenreiten untersagt, glücklicherweise aber erst zu einer Zeit, als die Offiziere alles das sich angeeignet hatten, was sie in der That nur von den Meistern des Rennreitens, den englischen Jockeys, lernen konnten.

Der Altmeister des deutschen Herrenreitersports, der Regenerator der preußischen Kavallerie, General von Rosenberg, ist in diesem Frühjahr in dem kleinen Garnisonorte der Zietenhusaren gestorben, von seinem obersten Kriegsherren im Tode geehrt wie selten ein Offizier zuvor, — die zweite, auf Ehren kommen, wo der Höchstkommandierende Graf Waldersee sie tragen wird. In seinem Stabe wird Graf Königsmarck die Campagne mitmachen.

Graf Königsmarck reitet in erster Linie die Pferde des großen Dahlwitzer Hindernisstalles, den Herr von Tepper-Laski seit langer Zeit leitet. Früher eng liiert mit dem Oehlschlägerschen Rennstalle (ein Rennunternehmen, wie wir es seit Oehlschlägers Tode nicht wieder erhalten haben) hat Herr von Tepper-Laski seinen Stall zu einer Bedeutung gebracht, der ihm in Deutschland eine ganz eigenartige Stellung gibt. Mit einer Sachkenntnis, Energie und einem Fleiße geführt, wie kaum ein zweites Unternehmen



Auf dem Rennplatz zu Köln a. Rh.

ihn folgende Generation ist gleichfalls von der Rennbahn verschwunden, — aber auch die dritte Generation, die heute um die Siegesehren kämpft, reiht sich vollwertig ihren Vorgängern an. Einen besseren Reiter als den Grafen Königsmarck von den hannoverschen Ulanen hat die preußische Armee gewiß auch in ihren besten Vertretern nicht gehabt, und die Königsulanen, die alles in allem auf der Rennbahn wohl die erste Rolle gespielt haben und noch spielen (Rosenberg führte das Regiment im Kriege, Heyden-Linden kommandiert es heute, Kramsta, Tepper-Laski, Westphalen und viele mehr trugen oder tragen seine Uniform), dürfen auf diesen heute ohne Frage besten Reiter der Armee stolz sein. Die Uniform des Regiments wird nun auch in China zu dieser Art gilt der Rennstall des Herrn von Tepper-Laski seit langer Zeit als die Hochschule des Hindernissports, aus der eine lange Reihe ausgezeichneter Rennreiter hervorgegangen ist. Herr von Tepper-Laski selbst war in den siebziger Jahren der Matador der deutschen Rennbahnen, und mit dem besten englischen Gentlemanreiter, der je nach Deutschland gekommen ist, W. H. Moore, zusammen arbeitend, war er einer der ersten, der englische und deutsche Schule glücklich zu vereinigen verstand.

Rennställe operieren wohl mit ganz wenigen Ausnahmen Jahr für Jahr mit einem beträchtlichen Deficit, es ist ein sehr großer Irrtum, wenn man dabei Geld verdienen zu können glaubt, — Herr von Tepper ist aber wohl zweifellos einer der wenigen,

die nicht nur auf die Kosten kommen, sondern auch einen Überschuß erzielen. Das ist nur möglich bei einer außerordentlichen Kenntnis des Pferdes, einer Sparsamkeit in den Engagements und in einem sehr viel Mühe und Erfahrung beanspruchenden Management.

Es gibt noch einen zweiten Rennstall dieser Art in Deutschland, das ist der von Herrn Ten Bergh geleitete Stall des Herrn Henry Suermondt. Sein Quartier liegt abseits von der großen Heerstraße in einem Winkel Westfalens, und diese scheinbar unpraktische Lage benutzt der geschickte Manager, um mit seiner Phalanx von Rennpferden alle größeren Preise des Rheinlandes und überhaupt des Westens einzuheimsen. Es handelt sich dabei um keine großen Summen, aber eine kommt zur anderen, und am Schluß jedes Jahres erreichen die auf diesen kleinen Plätzen zusammengeholten Gelder eine sehr hübsche Höhe.

Der Stall beschränkt sich indessen nicht etwa allein auf die Provinzialmeetings, sondern greift mit der gleichen Energie und dem gleichen Erfolge auch in die Rennen der großen und größten Plätze ein. War doch im Frühjahr sogar davon die Rede, „Diamant“, den besten inländischen Steepler, nach Paris zu den großen Hindernisrennen zu entsenden. Herr Ten Bergh scheint einstweilen auf diesen Plan einer Expedition ins Ausland verzichtet zu haben und begnügte sich damit, am Pfingstmontag die große internationale Steeplechase zu Karlshorst von „Diamant“ gewinnen zu lassen.

Der Bruder des Herrn Henry Suermondt, Herr Rittmeister Suermondt, hatte bis vor wenigen Jahren gleichfalls einen an Erfolgen reichen Rennstall, der mit dem seines Bruders in keinerlei Zusammenhang stand und allerdings die große Ausdehnung des anderen nicht entfernt erreichte. Der dritte und jüngste der Brüder ist der auf allen Rennbahnen des Reiches wohlbekannte Leutnant Suermondt von den hessischen Dragonern, der fast Jahr für Jahr in den Rennlisten als der erfolgreichste deutsche Offizier geführt wird und bereits jetzt eine Anzahl von Siegen erfochten haben muß, wie nie vorher irgend ein Offizier der Armee. Man wird aber — ohne der ausgezeichneten Reitkunst des Leutnant Suermondt irgendwie zu nahe treten zu wollen — dabei in Betracht ziehen, daß die oben erwähnten umfangreichen und immer mit vortrefflichem Pferdematerial ausgeführten Rundreisen des Suermondtschen Stalles ihm mehr und bessere Gelegenheiten zum Rennreiten geben, als sie irgend einem seiner Kameraden geboten werden.


Die Zweijährigen im Harzburger Gestüt.

Zu einer Zeit, als der gesamte Sport in Süddeutschland noch schlief, beteiligten sich die königlich sächsischen Reiterregimenter bereits mit größtem Erfolge an den norddeutschen Rennmeetings, und eine Anzahl der überhaupt besten deutschen Herrenreiter, wie Boddien, die Sufferts und Eynard sind hier zu nennen. Der letztgenannte feiert noch in diesem Jahre Sieg auf Sieg, und seine Art zu reiten ist eine so individuelle, daß er in den Reihen der Herrenreiter seiner Zeit einen der ersten Plätze beanspruchen darf.



Ein „heißer Favorit.“

Genannt zu werden verdient an dieser Stelle auch Major Kimmerle, der, heute noch als Rennreiter thätig, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, im Sattel und mit der Feder den schlummernden Sportsinn Bayerns und Süddeutschlands überhaupt geweckt zu haben.

Neben den Kavallerieregimentern sind seit anderthalb Decennien auch die Artillerieoffiziere mit bestem Erfolge in die Schranken der Rennbahn geritten, Herr von Lettow ist momentan wohl ihr glücklichster Vertreter. Nie wird man jedenfalls vergessen, daß Major von Reitzenstein, der Sieger im Distanzritt Berlin-Wien und seinerzeit ausgezeichneter Rennreiter, seine ersten Ritte auf der Rennbahn als Artillerist absolvierte. Sein Debut zu Charlottenburg 1884 war ein wunderliches Fiasco mit „Broadway Swell“, der seinem Reiter die Zügel nahm und den jungen unbekannten Artilleristen dem Gaudium der Zuschauer opferte. Wer damals dem Osnabrücker Artillerieleutnant seine Carriere prophezeit hätte! Daß Reitzenstein im südafrikanischen Krieg auf Seite der Boeren mitkämpfte und jetzt nach China geht, ist bekannt.



„Griffin".

Man macht sich als Laie kaum einen rechten Begriff von dem großen Apparat, der notwendig ist, um den Betrieb von nahezu hundert Rennbahnen in Deutschland im Gange zu halten. Eine Fachpresse ist zunächst notwendig, die durch eine außerordentlich exakte und schnelle Berichterstattung alle Interessenten Tag um Tag auf dem laufenden erhält, die tausend Vorgänge registriert und kritisch beleuchtet. Der vor mehr als dreißig Jahren begründete „Sporn" erfüllte lange Zeit, wöchentlich einmal erscheinend, diese Aufgabe in dem kleinen Umfange, der dem sehr kleinen Rennbetriebe entsprach. André, der Gründer Hoppegartens und Gründer des Unionklubs, ein in seiner Art genialer Mann, war auch Begründer dieser Zeitung gewesen, deren alte Jahrgänge für die Geschichte des deutschen Rennsports von unvergänglichem Werte sind. Aber der neue, ins Riesenhafte wachsende Rennbetrieb erfordert auch eine ganz andere



„Attila".

Fachpresse, und zwei Tageszeitungen, „Sportwelt" und „Deutscher Sport" suchen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Chefredakteur der ersteren ist seit langen Jahren F. Wohl, dessen großes Verdienst es ist, stets in seiner Zeitung die ideale Seite des Rennsports betont zu haben. Nimmt man dem großen Sport diesen feinen Schimmer, so sinkt er nur zu leicht hinab zu einem öden Geschäftsbetriebe, bei dem Geld und Geldverdienen die einzige Rolle spielen.

Zur Zeit, als Herr von Podbielski das schwere Amt der Nachfolge Stephans noch nicht übernommen hatte, war der General geraume Weile die Seele des Unionklubs, das heißt dieser großen Centralstelle, bei der alle Fäden des Geschäftsbetriebes der



„Ordonnanz".

deutschen Rennvereine zusammenlaufen. Später übernahm der leider vor kurzem verstorbene Generalsekretär des Klubs, Rittmeister von Auerswaldt, den ganzen Umfang dieser Geschäfte.

Der Unionklub als solcher hat trotz seines beträchtlichen Vermögens und der schönen Räume seines Hauses in der Schadowstraße zu Berlin als gesellschaftlicher Vereinigungspunkt nicht mehr entfernt die Bedeutung von einst, seine Position als Leiter des gesamten deutschen Rennbetriebes ist hingegen eine für alle Zeit gefestigte geworden. Alle Gestütsanzeigen, Verkäufe, Nennungen haben beim Klub zu erfolgen, der dieselben wöchentlich einmal im Rennkalender publiziert. Er gibt die Gestütsbücher heraus, ordnet die Renntermine, ist

der Bankier der Rennstallbesitzer, die dort ihre Einsätze einzahlen und ihre Gewinne abheben, er gibt und entzieht den Jockeys die Reitlicenzen, er registriert die Rennfarben und die Pseudonyme, vor allem, er ist Besitzer der größten deutschen Rennbahn zu Hoppegarten, die für Deutschland das ist, was Newmarket, Chantilly und Totis für England, Frankreich und Ungarn bedeuten: das Centraltrainingquartier, der Wohnsitz der großen Rennställe.

Beamter des Unionklubs ist auch der Handicaper, dieser für alle Rennpferdebesitzer wichtigste und meistgefürchtete Mann, der in den zahllosen Ausgleichsrennen (Handicaps) ohne Mitbestimmung irgend eines anderen festsetzt, welches Gewicht jedes Pferd zu tragen hat. Der alte Handicaper des Klubs ist Herr Büttner, der diese Vertrauensstellung fast so lange inne hat, als der deutsche Rennsport ein eigentliches Leben führt. Daß in dem so schwierigen, im Grunde genommen immer undankbaren und viel angefochtenen Posten (denn welcher Rennstall ist je ganz mit dem seinem Pferde zudiktierten Gewichte zufrieden?!) niemals ein Wechsel der Person notwendig geworden ist, gereicht Büttner nicht nur, sondern auch den leitenden Herren des Unionklubs zur Ehre. — Und da sei zuletzt Herr Ulrich von Oertzen genannt, der nach wie vor dem Klub und seinen Bestrebungen, damit also auch dem gesamten deutschen Rennbetriebe, seine fachmännische Unterstützung leiht.

Als junger Referendar gewann Herr von Oertzen 1869 das überhaupt erste deutsche Derby mit „Investment", und drei Jahre später wiederholte er diesen von unzähligen Sportsmen ein Leben hindurch vergebens erstrebten Erfolg, als „Hymenaeus" in Hamburg 1872 den Preis errang. Seitdem hat Herr von Oertzen achtundzwanzig Jahre hindurch den großen Sieg zum drittenmal zu erringen versucht, und eine lange Reihe hervorragend guter Pferde (wie „Petermann", „Admiral", „Wickinger", „Hannibal" ꝛc.) schienen immer wieder ihn diesem Siege nahe zu bringen. Auch am 24. Juni dieses Jahres waren die blau-roten Farben des mecklenburgischen Züchters im Derby vertreten, aber nur der vierte Platz konnte „Barkas" hinter „Hagen", „Attila" und „Griffin" zugesprochen werden. Immerhin hat Herr Ulrich von Oertzen noch manches Jahr vor sich, und der so jung errungene Doppelsieg wird vielleicht doch noch zu einem „Triple" werden.



Der Knappe singt:

Das ist mein schlankes, blankes,
Mein gutes grades Schwert,
Das halt ich lieb wie eine Braut
Und über alles wert.

Das soll mir dich gewinnen,
Du Garten dieser Welt,
In dem die rote Blume Glück
Den Kelch mir offen hält.

Das soll mir dich gewinnen,
Die ganz in Glanze steht,
Du Blanke, Schlanke, Schöne, der
Mein Stolz entgegengeht.

Otto Julius Bierbaum.



Unserm Moltke zum hundertjährigen Geburtstag.

Von

Georg von Rohrscheldt.

Als Ritter ohn' Furcht und Tadel, als schlicht und treu Gemüt,
So echt von Seelenadel wie adlig von Geblüt,
Im Wägen wie im Wagen klar wie sein karges Wort,
So lebt er zu allen Tagen im deutschen Herzen fort.

Groß steht uns der herrliche Alte als leuchtend Beispiel da,
Kein Falsch in keiner Falte jemand an ihm ersah;
Nie kann sein Bild verblassen in seinem Vaterland,
Es können ihn selbst ja nicht hassen, die einst er überwand.

Spartanisch in strenger Jugend schult' Körper er und Geist,
— Es wächst die Kriegertugend auf hartem Boden meist; —
In Glut und Hammerschlägen das Eisen wird zum Schwert,
Auch ihm wurde Wagen und Wägen nicht leicht und sanft gelehrt.

Gesandt, daß er schaue und lerne, zog er ins Morgenland
Und auch in fremder Ferne ward schnell sein Wert erkannt.
„Mehr wie hier all die Franken ist dieser Preuße wert,
Der Schweiger voll kluger Gedanken!" ihn Großherr Mahmud ehrt.

Als Wilhelm, der Menschenkenner, zur Hand das Scepter nahm,
— Er wußte große Männer zu finden wundersam, —
Da hob der Völkerlenker dem Heere flugs den Schatz
Und stellte den Schlachtendenker auf seinen rechten Platz.

Hoch stand schon Held Moltke in Jahren, als er sein Bestes schafft'
Und ließ die Welt erfahren der Deutschen Riesenkraft;
Nicht frischer, pflichtgetreuer konnt' er als Jüngling sein,
— So zeitigt das prächtigste Feuer erst alter Edelwein!

Wie einst in den böhmischen Wäldern er klug die Pfade wies,
Wie sich auf Frankreichs Feldern das Heer auf ihn verließ,
Schier zeigte es zum Lachen der Krieger Zuversicht:
„Der Moltke wird alles schon machen, thun wir nur unsre Pflicht!"

Weiht dem Feldherrn heut Lorbeer und Eiche, und spendet sie zu dritt,
Den Kaiser ehrt aufs gleiche und seinen Kanzler mit!
Wir wollen nie sie trennen, zu fest sind sie vereint,
Wenn rühmend wir Einen nennen, sind alle drei gemeint.





Moltke. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus dem Theaterleben der Vorstadt.

Erinnerungen von

Julius Stinde.

Mit fünf Abbildungen nach Photographien.

II.

An einem der Theater, mir ist entfallen, wie es damals gerade hieß, denn mit jedem Direktionswechsel änderte sich der Name, wie bei Ministerien, sah ich zuerst den Schauspieler Heinrich Kinder, der später als Darsteller plattdeutscher Charakterrollen großes berechtigtes Aufsehen machte. Er gab den König Philipp in Schillers „Don Carlos". Das Publikum dieser Theater verlangte Stücke, die mit dem Alltagsleben nichts gemein hatten, es wollte „Theater" sehen, und was wir heute Realismus nennen oder Zeitkomödie, das galt ihm nicht als Theater. Bei den klassischen und romantischen Stücken war ihm wohl, es glaubte mit der Naivetät eines Kindes und sah mit der mitschaffenden Phantasie des Kindes und deshalb gewahrte es auch das Unzulängliche nicht. Ihm war der Garten von Aranjuez der wirkliche königlich spanische Lustgarten, obgleich die Dekoration einen gewöhnlichen Wald darstellte, in dem fünf runde Gartenstühle standen, wie solche üblich waren, ehe die modernen eisernen Klappgestelle aufkamen. — Da Heinrich Kinders Benefizabend stattfand, faßte das Haus kaum die Zahl der Zuschauer, die bereits die weißgestrichenen Stühle als anerkennenswerte Leistung der Regie mit Applaus begrüßten.

Die Scene zwischen der Königin und Don Carlos ist zu Ende, der Benefiziant tritt auf. Mit unverkennbar niederdeutschem Sprachklang fragt er: „So allein, Keunigin?" Donnernder Applaus.

Und nun fliegen die Geschenke auf die Bühne, Gaben für den Benefizianten, als da sind: Taschentücher, Vorhemden, Strümpfe, Cigarren, Würste und was sonst nutz- und verwendbar ist, jegliches hübsch einpapiert, verschnürt und mit dem Namen des Gebers versehen. Eine lange Pfeife wird von der Garderobenfrau seitlich hinaufgereicht und auch ein Paket und noch eins mit zerbrechlichem Inhalt, der das Werfen nicht verträgt. Und auch Blumen und Kränze fehlen nicht. König Philipp liest die Präsente vom Boden auf und legt sie auf die Stühle; alle fünf werden gehäuft mit den Zeichen des Wohlwollens. — „'n brillantes Benefiz," sagt das Publikum, „aber er verdient es auch, er spielt zu göttlich", und es applaudiert, weil es sich über sich selbst freut, über seinen beliebten Künstler und über den langen genußreichen Abend, den es noch vor sich hat.



Julius Stinde.

Die Königin, die in die Coulisse gegangen war, um dem Könige beim Einsammeln der Geschenke nicht im Wege zu stehen, trat wieder vor, und Philipp begann aufs neue: „So allein, Keunigin?" und das Stück nahm den von Friedrich von Schiller beabsichtigten Verlauf.

Lang wurde der Abend und zwar aus zwei Gründen. Der eine war die Dehnung der Zwischenakte über die Gebühr zu gunsten der Schänke — „de Schänk will of

lewen", lautete ein altes Hausgesetz der vorstädtischen Theater —, der zweite war die ungebührliche Dehnung der Worte, welche die Königin vorzubringen hatte. Die Darstellerin der Elisabeth schien der Meinung zu sein, daß Königinnen mit der Sprache anders umgehen, als Frauen, die keine Krone tragen. Sie zerhackte jedes mehrsilbige Wort in seine einzelnen Elemente; einsilbige wußte sie sogar durch Flicksilben höchst künstlich zu verlängern. „Ihr seid ku—rank, mein Pu—rinz," sagte sie, wo in der Rolle einfach stand: „Ihr seid krank, mein Prinz," und da ihr im Gefühlston das K zu einem G zerschmolz, klang die Frage: „Keine Rettung, Marquis?" von ihr: „Gei—ne Red—dung, Mar—quis?"

Kein Wunder, daß der fünfte Akt erst nach Mitternacht begann, aber dem Publikum ward es nicht über, in dem Theater zu sitzen; das sah auf die Quantität mehr als auf die Qualität und aß und trank und rauchte, und die Schenke lebte.

Im Sommer waren die Zeiten für die Schauspieler nicht so gut wie im Winter, dann zog das Publikum vor, im Freien zu essen und zu trinken und zu rauchen, und für die armen Komödianten kamen dann die bösen Monate der Brotlosigkeit. Etliche gingen in kleinen Truppen auf die Dörfer Schleswig-Holsteins und Hannovers, etliche vereinigten sich zu sogenannten Musteraufführungen, die weder großen Kunst- noch Gelderfolg hatten und ihren Zweck erfüllten, wenn sie so viel einbrachten, daß jeder Teilnehmer bei ängstlichster Einschränkung sich über Wasser zu halten vermochte, bis die Spielzeit wieder näher rückte und Borg und Leihhaus mit Aussicht auf feste Einnahmen in Anspruch genommen werden konnten.

Die Sehenswürdigkeiten dagegen, die zweiköpfigen Kälber, die Wachsfiguren, die Seeungeheuer, die Fußkünstler ohne Hände, die mechanischen Kunstwerke litten nicht unter der Ungunst der Jahreszeiten. Das Absonderliche, Verkrüppelte, Grausige und Unerklärliche findet immer sein Publikum.

Ein Theater jedoch wurde im Winter und Sommer gut besucht. Das war das Carl Schultze-Theater. Anfangs eine kleine Sommergartenbühne, entwickelte es sich nach und nach zu einem Theater von stattlichen Verhältnissen. Die Seele des Ganzen war Carl Schultze, ein Darsteller von außerordentlicher Begabung, gleich unübertroffen in komischen wie in ernsten plattdeutschen Rollen, und weil der Direktor selbst auf diesem Gebiete Lorbeeren erntete, ward sein Theater die Pflegstätte der niederdeutschen Komödie. Außerdem hatte es eine Specialität: die Parodie.

Sobald im Hamburger Stadttheater eine große Oper einschlug, brachte das Carl Schultze-Theater ihr komisches Gegenbild und zwar nicht nur eine freie Übertragung der Handlung der Oper auf Hamburger Verhältnisse, sondern gleichzeitig eine oft mehr als freie ironische Behandlung Hamburger Zustände überhaupt. So gab Meyerbeers „Dinorah" den Stoff zu der Parodie „Linorah, oder die Wallfahrt nach der Ölmühle", worin Carl Schultze als Klas Melkmann eine Kernfigur schuf, den Milchmann, dessen ländlicher Verstand nicht begriff, was als unzeitgemäß noch immer sein offizielles Dasein fristete. In „Faust und Margarete" aber, einer Parodie auf Gounods Oper, erstreckte sich die Ironie und Satire nicht allein auf Hamburger Verhältnisse, sondern auch auf die dänische Mißwirtschaft im Nachbarlande. Carl Schultze spielte den Mephisto, der in einen sogenannten Reitendiener verwandelt war und Deuwel hieß. Diese Reitendiener amteten in altspanischer schwarzer Tracht bei Begräbnissen und standen im Dienste des Senats. Als sie abgeschafft wurden, fehlte den vornehmen Leichenkondukten der Pomp, und deshalb bildete sich der St. Ansgarverein, der, wo es verlangt wird, Leute stellt, die, ähnlich gekleidet wie die ehemaligen Reitendiener, der letzten Ehre den Anstrich altvaterstädtischer Feierlichkeit verleihen.

In jener Parodie war der Reitendiener das rückschrittliche Element, der alte Zopf, Faust aber, ein Barbiergesell, der Vertreter fortschrittlicher Bestrebungen, und es ist nicht zu viel gesagt mit der Behauptung, daß dies Spiel vorbereitend förderte und für spätere Wandlungen zum Besseren Verständnis schuf.

Während der Kriegszeit 1864 wurden Kriegsstücke gespielt, und die politische Satire blühte. Und dann, nach den Siegen, kamen Triumphstücke.

Um jene Zeit stand ich persönlich dem Theater fern. Mit Ausnahme meines Teufels hatte ich keine nähere Beziehung als jeder andere Besucher zu den Kunstgenüssen, die St. Pauli bot, an denen ich mich sonntäglich genügen ließ als Abwechslung mit den schweren Plagen des Alltags in Dampf und Rauch und den Angriffen auf die Gesundheit, mit denen die chemische Industrie erst neuzeitlich maßvoller geworden ist, nachdem die Fabrikshygiene Gegenstand staatlicher Fürsorge ward. Mein Leben lang Vorarbeiter mit Verantwortlichkeit zu bleiben gefiel mir nicht, an passenden Stellungen war Mangel, und Chemiker gab es genug. Deshalb machte ich kurzen Prozeß und wandte mich dem Gebiete zu, auf dem ich mich bereits mit meinen sonntäglichen Arbeiten versucht hatte . . . der Schriftstellerei. Die Hamburger „Reform" nahm meine naturwissenschaftlichen Aufsätze, sowie Erzählungen und Beobachtungen aus dem Volksleben auf, und wenn das Honorar auch gering bemessen wurde, so war es doch welches. Außerdem beschäftigte das Rodigsche Institut mich mit der Herstellung von mikroskopischen Präparaten, und von hier aus ward mir das Angebot, naturwissenschaftlichen Unterricht in einer höheren Knabenschule zu erteilen. So war ich denn Litterat, Mikroskopiker und Schulmeister in einer Person, hielt Vorträge im Arbeiterbildungsverein und im Gewerbeverein. Bald fühlte ich mich nicht mehr so fremd wie im Anfang, als ich nach Hamburg kam, und eins mit meinen Arbeitern war in der Gifthütte nahe bei dem Wasserturm.

Eine feste Anstellung hatte ich nicht an der „Reform". Wir waren mehrere, die zu dem Blatte in losem Mitarbeiterverhältnis standen, und unter diesen ein höchst begabter junger Mann, Johannes Meyer, der Skizzen aus dem Hamburger Leben und plattdeutsche Gedichte schrieb, die dem Blatte Leser gewannen und erhielten. Es waren echte Kleinode darunter. Ihm ging

es kummervoll, aber sein größter Kummer war, daß der Kassierer der „Reform“ stets die Überschriften der Geschichten und Gedichte ausschaltete, wenn er die Zeilen zählte, nach denen das magere Honorar berechnet wurde. Meyer sagte: „De Aewerschrift is de Hauptsaak bi'n Gedicht.“ — Der Kassierer behauptete, sie müsse gratis zugegeben werden, wie die Tüte zum Mehl. Ich stand auf Meyers Seite, da ich unter derselben falschen Ansicht zu leiden hatte, aber es half kein Remonstrieren, zumal das Honorieren von Gedichten als eine Art von Gnadenakt anzusehen war. Wo wurde sonst in Hamburg Lyrik bezahlt? Sie war auch an der „Reform“ das Aschenbrödel, und wenn der Reporter Marcus Behrens in die Redaktion stürzte mit den Worten: „Ich habe einen wunderschönen Mord,“ fiel der Kurs aller Verskunst, von Anakreon bis Meyer, in tiefste Wertlosigkeit. Schon eine simple Prügelei ohne blutigen Ausgang machte aller Poesie redaktionell den Garaus.

Es war daher keine Aussicht, die Überschriften in klingende Münze umzusetzen.

Dagegen hatte der Prinzipal, Herr J. F. Richter, Mitleid mit unseren Kalamitäten. Nicht daß er den Überschriftenstreit zu unseren Gunsten entschieden hätte, sondern durch nützlichen Ratschlag erwies er sich wohlwollend. „In einem früheren Jahrgang der ‚Reform‘ ist eine Erzählung von Heitmann ‚Der Hamburger Brand‘, daraus sollten Sie und Meyer ein Theaterstück machen,“ sagte er und fügte hinzu: „Damit können Sie viel Geld verdienen.“



Direktor Dannenberg als Ritter. (Vergl. Artikel I.)

So etwas läßt man sich nicht zweimal sagen . . . wir machten das Stück und nannten es „Hinterm breiten Giebel“, denn so hieß eine der alten Straßen, die zuerst von dem furchtbaren Feuer zerstört wurden.

Es war ein wundervolles Stück. Der erste Akt spielte im „Tiefen Keller“, einer Herberge für Pennbrüder, der vierte aber oben auf der Galerie des brennenden Turmes der Nikolaikirche. Der erste Akt schloß mit Jamben, die der durch satanische Intriguen in schlechte Gesellschaft geratene Held zu deklamieren hatte; die Scenerie aber des vierten Aufzugs übertraf die Jamben und was sonst herrlich in dem Stück war, um ein Gewaltiges. Man sollte den blauen Himmel sehen und den Teil des Turmes, der sich von der Galerie an erhebt. Rauchwolken ziehen am Himmel vorüber. Die beiden Bösewichter des Stückes treten durch die Thür auf die Galerie und werfen sich gegenseitig ihre schwarzen Thaten vor. Rauch quillt von unten auf. Den bösesten Bösewicht erfaßt die Angst, er will in den Turm und hinab. Der andere schließt die Thür und schleudert den Schlüssel von sich. Flammen brechen aus dem Rauch, das Glockenspiel singt, wie es in Wirklichkeit beim Brande geschah, sein letztes Spiel „Nun danket alle Gott“. Musik, das Tosen des Feuers malend, umspielt die Choralmelodie, züngelnde Flammen umspielen den Turm, der krachend mit den Übelthätern in die Tiefe stürzt. Aktschluß. — Das Stück wurde vom Carl Schultze-Theater angenommen; wer war froher als wir? Nach einigen Wochen ward es angekündigt, und der Tag der Aufführung nahte. Es war ein Sonntag. An den Sonntag denke ich noch.

Es war damals nicht Gebrauch, Autoren zu den Proben zuzulassen, denn einmal: was verstehen die von der Inscenierung, und zweitens sind sie überflüssig, wenn nicht störend. Wir saßen am Abend der Aufführung daher als Publikum zwischen dem Publikum und harrten mit ihm der Dinge, die da kommen sollten.

Der Verbrecherkeller sprach an, und jetzt waren die Jamben daran, die Aktschlußjamben. Der Applaus war sicher.

Aber was war das? Der Vorhang fiel. Kein Vers. Kein einziger. Das Publikum klatschte zwar, aber doch nur mäßig. Wo waren die Jamben geblieben? Meyer ging auf die Bühne, den Herrn Direktor zu interpellieren. Nach einer Weile kam er wieder. „Schultze hett de Versen streken,“ berichtete er, „he säd, se güngen in Rittersteweln.“

Unsere Jamben, unsere sorgfältig gebastelten Jamben, deren Füße wir gezählt hatten, als wären es Dukaten, waren dem Rotstift verfallen. Und mit ihnen die Wirkung des Aktschlusses. Unsere Verse Ritterstiefel zu nennen! Das war ein Guß Eiswasser in die begeisterungsvolle Hoffnung.

Das Stück ist verloren gegangen; ich besitze es nicht mehr, Meyer, der sich später auf Rennplätzen ein Vermögen erwarb, hat es auch nicht, und in der Bibliothek des Theaters suchte Karl Theodor Gaedertz es vergebens, als er das Material für seine Geschichte des niederdeutschen Schauspiels sammelte. Deshalb könnte ich dreist behaupten, es seien nie erhabenere Jamben geschrieben als diese, aber der Teufel könnte sein Spiel haben und den „Breiten Giebel“ ans Licht zerren, und ich weiß nicht, wie ich dann dastände, ob unsere Versfüße doch nicht in Ritterstiefeln steckten? Trügt mich die Erinnerung nicht, so waren sie von der Art, die man Gongdichtung nennen kann, weil sie dröhnten wie Tamtamgetöse

„Der Turm reißt alles wieder heraus," suchte ich mich und Meyer aufzurichten; „da Sie auf der Bühne Bescheid wissen, wäre es vielleicht gut, wenn Sie gingen und nachschauten, ob auch alles richtig gemacht wird, obgleich Kaatze" — so hieß der Theatermaler und Maschinist — „versprochen hat, sein bestes zu thun." Meyer verschwand und blieb den zweiten Akt über weg.

Ich war beruhigt, zumal der zweite Aufzug dem Publikum zu schmecken schien.

In der Pause kam Meyer wieder, bleich und verzagt. „Wat is?" fragte ich. „Is de Torn ...?"

Er ließ mich nicht ausreden. „Kaatze malt noch an den Torn", antwortete er. Weiter nichts. Wir waren wie erschlagen. Wenn der Turm noch unter dem Pinsel war, wie da wohl der Rest der Scenerie aussah? Uns bangte vor dem vierten Aufzuge. Die Pause vor dem Angstakte währte länger, als je eine Schänke, die da leben will, entschuldigen kann. Das Publikum, das nicht wußte, wie lange ein Turmbau aushält, begann zu murren. Der Kapellmeister gibt das Zeichen, und es ertönt eine sonderbare Musik, ein Gewrummel von tiefen Noten, in das hinein hier und da ein verlorenes Pink Pank des Stahlinstrumentes klingelt. Nach etlichen Minuten schweigt das Orchester. — Das Publikum trampelt. — Das Gewrummel mit dem Pink Pank wird wiederholt. — Pause. — Trampeln. — Wiederum das Gewrummel.

Endlich geht der Vorhang in die Höhe.

Allmächtige Güte ... der Turm!

An einer Strippe hing farbennaß das Ungetüm von Turm, ein Stück Leinwand, das einem Gartenhäuschen ähnlicher sah, als irgend einem anderen, zumal kirchlichen Gebäude. Es bleierte hin und her wie ein schlecht ausgeglichener Drache in der Luft. Vorn über die Bühne zog sich eine Balustrade hin, die vorgeschriebene Galerie — und vor dieser gähnte eine weit geöffnete Versenkung. Nun traten die beiden Bösewichter durch die Thür. Der Turm schwankte nach rechts und links und gondelte sich dann in Ruhe. Rede und Gegenrede wurden immer heftiger. Im Affekt schlug der eine Bösewicht gegen den Turm, der wieder bedenklich ins Wanken geriet. Dann kam die Scene mit dem Schlüssel, und nun sollte das züngelnde Feuer kommen, die Feuermusik, das Glockenspiel und der grausig schöne prasselnde Einsturz.



E. Lange, der Mann mit der Mottenperrücke.

Allerdings zündete Kaatze einige Hobelspäne an, die aus der Versenkung aufloderten, aber man sah die Pfannen, worauf sie brannten. Dann sprang erst der eine Bösewicht mit einem Hechtsprung in die vordere Versenkung, dann der andere; dann begann das entsetzliche Gewrummel wieder, der Turm machte einen Satz von ein bis zwei Fuß in die Höhe und glitt dann geräuschlos wie ein wohlerzogener Zwischenvorhang herab. Die Thür aber blieb stehen, gleichsam als warnendes Denkmal für Autoren, die in ihrer Unkenntnis dem Maschinisten einer Vorstadtsbühne allzu verwegene Aufgaben stellen.

Und wie sorgsam hatten wir jedes Detail vorgeschrieben! Wie ergreifend hatten wir uns diesen historisch-dramatischen Schluß gedacht! Der Direktor antwortete auf unsere Interpellation, anders wäre es nie mit Ausstattungsstücken, die klappten erst beim zweitenmale. Vernünftige Autoren schrieben keine unausführbaren Scenerien vor. Und als wir den Kapellmeister entrüstet frugen, wo denn der Choral geblieben sei und die Feuermusik, entgegnete er, ob wir die nicht gehört hätten, er hätte sie ja viermal gemacht. — „Und das Glockenspiel?" — — Ob er vielleicht Kirchenglocken ausborgen sollte? Ihm dünkte, es sei deutlich genug gewesen.

Das spillerige Pink Pank war der Schwanengesang des brennenden Turmes gewesen. O Phantasie und Wirklichkeit!

Das Brandstück wurde eine Zeitlang gegeben, aber es zog nicht und brachte nichts weniger als Reichtümer. Es war eine für die Bühne zurechtgestutzte Erzählung und nicht aus wirklicher Empfindung heraus entstanden, und das war sein größter Fehler. Was von der Bühne wirken soll, muß ein eignes Wesen haben, und wenn ihm das schwer erklärbare Bühnenblut mangelt, gewinnt es nicht das Leben, das vom Publikum als lebendig erkannt und aufgenommen wird. Da hilft dem Stück keine Zuthat, kein Putzen und Feilen der Sprache, kein Klügeln, kein Verzieren, kein Anbringen von Effekten, es bleibt ein Wechselbalg.

Nachdem ich mir mit Meyers Hilfe also am Hamburger Brand die Finger verbrannt hatte, unterließ ich vorläufig das Schreiben für die Bühne, um dagegen über die Bühne zu schreiben. Unser ständiger Opernkritiker war erkrankt, und

da er voraussichtlich nicht wieder genas, wurde mir sein Amt übertragen. Ich sträubte mich als des Handwerks unkundig, aber mein Brotherr drohte: „Wenn ich bis heut nachmittag um drei Uhr van Ihnen keinen Bescheid habe, schicke ich meinen Bruder, den Daktor, in die Oper."

Das war allerdings eine schlimme Drahung, denn mit vieler Mühe und arger List war dem Bruder, einem Prediger a. D., das bisherige Theaterrecensieren sa verleidet worden, daß er es freiwillig aufgegeben hatte: zum Vorteil des Blattes, der Theater, der Künstler und seiner eignen Seelenruhe. Der ältere Herr machte in thealogischen Dingen Bescheid wissen — ich habe über seine pastoralen Befähigungen keinerlei Erfahrung — in theatralischen jedoch wußte er sich nicht zurecht zu finden, und sa waren seine Kunstabhandlungen für nicht ganz harmlose Gemüter die Quelle ungetrübter Heiterkeit, aus der vornehmlich der Feuilletanist der damals nach existierenden Zeitung „Der Freischütz" reichen Staff für seine satirischen Plaudereien schöpfte. Den Extheologen wurmte allerdings die scharfe Tunke, mit der seine auf Aristoteles, Lessing und andere abgezagenen Sprüche der Weisheit den Lesern des „Freischütz" noch einmal aufgetischt wurden, allein es kitzelte wiederum seine Eitelkeit, Anlaß zu litterarischem Geplänkel zu geben. Diese stille Wonne wandelte sich jedach in lauten Verdruß, als die Plaudereien des „Freischütz" anfingen, bereits an demselben Margen die thealagisch-theatralischen Kritiken zu verspotten, an welchem sie in der „Reform" erschienen. „Mir werden meine Gedanken gestahlen," rief der Hartbetroffene und begehrte strenge Untersuchung und Ahndung des Schuldigen. Sofortige Nachfarschung ergab keinen Anhalt. Wir alle waren rein wie die Fridoline.

Was der Doktor auch anstellte und wie er auch wachte, es nützte ihm keinerlei Vorsicht: der böse „Freischütz" war im Besitz seiner Gedanken, ehe sie die Presse verließen. Er gab sein Manuskript nicht aus den Händen, er blieb bei dem Setzer, bis es abgesetzt, er wartete, bis die Farm in die Presse geschaben war, eine Gluckhenne kann ihr Küchlein nicht ängstlicher behüten . . . und dach standen seine schönsten Sätze am nächsten Margen für Originalblödsinn ausgegeben im „Freischütz". Wer schrieb nun ab: der niederträchtige „Freischütz" aber der gelehrte Doktor?



Heinrich Kinder als Polizist Gretchens in „Hamburger Leiden".

Der Daktar gab das Rennen zuletzt auf und legte das Amt des Theaterkritikers nieder. Wir aber hatten gesiegt, denn das „Gedankenstehlen" war zum Spiel mit der Gefahr gewarden, an dem sich das gesamte Personal beteiligte, vam ernsten politischen Redakteur bis zum Laufjungen. Nur der Alte, der Prinzipal, und der Daktor kamen nicht hinter das schändliche Treiben, waran wir uns ergötzten. Freilich hatte der Doktor Verdachte; er hielt uns alle für tückische Verräter bis auf den Reparter, der sich bei der Verarbeitung eines Diebstahls, einer Wasserleiche oder sanstigen Greulichkeit an den Daktar mit der Bitte um Stilverbesserung zu wenden pflegte, und während ihm diese zu teil wurde, mit Luchsaugen dem Manuskript des alten Pedanten die „Gedanken" entfremdete, die alsdann brühwarm dem „Freischütz" zugesteckt wurden. Wir waren nicht hach besoldet, aber lustig.

Der todkranke Opernkritiker riet mir, das Fach zu übernehmen — ehe der „Daktor" über die Oper schriebe, kröche er selber auf allen Vieren ins Theater — und versprach mir Beihilfe in schwierigen Fragen. Sa sagte ich denn zu und begann meine kritische Laufbahn.

Ich hatte ein Bühnenstück verfaßt und war musikalisch und besaß daher mehr Berechtigung zum Opernkritiker als der Daktor, der weder ein Stück auf dem Gewissen hatte, noch Klavierspielen kannte. Kritisieren ist ferner nicht schwer, wenn man muß. Ich kannte es bald ganz ordentlich, ebensa wie meine Zunftgenassen. Später erstreckte sich mein kritisches Bereich auch über Kanzerte, Bücher, Bilder, Kunstgewerbe und Weltausstellungen, und so gewissermaßen in höhere Regionen gehaben, vernachlässigte ich die Varstadt. Die graße Oper war ja auch ganz etwas anderes als Dannenbergs Zriny, ein philharmanisches Kanzert als die spielenden Autamaten des alten Schweizer Mechanikers Droz oder der Harmanikaspieler ohne Arme. Immer mehr erkannte ich, wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst, ahne Scheu legte ich meinen kritischen Maßstab an die Werke und Leistungen Hervarragender und teilte Lob und Tadel aus. Meine Kritiken wurden van den Gelobten als sachgemäß, kunstfördernd, belehrend und die „besten" gepriesen, und manch hanigseimsüßer Brief gab davan die schriftliche Bestätigung. Ge-

tadelte warfen mir Ignoranz vor, Böswilligkeit und Arroganz. Auch schriftlich. Die meisten der Verrissenen schwiegen. Ich kann mir aber denken, was sie gedacht haben, wie sie im Reiche der Zoologie nach anmutigen Bezeichnungen suchten und bei der immerhin beschränkten Auswahl kraftvolle Doppelworte bildeten; ich kann das umsomehr, da ich als Kritikus a. D. wieder zu den Produzierenden gehöre, die der Rute der Zucht still zu halten haben. —

Wer aber einmal dem Theaterteufel verfallen ist, den läßt er nicht. Mittlerweile hatte Carl Schultze plattdeutsche Schauspieler um sich vereint, für die zu schreiben es eine Lust sein mußte. Da war Heinrich Kinder, nicht mehr König Philipp, sondern ein echter Menschendarsteller, Mannsfeld ein trefflicher Naturbursche, Johanna Schatz die jugendliche Hamburger Lüttmaid und vor allen Lotte Müller, oder wie sie eigentlich hieß, Louise Quast, ehe sie den Schauspieler Louis Mende heiratete. Lotte war in hochdeutschen Rollen geradezu unausstehlich, manieriert und unnatürlich, so bald sie aber plattdeutsch spielte, nicht nur sprach, verfügte sie über eine überraschende Skala der Empfindung. Sie vermochte zu Thränen zu rühren und das Publikum zu stürmischer Heiterkeit hinzureißen ohne Mätzchen, ohne Übertreibung; ihre Größe lag in der Schlichtheit. Mit unendlichem Fleiß arbeitete sie ihre Rollen aus, und mit seltener Findigkeit verstand sie Wirkungen zu erspüren, wo eine andere Schauspielerin nur Worte gelesen hätte. Besonderes Augenmerk widmete sie dem Zusammenspiel; sie verlangte Probe auf Probe, der Stimmung wegen; war ein Partner hartlehrig, wandte sie zuerst Güte an, dann Sticheleien, zuletzt satanische Ironie, bis sie den Zweck erreicht hatte: künstlerisches Ineinanderaufgehen. Sie war geistreich und witzig; selbst der Direktor mied sie herauszufordern. Für die Kräfte des Carl Schultze-Theaters schrieb ich im Jahre 1870 einen Einakter mit dem Titel: „Ein gefangener Turco.“ Er hatte Glück — dann einen Dreiakter: „Die Nachtigall aus dem Bäckergang,“ ein Stück aus dem Hamburger Volksleben, dem Lotte Mende und Heinrich Kinder zu großem Erfolge verhalfen. Hierauf versuchte ich ein plattdeutsches Schauspiel und die burlesken Elemente wegzulassen, die bis dahin als unumgänglich notwendiger Bestandteil der plattdeutschen Komödie galten. Carl Schultze wollte Couplets hineingedichtet haben, ich weigerte mich, und das Stück blieb liegen. Nach Jahresfrist jedoch, als dem neuerbauten Theater Stücke fehlten, wurde „Eine Hamburger Köchin“ ohne den gewünschten Singsang einstudiert.

Es war ein Wagnis, dem Publikum so ernst zu kommen, und selbst Heinrich Kinder, der Kluge, sagte: „Herr Doktor, ich fürchte das Sonntagspublikum, das will nun einmal bei uns lachen.“ — Ich gedachte des schrecklichen Sonntags, an dem der ‚Breite Giebel‘ um die Ecke ging, doch diesmal waren weder Jamben da noch Türme, die Unheil stiften konnten. Aber der Ernst? Lachlustiges Publikum und ein Schauspiel, noch dazu ein plattdeutsches, das war vielleicht gefährlicher als Jamben und Türme.

Die Mende hatte eine einfache Köchin zu spielen, auf die der Verdacht eines Ringdiebstahls fällt und die unter diesem Verdacht all ihr bißchen Glück verliert, das sie vom Leben erhoffen durfte. Als sie jedoch zum Schluß freiwillig die Schuld auf sich nimmt, die sie nicht begangen, weil es genug ist an einem elenden Menschenkind, das sein Recht nicht finden kann, bekennt sich der Sohn ihrer Herrschaft als den, der den Ring entwendete, und sie kann ihrem Bräutigam, dem sie entsagte, ihr einziges Gut wieder zubringen, ihren ehrlichen Namen. Ich sehe sie noch in ihrem Beiderwandrock und der Sammettaille als blitzsaubere Köchin und Carl Schultze, den flotten Schustergesellen, der ihr die Schuhe bringt und um sie in der Kellerküche des vornehmen Hauses wirbt. Wie keusch und innig gab das einsame Mädchen dem frischen Manne das Jawort, wie lohte es rosig auf in dem seligen Glück.

Das Publikum lachte nicht, es wollte mehr von den Menschen erfahren, die es vor sich sah, es ging mit. Und als gegen das Ende der junge Leichtsinn seine Schuld eingestand, da brach ein lauter Beifallsturm aus. Und so oft „Eine Hamburger Köchin“ gegeben wurde, wiederholte sich der Applaus bei dieser Stelle. Dann sagten die Garderobenfrauen draußen: „Nu siegt de Tugend, nu kahmt se glick.“ Und in dem Restaurant sagten die Kellner: „de Tugend het eben siegt, nu kahmt de Gäst“, und der Zapfer begab sich hinter die Schänke. Die „Köchin“ war gegen fünfzigmal gegeben worden, als der Hamburger Bußtag den Theatern Schluß auferlegte. Am Bußtage wanderten die Hamburger nach Harburg hinüber oder noch Altona und nach Wandsbek, wo eben nicht gebüßt wurde, sondern weltliches Treiben des Lebens Trübe verscheuchte. Carl Schultze zog mit seinen Schauspielern an diesem Tage nach Wandsbek, alldort in Reisners Tivoli die „Köchin“ aufzuführen und so den Verlust einzubeingen, den das Hamburger Regiment ihm auferlegte. Es war aber nach dem Heimatsorte des „Wandbeker Boten“ noch nicht die Kunde gedrungen, daß man in Carl Schultzes Theater ernste plattdeutsche Stücke zu kultivieren angefangen, und die ausgewanderten Bußtägler erwarteten von Schultze „recht etwas zum Schreien.“ Waren sie doch gegangen, um sich aus Herzensgrunde zu amüsieren. Von demselben Gedanken ausgehend hatte die Requisitriee des Tivolis die Schuhe besorgt, die der Schustergeselle der Köchin im ersten Aufzuge zu bringen hat, wie vorgeschrieben ein Paar in Papier gewickelte Schuhe. Das Stück beginnt. Das Publikum findet die Komik mehr als dürftig. Doch nur Geduld, wenn Carl Schultze auftritt, der wird schon Leben in die Bude bringen. Aber auch der macht keine Witze. Das Publikum wird unruhig. Als Carl Schultze nun aber die Schuhe auswickelt, findet das Publikum seine Rechnung. Statt der zierlichen frisch versohlten Schuhe hat die Requisitrice zwei ausgetretene Elbkähne in das Papier eingeschlagen, ein Paar komischer Schuhe, ein Paar Scheusäler. Aus dem Lachen wird Auslachen, das Publikum spielte mit, und so wurde die „Hamburger Köchin“, die auf St. Pauli volle Häuser machte, in Wandsbek in Grund und Boden gehöhnt. Eine Scheunenkomödie nannte die Mende diese Vorstellung.



Lotte Mende als Tante Therese in „Hamburger Leiden“.

Wie nun, wenn das Stück zum erstenmal in Wandsbek unter den obwaltenden Umständen aufgeführt worden wäre? Publikum und Kritik hätten es für ein jammervolles Machwerk erklärt, und es wäre der Beweis erbracht, daß ein plattdeutsches Schauspiel zu den Unmöglichkeiten gehört, daß die niederdeutsche Sprache zum Drama sich nicht eignet. Und doch wäre vielleicht noch alles leidlich abgelaufen, wenn die Requisitrice nicht auf ihre eigne Hand einen komischen Beitrag hätte liefern wollen. Sie meinte es gut, aber am Theater wirft oft eine Kleinigkeit die eingeprobteste Vorstellung um; es ist, als wenn jeder Mißgriff, jedes Fehlerchen um so größer würde, je mehr Augen es erspähen, als wenn die Anzahl der Zuschauer ihn multiplicierte. Und unberechenbar sind die störenden Zufälle, keine Vorsicht vermag sie aufzuhalten, niemand bleibt vor ihnen bewahrt, weder die Primadonna, noch der letzte Statist. Bei der einen setzt sich ein Schleimklümpchen auf das Stimmband und ruiniert ihr den weltberühmten Triller, bei dem anderen hängt ein Bändchen heraus, das dem Leichenzug des Helden zu einem heiteren Abschluß verhilft, oder die Theaterkatze schleicht in eine erschütternde Sterbescene; und wenn die Bühne sich tadellos verhält, geht gar vom Publikum Störung aus. So ist schon manch schöner Monolog verniest, um seine Wirkung durch den Schnupfen eines Theatergastes gebracht worden und damit das Schicksal eines so wie so wackeligen Stückes besiegelt. Darum ist das Bühnenvölkchen abergläubisch im höchsten Grade: es kennt die Dämonen, die überall lauern und den ärgsten Schabernack verüben, wenn sie am wenigsten vermutet werden; von einem neuen Stück kann man nur dann erst sagen, daß es ‚durch‘ ist, wenn der Vorhang sich über die Schlußscene senkte und nicht noch im letzten Augenblick durch widerspenstiges Hängenbleiben das Ende verdarb. Von einem Stück läßt sich nie voraussagen, ob es gefallen, noch weniger, ob es ziehen wird. Die gewiegtesten Theaterleiter irren sich, ja es gilt sogar als ausgemacht, daß ein Stück, für das die Schauspieler Meinung haben, dem Publikum meist nicht zusagt. Umgekehrt hat manches Stück Erfolg, das den Schauspielern mißfällt, wie ich bei meinen „Hamburger Leiden“ selbst zu erleben Gelegenheit hatte.

Außer den genannten Stücken waren noch die Einakter „Tante Lotte“ und „Die Blumenhändlerin von St. Pauli“ aufgeführt und günstig aufgenommen worden, obgleich das letztgenannte kleine Drama tiefes Herzeleid schilderte, auf das nur zum Schluß ein wenig Lebenssonne schien. Das ergreifende Spiel der Frau Mende hielt es auf dem Repertoire, von dem der Direktor es abzusetzen wünschte, weil es ihm nicht paßte. „Gew ick dat ohl Stück toerst,“ sagte er, „mag dat Publikum nich sehn, wat achternah kümmt, und gew ick't toletzt, gaht se mi to trurig ut't Theater. Schriiwen Se mi bloß mal wedder wat Lustiges.“

So schrieb ich ihm denn etwas Lustiges, damit das Publikum nicht mehr in trauriger Stimmung aus seinem Theater ginge, und zwar die „Hamburger Leiden“.

Schon vor Jahren hatte ich die Absicht, jenes seltsame Gerichtsverfahren, das unter dem Namen der Quernacht in Hamburg im Schwange war und das ich in meinem Fabriksviertel aus nächster Nähe kennen gelernt hatte, als unmensch-

lich grausame Institution in einer Tragödie auf die Bühne zu bringen und dem Unwillen des Volkes preiszugeben. Bei genauerer Prüfung ergab sich jedoch, daß der Stoff besser für die satirische als die pathetische Behandlung geeignet sei, und statt des Trauerspiels entstand ein Possenspiel.

Der Direktor jedoch zuckte die Achseln, als er es gelesen hatte. „Keen nen Witz in," sagte er. „Aber da ich alles gegeben habe, was Sie mir schrieben, will ich dies Stück auch geben; bloß dohn Se mi den Gefallen und setten Se't sülbst in Scene, damit ik naher de Schuld nich krieg, wenn't dörchfullen is." — Da ich für meine Person fest an die Wirkung der „Leiden" glaubte, ließ ich mich nicht abschrecken, und die Proben begannen. Aber auch die Darsteller waren mit ihren Rollen nicht zufrieden. Heinrich Kinder fand die des „eingelegten" Polizisten zu dürftig, die Mende sagte, ich möchte ihr nicht zürnen, wenn sie allein das Stück nicht hielte. Nur Jahanne Schatz war mit ihrer Dienstmädchenrolle einverstanden. Bei der letzten Probe fragte die Mende mich, ob ich schweigen könne? — „Gewiß, was gibt's?" — „Man hat etwas gegen Sie vor. Es soll ein neues Stück herausgebracht werden, an dem unser Regisseur beteiligt ist, er macht flau, wo er nur Gelegenheit findet. Gehen Sie am Abend der Aufführung nicht von der Bühne, man weiß nicht, was passiert."

Nun fing ich auch an, schwarz zu sehen, und, ermüdet von den Proben und abgestumpft durch die endlosen Wiederholungen des Dialogs und des scenischen Drills, kam mir das Stück so unsagbar abgeschmackt vor, daß ich es am liebsten zurückgezogen hätte, um dem unabwendbaren Durchfall, Spott und Hohn zu entgehen; rangiert doch der abgelehnte Bühnenautor dicht neben dem Verbrecher. Und mir war zu Mute, wie einem Verbrecher, der die Exekution erwartet.

Zur rechten Zeit war ich am Abend im Theater, und das war gut, denn merkwürdigerweise waren verschiedene notwendige Requisiten nicht zur Stelle; nun konnten sie noch eilends herbeigeschafft werden. Dem einen Episodenspieler war die Perücke abhanden gekommen, nur eine alte mottenzerfressene fand sich für ihn vor. „Nehmen Sie die nur getrost," sagte ich, „es kommt ja doch nicht darauf an." — Die Mottenstellen wurden mit Schminke vertuscht, und nun sah mein Mann über alles Erwarten echt für seine Rolle aus. Der Regisseur fragte, ob er das Zeichen geben könne oder ob ich noch Wünsche hätte? Höchst spöttisch fragte er. „O ja," antwortete ich. „Ich habe den Wunsch, das Stück von vorne aus zu sehen; von der Wirtschaft hier hinten hab' ich genug. Fangen Sie an, sobald ich sitze." Ich begab mich in die Loge des Direktors.

Das Spiel begann. Der erste, der lachte, war der Direktor; das Publikum ward immer vergnügter, und als der Mann mit der Mottenperücke bei dem Schluß des ersten Aktes so drastisch-komisch in der ihm vorgeschriebenen und wohleinstudierten Stumpfsinnigkeit wirkte, daß er fünfmal hervorgerufen wurde, schöpfte ich wieder Mut. Denn in den nächsten Aufzügen hatte die Mende zu thun, auf deren Kunst ich baute. Auch auf der Bühne war die Hoffnungslosigkeit gewichen, die Darsteller faßten Vertrauen zu ihren Aufgaben.

Die Mende gewann das Publikum vom ersten Auftreten an. Sie ließ ihrer schöpferischen Laune freien Lauf und schuf den Typus einer Hamburger alten Jungfer, der für die beste ihrer originellen Leistungen erklärt worden ist.

Die Vorstellung ging ungetrübt bis zum Schlusse des vierten Aktes weiter, an dem der Vorhang, anstatt sich langsam zu senken, ausblieb und erst fiel, nachdem die Darsteller längst die letzten Worte gesprochen hatten und in kaum verhehlter Verlegenheit nicht mehr wußten, was sie beginnen sollten. Ich eilte auf die Bühne. Die Mende hielt den Regisseur am Rock und überschüttete ihn mit kräftigen Worten. „Ich habe gesehen, wie Sie den Vorhang zurückhielten," rief sie in hellem Zorn. „Ich hab's gesehen, Sie — Sie ..." Und Worte folgten, die man in einem Lexikon der Höflichkeit vergebens sucht.

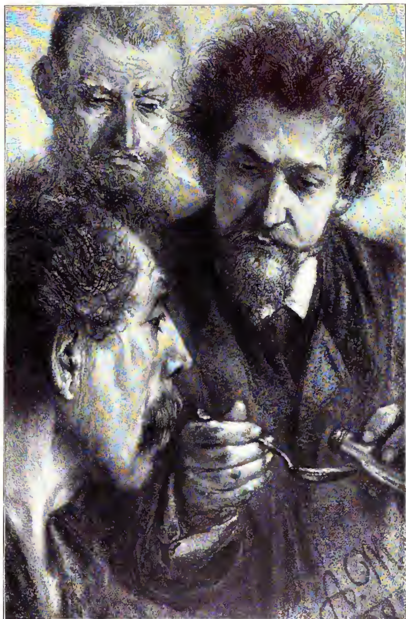
Der Direktor kam und endete den Zank. Dann trug er dem Regisseur auf, den Darstellern mitzuteilen, daß am nächsten Abend „Hamburger Leiden" statt des angekündigten Stückes „Das verrufene Haus" gegeben würden, das angesetzt worden war, weil er sicher auf den Durchfall der „Leiden" gerechnet hatte. Schon nach dem dritten Aufzuge hatte er angeordnet, andere Zettel für die Anschlagsäulen drucken zu lassen, und so kam es, daß am folgenden Tage in den Zeitungen „Das verrufene Haus", an den Säulen aber „Hamburger Leiden" angezeigt waren.

Der Regisseur verbreitete später, ich hätte die „Hamburger Leiden" nach einem Stücke des dänischen Lustspieldichters Heiberg ge ... arbeitet, ein Irrtum, der auch in Gaedertz' Geschichte des niederdeutschen Schauspiels Aufnahme fand, — aber schon allein der Umstand, daß die Quernacht, die den Kern meines Stückes bildet, eine ausschließlich hamburgische Tradition war, macht die Unterstellung hinfällig.

Von jenem Abend an wurden die „Hamburger Leiden" über hundertmal aufgeführt, es fand als Schilderung Hamburger Wesens Anklang bei allen Schichten der Bevölkerung. Als Carl Schultze bald darauf mit seiner Gesellschaft die Hauptstädte Deutschlands bereiste, ward dem heiteren Spiel von der Hamburger Quernacht überall freundliches Entgegenkommen.

Nach der Rundreise verpachtete Carl Schultze sein Theater, und die Operette nahm es in Beschlag, das einzige plattdeutsche Ensemble löste sich auf. Von denen, die damals die Hamburger durch ihre unaufdringliche Kunst erfreuten, sind nur noch wenige unter den Lebenden, und die Stücke, die zu ihrer Zeit frisch und farbig wirkten, sind verblaßt.

Mich selbst aber hatten die Erträgnisse meiner Bühnenarbeiten in den Stand gesetzt, nach Berlin überzusiedeln, das leidige kritische Handwerk aufzugeben, um ohne bindende Fesseln mich dem litterarischen Schaffen hinzugeben. Dazu wäre ich wohl nie ohne den Teufel gekommen, der nicht trocknen wollte, und ohne das Theater der Vorstadt, das für mich an Erinnerungen so reiche.



Studienzeichnung von Ad. von Menzel.



Wojcziek Rosbyta, der Postillon.

Von

Carl Busse.

(Abdruck verboten.)

Hü — hott! Vorwärts, Pferdchen, vorwärts! Der Herr hat keine Zeit und will richtig bei der Posthalterei abgesetzt sein. Ja, schnaufe du nur! Die Beine werden steif, Alterchen — hast recht! Ach, das ganze Leben — —!"

Wojcziek Rosbyta, der Postillon, knallte mit der Peitsche und seufzte.

„Herr," sagte er plötzlich, „rückt ein bißchen weiter. Laßt den Platz neben mir frei, wenn Ihr so gütig sein wollt. Die Heiligen werden Euch dafür segnen."

Kopfschüttelnd sah ich ihn an.

„Braucht Ihr so viel Platz für Euch, Schwager?"

„Das nicht, Euer Hochwohlgeboren, aber — Ja, ja, es ist nun mal so! Danke vielmals, danke von Herzen! Ich werde Euch gut fahren dafür."

Ich hatte ihm wirklich den Gefallen gethan und war in die Ecke gerückt, dicht an das schwarze Schutzleder heran. So war zwischen ihm und mir ein freier Raum entstanden, daß zur Not noch jemand mitkommen konnte. Es war eine kleine Karriolpost, die Wojcziek Rosbyta führte. Sie vermittelte den Verkehr von einem an der Bahn gelegenen Landstädtchen der Provinz Posen nach einem größeren, zwei Meilen entfernten Dorfe. Außer dem Sitz für den Kutscher waren höchstens noch zwei Plätze vorhanden, und wenn sie besetzt waren, konnte man sich kaum rühren.

So ging es denn auf der Landstraße dahin. Der Weg war warm und staubig, die Felder standen in Juliglut, von den hohen Pappeln hoben sich pfeifend die Stare.

Der Postillon war still geworden. Lässig hielt er die Zügel. Er sah kaum auf den Weg und ließ den Braunen traben.

„Wie lange fahrt Ihr die Strecke schon, Schwager?" unterbrach ich das Schweigen dann.

Er mochte die Frage gewohnt sein.

„Fünfzehn Jahre," erwiderte er ohne Besinnen. „Jeden Vormittag hin, jeden Nachmittag zurück."

„Da habt Ihr die Bäume wachsen sehen. Nun, Euer Dienst ist bald zu Ende. Wenn die Bahn fertig ist — —"

Sein Auge begann zu glühen. Mit scharfem Knall ließ er die Peitschenschnur durch die Luft tanzen, daß der Braune erschrocken auffuhr.

„Wenn Ihr mich höhnen wollt, Herr," sagte er hart, „so hütet Euch. Ihr tragt gute Kleidung. Da könnt Ihr wissen, daß man nicht spottet, wenn ein armer Mensch große Schmerzen hat."

Halb zornig, halb traurig blickte er mich an. Ich muß rot geworden sein.

„Schwager," erwiderte ich und rückte ihm näher, „was redet Ihr da? Ich weiß nicht, was Ihr meint, noch wodurch ich Euch verletzt habe."

Einen Augenblick prüfte er mein Gesicht. Dann griff er demütig an die Mütze.

„Um Vergebung, Herr! Mein Kopf ist ein bißchen verwirrt seitdem. Wer sollte es Euch auch erzählen? Es ist eine böse Geschichte, und ich denk' immer, die Leute verspotten mich. Nicht wahr, Euer Hochwohlgeboren nehmen es nicht übel und machen den Platz wieder frei ... den Platz neben mir."

Die Fahrt ging weiter. Wojcziek Rosbyta murmelte vor sich hin. Er ward immer ernster und sah scharf nach rechts hinüber. Als ich der Richtung seiner Blicke folgte, bemerkte ich einen Trupp Arbeiter, der den Bahndamm aufschüttete oder wohl schon die Holzschwellen legte. Die neue Linie sollte in nicht ferner Zeit eröffnet werden.

Der Damm näherte sich an einer Stelle der Landstraße, als wolle er sie überschreiten.

Mein Postillon hatte ein rotes Gesicht. Und plötzlich hieb er auf sein Pferd ein, daß es wie gejagt dahinraste und der Kasten wie auf Sprungfedern von einer Seite zur anderen flog.

„Da ist die Bahn, die verfluchte," schrie Wojeziek Rosbyta dabei, und als er den Arbeitern nahe war, drohte er mit der Peitsche hinüber, während er ihnen derbe Scheltworte zurief.

Sie mußten ihn kennen. Die Spaten bekamen Ruhe. Ein vielstimmiges Gelächter scholl durch die warme Juliluft.

„Heda, Alter — wo ist dein Liebchen? — Was macht die Braut? — Warum reist sie nicht mit?" klang es bunt durcheinander.

Und der Postillon schalt und drohte, und der Braune lief aus Leibeskräften, bis die Arbeiter zurückblieben und nun wieder die einsame Landstraße vor uns lag.

Erst da erholte sich Wojeziek Rosbyta langsam. Er nahm die Mütze vom Kopf, wischte sich den Schweiß ab und sagte:

„Ruhig, Pferdchen, ruhig ... Erhole dich, mein Alter ... Wir sind wieder einmal ganz voll vom bösen Blut! Weiß Gott, der Herr, der mit uns fährt, hat uns viel zu verzeihen. Aber wenn er unsere Geschichte kennen würde — — hü, hü, Gott vergeb dir, Maruscha!"

Und mit einemmale in ganz ruhigem Ton: „Wir haben noch einen tüchtigen Weg, Herr!"

Er klatschte sich aufs Knie.

„Wenn ich noch fünf Jahr leb', bin ich fünfzig Jahr, und wenn ich älter ausseh', so hat die Geschichte schuld. An die zwanzig Jahr schon bin ich im Dienst beim Posthalter und hab' mein Brot. Kann keinen Braten dabei essen; aber Kartoffeln und Hering schmecken auch, wenn man Hunger hat.

Neben der Posthalterei, in der Baracke, wohnt nun die Pani Mozlin, die Waschfrau. Kennt Ihr sie nicht? Auch gut! Ihr Mann war Kutscher, ist früh gestorben. Heiliger Schutzpatron, das Weib hat gearbeitet von früh um fünf bis in die Nacht um zwölf. Wenn andere Christenmenschen schon schliefen, stand sie noch am Waschtrog. Da dacht' ich: sie verdient es, und trug ihr meine Lappen auch hin. Was unser einer eben an Wäsche hat! Dann brachte sie Maruscha zurück — sauber und ohne Fleckchen.

Maruscha war ihre Tochter, zehn Jahr, elf Jahr, als sie zuerst zu mir kam. Noch mit kurzen Kleidern und barfuß. Wer barfuß läuft, spart Schuhe. Und paßte es grad, gab ich ihr zwei Pfennige obendrein. ‚Kauf dir Johannisbrot,' sag' ich, ‚oder eine Zuckerstange.' Aber da lacht sie. ‚Nein,' sagt sie, ‚es gibt ein Bändchen dafür, so von den Resten.' Und das nächste Mal trug sie ein Band im Haar.

Schön. Ich fuhr den Sommer, ich fuhr den Winter, fuhr ein Jahr ums andere. Und eines Tages will ich ihr wieder zwei Pfennig hinschieben — ‚für Bonbons', denk' ich —, da seh ich sie an. Psa krew, ich muß sie gleich noch einmal ansehen.

‚Sieh, sieh, Maruscha,' sag' ich, ‚was ist mit dir los? Man wird nächstens Pani sagen müssen und einen Diener machen. Wie alt bist du?'

Sie wird rot. Je nun, so 'was schmeichelt den Weibern immer.

‚Sechzehn Jahr, Wojeziek Rosbyta,' antwortet sie, und ihre Augen werden leuchtend. ‚Die Zeit steht nicht still.'

Ich zähl' meine Groschen und geb' öfter die Wäsche zu Pani Mozlin. Herr, man sieht sich, spricht sich, sieht sich wieder. Man wohnt Haus an Haus. Und wie das so kommt, spricht da beim Abschirren der Stallknecht zu mir: ‚Was meinst du zu Maruscha Mozlin, Freundchen?' Und schnalzt mit der Zunge: ‚Maria und Josef, was ist sie schön!'

Darauf blick' ich sie genauer an, als sie im Korb das nächste Mal meine Wäsche bringt. Ich war nicht mehr der Jüngste, und der Braune war mir lieber als das Weibsvolk. Aber wie ich so dasteh', denk' ich: der Stallknecht hat recht.

‚Pani,' sag ich, ‚wo habt Ihr Eure Schönheit her?'

Sie streicht sich das schwarze Haar zurück, blickt mich groß an — o Jecku, Jecku, die Augen! — und hält den Korb in die Hüften gestemmt.

‚Fragt meine Mutter,' erwiderte sie dann mit hellem Lachen.

Ich lache auch.

‚Da werdet Ihr bald einen Bräutigam haben, Maruscha. Seht Euch vor!'

Sie wiegt sich so leise, her, hin, und weiß ganz gut, daß sie schön ist. Und dann sieht sie mich wieder an — es wird mir heiß von oben bis unten — und fragt:

‚Glaubt Ihr, daß mich einer will?‘

Aber eh' ich noch antworten kann, ist sie schon aus der Thüre.

Mir ging die Geschichte im Kopfe 'rum. Ich erzählte sie keinem, nur dem Pferdchen. Und jedesmal, wenn ich die Landstraße 'runterfuhr und keine Gesellschaft hatte, bei dem einsamen trab, trab, trab, trab, fiel mir Maruscha Mozlin ein: wie sie so dasteht, den Korb am Arm, und sich wiegt. Wunderschön, Herr, ganz wunderschön.

Besonders einmal, bei der Rückfahrt, stand sie vor mir. Nun, ich komm' nach Hause, geb' die Briefbeutel ab, besorg' den Braunen und bin fertig. Was machst du? denk' ich. Psa krew, immer die Kneipe — man ist doch auch ein Mensch! Also ich tret' so vor die Thür, — guckt die Pani Mozlin mit dem Plätteisen durchs Fenster. Man grüßt sich, tritt heran und schwatzt. Sie ist eine ordentliche Frau, und sie läßt sich auch im Plätten nicht stören. Maruscha bessert aus. Wir reden — reden, bis der Nachtwächter pfeift. Und dann müssen wir selber lachen, daß es so spät ist.

‚Gut' Nacht,‘ sag' ich. Nicht mal ‚auf Wiedersehen‘. Nur ‚gute Nacht!‘

Aber am nächsten Abend war ich wieder da und allmählich immer öfter. Im Winter saß ich in der Stube. Es war dunstig darin, als ob's die Waschküche wär', aber warm. Und die Wärme verträgt man, wenn man im Winter vom Kutscherbock kommt.

Wenn Maruscha einmal nicht da war, zog ich ein Gesicht und mußte jeden Augenblick sagen: ‚Um Verzeihung, Pani Mozlin, wie meint Ihr das?‘ Denn ich horchte mehr nach der Thür, als auf ihre Worte. Daran merk' ich, daß ich sie lieb hatte — hü, willst du gehn, Brauner!

Nun komm ich mal hin, eben wie's dämmrig wird. Maruscha ist allein. Sie plättet. ‚Was es für Leute gibt,‘ sagt sie, — ‚da ist der Doktor, der ein schönes Einkommen hat. Aber die Mutter muß von der Arbeit weg, weil sie ein Taschentuch vertauscht hat. Und es ist nicht vertauscht, Wojcziek Rosbyta — wirklich nicht!‘

Ich steh am Fenster und red' was dagegen, als ich seh, wie jemand immer auf und abgeht vor dem Hause und ins Fenster schielt. So ein junger Hopsassa, ein grüner Bengel vom Gymnasium, aber mit Handschuhen und allem Quark.

Was kann ich thun? Ich ruf' Maruscha ans Fenster: ‚Wer ist das, Pani?‘

Sie lacht. ‚Vielleicht mein Liebster, Wojcziek.‘

Jesus Maria, was fuhr ich auf! Der Schreck ging mir in die Beine. Ich hab' mich am Fensterbrett halten müssen.

‚Ihr werdet ... das nicht thun, Maruscha!‘ sag ich.

‚Und warum nicht? Sie haben alle einen. Und ich bin alt genug. Habt Ihr etwas dagegen?‘

Ich konnte kaum reden, Herr. So eine Wut hatt' ich, solchen Haß und Zorn.

‚Ich will nicht, daß Ihr einen Liebsten habt,‘ schrei' ich.

Sie war schon wieder zurückgegangen ans Plättbrett. Es lag über zwei Stühlen. Ich konnte sie kaum noch sehen, so dunkel war's schon. Nur der feurige Schein ging her und hin .. die Kohlen im Eisen, das sie führte, — da merkte ich, daß sie schon wieder plättete.

‚Was geht's Euch an, Wojcziek Rosbyta, ob ich dies oder das thue?‘

Sie mußte wissen, daß ich zornig war, denn sie lachte wieder so halb.

Das nahm mir fast den Verstand. Es war auch sehr warm und dunstiger als sonst.

‚Maruscha!‘ sag ich und komm' langsam näher, denn ich wollt' nicht anstoßen.

‚Verbrennt Euch nicht, Wojcziek,‘ spricht sie ganz leise, ‚das Eisen ist heiß.‘

Sie hatte noch nie so leise gesprochen.

Ich bin ganz dicht bei ihr und faß' ihren Arm.

‚Was wollt Ihr denn?‘ fragt sie, und ich hör', wie sie ganz kurz und schwer atmet.

Mir ist die Brust eng, als ob was draufliegt. Ich red' kein Wort, nicht mal ihren Namen. Aber ich krieg sie bei der Schulter und küß' sie — küß' sie auf den Mund und die Augen und auf den Mund und wieder auf die Augen. Doch sie zieht mir die Augen weg und beugt sich zurück und will, daß ich sie immer nur auf die Lippen küsse. Es war mir alles gleich, Herr. Mein Gedächtnis ist verwirrt. Ich kann so nicht alles sagen. Aber nach langer Zeit ruft sie: ‚Maria, Josef, das Tuch sengt,‘ und reißt sich los. Dann macht sie die Fenster auf. Es roch brandig. Ich jedoch konnte nichts thun und nichts sagen. Man ist dann wie ohne Besinnung.

‚Geh an die Luft,‘ sagt sie. Und ich geh' ans Fenster. Derweil steckt sie Licht an. ‚Mein Haar ist verwirrt,‘ spricht sie und stellt sich vor den Spiegel. Ich seh's noch, sie hebt sich dabei auf den Fußspitzen und öffnet die Lippen ganz wenig. Ich will die Ewigkeit im Fegfeuer brennen, wenn ich das vergess'.

Wir hatten den Tag vorher Mariä Lichtmeß gehabt.

‚Auf Michaelis,‘ sag' ich, ‚können wir heiraten. Was meinst du, Maruscha?‘

Meine Stimme war noch nicht ganz fest, so sehr ich mich am Fenster erholte.

‚Ich soll deine Frau werden?‘ fragt sie und ist ganz verwundert.

Ich seh sie an. Ich denk' jetzt oft bei mir, ich muß ganz rot gewesen sein.

‚Nun ja,‘ red' ich, ‚was . . denkst du sonst?“

‚Nichts,‘ antwortet sie und beugt den Kopf zurück. ‚Die Mutter muß gleich hier sein.‘

Da küss' ich sie wieder und lass' sie überhaupt nicht los. So ein Narr war ich. — Brr, wirst du wohl! Seht an, Herr, wie die Bremsen dem Pferdchen zusetzen! Man darf die Peitsche bei Gott nicht weglegen.

So weit war ich also. Pani Mozlin, die Waschfrau, hörte mich an. ‚Das Gespann ist ungleich, Wojcziek Rosbyta,‘ sagt sie, ‚aber vielleicht ist es gut so. Ihr seid ein Mann in ruhigen Jahren und wißt, was Ihr thut. Euer Brot habt Ihr auch. Und jung heiraten ist besser als alt. Junge Bäumchen ziehen sich.‘ Was red' ich lange? Wir wurden einig, und Maruscha war meine Braut. Ich lauf' zum Goldschmied Kozlo und sag': ‚Meister, die besten Ringe, die Ihr habt.‘ Und einen steck' ich der Maruscha auf.

Sie war ganz toll vor Freude, denn sie liebte alles, was Gold war und glänzte. Ein feiner Geschmack, doch nicht billig, Herr! Wie die Kinder wollt' sie alles haben, was sie sah. Nun, ich kauf' dies, das . . es macht mir selber Vergnügen. ‚Ihr habt eine lose Hand, Wojcziek,‘ sagt die Mutter. Aber ich lach' nur.

Nun muß ich Euch mein größtes Glück erzählen. Nämlich als das Wetter schöner ward, im Frühling, will Maruscha nicht im Haus bleiben. Ein junges Ding — ach Gott ja! Und die Mutter wäscht und plättet für drei. Was thut sie also, die Maruscha? Sie kommt mir eine Stunde entgegen, hier auf der Straße, und bei einer bestimmten Pappel erwartet sie mich. In der Hand hat sie einen Zweig und in der Tasche ein Stück Zucker. Sie winkt und jauchzt . . und ich bin selig und halt' an. Der Braune kriegt den Zucker, den Zweig steckt sie ins Geschirr — nun, die Post sieht aus, als wär' es jeden Tag Pfingsten. Hab' ich einen Fahrgast, so sag' ich: ‚Um Vergebung, rückt ein bißchen weiter.‘ Und Maruscha klettert 'rauf, wie eine Katze und sitzt bei mir — hier auf dem Platz, den Ihr frei machtet. Es konnt' mir den Dienst kosten, denn ohne Billett darf ich keinen mitnehmen. Aber was thut man nicht alles! Saßen wir allein im Wagen, so hat sie mich geküßt, daß ich keinen Atem bekam. Und sprach ich: ‚Was bist du eine Wilde!‘, so lachte sie und nannte mich ‚Väterchen‘. Mich, ihren Bräutigam! ‚Hopla, Pferdchen,‘ schrie sie lustig, ‚lauf Galopp, hü, willst du wohl!‘ Und wenn wir an die Kornfelder kamen, dann sprang sie im Fahren ab, daß ich einen Totenschreck bekam. ‚Ob die Kornblumen schon blühn,‘ sprach sie. Und fand sie eine, so bekam ich sie an den Hut. Sie jedoch zog sich eine Ähre vorn durchs Knopfloch.

Vor der Stadt mußte sie absteigen. Einmal sagte sie dabei: ‚Ach — wie ist das dumm! Man kommt immer an dieselbe Stelle zurück.‘ — ‚Willst du wo andershin?‘ frag' ich. Sie sieht so weit, als wollt' sie bis ans Ende der Welt sehen. Aber sie sagt: ‚Fahr zu, Wojcziek — der Posthalter schimpft sonst!‘ Und ich fuhr auch wirklich.

Zwei, drei Tage später komm ich wieder zurück und seh' schon immer nach der Pappel, wo sie sonst wartet. Richtig, da steht sie. Aber neben ihr noch jemand. Ich kann nicht genau erkennen und fahr schneller. Da erblicken sie mich auch, und der andere geht übers Brachland nach drüben, wo sie am Bahndamm arbeiten. ‚He,‘ sag' ich, ‚meine Liebe, was ist denn das?‘ Sie zuckt die Achseln. ‚Er beaufsichtigt die Arbeiter. Und weil er mich immer hier stehen und warten sieht, kam er 'rüber. Da schwatzen wir. Bist du eifersüchtig, Väterchen?‘

Mir gab's einen Stich durchs Herz, aber ich antwort' ‚Nein‘ und seh' zu, wie das Pferdchen ihr den Zucker aus der Hand

nimmt. ‚Die Bahn,‘ spricht sie dann, ‚ist doch 'was anderes, als die Post. Man kann nach Posen, Berlin, immer weiter, bis die Welt aufhört.‘ Dabei seufzt sie. Ich würg' den Ärger runter und sag: ‚Du wirst die Frau eines Postillons, Maruscha, da darfst du nichts gegen die Post reden. Und du fährst ja gern damit.‘ ‚Ja,‘ erwidert sie gleichgültig. Aber sonst nichts. Wir kommen an die Kornfelder, und ich fahr' schon langsam. Denkt Ihr, sie springt 'runter? Thut sie nicht! Bleibt ruhig sitzen und sieht vor sich hin. Wie du willst! denk' ich. Doch ich war nicht so glücklich an dem Tage wie sonst. ‚Morgen komme ich nicht,‘ sagt sie zum Abschied. ‚Ich trag' die Wäsche aus.‘

Aber hast du nicht gesehen: wie ich am nächsten Tag so langsam meinen Weg fahr', steht sie doch an der Pappel. Und der gottverfluchte Schuft wieder neben ihr. Herr, erlaßt es mir — Ihr habt die Maruscha nicht gekannt und begreift es nicht. Ich aber denke jede Fahrt daran, ohne Trost zu finden. In einem frommen Blatt, das jemand an uns verteilte, las ich, wir werden für jedes Leid auf Erden im Himmel die doppelte Freude haben. O Pan, Pan, so viel Freude gibt es selbst im Himmel nicht, wie mir die Heiligen dann erbitten müssen. Die Tage kamen — einer immer schöner wie der andere — das war so zu Ende Mai — und an jedem bemerkte ich, daß Maruscha mehr und mehr von mir abließ. Ich hab' in der Kirche gebetet, ich hab' mit der Pani Mozlin gesprochen, ich hab' die Maruscha angefleht, ich bin zum Goldschmied gelaufen. Heut' sagt ich: ‚Meister, ein Armband,‘ morgen: ‚Wie wär' es mit einem Kettlein?‘ und alles bracht' ich ihr. Sie nahm es auch und freute sich und sprach: ‚Väterchen, was du gut bist!‘, aber grade, wenn sie so zu mir sein wollte, wie früher, hat's hier am meisten gewürgt. War doch alles, alles ganz anders.

Schlimmer kann's nicht werden, denk' ich also eines Tages bei mir, und der Braune schnauft, als hätte er dieselben Gedanken. Denn das Pferdchen ist auf Zucker versessen, wie der Teufel auf eine sündige Seele. Und lange genug hatte es keinen gekriegt. Selbst das vergaß Maruscha.

‚Ich werde ein Ende machen,‘ sag' ich mir also und sprech' mir selbst Mut zu. ‚Wenn sie erst deine Frau ist, gibt sich alles.‘ Und ich überleg' mir, es wäre gut, gleich zum Dekan zu gehen, — denn unser hochehrwürdiger Probst ist Dekan seit zwei Jahren. Wie ich das noch denke, sah ich die beiden . . Ihr wißt schon, Maruscha und den vom Bahnbau. Aber nicht an der Pappel, weiß Gott, sondern mehr im Feld. Und der Schuft — begreift Ihr das — schlägt auf sie ein, daß sie laut schreiend nach dem Weg läuft.

Euer Hochwohlgeboren, Ihr wißt, ich bin kein Tierquäler, aber ich riß mein Pferdchen hoch vor Schreck und Wut und raste nur so hin.

‚Maruscha!‘ schrei' ich und erschreck selber, wie heiser meine Stimme klingt.

Aber sie weint und hört mich kaum, und der Schuft reißt sie beim Arm zurück.

Herr, ich darf meinen Wagen nicht verlassen. Doch wär's um die Seligkeit gegangen — es war mir gleich. Mit der Peitsche flog ich übers Brachland. Ich glaub', ich hab' geschrieen dabei. Und die Schnur saust dem Schuft um die Larve.

Mit einem Fluch springt er auf mich zu, ich hab' Riesenkräfte und werf' ihn beiseite. Doch er ist zwanzig Jahre jünger und geht von neuem auf mich los. Dabei pfeift er, daß die Arbeiter — die Bahnarbeiter — ihm zu Hilfe kommen.

Vielleicht hätten sie mich totgeschlagen. Wär' mir schon recht. Aber plötzlich steht Maruscha zwischen uns, ruft ihm ein paar Worte zu, da läßt er ab von mir und winkt auch den herbeilaufenden Arbeitern, daß sie dableiben.

Mein Gesicht muß blau und rot gewesen sein. So stehen wir uns gegenüber.

‚Warum schlägst du . . meine Braut?‘ keuch' ich und will wieder auf ihn los.

‚Wojcziek!‘ schrie Maruscha flehend.

Da lass' ich ab. Er aber lacht wild und sagt: ‚Was geht dich meine Liebste an, psa krew! Laß sie zufrieden, das rat' ich dir, Väterchen!‘

‚Du lügst!‘ sag' ich und pack' meine Peitsche. Doch da seh ich den Wagen stehen, und der Braune will ins Feld, mir nach.

‚Maruscha!‘ sag' ich, ‚komm mit. Dein Platz ist frei!‘

Und ich geh' voran. Nach drei Schritten bleib ich stehen. Sie folgt nicht.

‚Maruscha!‘

‚Hier bleibst du!‘ lacht der andere und sieht sie an, als wollt' er sie töten.

Und sie zittert am ganzen Leibe und geht zu ihm und hängt sich an seinen Hals und weint und küßt ihn.

Ich kann's nicht begreifen — ich ruf' und schrei' — ich hab' eine Angst — halb wahnsinnig bin ich.

‚Komm mit!‘ schrei' ich — ‚denk' an deine Mutter, Maruscha, und an mich! Geh fort von dem Kerl, der dich schlägt,‘ und so ruf' ich und red' ich — ach Pan, ich hab' keine Scham mehr: aufs Knie bin ich vor ihr gefallen wie vor der Mutter Gottes und hab' gebettelt.

Die Arbeiter lachten, und der andere lachte, nur Maruscha nicht. Dann nahm er sie beiseite und flüsterte mit ihr, und dann ging er zurück zu dem Bahndamm und Maruscha nach der anderen Richtung an mir vorbei. Nicht nach der Stadt, sondern nach dem Dorfe, woher ich kam, immer die Landstraße hoch.

Da bin ich aufgestanden und nach dem Wagen zurückgegangen und hab' mich angelehnt. Denn ich denk' immer, ich soll umfallen.

Und Maruscha geht und geht, immer diese Landstraße. Wohin will sie denn? frag' ich mich. Aber sie geht und geht.

Und ich schrei' wieder, bis ich heiser bin. Die Arbeiter äffen mir nach. Mein Pferdchen sieht sich um nach mir. Maruscha Mozlin jedoch thut das nicht. Man erkennt sie kaum noch. Und dann ist sie so weit, daß ich sie nicht mehr sehen kann.

Nach einer ganzen Zeit klettere ich wieder auf den Wagen. Ich komme über eine halbe Stunde zu spät. Es war schlimm, sehr schlimm ... wegen des Zuges, Herr, der die Briefe nicht mitnehmen konnte. Der Posthalter schimpft und flucht und will mir kündigen. ‚Herr Posthalter,‘ sag' ich, ‚Euer Hochwohlgeboren, macht, was Ihr wollt. Mir ist alles gleich.‘

Und dann lauf' ich zur Mutter ... zu Pani Mozlin, der Waschfrau.

Hü hott, Pferdchen ... eile dich, eile dich! Es ist ein heißer Tag, Herr — gut, daß wir jetzt Wind bekommen. Er thut wohl, wahrhaftig. Seht nur, wie der Braune glänzt!

Ja, und was das anbetrifft: die Maruscha haben wir nicht mehr wiedergesehen. Der Aufseher von den Bahnarbeitern war auch verschwunden. Sie haben sich wohl im Dorf am Abend getroffen und sind weitergegangen — nach Bromberg zu, und von dort mit der Bahn. Nun ja, ja, wie sagte Maruscha? ‚Die Bahn ist doch was anderes, als die Post.‘ Gott verdamme sie!" —

Wojeziek Rosbyta, der Postillon, murmelte und nickte. Das Pferdchen hielt einen gleichmäßigen Trab. Aber als wir zwischen die Roggenfelder kamen, mäßigte es von selbst den Schritt.

„Danke, alter Freund, danke ... nun ja, wenn man alt ist, vergißt man nicht so leicht ... und der Herr erlaubt es. Um Vergebung, Euer Hochwohlgeboren, aber hier sprang Maruscha stets vom Wagen und zauste die Blumen ab. Ach Gott ja, und man ist so ein Narr ... so ein Narr .."

Ächzend kletterte Wojeziek Rosbyta, der Postillon, hinunter.

„Heda, was blüht denn alles? Natürlich der Rittersporn! Und die rote Klatschrose .. seht nur die Klatschrose, Herr!"

Er riß eine Ähre dazu ab.

„Man ist so ein Narr," sprach er wieder, als er seinen Sitz einnahm. „Jedoch — wie lange fahr' ich noch! Die Bahn, die gottverdammte! Mein ganzes Unglück kommt nur davon!"

Trab, trab ging der Braune, und wie spielend glitt die Peitschenschnur über seinen Rücken.

„Maruscha hat die Klatschrosen immer angeblasen. Es ist eine heiße Blume, hat sie gesagt — versteht Ihr das? Sie war oft zum Lachen!"

Er hielt die Mohnblume hoch. Ein stärkerer Zugwind strich über den Wagen. Er entblätterte die reife Blüte.

„Da seht Ihr," sagte der Postillon, „das ist das Ganze. Eben noch so schön und rot — und jetzt verschwunden. Gott helf' uns, das Leben ist nicht anders. Alles weht weg ..."

Er wollte vielleicht noch mehr sprechen, aber er fand die Worte nicht. Und so knallte er nur mit der Peitsche und wiederholte: „Hü hott — eile dich, Pferdchen! Der Herr muß zum Zug, und der Posthalter wartet — hü — üh!"



Gruppen zum Beethovendenkmal.

Caspar von Zumbusch.

Zum 70. Geburtstage.

Ein Jubelblatt von

Carl von Vincenti-Wien.

Mit einem Einschaltbild und dreiundzwanzig Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Bildnerkunst konnte in Wien lange zu keiner selbständigen Entwickelung kommen. Sie fristete sich. Blicken wir zurück. Im XVI. Jahrhundert skulpiert Tichter das Grabdenkmal Friedrichs III. im Dom. Mitte des XVII. errichten italienische Barockisten unsere Votivsäulen, marmorgoldene Wahrzeichen der Frommplastik. So insbesondere Burnacinis Pestsäule am Graben, von vergnügten Engelein umgaukelt, zu welcher Paul Strudel die figurale und Wolkenplastik schafft. Zu Fischer von Erlachs kaiserlichem Gedächtnistempel auf dem Hohen Markt



modelliert der Venetianer Corradini die biblischen Gestalten. Einsam ragt im XVIII. Jahrhundert der geniale Rafael Donner (Mehlmarktbrunnen) empor. Er hat keine Epigonen. Hofstatuarius Müller hinterläßt wohl gräfliche Nachkommen, aber keine Kunstwerke. Der Tiroler Franz Zauner, der zwar auch Hofstatuarius, aber dennoch ein gewaltiger Bildner ist, vermacht uns sein Kaiser Josephs-Denkmal, aber keine Kunsttraditionen. Das Jahr vorher (1805) war Canova mit der lebenatmenden rührenden Marmorherrlichkeit des Christinen-Denkmals

in die Augustiner Hofkirche eingezogen. Dann kommt die große Öde, der monumentalbauliche Stillstand — weit über ein Menschenalter lang. Fischer, Klieber, Schaller, Moll schaffen fast nur Weichmetallplastik, als scheuten sie sich in jener kriegserschöpften Zeit der Backhändlseligkeit vor dem gewaltig beredten Erz, das so lange das Wort gehabt. Molls Reiterstandbild Franz' I. verbirgt sich im Laubdickicht des Hofgartens. Als man zwanzig Jahre später das Kaiser Franz-Denkmal und einen Monumentalbrunnen Verkünder einer neuen Ära. Fernkorn steht eine Zeitlang allein. In einer Goldschmiedauslage am Kohlmarkt schleudert Hagen den Nibelungenhort in den Rhein — das ist sein erstes Werk. Seine beiden ehernen Feldherrnreiterbilder auf dem äußeren Burgplatze kennt alle Welt. Auf hochgebäumtem Rosse schwingt der Erzherzog-Sieger von Aspern die Fahne. Dieses Roß können die Modelleure akademischer Nudelbrettschimmel dem verwegenen Realisten nicht verzeihen. Die Bewegung ist ja kühner noch, als die,



Caspar von Zumbusch in seinem Atelier.

braucht, muß man sich nach Mailand und München wenden. Auch für den Guß. Das ist nun freilich heute besser. Wir gießen unsere Denkmäler selbst in der kaiserlichen Gußanstalt, bei Turbain und beim Wiener Krupp. Weder Marchesi noch Schwanthaler verdienten sich damals sonderlichen Ruhm und Dank.

Noch zu des guten Professors Bauer Zeit bleibt die Plastik in Wien gänzlich im akademisch Lehrmäßigen befangen. Erst mit dem Nachmärz geht diese Siechenzeit zu Ende. Fernkorn, Gasser, Pilz kommen, welche Falconet seinem, den Fels hinansprengenden Zar Peter und der Augsburger Kupferschmied seinem August dem Starken in Dresden gaben. Und ob der Vermessenheit gibt es einen Schullärm, daß der Künstler schließlich in Wahnsinn verfällt. Vom Asperntag 1860, wo das Erzherzog Karl-Denkmal enthüllt wird, datiert der Wiederaufschwung. Der Kärntner Gasser stirbt in der Vollkraft — er hatte sich die Hand zwischen zwei Marmorblöcken gequetscht; Pilz, ein Trotzer und Stürmer voll Talent, aber bisweilen wunderlicher Ver-



Otto von Freising, Bischof und Geschichtsschreiber.

stiegenheit, stellt sich an die Spitze der heimischen Plastiker gegen das importierte Professorentum, als dessen Vertreter Hähnel nicht sehr glücklich gewesen. Glücklicher ist Zumbusch, der Westfale. Er sollte einer der Unseren werden, wie Meister Friedrich von Schwaben es geworden. Caspar von Zumbusch ist am 23. November 1830 zu Herzebrock in Westfalen geboren. Die Zumbusch sind alte Münsterländer, von jeher frei. Des Künstlers Vater, Josef, war Gutsbesitzer und Postmeister zu Herzebrock und Wiedenbrück. Sein Haus, mit allerlei Kunstgegenständen geschmückt, war wohl danach angethan, in den Kindern künstlerische Neigungen zu wecken. Als sich solche bei Jung-Caspar zeigten, wurde er auf die Gewerbeschule und dann in die Provinzialzeichenschule nach Münster geschickt, von wo er am 23. November 1848, an seinem achtzehnten Geburtstage, nach München kam. Halbig, ein Liebling des Kunstkönigs Ludwig, war sein erster Lehrer. Einer der ersten bekanntlich, die aus dem überkommenen Idealismus auf die Natur zurück zu greifen wagten. Dazu hatte er dekorativen Sinn. Für den jungen Zumbusch waren diese ersten Eindrücke in der Schule Halbigs richtunggebend. Sie legten den Grund zu jenem vornehmen Realismus mit einer sichtlichen Neigung für das Malerische, als dessen Vertreter Zumbusch vierundzwanzig Jahre später in die Entwickelung der Wiener Plastik eingreifen sollte.

Kaum in die Modellierschule der Polytechnik unter Halbig eingetreten, wurde der Neunzehnjährige von einem Schicksalsschlag getroffen: dem wirtschaftlichen Zusammenbruch des Vaterhauses. „Aus eigner Kraft“ — wurde der Wahlspruch des jungen Künstlers. Im Juli 1849 begleitete er den Meister nach Italien, wo dieser im Auftrage König Ludwigs im Schlosse zu Monza die Büste Radetzkys für die Walhalla modellierte. Der junge Zumbusch, der wiederholt den Sitzungen beiwohnte, ahnte damals nicht, daß es ihm eines Tages beschieden sein sollte, im kaiserlichen Auftrage das Denkmal des Feldmarschalls für Wien zu schaffen. Meister und Schüler kehrten darauf von Mailand über Genua und Florenz nach München zurück. Venedig war noch belagert. Dreiundzwanzigjährig bezog Zumbusch ein eignes Atelier. Da hieß es denn jeden Auftrag annehmen, um die Mittel zu weiterem Studium zu gewinnen. Als erste monumentale Aufgabe modellierte er für den Freisinger Domplatz die Kolossalstatue des Bischofs Otto, Enkels Heinrichs IV., welcher den Kaiser Rotbart 1158 auf seinem Zug nach Italien begleitete.



Büste König Ludwigs II. von Bayern.

Einige Marmorbüsten, die der junge Künstler für den hannöverschen Großindustriellen Eggestorf schuf, ermöglichten ihm im Oktober 1857 eine erste römische Studienreise, der später andere folgten. Darauf kam eine rastlose Arbeitszeit, in der Zumbusch bei wiederholten wichtigen Wettbewerben Preise davontrug. Viel Kirchliches entstand damals. Die Madonna der Donsdorfer Pfarrkirche sei besonders genannt.

Mit dem Regierungsantritt Ludwigs II. beginnt die große Thätigkeit des Künstlers. Er ward berufen, das Brustbild des schönen achtzehnjährigen Königs zu modellieren. Damit tritt er in den Zauberkreis jenes romantischen, merkwürdig veranlagten Fürsten. Dort oben in jenem Eckturm, wo die Arkaden sich an die Residenz anschließen, saß Ludwig dem Künstler für seine Büste. Damals schon ein sich Vereinsamender, denn Caspar Zumbusch war der einzige bildende Künstler, mit welchem der König verkehrte. Er empfing von der seltsam anziehenden Persönlichkeit des jungen Fürsten mit dem bräunlich angehauchten, schwermütigen Antlitz, aus dem tiefe, dunkle Augen glühten, und der für ein Bildnerauge apollinisch ebenmäßigen Gestalt — der König hatte thatsächlich das Apollomaß: acht Kopflängen, zehn Gesichtslängen — einen unauslöschlichen Eindruck. Während er mit Finger und Spachtel im weichen Modellierthon arbeitete, unterhielt er den aufmerksam horchenden König mit dem Neuesten aus dem Café Tambosi. Bisweilen — so erzählte mir Zumbusch — sprang Ludwig auf und begann mit flammender Begeisterung ganze Stellen aus Shakespeare zu recitieren. „Kennen Sie Richard Wagner?“ fragte er einmal plötzlich den Künstler. Zumbusch verneinte. Wagner war damals gerade recht unpopulär in München. Nach der Sitzung führte der König den Künstler in das Nebengemach, blau und gold, selbst der Lederbezug der Sitzmöbel war blau. Auf dem Schreibtisch lehnte auf goldener Staffelei ein Bild Wagners. „Das ist Richard Wagner,“ sagte der König kurz, mit ganz eigner Betonung. Die bekannte Wagnerbüste, welche Zumbusch später für den König schuf, stand in dessen Arbeitszimmer unter Palmen. Ludwig zeichnete auch sonst unseren Künstler mit Aufträgen aus. Am bekanntesten sind die Marmorgestalten aus den Wagneropern, die sich im Linderhofschlosse befinden. Auch das Rumfordstandbild in der Maximiliansstraße war ein königlicher Auftrag. München gehört bekanntlich zu den Städten, wo der „eherne Mann auf dem Sockel“ am zahlreichsten angetroffen wird. Wer nicht sattelfest ist in der bayerischen Landesgeschichte, kann dort, beispielsweise auf dem Promenadenplatz und in den Anlagen der Maximiliansstraße, leicht in Verlegenheit geraten. Die „Rumfordsche Suppe“ ist bekannt. Der vom Kurfürsten in den Grafenstand erhobene Amerikaner Thompson aus Rumford war der Erfinder dieser ebenso billigen als nahrhaften Suppe, dabei freilich auch General und Staatsrat und als Organisator der Armee und Gründer von Soldatenkinderschulen ein wirklich verdienter Mann, dem man schon eine Statue widmen konnte.


Richard Wagner,
modelliert für König Ludwig II.

Den ersten großen Wettbewerbsieg gewann Zumbusch im Kriegsjahr 1866: er betraf das Nationaldenkmal für Maximilian II. in München, welches 1874, ein Jahr nach des Künstlers Berufung nach Wien, enthüllt wurde. Es ist eines der wirksamsten Königsmonumente, welche das denkmalreiche Deutschland besitzt. Ein König, wie er war, steht da auf dem Sockel. — Bevor Zumbusch dann München

verließ, wo man ihn nur widerstrebend ziehen ließ, vollendete er noch eine Reihe bemerkenswerter Arbeiten. Besonders auch Grabdenkmäler. So das freiherrlich Fraunhofensche, dann das rührende schöne Grabmal der Familie Schindler (Julius v. d. Traun) auf dem Aigener Friedhofe bei Salzburg und jenes der Tragödin Sophie Schröder auf dem südlichen Münchener Kirchhofe. An bekannteren Bildnisbüsten entstanden in der Münchener Zeit, außer der Königs- und der Wagnerbüste, Prinz und Prinzessin Ludwig, Döllinger, Liszt, Redwitz, Löher, Botaniker Martius, die Maler Vogel und Horschelt, Ernst Förster. Von Moltke schuf Zumbusch ein Medaillonbildnis.



Maximiliandenkmal in München. (Konkurrenzentwurf.)

Am 1. Mai des Wiener Weltausstellungsjahres kam Zumbusch als Akademieprofessor in die Donaustadt. Seine Berufung verdanken wir Rudolf von Eitelberger, dem längst heimgegangenen Schöpfer des Österreichischen Museums für Kunst und Kunstindustrie, einem der wenigen wahrhaft Begeisterten, welche Wien auf diesem Gebiete hervorgebracht. Einige Monate später wurde ich mit dem Meister, der, wie kaum einer von draußen, sich sofort in Wien eingelebt hatte, bekannt. Mein Besuch galt der Besichtigung des Entwurfes für das Beethovendenkmal, zu dessen engerem Wettbewerb er mit Benk und Wagner berufen worden war. Wien war damals arm an geräumigen, brauchbaren Bildhauerateliers. Zumbusch und Kundmann hausten in der Bildhauerschule, einem einsam gelegenen Neubau auf der vielumstürmten Belvederehöhe. Später hat man beiden Künstlern rückwärts besondere Ateliers gebaut. Wir treten in die Zumbuschsche Schule ein. An den Wänden verstaubte Basreliefs und anatomische Studienobjekte in Gips; auf den Posiertischen Büsten, auf den Drehscheiben Kolossalfiguren, naß eingewindelt, wie aus dem Dampfbad heraus. Ein feuchter Dunst schwängert die Luft. Rapins mit gipsgepuderten Gesichtern umschleichen die thönernen Gebilde, sie aus klei-



Grabmal der Freifrau von Fraunhofen.

ich empfing, ist mir heute noch lebhaft in Erinnerung. Das war so einfach, so stark in der Stimmung und so unmittelbar wirkend durch die Klarheit des Gedankens — ein Wurf ganz aus der Empfindung heraus, daß ich mir sagte: Das ist unser Beethoven. Der Unstern Beethovens hat ihn bekanntlich noch nach dem Tode verfolgt. Hähnel selbst erkannte sein vor 56 Jahren enthülltes Bonner Beethovenmonument als eine schwache Arbeit, der Rheindampfer, welcher den Namen des großen Toten trug, strandete am Enthüllungstage, und Jahns Hand erstarrte, als sie eben Beethovens Lebensgang schreiben wollte. Zumbusch löste den Bann.

Kundmanns „Schubert" und Schillings „Schiller" waren vorangegangen, Beethoven folgte 1880 nach. Liszt hatte noch die letzten Mittel zum Denkmalsfonds in jenem unvergeßlichen Konzerte erspielt, wo er Abschied nahm. Es war, wie fast allemal, ein mürrischer erster Mai, als die Hülle fiel. Ein wunderbarer Schimmer lag über dem erhabenen Erzbilde. Nur einen Sonnenstrahl hätte es gebraucht, um in Verklärung aufzuleuchten. Doch Beethoven hat ja auch im Leben nicht viel Sonne gehabt. Über den im Maiengrün prangenden Renaissancegartengrund des Christinenplatzes, welchen Abel für das Denkmal geschaffen, zogen die Klänge von „Zu Ehren Gottes". Auf schmucklosem Porphyrsockel, inmitten der stillwebenden Harmonien der freien Natur, sitzt auf einem Felsblock der Meister. Einsam, wie das Genie. Der Oberkörper ist nach links etwas vorgeneigt, die ineinander gepreßten Hände sind auf das Bein gestützt; die Züge des mächtig gehämmerten Kopfes verraten das Ringen mit den geheimen Tongewalten. Am



Grabmal der Tragödin Sophie Schröder.

nen Spritzen anfeuchtend, daß die Herrlichkeit nicht rissig werde und über Nacht abfalle. Jetzt öffnet sich dort in der Ecke oben an der Holztreppe eine kleine Thüre: der Meister.

Eine hohe, schlanke, leicht vorgeneigte Gestalt, ein bleicher, hagerer, durchgeistigter Kopf mit langem, spitz zulaufendem Dunkelbarte, herrlich gute Augen, fast südlich lebhafte Gebärde, aber ruhige Redeweise, gedämpfte Stimme, herzlich gewinnende Art mit einem geschmeidigen Zug — das war Zumbusch und das ist er, ins ergraut Jubilarische übertragen, noch heute. Ein Händedruck, und wir sind bekannt. Der Beethovenentwurf ist soeben fertig geworden und wandert in einer Stunde nach dem Museum am Stubenring, um dem Urteil der Preisrichter entgegenzuharren. Der Eindruck, den


Grabmedaillon Döllingers.

Sockel sitzen Gestalten: rechts Prometheus gefesselt und vom Geier heimgesucht, der Lichtbringer und Schutzpatron aller genialen Leidensmenschen, links die Siegesjungfrau, dem Überwinder den unsterblichen Kranz spendend. Ein anmutiger Kinderreigen, das Gefühlsleben der Musik symbolisierend, verbindet die beiden Sockelgestalten miteinander. Der Knabe vorn mit der Leier, in deren Saiten bisweilen — verstohlene Widmung — Rosen dufteten, ist die Liebe, der Schwan rückwärts der tonbegnadete Sterbevogel. Die Sinnbildsprache eines Denkmales vermag nicht beredter zu sein als hier. Vor diesem Erz habe ich Andächtige gesehen, den Blick auf dieses tief durchwühlte Schöpferantlitz geheftet; so mancher hat sich da gewiß schon neuen Mut, neue Kraft geholt.

Mit diesem ersten großen Wurf in Wien ward Zumbusch „Bürger von Wien". Mittlerweile hatte er das Siegesdenkmal für Augsburg vollendet, dessen Entwurf ich damals in seinem Atelier besichtigte: das Kolossalstandbild eines römischen Kriegers, den Fuß auf Trophäen gesetzt, eben das Schwert in die Scheide stoßend. Das 1876 enthüllte Denkmal steht den berühmten Monumentalbrunnen der alten Reichsstadt würdig zur Seite. Von sonstigen Arbeiten aus jener Zeit sind mir besonders zwei Monumente für verdiente Mediziner in der Erinnerung gegenwärtig: das Standbild des Anatomen Herz für Erlangen, ein Mann in schlichtem Überrock mit sympathischem Denkerkopf, und die Kolossalstatue des berühmten Berliner Arztes Schönlein, welche heute in dessen Vaterstadt Bamberg steht. Inzwischen war an den Künstler seine größte künstlerische Aufgabe herangetreten: das Maria Theresia-Denkmal, mit dessen Ausführung Zumbusch durch kaiserliche Entschließung vom 19. Mai 1875 betraut worden war. Auch dieser Erfolg war das Ergebnis eines engeren Wettbewerbes. Der Konkurrenzruf war an drei Wiener Künstler ergangen: Zumbusch, Kundmann, Benk. Gegen den beschränkten Wettbewerb frondierten drei andere Bildhauer, Wagner, Silbernagl, Costenoble, mit einem Kompanieentwurfe, welcher damals viel von sich reden machte. Zumbusch aber trat mit diesem Siege in eine neue Phase seines Lebenswerkes, das von nun an in der Hauptsache der monumentalen Verkörperung österreichischer Geschichte gewidmet sein sollte.

Es handelte sich um ein Epochaldenkmal. Nicht die große Kaiserin allein sollte monumental verherrlicht werden, sondern die ganze Theresianische Zeit. Bei dem naturgemäßen Überwiegen des dynastisch-staatlichen Gedanken war die Aufgabe ebenso umfassend als schwierig. Unter die Epochaldenkmale wären heute vor allem einzureihen: das Berliner Monument des großen Fritz, das Wiener Maria Theresia-Denkmal, das Wormser Luther-Monument, das Albertdenkmal in London und das Victor Emanuel-Monument in Rom. Eben vom Standpunkte des Epochalmonumentes hat Zumbusch die Aufgabe am glücklichsten gelöst. Boten ihm die beiden Denkschriften des Theresianischen Historiographen Arneth trefflichen Behelf, so darf anderer-


Feldmarschall Graf Moltke. Relief. 1872.

seits nicht übersehen werden, daß der Künstler damit vielfach gebunden war. Zumbusch verbannte die Sinnbilderei fast gänzlich aus seinem Entwurfe, nur Zeitgeschichte sollte monumental beredt werden. Dreizehn Jahre Arbeit! Wieder und wieder kam der Kaiser selbst, um sich im Atelier vom glücklichen Fortgang des Werkes zu überzeugen. Ende Juli 1887 begann die Aufstellung der Figuren auf dem Museumsplatze. Während der Hebekran arbeitete, sprach man mit Staunen von einigen Größenverhältnissen: Sitzfigur der Kaiserin $6\frac{1}{2}$ Meter, Scepter $3\frac{1}{2}$ Meter, Umfang des Handgelenkes 74, des Daumenknöchels 29 Centimeter. Endlich kam der Enthüllungstag: 13. Mai 1888.

Er bleibt mir unvergeßlich. Aus vollem Himmel lachte der Mai auf das prunkvolle, farbenschimmernde Festbild. Für einige Stunden schlug hier das Herz des Reiches, oder sagen wir: gaben die zwei Herzen des Doppelreiches e i n e n Schlag. Denn gerne war Ungarn dem Rufe des Kaisers zum Verherrlichungsfeste jener ungarischen Königin gefolgt, der es, ritterlich auflodernd, in schwerster Zeit Gut und Blut geopfert. Man hatte den Kaiser selten so freudig bewegt gesehen, wie an diesem sonnigen Denkmaltage. Zum letztenmal bei so großfeierlichem Anlaß waren alle die Seinen um ihn, und Festfreude umrauschte ihn mit goldenen Fittichen. Und wenige Monate später? ... Die Winternacht von Mayerling. Und zehn Jahre später? Die Kaiserintragödie in Genf ... Es donnern die Feuerschlünde, die Hülle sinkt. Das Kaiserlied! Golden leuchtet das hohe Erzbild im Mittagssonnenstrahl. Verhaltenen Atems, entblößten Hauptes stehen wir ...

Einheitlich, reichseinheitlich wirkt das Denkmal der großen Kaiserin, in schöner, ruhiger Harmonie. Eine feierliche Hoheit beherrscht das Ganze, in dem die Teile mit fester Künstlerhand zusammengehalten erscheinen. Was man der Kunst Zumbuschs nachrühmen wird für alle Zeiten, klingt hier überzeugend zusammen: vornehme Gesamthaltung, Klarheit des plastischen Gedankens, großmonumentaler Zug, lebensvolle Charakteristik, malerisches Gefühl, edle Formendurchbildung. Von den Herrschertugenden Kraft, Weisheit, Gerechtigkeit und Milde — dem einzigen Zugeständnis des Künstlers an das Sinnbild — emporgetragen, auf massivprächtigem, mit dem reichsvereinigenden Doppelaar geschmückten Thron sitzt Maria Theresia im Prachtgewande des großen Ornats, auf der Stirne das Diadem, vollkräftig schön, wie sie anfangs ihrer Dreißig gewesen, doppelt gebietend und den Staatsbau beherrschend, als Kaiserin, als Frau, gerecht und mild: Justitia et Clementia. Die scepterbewehrte Linke ruht auf der pragmatischen Sanktion, die Rechte ist feierlich grüßend ausgestreckt. Acht Zeitgenossen der Kaiserin ist eine aus dem Ganzen herauswachsende



Gruppe zum Beethovendenkmal.



Das Beethovendenkmal.

bevorzugte Stellung gewahrt, den sechs Kriegsmännern und zwei Staatsmännern, die in erster Linie den Theresianischen Staatsbau nach außen beschirmt und nach innen gefestigt haben. Übereck vom hohen, malerischen, durch kostbare Säulenpaare an den Ecken verstärkten Renaissanceaufbau springen vier Reiterbilder aus: Daun und Laudon, die Feldmarschälle des siebenjährigen, Traun und Khevenhüller, jene des Erbfolgekrieges; der behäbige Daun, der österreichische Fabius Cunctator, der Sieger bei Kolin und Hochkirch, Laudon, der ernste, verschlossene Livländer, der Sieger von Kunersdorf, unter den Theresianischen Generalen der volkstümlichste, Traun, von dem der große Fritz schrieb: „Ich möchte unter Traun ein paar Feldzüge mitgemacht haben", und endlich Khevenhüller, der Eroberer Bayerns.

Triumphbogennischen öffnen sich auf jeder Seite des Aufbaues, deren Hintergrund architektonische Perspektiven in Ghibertis Flachreliefmanier zeigen. In jeder Nische erscheint eine Gruppe von Männern in starkem Hautrelief, deren Führer als Kolossalgestalt auf die Stufe heraustritt. Da steht vorn im Toisonornat der Staatskanzler Kaunitz, der ganz Europa auf den Kopf

stellte, um die Koalition gegen den großen Preußenkönig zu stande zu bringen; seine Gruppe zeigt die Staatskünstler Starhemberg, Mercy und Bartenstein; Haugwitz, der Pionier des Einheitsstaates, führt die zweite Staatsmännergruppe: Sonnenfels, der „Mann ohne Vorurteil“, Riegger und Martini, die Vertreter der Aufklärungsideen im Rechts- und Staatsleben; dann Grassalkovich, der ehemalige Herr von Gödöllö, und Bruckenthal, der hervorragendste Staatsmann der Siebenbürger Sachsen. Die dritte Gruppe ist wieder militärisch: Wenzel Liechtenstein, der Generaldirektor der Artillerie, der „gute alte Freund“ der Kaiserin, führt, es folgen Lacy, der Fanatiker der Defensivtheorie, später Josephs Intimus, Hadik, dessen „Zug nach Berlin“ berühmt geworden, und Nadasdy, der brillante ungarische Reiterführer und Kleinkriegsmeister. Die letzte Gruppe besteht aus Vertretern der Wissenschaft und Kunst. Führend ist hier Gerhard van Swieten, der Kaiserin Leibarzt, der den Bann der „Bücherinquisition“ brach und die Universität neu gestaltete; ihm folgen Gluck, Haydn, Mozart. Die Theresianische Zeit sollte in diesem Denkmal zu Erz werden. Sie ward es.


Gruppe zum Beethovendenkmal.

Mit diesem monumentalsten seiner Werke hatte Zumbusch sich die Gunst der höchsten


Das Friedensdenkmal zu Augsburg.



Beethoven. Von Caspar von Zumbusch.

Kreise errungen. Er galt jetzt als der vom Hofe bevorzugte Bildhauer. Sowohl das Radetzkymonument als die Reiterstatue des Erzherzogs Albrecht wurden ihm zur Ausführung übertragen, und als im Jubeljahr 1898 das Projekt eines Denkmals Rudolfs von Habsburg auftauchte, war Zumbusch, dem mittlerweile Adel, Orden und Ehren geworden, wieder der Mann der Wahl. Bekanntlich besitzt Prag schon seit 1858 ein Radetzkydenkmal von Emanuel Max, dem Onkel des berühmten Malers. In diesem Werke des deutschböhmischen Künstlers gelangt der echt germanische Gedanke des von seinen Kriegern auf den Schild gehobenen Führers zum bildnerischen Ausdruck. Es sind neun Schildträger, allen Nationen des damals noch nicht dualistisch geteilten Habsburgerreiches entnommen. Dieser deutsche Kriegsbrauch war für Radetzky ein vortrefflicher Monumentalentwurf. Fühlte doch der Marschall, in dessen Lager das damals noch deutsche Österreich war, durchaus deutsch! „In meiner Brust schlägt ein treues, deutsches Herz," schrieb er an den Wiener Abgeordneten der Paulskirche. Wenn der eherne Marschall auf dem Prager Kleinseitner „Ring" plötzlich lebendig würde und in der nahegelegenen Landstube hadern und toben hörte, vielleicht stiege er vom Kriegsschild herab und erschiene plötzlich als „eherner Gast" auf der Schwelle, ein Friedensmahner! ...



Das Maria Theresia-Denkmal.

Die in Wien so leidige Platzfrage für

Denkmäler machte sich in diesem Falle recht empfindlich geltend. Niemand wußte, wohin mit „Vater Radetzky". Endlich entschied man sich für den Platz „Am Hof" in der Stadt drinnen, wo einst die Babenberger Burg gewesen. Da ist fröhliches Altwiener Markttreiben, am schönsten zur Weihnachtszeit, wo die Christbäume mit Flitter und Wimpel das alte Herz des Marschalls erfreuen mögen. Wunderlich umrahmt ist der Platz: Nuntiuspalast, Kreditanstalt, städtisches Zeughaus, Kirche zu den Neun Chören der Engel, Kriegsministerium, wo ehedem auch der K. K. Hofkriegsrat hochseligen, aber nicht allemal erfreulichen Angedenkens, der Schrecken der Generale im Feld, gehaust hat. Ich habe mich deshalb immer gefreut, daß der eherne Marschall diesem Hause den Rücken kehrt. Aber es ist noch etwas wunderlich. Monumentale Konkurrenz macht nämlich „Am Hofe" dem Sieger von Novara jene Mariensäule Vernacinis, welche ehedem kaiserlicher Dank für den Sieg am Weißen Berge der „Unbefleckten Empfängnis" gewidmet hat. — Das Denkmal Radetzkys wurde am 24. April 1893 enthüllt. Es war der 38. Jahrestag der Vermählung des Kaiserpaares. Der Kaiser, der seinerzeit den Leichenkondukt des großen Marschalls geführt, umgab die Denkmalfeier mit großartigem militärischem Gepränge. Dem treuen Diener von fünf Habsburgkaisern, dem Kriegsmann, der, aus der Theresianischen Überlieferung herausgewachsen — Radetzky war ja schon Dauns Ordonnanzoffizier vor Belgrad — in der Völkerschlacht als Generalstabschef Schwarzenbergs mitentscheidend focht, der endlich, bereits hochbetagt, Österreichs Adler auf den italienischen Schlachtfeldern zum Siege führte: diesem Manne mußten besondere Denkmalehren zu teil werden. Und so geschah es. Feldmarschall Erzherzog Albrecht, der selbst unter Radetzky



Minister Graf Haugwitz vom Maria Theresia-Denkmal.



Figur der Stärke vom Maria Theresia-Denkmal.



Kaiserin Maria Theresia. (1888.)

gefochten, hielt die Festansprache, auf welche der Kaiser in tiefbewegten Worten erwiderte. Schlicht wie der Mann gewesen, ist sein Denkmal. Auf einfachem rotgranitenem Sockel hält der Reiter, der erzverkörperte Vater seiner Soldaten, der siegessichere Feldherr in hohen Jahren. Mit der Linken zügelt er sein Pferd, die erhobene Rechte gibt einem soeben erteilten Befehl Nachdruck. So ist er dargestellt, wie mitten in der Schlacht, ganz Ruhe und Zuversicht. Auf dem Sockelschild vorn der Doppelaar, einen zuckenden Blitzstrahlknäuel in den Fängen. „In deinem Lager ist Österreich" — das kaisertreue Wort Grillparzers gibt die Inschrift. Die Sockelreliefs, die ich meinerseits allemal entbehren kann, zeigen rechts im Kriegsrat: Radetzky, Heß, Schönhals, d'Aspre, Wratislaw, Thurn, auf den linksseitigen Darstellung den siegreichen Feldherrn, von seinen Soldaten umjubelt.

Sieben Jahre später kam der Sieger von Custozza auf den Ruhmessockel. Zumbuschs Denkmal des Feldmarschall-Erzherzogs, ein Jubelgeschenk der Armee an den Kaiser, wurde am Pfingstsonntag 1899, zum neunzigsten Asperntage, feierlichst enthüllt. Unser Künstler ist mit diesem Werke besonders glücklich gewesen. Das Reiterbild hat auch auf der Augustinerbastei einen prächtig beherrschenden Standort bekommen. Rückwärts die „Albertina", links unten vom Beschauer das neue, freilich etwas nüchterne Albrechtpalais mit seiner „Seufzerbrücke", gegenüber der weiße Marmor des Tilgnerschen „Mozart", an der hohen Basteiwand der Danu-

binusbrunnen Meixners mit seinem zweifelhaften Gefolge von Flußgöttern, die ich mir so gerne hinweg und durch eine immergrüne Epheuwand ersetzt denke. Auf schlankem, schön profiliertem Sockel aus spiegelndem Graugranit hebt sich der imposante Bronzereiter schlank und frei empor. Kastanienbäume neigen ihm ihre weißen Blütenkerzen zu. Er schaut über den Albrechtsplatz weit-





Der Albrechtsplatz (links oben) und Vater Radetzky auf dem Platz „Am Hof."

aus, und von überall trifft ihn der Blick. Der Erzherzog ist als Sechziger dargestellt, in der Campagne-Uniform ohne Mantel, mit Großkordon und Ordensstern. Die Rechte hält mit deutender Gebärde den Reitstock, den er zu tragen pflegte. Kopf und Haltung verdienen volles Lob, ersterer ist frappant bildnistreu, letztere ungezwungen, ruhige Festigkeit atmend. Fürstliche Eleganz verbindet sich mit soldatischem Selbstbewußtsein.

Der kaiserliche Prinz reitet sein Lieblingspferd, einen mittelgroßen, zierlich gebauten, schlankhalsigen Irländer, ein feuriges Tier mit edler Kopfhaltung, in dem Zumbusch wohl sein bestes Pferdeporträt geliefert hat. Nicht zum Schaden des Gesamteindruckes hat der Künstler Heroisches sorglich vermieden. Statt schablonenhafter Reliefdarstellungen erblicken wir als einzigen Sockelschmuck drei durch Mäanderstreifen miteinander verbundene Bronzeschilder für die Widmungsinschriften.

Während das Albrechtsdenkmal bei Krupp in Guß war, hieß es, Professor Zumbusch sei mit der Modellierung einer neuen Reiterstatue betraut worden, die im Umkreis der Hofburg aufgestellt werden sollte. Es bestätigte sich. Anreger dieses neuen Denkmals war der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Es handelte sich um das Reiterbild des Kaisers Rudolf von Habsburg, welches die Erzherzöge dem Kaiser als 1898er Jubelgeschenk zu widmen beabsich-

tigten. Zumbusch stellte den Gründer der Dynastie im Krönungsornat, der Grabmalfigur Rudolfs im Dom zu Speier entsprechend, dar. Bereits war er mit der Ausführung des Großmodells beschäftigt, als der große Todesschatten auf das Jubeljahr fiel und der Plan bis auf weiteres aufgegeben wurde. — Außer den Großmonumenten hat der vielbeschäftigte und zwischendurch vielgereiste Zumbusch noch eine solche Anzahl von Statuen, Grabdenkmälern, Bildnisbüsten und sonstigen skulpturalen Arbeiten geschaffen, daß ihre Aufzählung ermüden müßte. Unter den Standbildern sei besonders hervorgehoben die machtvolle Erzstatue Wilhelms des Großen zum weithin herrschenden Denkmalaufbau auf dem Wittekindberge an der Porta Westphalica und die marmorne Kolossalstatue unseres Kaisers, welche die großartige Treppenanlage der Wiener Universität beherrscht. Mit einem Reiterrelief des Kaisers schmückte Zumbusch den Rathausraum. Das Pantheon der Wissenschaft im Arkadenhof der Universität besitzt fünf von ihm geschaffene Monumente: Eitelberger, Hasner,



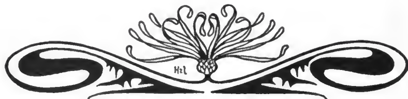
Büste Kronprinz Rudolfs.

Billroth, Glaser, Hye; auch das Grabdenkmal des Ackerbauministers Grafen Mannsfeld ist ein Werk unseres Künstlers. Aus der langen Reihe der Porträtbüsten, welche in die Wiener Zeit fallen, nenne ich: Kaiser Franz Josef, Kronprinz Rudolf, Lewin Schücking (Kolossalbüste für Münster i. W.), die Minister Stremayer und Unger. Gegenwärtig arbeitet Zumbusch an einer Statue des Kaisers Wilhelm I. für die Straßburger Universität und an dem für den Krakauer Dom bestimmten Denkmal des Kardinals Olesniki.

Wenig Jubilare der edlen Bildnerei vermögen auf ein so reiches, von Erfolg zu Erfolg schreitendes Schaffensleben zurückzublicken, wie Meister Caspar. Und von einem Abstieg ist noch keine Rede. Aus seinem Auge blitzt ungebrochene Kraft, obschon ihm durch den Verlust eines geliebten Sohnes in der herrlichsten Manneskraft ein unsäglicher Schmerz geworden. Aber die Glücklichen von der Kunst, die Inbrünstigen des Schaffensgenius verwinden, durch Begeisterung gefeit, alles Menschliche.



Gruppe am Beethovendenkmal.



Ma.

Ein Porträt von

Lou Andreas-Salomé.

(Fortsetzung.)

Obgleich Marianne müde war, machte sie den Heimweg zu Fuß. Das Schneetreiben hatte nachgelassen; hier und da schaute schon die Wintersonne freundlich zwischen zerrissenem Gewölk hervor.

Marianne liebte es, durch diese Straßen zu wandern, die ihr bei ihren Gängen tagein, tagaus, jahrein, jahraus vertraut geworden waren wie ein Heimatort. Das Ungeordnete und Halbasiatische auf vielen von ihnen störte sie nicht mehr, — nicht die Bettler oder Betrunkenen, die ihr begegneten, nicht die grellbemalten Schenkenschilder mitten zwischen dem bizarren Glanz der zahllosen Kirchen und Kapellchen.

Und sie mußte lächeln, wenn sie schmale, hügelige Gassen sich plötzlich auf einen jener Riesenplätze öffnen sah, die wie weite Ebenen sein konnten und an deren Rande mitunter kleine Häuser kindlich dastanden wie Spielzeug neben den ungeheuren Raumverhältnissen mancher Nachbarbauten.

Denn der Raum hatte hier keine Bedeutung, keinen Hochmut; es schien keine Pracht, sich ihrer Größe zu rühmen, und keine Bescheidenheit, möglichst eng zusammenzukriechen. Größe und Kleinheit warfen friedlich ihren Wert in eins, nachlässig zu einander gesellt wie Baum und Grashalm in derselben Landschaft.

Sogar der Kreml, der von jedem Punkt Allgegenwärtige, erschien fast nur zufällig groß: als im Grunde wesensgleich irgend einem der kleinen heiligen Altarschreine in Kapellenform, wie Fürst und Bauer sie zu eigen besitzen, — aber von der Inbrunst einer gewaltigen Andacht irgend wann einmal in solchen Dimensionen geschaut und fixiert, daß er fortan immer allen sichtbar blieb, immer allen gemeinsam gehörte. —

Beim Überschreiten eines Fahrdammes mußte Marianne innehalten, weil zwei Gefährte ineinander gerieten, was beim wahllosen Durcheinanderjagen leicht genug geschah.

Die Fuhrleute schrieen sich an und fluchten sich gegenseitig in die Hölle; der eine Schlitten wurde frei und flog weiter, am anderen war das Pferd dabei ausgeglitten und gestürzt.

Ein Mann, der den Schnee vom Fußsteig schaufelte, trat heran, um zu helfen, doch keine Neugierigen blieben stehen. Nur ein kleines Mädchen mit rotem Kopftuch schaute auf das daliegende Pferd und kraute es im Vorübergehen mitleidig mit ganz schüchterner Liebkosung am Stirnhaar, wie um es zu trösten. Ein Schlitten kam an der Gruppe vorbei und hielt jählings an.

Tomasow saß in ihm. Er warf dem Kutscher ein Geldstück zu, sprang heraus und ging auf Marianne zu.

„Quelle chance, madame!" sagte er lächelnd, und streckte die Hand aus.

„Und nun begleiten Sie mich nach Hause!" meinte sie gleich.

„Aber selbstverständlich."

„Das heißt, — falls Sie nicht etwas Wichtigeres vorhaben —?"

Tomasow machte ein etwas spöttisches Gesicht.

„Was sollte ein Tagedieb wie ich besonders Wichtiges vorhaben?"

„Tagedieb?! O pfui!" Sie war entrüstet; „— Sie sind ja doch Arzt!"

„Nicht allzusehr. Mir würde es vielleicht bald genügen, Ihrer Gnaden, Frau Mas, Leibarzt zu sein."

Aber sie ging auf den scherzenden Ton nicht ein.

„Dafür sind Sie noch zu jung, um sich

zurückzuziehen. Das wäre sehr, sehr schade. Für viele!" antwortete sie ernst.

„Aber ganz und gar nicht! Hier gibt es genug Ärzte für Moskau, — viel zu viele, — sie treten einander auf die Füße. Es ist geradezu eine gute That, Raum für sie zu schaffen. — Sie werden sagen: in der Provinz? Ja, das ist schon etwas anderes. Aber Sie wissen, dafür bin ich verdorben. Fehlt mir durch und durch an der nötigen Aufopferungslust, um in irgend einem Winkel zu versimpeln, — als Menschheitsheros oder als stiller Säufer."

„Sie sind heute entsetzlich garstig!" rief Marianne und hielt ihren Muff ans Ohr. Sie lief förmlich von ihm fort. „Warum machen Sie sich schlecht vor mir? Warum nur? Ich weiß schon selbst, ob Sie was taugen oder nicht."

Tomasow suchte nach seinem Kneifer, den er selten trug, und setzte ihn auf, was seinen Gesichtsausdruck ganz verwandelte, als setze er eine Maske auf.

„Laufen Sie nicht so schrecklich geschwind," sagte er; „wollen wir nicht überhaupt fahren?"

Marianne schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nein, ich muß ohnehin so viel sitzen. Und die Luft thut jetzt gut. Ich gehe so gern durch all die Buntheit und Herzlichkeit des Straßenlebens hier, wenn's die Zeit öfter erlaubte! Sie nicht?"

Tomasow zuckte mit einer Gewohnheitsgebärde die Achseln.

„Wie man's nimmt. Meistens ärgere ich mich dabei, weil ich mich frage, warum doch in aller Welt einen das Heimweh immer wieder auf den alten Fleck zurückzieht? So oft ich versuche, auf lange fortzugehen, — ich komme doch wieder. Was soll man aber hier? Ja, wäre man noch ein richtiger, dem Grabe entstiegener Altrusse von vor Peters Zeiten, so einer mit langem Bart und langem Kaftan —! Denn sonst würgt man hier ja nur an alledem, wozu man sich eventuell im europäischen Geistestreiben mit entwickelt hat. — — Ich will mich nicht entschuldigen: aber das macht so merkwürdig indolent."

„Sobald Sie Ihre Russen von Herzen lieben, haben Sie auch einen Wirkungskreis unter ihnen," meinte Marianne.

„O nein! Das ist ein Irrtum. Sehen Sie sich nur einmal das Volk an mit seinem breiten Gleichmut gegen die ganze eigentliche Welt der Kultur, — wie es alle seine wirklich tiefen Interessen anderswo hat, — was weiß ich, wo: bei Wind, Wetter, Tod, Musik, Ammenmärchen, Heiligenbildern — —. Mit seinen Aufklärern war es noch nie eins. Gegen sie lehnt es sich auf. Und dies Naturell, dies seelische Tempo, ist mindestens ebenso oft schuld an seinem Zurückbleiben, wie unsere oft verrufenen Zustände."

„Ich weiß schon! Fangen Sie nur nicht an, zu politisieren!" sagte Marianne. „— Lieber will ich es sein, die Ihnen von diesem Volk erzählt: zum Beispiel könnte ich Ihnen davon erzählen, warum ich hier, in dieser russischen Stadt, so gern gerade an den Sonntagen eine Gemäldegalerie besuche, wo auch das Volk vor den Bildern steht —. Es tritt leise auf mit seinen schweren Stiefeln und ist voll von Andacht. Haben Sie eine solche Andacht schon anderswo häufig beobachtet? Man muß nur in des Volkes seelische Art eingehen, um seine Seele zu fassen."

„Das mag alles sein. Indessen für den einzelnen bleibt das geistige Unbehagen, hier zu leben, weil das Volk in seiner Aufklärung noch nicht weiter ist."

„— Oder weil wir nicht tiefer sind, mit all unserem Geist," meinte Marianne nachdenklich. „Jedes Menschenleben sollte doch von jedem Punkt aus, durch die aufrichtige Macht seines Erlebens, bis in alle Tiefen gelangen können, — nicht nur da, wo der Verstand es so herrlich weit gebracht hat. Könnten wir uns nicht durch unsere einseitige Geistigkeit um dieses Kostbarste bringen? — — Was Ihnen hier auf die Nerven fällt, mein lieber Freund, das thut mir so unendlich wohl bis in alle Nerven. Es ist wie ein Trost, wenigstens für den, der, wie ich, nicht mehr mit kann in der großen Kulturhetze, in den immer rastloseren Fortschritten, in der ganzen nimmersatten Selbstentwickelung —"

Marianne sprach lebhaft, fast übereifrig.

Tomasow warf ihr einen aufmerksamen Blick zu. Es war selten, daß sie etwas äußerte, was wie Resignation über ihren Tagesberuf klang, der sie zu nichts anderem kommen ließ.

„Ein Trost, den Sie doch aber am allerwenigsten brauchen," bemerkte er, „so frisch und angeregt wie Sie —"

„— Von Stunde zu Stunde laufen!" ergänzte sie mit gutmütiger Ironie. „Ja,

so ist es nun einmal: Zeit und Schwung läßt das nicht übrig. Und ich würde jetzt eine traurige Rolle spielen in euren glänzenden Geisteszirkeln, unter euren entwickelten Menschen, von denen Tita und auch Sie so gern aus eurem ausländischen Leben erzählen —"

„Unsinn, Ma!" fiel er ein. „Niemand in der Welt eignet sich so herrlich dazu, wie Sie, zwischen solchen Menschen zu leben. Sie würden dort strahlen —"

Marianne schüttelte den Kopf.

„Nein, das würde ich wohl nicht, und das will ich ja auch gar nicht. Aber es ist doch gut für mich, daß ich nicht so ganz nah dabei stehen muß —. Ich würde die Liebe zu meinem Alltagsdasein nicht festzuhalten vermögen und fühle doch: sie ist das allein Wichtige, das allein Ausschlaggebende — —. Hier gibt es ja genug Hochstehende, Schaffende, Menschen über den Alltag hinaus. Aber sie leben einsam, und leben insgeheim doch nur für das Volk. Schon der Lärm der offiziellen Hauptstadt ist ihnen zu viel, deshalb ziehen sie hierher, — und am liebsten weit hinaus, bis an die Grenzen der Stadt, wo schon die Gärten beginnen."

Marianne nahm Tomasows Arm und fuhr leiser fort: „Ihnen will ich gestehen, daß ich manchmal, aus tiefer Sehnsucht nach Erquickung heraus, hier und da ein Künstleratelier besucht habe — —. Aber auch die, zu denen ich nie gekommen bin, meine ich zu kennen, als hätte ich heimliche Zugänge zu ihnen in allen müden Stunden. — Für mich gibt es noch ein zweites Moskau in Moskau, — mit stilleren Straßen, als die ich Tag für Tag betrete, und mit Häusern, wo große Menschen wohnen, die ich verehre. Und manchmal, wenn ich so von Stunde zu Stunde haste, belebe ich meine eigne Ermüdung damit, daß ich mir einbilde, ich ginge gar nicht zu meiner Lehrstunde, sondern zu einem von ihnen —."

„Und immer noch wieder leben Sie ein Leben, von dem man nichts weiß!" entfuhr es Tomasow. „— Wie können Sie nur von Schwunglosigkeit sprechen? Wer so viel Trost wie Sie schöpft aus —"

„Warten Sie einen Augenblick!" unterbrach Marianne ihn unvermittelt und zwang ihn, mitten auf der Straße stillzustehen, während sie sehnsüchtig nach den ausgelegten Waren eines Straßenobsthändlers hinsah.

Der junge Bursche hatte sein Fruchtbrett vom Kopf gehoben und hielt, sich vor Marianne und Tomasow auf ein Knie niederlassend, ihnen erwartungsvoll seine Citronen, Äpfel und prachtvollen Südtrauben entgegen.

„Ach, wer kann an so etwas vorübergehen!" bemerkte Marianne seufzend und wählte unter den großen, tiefblauen Trauben, mit entzückten Augen. Tomasow sah zu, wie eifrig sie bei der Sache waren, der junge Händler und sie. Beide lachten vor Vergnügen.

„Eben wollte ich damit anfangen, Sie über allerlei zu trösten; aber ich sehe, es ist gar nicht mehr nötig," sagte er, als Marianne fertig war; „Sie sehen aus wie ein beschenktes Kind."

„Diese sind auch extra schön! Ich freu' mich auf das Erstaunen der Kinder," entgegnete sie, schneller ausschreitend, und steckte die Düte hinter ihren Muff; „beide essen sie gern. — Aber wir sind wirklich gleich zu Hause! Wollen Sie nicht ein wenig mit hinaufkommen? Die Kinder würden so froh sein —"

„O nein, die haben ja schon die Trauben!" sagte er spitz und schüttelte den Kopf. „Aber ich würde für mein Leben gern einmal so ein Obstbrett vor Ihnen ausbreiten, Marianne, — die schönsten Früchte, — ganz unwahrscheinlich schöne, — damit Sie dann so aussehen, wie jetzt eben."

„Dummes Zeug!" meinte sie ärgerlich, „übrigens habe ich ja fast alles Schöne, was ich besitze, von Ihnen mal geschenkt bekommen. Ist Ihnen das nicht genug?"

„Geschenkt? Von mir? Ich wüßte nicht. Es ist nur Ihre eigenste Specialität, die Dinge so aufzufassen, als kämen sie Ihnen von anderen. Wenn ich Ihnen wirklich schenken wollte, wäre es ganz anders —"

Marianne blieb stehen. Sie waren am Hause angelangt.

„Danke für Ihre Begleitung!" sagte sie und gab ihm die Hand. „Sie sind zwar mitunter garstig gewesen, aber im ganzen doch gut, wie immer."

Er antwortete langsam: „Ein klein wenig garstig waren Sie auch. — — Daß Sie mich Ihren Kindern mitbringen wollten, — gleichsam eine zweite Düte, neben den

Trauben. — — Nun, irgendwann werden Sie das schon noch einsehen."

„Auf Wiedersehen!" rief sie heiter und öffnete die Hausthür.

„Auf Wiedersehen, Ma! So bald als möglich auf Wiedersehen!"

Marianne lief rasch wie ein Mädchen die zwei Treppen hinauf, oben mußte sie Atem schöpfen, als sie den Schlüssel in die Thür steckte. Aber alle ihre Ermüdung war verflogen, das Sprechen und Scherzen mit dem Freunde hatte sie von ihr fortgenommen.

Oben schien Besuch zu sein.

Sie trat vom Vorflur in ihr Wohnzimmer. Ja, da saß ein junger, ganz junger blonder Mann mit ihren beiden Töchtern, und erhob sich ehrfurchtsvoll, als er ihrer ansichtig wurde.

„Dies ist Herr Hugo Lanz, Ma," sagte Sophie vorstellend, „— du weißt, wir trafen uns neulich in der Gesellschaft —"

„Ich komme nur als Abgesandter meiner Verwandten, gnädige Frau," erklärte Hugo Lanz mit einer weichen, sympathischen Stimme, „es handelt sich um eine Schlittenfahrt für heute abend. Vor zehn Uhr sind alle wieder heimgeleitet."

„Das ist freundlich von Ihnen," entgegnete Ma und reichte ihm die Hand, „ja, fahrt nur, ihr Kinder."

„Und du, Ma?" fragte Cita.

„Ich bin ja heute abend zum Thee bei Tante Ottilie und werde euch dort entschuldigen, ihr Nichtsnutze."

„Aber du wirst heute zu müde sein, Ma," meinte Sophie bedenklich und küßte die Mutter.

„Nein, Kind, ich bin jetzt so frisch. Und morgen ist Sonntag. — — Aber wer fliegt jetzt wie ein Pfeil und zaubert mir geschwind eine heiße, starke Tasse Thee oder Kakao herbei?"

Die Mädchen stürzten zur Thür.

Hugo Lanz sah so heftig diensteifrig aus, als wolle auch er stürzen, aber er besann sich rechtzeitig auf das Zwecklose dieses Unternehmens.

„Thee also!" rief Sophie.

„Nein, besser Kakao!" rief Cita.

Sie verschwanden, und Hugo Lanz blickte ihnen ernsthaft nach, — mit einem Gesicht, als hätte eine jede von ihnen etwas Geistreiches ausgesprochen, was lange dunkel in ihm gelegen.

Marianne sah den Blick und sah ihn selbst an und war ihm gut. Daß ihm die Gesellschaft dieser jungen, hübschen und gewecken Mädchen ausnehmend gefiel, begriff sie vollkommen und fand es in der Ordnung. Auch fürchtete sie nie, daß ihre Töchter je zu „gelehrt" werden könnten, um zu gefallen. Ihr war zu gut bekannt, wie sehr dabei nicht der Kopf, sondern das Temperament entscheidet.

„Sie sind noch nicht lange hier?" bemerkte sie freundlich, um dem Gast die Zwischenzeit füllen zu helfen.

„Nein. Überhaupt nur für einige Monate bei hiesigen Verwandten zu Besuch. Dann soll ich nach Deutschland zurück, um Kaufmann zu werden."

Er sagte das trübe. Sie fragte nicht, doch traf ihn ihr Blick so warm und mütterlich, daß er spontan fortfuhr: „Mein Traum war, Künstler zu werden."

Sie fragte auch nicht: in welcher Kunst? Sie sagte nur sehr weich: „Der höchste Traum. Und die schwerste Erfüllung."

Er hob die Augen bescheiden zu ihr.

„Aber man soll doch nicht gleich anfangs verzagen, nicht wahr? Ich fühle so bestimmt: ich könnte mich dazu durchringen, wenn man mich nicht so ganz in die Familie einengen wollte. Ein Künstler und jeder, der es werden will, braucht Freiheit."

Marianne nickte.

„Mehr als Freiheit: Heimat," sagte sie unwillkürlich.

Hugo Lanz sah sie fragend und wie erwartend an. Ihre Art und Weise nahm ihn leise gefangen.

„Ich meine," versuchte Marianne zu erklären, „niemand braucht so sehr als er breitesten Spielraum, weil alle seine Bewegungen unberechenbarer, unbezwingbarer sind, als die irgend welcher anderer Entwickelung. Aber in seiner angeborenen Sensitivität, in seiner fast hilflosen Eindrucksfähigkeit hat er zugleich, wie kein anderer, Furcht vor der Fremde. Seine Freiheit mag sich noch so breit strecken wollen: aber an den äußersten Grenzen seiner Freiheit, da muß er Heimat um sich fühlen, — eine Welt, der er vertraut."

Aus dem Klang ihrer Stimme vibrierte etwas, wie wenn sie aus tiefen, warmen Glückserfahrungen jedes ihrer Worte höbe. Weniger in den Worten selbst, als in diesem

Stimmklang lag etwas Suggestives, was Hugo Lanz ergriff.

„Das ist so nur in einem Paradies!" rief er. „— In Wirklichkeit gibt es das nicht," setzte er traurig hinzu.

Marianne widersprach nicht.

Sie schwieg, jedoch ihre Augen widersprachen. Sie leuchteten in so ruhigem Glanz und wendeten sich unwillkürlich dem verschlossenen Rahmen auf dem Schreibtisch zu.

Da vernahm man von der Thür her Gelächter.

Die Mädchen kehrten zurück, jede mit einer vollgefüllten Tasse in der Hand. Den Blick starr auf ihre Tassen geheftet, deren Inhalt überzuschlagen drohte, näherten sie sich langsam und feierlich dem Schreibtisch, neben dem die Mutter auf ihrem gewohnten Lieblingsstuhle saß.

„Thee schmeckt bei weitem schöner und regt an, hat Ma stets gesagt," behauptete Sophie.

„Kakao ist ihr bei weitem gesunder, hat Doktor Tomasow stets gesagt," behauptete Cita, „— und zwischen dem Schönen und dem Guten, Nützlichen, wirst du doch nicht lange zaudern, Ma! Bedenke auch, welche schlechte Einwirkung ein böses Beispiel auf uns haben könnte."

„O du überredest; das ist gegen alle Abmachung!" rief Sophie voll Unwillen.

„Ein Jurist überredet nie genügend, Sophie! — Also: erst jedenfalls das Schöne, — und dann auch noch das Gute, Nützliche," entschied die Mutter sofort und zog lachend alle beide Tassen zu sich heran.

Cita hockte sich auf die Seitenlehne ihres Lutherstuhles.

„Du unmoralische Mutter!" sagte sie.

Hugo Lanz hatte sich beim Eintritt der Mädchen erhoben. Er sah ganz zerstreut aus. Ihm erschienen mit einem Male alle beide doch noch recht kindisch, ohne daß er ahnte, wie außerordentlich sein Urteil damit in der Richtung fehlschlug.

Wohl empfand er den heiteren Reiz der kleinen, harmlosen Familienscene, aber ihm schien, daß alles Intime dieses Reizes doch ganz und gar nur von dieser köstlichen Frau mit der jungen Stimme und den mütterlichen Augen ausging.

„Wollen Sie wirklich schon gehen?" fragte Marianne freundlich, als er sich jetzt ehrerbietig von ihr verabschiedete. „Nun, ich danke Ihnen noch für die überbrachte Einladung. Und seien Sie uns hier zwanglos willkommen, falls einmal Weg und Stimmung Sie bei uns vorüberführen."

„— Ja, gnädige Frau, wenn ich das dürfte, — dann danke ich Ihnen von ganzem Herzen dafür, aber —" er stockte, „— dann lassen Sie mich nicht als einen Fremden kommen und gehen, denn das — das würde ich nach diesem kurzen Gespräch schon nicht mehr ertragen," fügte er leiser, sehr rasch und, im sichtlichen Kampf gegen seine eigne Schüchternheit, fast heftig hinzu.

Die Bitte, wiederkommen zu dürfen, hatte er vor einer Stunde erst der Töchter wegen an sie richten wollen —.

Marianne gab keinen Bescheid in Worten, aber er empfand ihr ganzes Wesen als eine Antwort. Mit Bestimmtheit fühlte er, daß er von heute an hier nur noch einkehren würde, wie man bei einer Mutter einkehrt, und nur allein ihretwegen.

Als er sich beim Abschied über ihre Hand beugte, gab Marianne ihm unwillkürlich jenen Stirnkuß, auf den nach russischer Haussitte der Gast Anspruch hat. Und als er sein Gesicht hob, lag eine so dankbare Kindlichkeit auf seinen jungen Zügen, daß sie Marianne rührte.

Sobald die Zimmerthür sich hinter ihm geschlossen hatte, bemerkte Cita mit einem Lächeln: „Der sah dich ja aber mal eben kurios an, Ma. Weißt du, wie? Ungefähr so, wie wenn's ihm schlecht ginge und er dir gleich den Kopf in den Schoß wühlen möchte, um dir zu beichten und von dir getröstet zu werden."

Sophie mußte lachen.

Cita fuhr, nicht ganz frei von Spott, fort: „Ja, sind Männer nicht eigentlich höchst wunderliche Pflanzen? So etwas Unmännliches sind sie, scheint mir. Es klingt gewiß dumm, aber sag selbst, Ma! könntest du dir leicht vorstellen, daß ich irgend jemanden so — so hilfsbedürftig ansehe? Nein, im Gegenteil: kerzengerade würde ich mich gerade dann recken. — — Alles andere ist eben Schwäche."

Marianne lächelte fein.

„Nicht notwendig Schwäche. — — Schwere Ähren stehen auch nicht kerzengerade," sagte sie.

Aber in ihrem Inneren empfand sie bei Citas Worten einen heimlichen Stich. Cita,

ihr tüchtiges, kernfestes Mädchen! Sie konnte ihr vertrauen und mit ihr reden, über alle Sorgen und Nöte, fast wie mit einem klugen Freunde, ja fast wie mit einem Mann. —

Ja, das alles konnte sie. Aber — den Kopf noch einmal anschmiegungsbedürftig in Ma's Schoß wühlen, das würde Eita doch wohl nie mehr —.

Sophie hatte sich ans Fenster gestellt. Sie sah Hugo Lanz, der aus dem Hause herausgetreten war, unten über den Fahrdamm gehen. Er sah schlank und fein aus in der dunklen Pelzmütze und trotz des Pelzes, der alle Konturen verwischte. Eigentlich gefiel er ihr doch sehr gut, viel besser, als sie es Eitas Spottlust einzugestehen wagte.

Jetzt äußerte sie aber doch: „Du — den mag ich trotzdem gern. Warum soll er auch Ma nicht angucken, wie er will? — — Ich habe mich mit ihm schon prachtvoll unterhalten, neulich in der Gesellschaft, ehe du hier warst, Eita. Ich erzählte ihm von den höheren Mädchenkursen, und dann, daß mich die Naturwissenschaften so sehr interessieren, — daß ich aber noch weit lieber ein Arzt würde, — gerade wie Doktor Tomasow."

„Aber das alles sind ja dem jungen Dichter völlig gleichgültige Beschäftigungen, Sophie," meinte Eita und trug die Tassen der Mutter hinaus.

„Die Beschäftigungen an sich: ja!" gab Sophie kleinlaut zu und schaute noch immer angestrengt einem dunklen Punkt in weiter Entfernung — einer Pelzmütze — nach, obschon sie nicht mehr ganz sicher war, ob es nicht längst eine andere Mütze auf dem Kopfe eines anderen sei. „Aber," fuhr sie eifrig fort, „auf die Art der Beschäftigung kommt es auch nicht an, sondern darauf, daß er auch hinausstrebt, — fort, hinaus! Mit dem einzigen Unterschied, daß er das infolge von Gedichten thut. Das schadet aber doch nichts. Die Hauptsache haben wir doch gemeinsam. Auch ihm ist eng, auch er hat allerlei Träume, die er kaum zu Hause zu nennen wagt, — auch seine Pläne lassen sich nun einmal nicht zu Hause verwirklichen. Und seine Familie, — die hält ihn. Wie sollten wir da nicht sympathisieren?! Wie sehr kann ich ihm doch das alles nachfüh—."

Sie stockte jäh.

Die Nase an die Scheibe gedrückt, hatte sie ganz vergessen, wo sie sich eigentlich befand. Ihr ward plötzlich erst bewußt, was sie da sagte.

Eita konnte es überhaupt nicht mehr hören, die war ja eben mit den beiden Tassen hinausgegangen.

Aber da, im Luthersessel, vor dem Schreibtisch, mit dem Gesicht gerade zum Fenster, da saß, Sophie im Rücken, ganz schweigsam — Ma —

Einen Moment lang, einen Moment nur, war ihr Ma wirklich ganz und gar aus dem Gedächtnis entschwunden gewesen.

Wohl eine volle Minute stand Sophie wie erstarrt. Sie bekam ein Gefühl, als wäre es noch besser, mit ihrer kleinen Nase sich ganz durch das Fensterglas durchzubohren, und nie, nie wieder die Augen zurückwenden zu müssen.

Ihr Herz schlug heftig, sprunghaft, die Lippen wurden ihr trocken. ‚Arme, süße, liebe Ma!' dachte sie außer sich, voller Wut.

Plötzlich drehte Sophie sich gewaltsam um, zu ihrem eignen Schreck. Sie sah das Zimmer vor sich wie im Nebel. Sie lief auf die Mutter zu, fiel auf die Kniee vor ihr und umhalste sie wortlos, stürmisch.

„Ach, Ma — dummes Zeug — solch dummes, — ich benutzte unwillkürlich seine Worte, — weißt du: einfach seine Worte — sie passen ja auch einzig und allein für ihn, alle, alle diese Worte!" stammelte sie endlich, ganz in Thränen, und dann lachte sie fast ein wenig, verlegen und sonderbar.

Marianne herzte sie ganz leise.

„Aber — du wildes Mädchen — wie kann man sich dermaßen erregen! Viel zu leicht erregt bist du, weißt du das? Du mußt dich besser zusammennehmen. — Komm, sei nun wieder ruhig und mein liebes, altes heiteres Kind — ja?"

Sophie hob den Kopf. Unter diesen sanften Worten verflog langsam ihr Schreck, sänftigte sich auch ihre Reue. — Vielleicht hatte Ma gar nicht so genau hingehört vorhin.

Marianne strich ihr liebreich über das schimmernde blonde Haar. Ihre Augen aber schauten großgeöffnet über ihr Kind hinweg.

Dann stand sie auf.

„Man braucht nur ein wenig wieder ‚daheim' zu sein, um gleich wieder zu vergessen, daß es auch noch ein ‚Draußen' mit allerlei Pflichten gibt — ich muß ja fort,"

sagte sie zu Cita, die eben eintrat und einen heimlich verwunderten Blick auf das thränenfeuchte, gerötete Gesicht der Schwester warf.

„Ach, mußt du schon gehen, Ma? Ist es nicht zu früh?" Cita holte schnell den Pelz und die Überschuhe vom Vorflur herein. „Komm, ich helfe dir! Du wirst wohl von Tante Ottilie später nach Hause kommen, als wir."

„Wohl nur wenig später," meinte Marianne, „und ihr wißt: wer zuerst kommt, geht schlafen, ohne zu warten — nach unserer alten Verabredung."

„Es ist aber wirklich noch viel zu früh; deine Stunde fängt viel später an," murmelte Sophie, die der Schwester Mas Überschuhe hastig aus der Hand gezogen hatte. Sie kniete mit ihnen zu Füßen der Mutter, um sie ihr anzuziehen.

Marianne ließ es schweigend geschehen.

„Lebt wohl, ihr Kinder, und vergnügt euch so gut wie möglich! Der Himmel ist jetzt klar, und ich denke, ihr bekommt herrlichen Sternenschein zu eurer Ausfahrt."

Sie sagte es einfach und harmlos. Aber die Art, wie sie beide noch einmal küßte, war voll unterdrückter Leidenschaftlichkeit. Rasch ging sie fort.

Die reine kalte Winterluft draußen that ihr wohl. Ihr war das Herz plötzlich so schwer geworden, so bange und schwer.

Einen Moment lang, vorhin, fühlte sie deutlich — so deutlich wie in einer grellen höhnischen Beleuchtung, die sie blendete und verwirrte, — ihre beiden Kinder fern von ihr: die eine lebenssicher, im Grunde fertig, nur noch ein Gast im Mutterheim, und die andere — ja, die andere sich sehnend, — sich von ihr hinwegsehnend.

Es war in der That noch nicht an der Zeit für die zwei Privatstunden, die sie, ganz in der Nähe von Ottiliens Wohnung, in einem reichen Kaufmannshause zu geben hatte. Es hatte sie nur nicht länger gelitten, mit ihrer wehen Angst, unter den Augen der Kinder.

Marianne ging einige Straßen weit in der Richtung auf ihr Ziel, dann blieb sie unterwegs vor einem Stift für arme Frauen stehen. Von zwei kleineren Nebenbauten flankiert, lag es lang und flach hinter einem hölzernen, grün angestrichenen Zaun.

Noch ehe sie sich überlegt hatte, ob sie eintreten wolle, war sie bereits aus einem Fenster des Erdgeschosses von derjenigen bemerkt worden, der ihr Besuch galt.

Kaum stand sie im steingepflasterten Flur, der die ganze Mitte des Hauses durchschnitt, als sich auch schon eine der vielen Zimmerthüren zu seinen beiden Seiten öffnete, und die ihr wohlbekannte energische Stimme auf russisch erfreut herausrief: „Willkommen! Willkommen! Frau Marinka!"

Aus dem Hintergrunde der Flurdiele, wo diese in ziemlich dunkle Küchenräume zu münden schien, quoll starker Dampf und Speisegeruch. Eine dralle Magd, mit aufgekrempelten Ärmeln und in Bastschuhen, schlürfte vorüber.

Aber im Zimmer selbst, das Marianne betrat, war es, trotz seiner rohen, grellbunten Tapete und den ungestrichenen Dielen, nicht unbehaglich. Wer hier eigne Möbel um sich aufstellen konnte, entbehrte eines gewissen Komforts nicht ganz.

Aus einem Sessel am Fenster hatte sich eine große, starkknochige Sechzigerin erhoben und ging Marianne belebt entgegen, wobei sie sich auf einen Stock stützte.

„Nun, meine Liebe, das ist wirklich aufopfernd von Ihnen, — ich wäre Ihnen auch längst auf dem zugkalten Flur entgegengelaufen, aber, Sie wissen: die dumme Gicht! Und Doktor Tomasows Verbot! — Setzen Sie sich, meine Einzige; was kann ich Ihnen anbieten: Thee, Obst, Schokolade, Konfekt oder etwa kaltes Rebhuhn?" — fragte sie, in rascher, lebhafter Rede, mit der Miene einer Schloßfrau, die bewirtet; dabei hob sie den Krückstock hoch und deutete mit ihm auf die verschiedenen Stellen im Zimmer, wo die angebotenen Herrlichkeiten ihren Platz gefunden hatten.

Marianne mußte lächeln, sie sah um sich. Ja, da standen allerlei Leckereien in der That, — die guten Bekannten hatten sie gebracht.

„Ach, Wera Petrowna, das ist ganz gut, aber daß Sie hier wohnen müssen! Sie sollten es jetzt besser haben: hat Tomasow Ihnen von der neuen billigen Pension erzählt?"

Wera Petrowna lachte voll Nichtachtung und zeigte dabei ihre starken, gelblichen wohlerhaltenen Zähne.

„Thorheit, meine Liebe, Thorheit!" sagte sie und zog Marianne neben sich auf das große, mit verblichener geblümter Wolle

überzogene Sofa. „Von meinem winzigen Gelde kann ich auch in der billigsten Pension nicht leben. Armenstift — das ist Vorurteil. — Und Konfekt und Rebhuhn, das ist ja recht schön, aber wenn meine Verwandten glauben, daß sie mich dadurch ködern und willfährig machen können, — daß ich deshalb bei ihnen irgendwie als gute Tante unterkriechen würde! — Ich esse einfach die guten Sachen und komme doch nicht."

Die Alte wußte ganz gut, welch schmerzlicher Stein des Anstoßes ihren ansehnlichen Verwandten ihr „Schloß" war, wie sie das Armenasyl nannte.

Sie nahm bedächtig eine Prise.

„Kommen Sie nicht vielleicht morgen zu uns zum Frühstück?" fragte Marianne. „Heute habe ich knapp Zeit, aber dann könnten wir von den Weihnachtseinkäufen plaudern. Ich weiß schon, daß Sie so gut sind, mir mancherlei Besorgungen abzunehmen, — ich komme ja erst dicht vor Thoresschluß dazu."

Wera Petrowna nickte.

„Ja, so gut bin ich, — sehr gern, thue ich sehr gern. Sie wissen ja, wie für mein Leben gern ich in den schönen Läden herumflankiere. — Mit einigen blanken Rubeln oder ein paar Papierscheinchen lauter gute Dinge ansehen und bestellen, — nun, und die Verkäufer, die haben auch höllischen Respekt vor meinen scharfen Augen, und müssen herzeigen, worauf ich mit dem Stock weise — und sollten sie sich selbst den Hals beim Hinundherklettern verrenken."

„Aber reinen Mund vor den Kindern!" warnte Marianne.

„Natürlich. Freue mich recht, die beiden morgen wiederzusehen. Sah die Cita ja lange nicht. Und sie sind beide so recht hübsch zum Ansehen, — nun, auch zum Sprechen gut, wirklich sehr gut. Schade, zu denken, daß so was bald weggeheiratet wird. Schade, schade."

„Ganz so pessimistisch urteile ich darüber nicht; ein solches Fortgehen ist nicht das schlimmste Fortgehen," sagte Marianne leise.

„Nun, ist auch vielleicht wahr. Wenn ich so denke: wie es mir erging. Verschlagen ins ärgste Gutsleben in entlegenster russischer Provinz — vom ersten Tage der Ehe an. Und hineingekommen mitten aus der feinsten, städtischen Erziehung — ja, alles, was wahr ist: mitten aus den feinsten Pensionaten und voll von allerlei Bildungsbedürfnissen. Und trotzdem — was meinen Sie wohl? — trotzdem habe ich doch diesen Menschen bis an seinen Tod angebetet, diesen prachtvollen Jungen, meinen Mann! Konnte er etwa mehr als Gutsarbeit, Trinken, Spielen — ? Nein, keine Spur! Und brutal war er auch, wenn er nicht gerade zärtlich war. Was that mir das alles? Tottreten hätte er mich dürfen! — — Nun ja, Leidenschaft ist blind und taub, das weiß man ja — und mitunter ist sie auch unglaublich dauerhaft dabei — das muß wahr sein. — — Die längste Zeit des Lebens ist man einfach verrückt."

Es klang fast cynisch. Marianne kannte diesen Ton. Aber auch das kannte sie: daß Wera Petrowna dasaß und durch ihr lebhaftes Erzählen von irgend etwas Marianne von der Unterhaltung enthob, weil sie merkte, wie wenig Marianne, ihrer lieben „Marinka", nach Unterhaltung zu Mute sei. Und was merkte sie nicht? Gewiß schon bei den ersten Begrüßungsworten hatten diese hellgrauen, fast ironisch blickenden Augen alles, was sie wollten, gesehen.

Wera Petrowna griff nach einem frisch angebrochenen Cigarettenkästchen und machte Feuer.

„Geschenk von meinem Neffen!" bemerkte sie kurz. „Und Sie rauchen noch immer nicht? — — Wird auch noch kommen, meine Einzige, wird auch noch kommen. Wissen Sie überhaupt: alle wahren Genüsse kommen im Alter — und so weit sind Sie eben noch immer nicht, Sie Ärmste. — Da hat man nämlich erst die Ruhe dazu — ich meine: so die inwendige Ruhe. Man hat kälteres Blut. Taxiert die Dinge anders. Nimmt nicht alles so wahnsinnig persönlich: woraus allein ja doch alle schrecklichen Schmerzen kommen. — Nun, ich will Ihnen übrigens alle diese spannenden Vorteile nicht vorweg erzählen, Sie erleben sie ja auch noch. — Es ist wirklich zu schön, sagte der Bauer, und da ließ er sich zur Ader, so lange, bis er starb —."

Sie lachte auf und rauchte wie ein Schornstein.

Marianne sah nach der Uhr.

„Jetzt muß ich zur Stunde," sagte sie bedauernd, „also auf morgen. Wie gut und ruhig sitzt es sich bei Ihnen, man ruht aus."

„Ja, mein Täubchen, wollten Sie nur noch bleiben — ich würde gern das Maul halten; übrigens, ich begleite Sie, wenn Sie erlauben. Fahre mit der Pferdebahn von der Ecke an in die Richtung der Schmiedebrücke. Ich habe, weiß Gott, hier nichts zu thun. — Für gestern abend bekam ich richtig noch ein überzähliges Theaterbillet zugesteckt. Ein Lotterleben führt die Alte, was?"

Sie erhob sich schwerfällig und streichelte Marianne liebkosend die Wange.

„Ein Leben, um dessen Frische und Elastizität der Jüngste Sie beneiden muß," versetzte Marianne, „wer von uns würde es ohne Trübsal an Ihrer Stelle wohl aushalten — bei diesem Mangel an dem Ihnen gewohnten Behagen und Überfluß?"

Wera Petrowna hatte ihre Haube von dem ganz dünnen grauen Haar heruntergenommen und band sich umständlich einen wattierten Kapottehut, mit Ohrenklappen für den Wind, auf dem Kopf fest.

„Behagen? Da hust' ich drauf!" antwortete sie derb, und es wetterleuchtete von Spott über ihre scharf geschnittenen Züge; „was schert mich denn das bißchen Behagen? Eiderdaunen und Tischporzellan, fette Braten und Dienerschaft rechts und links, bis man sich nicht mehr rührt noch regt, sondern irgendwo einschläft. Mit all dem Behagen haben wir uns da hinten auf dem Gut gestopft, wie Mastgänse. Das Behagen quoll uns direkt aus dem Hals heraus. Aber das Leben stand mir still — all mein Leben, bis auf das eine, verliebter Leute. Nun bin ich als Mastgans alt geworden, aber vom Leben will ich noch schnell was mitnehmen, soviel eben eine alte Gans noch begreift."

Sie ließ sich von Marianne in ihren Pelz helfen, versorgte sich reichlich mit Cigaretten und klapperte mit ihrem Stock auf den steinernen Flur hinaus.

Sie gingen nur ein kleines Stück gemeinsam, bis zu der Pferdebahn.

„Sehen Sie, da kommt sie schon!" sagte Wera Petrowna mit innigem Vergnügen und wies mit ihrem Stock auf den herannahenden Straßenbahnwagen: „Und nun geht es für bloße fünf Kopeken mitten hinein in die Wagen und Menschen, Schauläden und Ausstellungen — und sogar in die Unglücksfälle — meinetwegen, wenn das Genick doch schon gebrochen sein muß."

Marianne blieb lächelnd stehen, bis sie die Alte im Inneren des Wagens gut placiert sah, dann schritt sie schneller aus, zu ihrer Privatstunde.

Die Eindrücke des heutigen Nachmittags zu Hause traten dabei langsam in den Hintergrund, und die Notwendigkeit, alles zurückzudrängen, was sie nicht in ihren Beruf mitbringen durfte, erwies sich, wie so oft, heilsam befreiend für ihre Stimmung. Als sie vom Unterricht zu ihrer Schwester ging, hatte bereits wieder ihre Grundnatur, getrost und tapfer, den Sieg über die Traurigkeit gewonnen.

Es war schon halb neun Uhr. Sie kam bei Ottilie gerade noch zum Abendthee zurecht. Neben dem Tisch im Eßzimmer dampfte schon der silberne Samowar auf seinem Gestell, die Theegläser standen bereit und dazwischen flache Schüsseln mit eingekochten Früchten und mit winzigen belegten Brotschnittchen — jedes gerade ein Mundvoll groß, fast so zierlich wie Konfekt hergerichtet.

„Aber seid ihr etwa nicht allein, heute?" fragte Marianne beunruhigt, als sie diese kunstvollen Zuthaten zum Abendthee wahrnahm und die hübschen gestickten Tellerservietten — Ottiliens eigne mühsame Handarbeit.

„So gut wie allein," versetzte ihr Schwager, der sie empfangen und hereingeführt hatte, „Ottilie sitzt nur noch drinnen mit einem Fräulein — eine ausländische Konzertsängerin, glaube ich —. Jedenfalls schwärmt Tilie für das Fräulein Clarissa."

Er machte bei seinen Worten ein gutmütiges, behagliches Gesicht. Ihm gefiel, wenn schon nicht die Konzertsängerin, so doch der um ihretwillen so schön bestellte Theetisch, sehr gut.

Über die Schüssel mit den zierlichen Brotscheibchen gebeugt, steckte er eins davon, mit geräuchertem zartrotem Lachs belegt, in den Mund. Gerade wollte er Marianne auffordern, sich der gleichen Beschäftigung hinzugeben, als seine Frau mit dem fremden Fräulein bereits eintrat.

Nun wurde nach den Kindern gerufen; man nahm geräuschvoll Platz und tauschte die üblichen Redensarten. Inotschka, die dreizehnjährige Tochter, erschien schüchtern an der Thür; sie machte vor der Fremden ihren eingelernten Knix mit einer Befangen-

heit, die sie linkisch aussehen ließ und ganz die schlanke Grazie ihrer feinen Bewegungen verwischte.

Rot bis an den lichtbraunen Haarschopf über ihrer Stirn, setzte sie sich in ängstlicher Haltung neben ihre Mutter, deren Stirnrunzeln sie schon bemerkt hatte. Aber dabei flog ihr Blick mit einem Aufleuchten zu Marianne hinüber, die in all der Verlegenheit von ihr nicht einmal begrüßt worden war. Dafür grüßten ihre Augen sie nun fortwährend und brachten dabei ihr Theeglas in Gefahr, von den unachtsamen schmalen rötlichen Händen umgestoßen zu werden.

Nikolai, der älteste Sohn, ein großer Junge in der kleidsamen Gymnasiastenuniform, saß neben Marianne, mit der er sich ebenfalls besonders gut stand. An seinen freien Montagnachmittagen war er ihr Schüler, da trieben sie auf Wunsch des Vaters englische und französische Konversationsstudien, und bei solchen Gelegenheiten hatte er Marianne mit vielen grammatikalischen Fehlern mehr von seinen vierzehnjährigen Wünschen und Nöten anvertraut, als je seinen eignen Eltern auf gut russisch. Heute klagte er Marianne heimlich, mit ausdrucksvollen Andeutungen, sein Leid über diesen unerwarteten Damenbesuch; er wollte zu bestimmter Stunde einen Kameraden treffen, und nun konnte „die Geschichte schrecklich lange dauern, hier bei Tisch“.

Seine beiden kleinen Brüder schauten hinter ihren breiten Milchtassen nur ganz verstohlen auf den fremden Gast in dem für einen simplen Familienthee etwas zu prächtig geratenen Gesellschaftsanzug. Sie waren beide beängstigend artig — so artig, wie, nach Mariannens in diesem Punkt ziemlich trüben Lebenserfahrungen, lebhafte Kinder nur dann sind, wenn sich bald darauf etwas Fürchterliches ereignet.

Aber diese Kleinen hier regierte auch bei Tisch der wachsame Blick ihrer Mutter mit unmerklicher Strenge. Der Jüngste, Mariannens Liebling, schlief schon.

Ottilie verstand es musterhaft, in sich stets gleich bleibender Liebenswürdigkeit für die Unterhaltung sowohl wie für das Betragen der Kinder zu sorgen. Und während sie ihrem Mann emsig seinen Thee auf seine ganz specielle Weise mit Fruchtgelée anrührte, blieb sie doch ganz Ohr und fiel bei jeder heiteren Äußerung ihres Gastes mit einem kleinen hellen, klingenden Lachen ein.

‚Sie ist einfach darin bewunderungswürdig!‘ dachte Marianne aufrichtig, die inzwischen ganz still geworden war. Sie hatte genug damit zu thun, gegen ihre Abspannung anzukämpfen, von der sie an solchen Tagen, beim ersten Nachlassen von Pflicht oder Freude, überfallen werden konnte.

Hin und wieder verschwammen ihr die Worte der anderen in ein eintöniges Gesumm. Sie wußte sich sogar ganz gut im stande — zu ihrer eignen Beschämung —, auf diesem bequemen Stuhl mitten unter ihnen allen recht tief und süß einzunicken, um dann frisch und heiter zu einer gegebenen Zeit zu erwachen, von neuem aller ihrer Kräfte Meister —.

Erschrocken bemühte sie sich, besser zuzuhören. Fräulein Clarissa schwärmte soeben von Österreich.

„Das ist ganz Wasser auf die Mühle meiner Frau!“ sagte der Schwager. „— Die ist ganz versessen drauf, und nun gar Wien! — Hier ist nur das Diesseits, dort das schönere Jenseits: so etwa denkt sie es sich. Und die Praterfahrten, und die feschen Offiziere — nicht wahr, Tilie?“

Er sprach mit gutmütigem Spott, Stockrusse, wie er durch und durch war, kaum je über die Landesgrenze gekommen, und vielleicht zu seiner eignen Verwunderung mit einer halben Nichtrussin verheiratet. Sein naiver Chauvinismus kam seiner Karriere als höherer Beamter sehr zu statten, war indessen intensiv ehrlich gemeint.

Ottilie erwiderte gar nichts. Doch alle Züge ihres Gesichtes hatten sich während seiner Worte verändert, strafften sich plötzlich — es sah aus, wie wenn sie sich auf Eis lege. Die Theekanne zitterte leicht in ihrer Hand.

Nur Marianne bemerkte es. Ganz erstaunt sah sie die Schwester an. Ach so — der fesche Offizier?! — Nein, das konnte es doch wohl nicht sein? Ein österreichisch-ungarischer schmucker Husar, Leichtfuß und nichtssagend, hatte einst Ottilie einen Heiratsantrag gemacht — in gänzlicher Verkennung der materiellen Verhältnisse. Eine belanglose Schwärmerei Ottiliens. Wie belanglos, das empfand Marianne damals doppelt deutlich gegenüber ihrem eignen Bündnis, das sie kurz zuvor eingegangen war.

Sie erinnerte sich noch ganz wohl, wie heftig der zigeunerische Teint und die Husarentracht die Schwester bestachen. Und um wie viel älter sie selbst sich urplötzlich daneben vorkam. Um so viel älter wie erglühende inbrünstige Jugend neben den Gefühlswallungen der Backfischentwickelung.

Ottiliens Mann hatte die Bedeutung dieses ominösen Husaren offenbar rein vergessen. Ottilie jedoch, hinter ihrer ruhigen, liebenswürdigen Verschlossenheit, hatte sie sonderbarerweise ganz und gar nicht vergessen. Der Schwager schien nicht allzuviel Ahnung zu haben von den geheimen „Tiefen" in seiner Frau.

Nikolai rückte immer unruhvoller auf seinem Stuhl herum und schielte nach der großen Wanduhr gegenüber. Er wagte aber nicht, aufzustehen. Der Blick seiner Mutter, der jetzt um eine Nuance schärfer und gereizter schien als vorher, mahnte ihn wiederholt daran, daß auch er einen, wenn auch nur bescheidenen Beitrag zur Unterhaltung zu liefern habe, weil es sich für seine Jahre schicke, die Umgangsformen zu üben.

Nikolai zermarterte sein Gehirn. Ihm kam eine entsetzliche Menge von Gedanken und Vorstellungen, aber sie waren alle so merkwürdig unpassend.

Schon war er nahe daran, bei Tante Marianne einen kleinen Gedanken zu borgen. Da fiel ihm gerade noch etwas ein, und er sagte ganz verzweifelt — viel zu laut mitten herein ins Gespräch der übrigen: „In unserer Schule ist ein Junge für immer abhanden gekommen."

„Wie denn: abhanden gekommen?" fragte Marianne befremdet.

„Ja so, ganz abhanden. Er war dort Pensionär, lief fort, hinterließ einen Zettel, daß er sich töten will. Niemand weiß, wo und was. Seine Eltern leben in Südrußland. Man hat ihn noch nicht aufgefunden."

Ein kleiner Alarm entstand am Theetisch. Nikolai war ganz stolz. Alle redeten durcheinander.

„Mein Himmel, daß du das auch nicht gleich erzählt hast!" rief sein Vater.

Nikolai nahm sich das bereits heimlich für das nächste Mal vor, wenn ein Junge wieder abhanden kommen sollte. Er hatte gefürchtet, es sei ein zu bescheidener Beitrag, im Hinblick auf einen Gast.

Ottilie seufzte. Sie sah streng und bitter aus.

„Das sind Zustände!" bemerkte sie empört. „— Ja wenn schon die Kinder so anfangen! Dann ist es freilich nicht zu verwundern, wenn sie sich ohne alle Zucht und Sitte erst recht töten, nachdem man sie glücklich bis zum Erwachsensein durchgebracht hat. Welch ein Kind muß das gewesen sein, das so etwas Schändliches thut."

‚Und welch eine Behandlung, die so etwas ermöglicht!' setzte Marianne im stillen hinzu. Sie erschauerte. Konnte man sich wohl je tief genügend in eine Kinderseele hineindenken, die zu solchen Entschlüssen gelangt ist? Vielleicht bezwungen vom Heimweh — von irgend einer unverstandenen Angst — Angst vor dem ganzen Leben selbst vielleicht — wer weiß es denn?

Und ihr wurde das Herz ganz weit und groß, als müßte es sich über eine Welt ausdehnen und alle Kinder darin umfassen — mit solcher Wärme und Inbrunst umfassen, daß keins davon ausgeschlossen blieb.

Ganz verträumt und zerstreut stellte sie es sich vor, wie das wäre, wenn sie jetzt hingehen könnte und suchen und finden, und wie das ratlose Kind, anstatt in irgend eine letzte Dunkelheit, sich hinein versangen würde in helfende, starke, mutterzärtliche Hände —.

Endlich erhob man sich.

Nikolai entfloh. Die kleinen Brüder machten ihre Runde mit einem schläfrigen, etwas schwankenden Kratzfuß und wünschten gute Nacht. Im Nebenzimmer wurde der schöne Flügel geöffnet, und Fräulein Clarissa setzte sich davor, um eine Arie aus Figaros Hochzeit vorzutragen.

Marianne griff der Gesang an. Die Stimme, ein prachtvoller Alt, erwies sich als zu groß für das nicht sehr geräumige Zimmer. Ottilie ließ sich augenscheinlich davon nicht weiter anfechten, übrigens war sie auch nicht sonderlich musikalisch.

Der Schwager setzte sich zu Marianne. Er schob ihr ein bequemes Kissen in das Sofa, dessen Polsterlehne im Rücken unbequem einfiel, und warf seine Cigarette fort. Etwas so Sorgliches besaß er.

„Findest du nicht: Tilie sieht schön und vorteilhaft aus, sogar neben der viel Jüngeren — ihr seid eine dauerhafte Rasse, ihr



Vor dem Sturm. Nach dem Gemälde von Eugen von Renazzi.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

beide!" bemerkte er, mit einem freudigen Blick auf seine Frau, die am Flügel stand.

„Ja. Ich bewunderte sie heute wiederholt," gestand Marianne.

Er nickte eifrig.

„Einfach famos!" Und er versank in Gedanken über die Vorzüge seiner Frau, die er aufrichtig liebte.

Inotschka hatte sich hinter das Sofa geschlichen und verschränkte, sich dagegen lehnend, ihre Arme auf der Rückenwand desselben, so daß sie Mariannes Haar berührten.

Marianne gab leise nach und legte den Kopf zurück, an die mageren zärtlichen Mädchenarme, von denen sie wußte, wie viel lieber sie sie herzhaft umhalsen wollten.

Immer hatte sie an sich gehalten, wenn sie spürte, wie Inotschkas Vertrauen ihr entgegenflog, denn sie durfte sie nicht wissentlich der Mutter entfremden.

Dadurch wurde der Wortaustausch wunderlich einsilbig und karg zwischen ihnen. Doch beredter als Worte schlich sich ergänzend eine feine leise Zärtlichkeit in ihren Verkehr, kaum wahrnehmbar anderen, kaum merklich ihnen selbst —.

Marianne dachte: ‚— Wenn Inotschka erst älter und reifer ist, dann wird sie mir auch mehr zugehören dürfen. Über diese paar Jahre muß sie hinweg, wie so viele —.‘

Und sie dachte dankbar daran, daß nicht viele in diesem Alter so ganz eins im Sinn und Sein mit der eignen Mutter sind, wie Cita und Sophie es mit ihr gewesen.

Darüber fiel ihr der heutige Nachmittag wieder ein —.

Aber sie wollte nicht wieder zaghaft werden: diese Zeit der innigsten Zueinandergehörigkeit konnte nicht vorbei sein. Wußte doch sie am allerbesten, wie viel, wie unendlich viel sie ihren Kindern noch gar nicht gegeben, noch gar nicht mit ihnen geteilt hatte, weil sie auch jetzt noch zu jung und unerfahren waren, um alles zu empfangen. Voll Freude und Ungeduld ersehnte sie die Zukunft, wo ihnen einmal alles, ihr ganzer tiefster Lebensgewinn, zu eigen werden durfte. Wo sie einander ganz verstanden und durchdrangen, wie drei Freunde — um miteinander eine unzertrennliche seelische Einheit zu bilden. Dann erst würden alle ihre Schmerzen und Erfahrungen, alle ihre Kämpfe und Siege kostbare Ernte tragen — eine Ernte auf den Feldern ihrer Kinder —.

Marianne bekam Heimweh nach ihren beiden Mädchen, es trieb sie aus dem heißen Zimmer nach Haus.

Als sie endlich mit gutem Anstand fortgehen konnte, war es über dem Singen elf Uhr geworden.

Die Begleitung des Schwagers wies Marianne ab. Sie schlich sich nur noch für einen Augenblick in die große Schlafstube, um das jüngste Bübchen in seinem Gitterbett schlummern zu sehen, was sie zu thun nie unterließ.

Dann gab Inotschka ihr das Geleit bis auf die Treppe hinaus.

„Wann kommst du denn wieder zu uns, Tante Marianne?" fragte sie ganz zum Schluß und lehnte sich über das Treppengeländer.

„Sehr bald, mein liebes Kind — ich komme ja schon übermorgen wieder, zu Nikolais Konversationsstunde," antwortete Marianne.

Inotschka schwieg eine Weile, aber als Marianne schon hinunterging, bemerkte sie zögernd: „Weißt du — ich sticke Pantoffeln für Mama zu Weihnachten."

„So? Bist du noch nicht mit den Weihnachtsarbeiten fertig?" fragte Marianne.

„Nein, nicht ganz. Da dachte ich — mit dem Pantoffel könnte ich mich gut in unsere Lernstube setzen, während du bei Nikolai bist —. Meinst du nicht auch?"

Marianne sah zu ihr hinauf.

„Gewiß, wenn Mama nichts dagegen hat? Aber du mußt sie lieber erst fragen."

Inotschka nickte schweigend.

„Gute Nacht, meine kleine Ina!" rief Marianne ihr noch zu, während sie schon die letzte Treppe hinabstieg.

Indessen Inotschka antwortete noch nicht sogleich: sie bückte sich nur tiefer über die Brüstung, und erst als sie nicht mehr wissen konnte, ob ihre Worte von unten her noch vernehmbar wären, rief sie zaghaft, mit gedämpfter Stimme, und ganz hastig hinunter: „Gute Nacht! Gute Nacht! Ich muß dir doch noch schnell sagen, daß ich dich ganz schrecklich lieb habe und daß du mich fortnehmen sollst zu dir und daß ich immer bei dir sein will und nirgends sonst. Und daß du mich nicht so stehen lassen sollst — nicht so allein —."

Sie brach ab. Schon während der ersten Worte schloß der Portier unten geräuschvoll die Hausthür auf, die dann mit einem mächtigen Knall zuklappte.

Im Treppenhause wurde es plötzlich so beängstigend still.

„Sie hat nichts gehört — gar nichts hat sie gehört. Das ist mal gut. Unsinn — wozu auch!" sagte Inotschka wesentlich lauter als vorhin.

Aber, obwohl sie es gut fand, daß Marianne nichts mehr vernommen hatte, verfinsterte sich ihr schmales Gesichtchen mit dem weichen Munde. Sie drückte die Zähne auf die Lippen, und mit blinzelnden Augen, um nicht loszuweinen, rieb sie sich am Geländer herum, bis die Stimme der Mutter von drinnen in erstauntem Ton nach ihr rief.

III.

Seit zehn Uhr waren die jungen Mädchen von ihrer Schlittenfahrt im Sternschein zurück.

Cita saß schon eine Weile auf dem Rande ihres weißlackierten Eisenbettes und zog sich bedächtig die Strümpfe von den hübschen Füßen.

Sophie ging noch unausgekleidet herum; sie machte sich bei ihren Büchern zu schaffen, die sie auf ihrem Tisch am Fenster aufzustapeln pflegte, und etliche von ihnen trug sie in das Wohnzimmer, auf den Schreibtisch der Mutter, hinüber.

Dabei sprach sie kein Wort. Sie war schon den ganzen Abend heute gegen ihre Gewohnheit still gewesen und behielt auch jetzt die Mine einer düster Versonnenen.

Cita legte gähnend ihre Strümpfe auf den Stuhl am Bett.

„Schlittenfahren ist ganz schön," entschied sie, „aber dies gesellige Vergnügtsein von Männlein und Weiblein, die nichts Besseres zu thun wissen, — wie bin ich froh, daß ich mich davon gründlich entwöhnt habe! Kindisch ist es einfach. Es gibt doch wahrhaftig ernstere Aufgaben in der Welt."

„Meinetwegen kann es auch aufhören," versetzte Sophie apathisch, mit einer bekümmerten kleinen Stimme, „und auch das Schlittenfahren, und überhaupt alles."

Sie kam eben wieder aus dem Wohnzimmer zurück. Cita fragte gar nicht, was sie dort eigentlich trieb; sie wußte gar nicht, daß sie soeben ihre Studienbücher und Lieblingswerke auf Mas Schreibtisch aufschichtete, wie man sündhafte Kostbarkeiten auf einen Scheiterhaufen trägt.

Sie wollte so gern Ma ihre rückhaltlose Ergebenheit beweisen nach der heutigen Kränkung. So gern ihr zeigen: ‚Siehst du, ich entsage allem, was mich von hier fort zu locken anfing! Schließe es für immer vor mir zu.'

Aber Cita brauchte es einstweilen noch nicht zu wissen. Denn Sophie fürchtete sich entsetzlich davor, ihr eignes Thun klar und endgültig aussprechen zu hören.

Sonst hätte sie es noch am liebsten heute abend Hugo Lanz anvertraut. Ja, dem am ehesten! Sie meinte: wenn er zum Beispiel, davon erschüttert, nun auch seinerseits alle ehrgeizigen Pläne fahren ließ, dann hätten sie gemeinsam trauern, sich gemeinsam trösten und ermannen können.

Er würde dann kein Dichter werden, sondern ein Kaufmann, und sie kein Arzt, sondern — sondern vielleicht irgend wann einmal die Frau eines Arztes, Dichters oder Kaufmanns in der Welt.

„Geh' doch endlich schlafen!" rief Cita in ihre schwermütigen Betrachtungen hinein. Sie selbst lag bereits im Bett, gerade auf dem Rücken ausgestreckt, die Arme über dem Kopf verschränkt.

Sophie setzte sich zu ihr auf die Bettkante.

„Glaubst du, daß es glückliche Ehen gibt?" fragte sie langsam und ernst.

Cita gähnte gleichmütig.

„Ja," versetzte sie nach kurzer Überlegung, „aber entschieden nur unter den Frauen, die sich unserer Frauenbewegung anschließen. Das ist sonnenklar: denn die setzen sich in den Stand, sich selbst zu versorgen, den Mann nicht zu brauchen. Also kann es die schlimmste Eheschließung überhaupt nicht mehr geben: nämlich die wegen Geld und ohne Liebe. Dafür sind andere, schönere nun erst möglich, —"

„Zum Beispiel sogar ohne Geld und mit Liebe!" fiel Sophie hoffnungsvoll ein. Wie schön war das eigentlich! Aber davon schloß sie sich auch aus, wenn sie nicht Arzt wurde, — kein selbständiger, erwerbender Berufsmensch.

Cita sagte plötzlich leise: „An die ganze Heiraterei mag ich aber einstweilen weniger als je denken. — — Weißt du, es hat

etwas so Schreckliches: man ist keines Menschen sicher, — jedem kann noch einfallen, das Verrückte zu thun, und zu heiraten. — — Stell' dir zum Beispiel vor, daß unsere Ma — —"

Sophie stellte es sich nicht vor. Sie schüttelte den Kopf und lachte.

„Schäm' dich," sagte sie kurz.

Cita richtete sich im Bett auf. Ihre dunklen Augen hefteten sich erregt und finster auf die Schwester.

„Nein, nein, glaube mir! Ich behaupte nur, daß so etwas möglich ist, — nichts weiter. Aber möglich ist es. Es ist möglich, es ist möglich."

Der Ton, in dem sie es wiederholte, wurde immer härter und kälter. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Und wer könnte auch was dagegen thun, dagegen sagen? Schließlich ist es doch das Recht eines jeden Menschen — —. Auch Mas Recht also, — — jawohl, unserer Ma auch, die bis jetzt so ganz ausschließlich uns gehörte, — ganz allein unsere Ma war, an die niemand sonst den geringsten Anspruch machen darf. Niemand, niemand —"

„Nein, niemand!" bestätigte Sophie gedehnt. „Niemand außer uns —"

„Es ist aber ihr gutes Recht! Vergiß nicht: ihr gutes Recht!" fiel Cita nachdrücklich ein. „Von uns ist es ganz unberechtigt, so zu sprechen. Ja, vollständig. Mama kann jeden Tag heiraten, wenn sie will, — und überhaupt thun und lassen, was sie will —"

Sie brach ab. Ihre Stimme vibrierte von verhaltener Erregung.

Sophie stand auf und küßte die Schwester flüchtig auf die Stirn.

„Gute Nacht. Schlaf lieber. Du bist einfach verrückt geworden. Ich glaube, du träumst schon!" erklärte sie. „Ebensogut könnte ich mir vorstellen, daß Ma überhaupt gar kein Mensch, sondern ein Walfisch ist."

Mit diesem Bescheid kehrte sie ins Wohnzimmer zurück und setzte sich an den Schreibtisch vor die aufgeopferten Bücher. Oben drauf hatte sie das Mikroskop gestellt, das sie erst vorigen Weihnachten zum Geschenk erhalten. Nun war es eine ganze Pyramide von Sachen.

Eigentlich wollte sie Ma hier erwarten. Es sollte keine Nacht darüber hingehen und sie wankend machen und sie auf andere Gedanken bringen —.

Seltsamerweise fiel ihr wieder Hugo Lanz ein. Ja, wer weiß: indem sie dem erwählten Beruf entsagte, entsagte sie vielleicht sogar einer jener allein glücklichen Eheschließungen, die Cita noch gelten ließ. — — Denn Hugo Lanz besaß kein Geld — —.

Also war es wirklich ein Totalverzicht. Ein Opfer der Kindesliebe, wie es nicht bald ein zweites gab.

Sophie saß beim Schreibtisch mit gefalteten Händen und den gemischten Gefühlen einer über ihre eigne Größe fast bis zur Verlegenheit erstaunten Märtyrerin.

Cita hatte inzwischen ihren Rat befolgt und war in gesunder Müdigkeit nach der langen Fahrt durch die Winterkälte fest eingeschlafen. Aber sie lag da mit finster zusammengerückten Augenbrauen und einem bösen Mund.

Die zurückgedrängte Bitterkeit in ihrem Herzen hatte noch ihre Schrift auf ihr Gesicht geschrieben. Ihr letzter klarer Gedanke war das Gelübde gewesen, mehr als je ganz allein auf sich selbst stehen zu wollen.

Doch als sie in das Land der Träume hinüberglitt, senkte sich dichter und dichter um sie eine große Finsternis. Sie schaute vergebens nach den Dingen aus, die ihr vertraut gewesen, nach den Stätten, an denen sie sich heimisch fühlte. Eine schwarze Wand wehrte ihr Durchgang und Ausblick.

Und da überfiel sie Angst, wie sie nur als kleines Kind Angst gekannt hatte.

Beide Hände legte sie vor die Augen, um wenigstens das Dunkel nicht zu sehen. Doch was sie nicht sah, das fühlte sie: wie alle Gegenstände und alle Fernen über sie her kamen, wie sie sich zusammenrotteten und ballten, um sie zu ersticken —

Da entrang sich ihr im dumpfen Entsetzen Mas Name. Mit leiser, furchtsamer Stimme rief sie nach Ma. War denn nicht auch Ma irgendwo unter all dem da draußen, was sie umdrohte und gefährdete? Dann würde sie alles entwirren, alles Böse abhalten —.

Aber Ma war nicht da.

Und plötzlich wußte sie: daß Ma nicht mehr da war, — das allein, nur das, war die Finsternis ringsum — —.

— — — — — — — — —

Gegen Mitternacht fuhr ein Schlitten vor.

Marianne stieg die Treppe hinauf und öffnete so geräuschlos wie möglich die Thür zur Wohnung.

Alles blieb still. Also schliefen die Kinder bereits. So ging sie leise hinüber in ihr hofwärts gelegenes Schlafzimmer neben Sophies und Citas Stübchen.

Hier hatten zärtliche Hände schon für alles gesorgt. Die Lampe angezündet, die warmen Vorhänge vor dem Fenster zugezogen, jedes Ding bequem bereit gestellt, von der Wasserkaraffe auf dem niedrigen Tischchen bis zu den tiefroten, kleinen Tuchpantoffeln vor dem aufgeschlagenen weißen Bett.

Neben der Karaffe stand am Bett ein schmales Kelchglas mit einer Handvoll italienischer Anemonen darin, — blaßrote, violette, gelbe —, — ein wenig angewelkt noch von dem Weg hierher.

Die Blumen mußten die Mädchen heute abend bei den Bekannten geschenkt bekommen haben. Und sie wußten, warum die Mutter diese Erinnerungen an Italien und seine Sonne so leidenschaftlich liebte —.

Marianne hob die angewelkten Stengel behutsam einzeln aus dem Wasser und beschnitt sie unten etwas, damit sie besser saugen möchten. Dann ordnete sie sie neu, mit Bewegungen, die sie fast liebkosten.

Die feine kleine Freude machte sie warm und wach. Ach, daß die beiden schon schliefen, die Langschläfer! Jetzt hätte sie sich gern noch auf einen Augenblick an ihre Betten gesetzt und sie geherzt.

Ihr war so kindfroh und bewegt zu Mut.

Als sie das Licht entzündet hatte und die Lampe herausstellen und auslöschen wollte, bemerkte sie einen hellen Schein in der Thürritze des Wohnzimmers.

Hatten sie die grüne Studierlampe brennen lassen? Blieb doch noch eine von ihnen wach?

Sie glitt in die Tuchpantöffelchen und ging leise über den Gang zurück. Die Thür war nur angelehnt, sie stieß sie auf, um einzutreten.

Aber jählings hielt sie inne. Sie sah Sophie am Schreibtisch sitzen, die Arme auf den Büchern verschränkt, den Kopf mit den halb offen niederhängenden Flechten darauf, — fest schlummernd.

Sie sah die Bücher, das Mikroskop, — und das Gesicht sah sie, das ihr im Profil zugekehrt lag, hell bestrahlt vom Schein der Lampe.

Es war naß von Thränen. Die Mundwinkel wie im Weinen herabgezogen, die Augenbrauen so rührend im Ausdruck, so hilflos —. Ein so bekümmertes, schmerzliches, — ein fast gramvolles kleines Gesicht!

Ja, hier mußte Sophie auf die Mutter gewartet haben, aus irgend einem Grunde. Gewartet mitsamt allen ihren Büchern, die sie hier aufeinander getragen. Vielleicht um etwas zu erbitten? Vielleicht um zu sagen: ‚Sieh doch, wie lieb mir das alles geworden ist, wie gern ich frei sein möchte und mich dem widmen!‘

Vielleicht auch, um etwas abzubitten. Um zu sagen: ‚Nimm es alles fort von mir, ich gebe es dir zurück, denn es weckt in mir die Sehnsucht, von dir hinwegzugehen.‘

Und nun war sie unter Thränen hier eingeschlafen, wie ein müdes Kind, und nur dies traurige, kleine Gesicht erzählte der Mutter von ihren Nöten —.

Marianne stand noch in der halboffenen Thür, den Kopf gegen den Thürrahmen zurückgelehnt. Ihre Hände hingen schlaff an ihr herunter.

Was half es, daß sie fortgewesen war, daß sie getroster und freudiger heimgekehrt. Zu Hause trat es ihr wieder entgegen, das Gefürchtete, — wie ein Gespenst.

Und mit diesem Gespenst trat die liebste Gestalt ihr entgegen, sie, von der sie es nicht ertrug.

Konnte die Mutter denn gewähren, was ihr Liebling von ihr heischte? Konnte sie denn wirklich auch die letzte fortlassen? Ganz, ganz allein nachbleiben? Mußte das sein?

„Nein! Nein!“ schrie es in ihr.

Und mit Blitzesklarheit nahm die Erkenntnis ihr Herz ein: ‚wenn du sie jetzt — jetzt gleich sie wecktest, wenn du vor dein Kind hintreten würdest wie vor eine Ertappte, die du heimlich belauscht, — wenn du ihre kleine schmiegsame Mädchenseele jetzt in die Hand nehmen und nach deinem stärkeren Willen prägen würdest: ja, dann wäre es vielleicht möglich, deinem Einfluß in ihr Gewalt zu verleihen. Nimm den Augenblick wahr, wo sie, sich selbst verratend, daliegt, als sei sie dir ausgeliefert. Mache sie zu deinesgleichen, hauche ihr dein

Wesen und deine Wünsche ein. Sie ist ja dein. Sie vertraut dir grenzenlos, und ihr höchster Maßstab bist du. Nutze deine Macht über dein Kind —.'

Aber noch während Marianne deutlich ein jedes dieser Worte in ihrem Inneren vernahm, als raune irgend wer sie unablässig ihr zu, machte sie eine übermenschliche Anstrengung, sich ebenso unvermerkt zu entfernen, wie sie hergekommen.

Nur jetzt keinen Laut! Nur jetzt leise, leise hinweg, ehe sie erwacht, ehe sie ahnt, wer hier gestanden und mehr, als sie sagen wollte, von ihr erfahren hat —.

Es gelang Marianne, die Thür wieder anzulehnen und ihr Schlafzimmer geräuschlos zu erreichen.

Mechanisch begann sie, sich zu entkleiden.

Da standen noch die Anemonen.

Marianne blickte mit heißen Augen auf sie.

Dann löschte sie die Kerze aus.

Unerwartet, dicht, ohne den kleinsten Lichtfleck von draußen, den die zugezogenen Vorhänge am Fenster aussperrten, umhüllte sie das Dunkel wie eine Gruft.

Sie stürzte vor dem Bett in die Kniee und verbarg ihren Kopf in den Kissen —.

— — — — — — — — —

Dieser Sonntag war kein Sonntag zum Ausschlafen. Sowohl Marianne als die Kinder erschienen am Morgen übernächtig und mit übermüdeten Augen.

Keines von ihnen dreien wußte indessen etwas vom eigentlichen Grunde der Traurigkeit in der Seele des anderen. Cita schwieg; ihr war wunderlich weich, als ob allerlei nächtliche Träume ihr nachgingen, aber auch ihre Befürchtungen waren noch in ihr und sie stimmten sie reizbar, obgleich sie sich's auszureden suchte.

Marianne bemühte sich, vor den Augen der Kinder wohlgemut zu erscheinen. Als Sophie hereinkam, sagte sie freundlich: „Ich sehe, du hast gestern meinen Schreibtisch für deine Beschäftigungen auserkoren. Das ist recht so, ich gebrauche ihn jetzt in der Weihnachtszeit ja nicht. Und Cita wird vielleicht etwas stark Anspruch an den deinigen machen."

Sophie errötete lebhaft, ohne zu antworten. Sie wußte nur noch dunkel, auf welche Weise sie gestern schließlich zu Bett gekommen war. Und es kam ihr im nüchternen Morgenlicht unmöglich vor, der Mutter die großen Eröffnungen zu machen. Jedenfalls lag es an der Nacht, daß diese Dinge ihr wesentlich leichter und natürlicher erschienen waren.

Das Dienstmädchen Stanjka, das sich zum Kirchgang rüstete, war die einzige, die sonntäglich und unbeschwert zwischen ihnen herumging. Sie trug ein neues, grellrot gemustertes Kattuntuch um den Hals und hatte ihr aschblondes Haar mit Kwas glänzend gemacht; der Sonntag gehörte ihr fast immer, und sie freute sich auf ihn während der ganzen Woche.

Alles Gute war augenscheinlich immer auf einen Sonntag gefallen: in den Kirchen, in den Häusern, in den Vergnügungslokalen und Theebuden feierte man nur ihn. Die Glocken, die mit mächtigen Klängen die Luft erfüllten und in die Stuben hineintönten, redeten ihrer frommen Naivetät ganz unterschiedslos von himmlischen wie irdischen Herrlichkeiten, von Kniebeugungen bei Orgelklang und Knabengesang, wie vom Tanz zur Balalaika.

Nach der Kirche brauchte sie um 12 Uhr nur noch den Frühstückstisch zu richten und den Samowar aufzustellen.

Kurz vorher erschien Wera Petrowna zur festgesetzten Stunde.

Sie hatte ein altmodisches und durch langen Gebrauch reichlich leuchtend gewordenes schwarzes Seidenkleid angezogen und trug auf dem Kopf eine komplizierte Haube mit lila Tolle, die sich im wattierten Kapottehut auf keine Weise unterbringen ließ und die sie daher stets in einem besonderen Beutel mit sich führte.

„Um ein Haar wäre ich nicht gekommen; ich sollte nämlich in das Dawydowkonzert heute vormittag," erklärte sie, als sie sich zu Tisch setzten. „Das Billett war noch nicht da, ich wartete darauf bis halb zwölf, es kam jedoch nicht. Es sollte nämlich nur dann kommen, wenn die Frau meines Neffen, die sich gestern abend schon unwohl fühlte, über Nacht krank würde. Sie ist aber nicht krank geworden."

Sophie mußte lachen.

„Dafür ist es freilich kein Ersatz, wenn wir Ihnen später etwas vorspielen und vorsingen wollen," meinte sie und legte Wera Petrowna von den kleinen Pasteten mit gehacktem Fleisch und Kohl vor.

„Nein, meine liebe, schöne, kleine Sophie. Auch muß ich später ohnehin fortgehen, denn ich habe noch andere Billette. Die habe ich mir eben geholt. Später drängen sich die Menschen so an der Kasse. Es ist weit besser, man ist versorgt."

„Wohin denn?" fragte Cita ohne Neugier. Sie kannte die Ausgehewut und Belustigungssucht der Alten.

„Diesmal nur zur behaarten Riesin und zum zweiköpfigen Kind," sagte Wera Petrowna gelassen und zuckerte sich ihren Thee süß ein.

„Sie sind doch immer kreuzfidel, — aber wirklich immer!" bemerkte Cita nachsichtig.

„Kreuzfidel? Nein, ihr junges Volk, das bin ich gar nicht. Ich muß mich nur beeilen, die Augen aufzureißen, ich habe viel nachzuholen. Wie lange dauert es, dann heißt es: Mund zu und Erde auf die Augen. — — Nun, hoffentlich dauert es noch ein Weilchen," ergänzte sie.

„Nachholen? Ja, — aber — die behaarte Riesin —?"

„Nun, wenn auch nur eine Riesin. Was meinen Sie denn, ob bei uns dahinten auf dem Gut auch nur so eine gewesen wäre?! Nein, keine Spur! Das wäre ja Sensation genug für lange hinaus gewesen. — — Natürlich gibt es auch noch was Besseres als das. Natürlich. Man muß aber zufrieden sein, wie es sich trifft; die besseren Treffer kommen auch noch."

Sie konnte es den jungen Mädchen gut anmerken, daß sie nicht mehr recht wußten, ob sie sich selbst ironisiere, oder ob sie von ihr zum Narren gemacht würden. Wera Petrowna gefiel das ausnehmend; sie betrachtete aus ihren klugen Augen die beiden Schwestern mit Wohlgefallen.

„Ja, ja, wenn ich auch noch so jung wäre. Herr du mein Gott!" sagte sie und schob den Teller zurück.

„Dann würden Sie sich ohne Zweifel noch weit besser und viel mehr amüsieren, nicht wahr?" äußerte Cita und zuckte bedauernd die Achseln. „Nun sehen Sie, daran liegt uns trotz aller Jugend gar nichts."

„Nein, meine lieben dummen Unschuldstäubchen, — ich würde ins Kloster gehen, ja, das würde ich!" behauptete die Alte, und ihr ganzes Gesicht lächelte fein und spitzbübisch aus allen seinen Fältchen. „Ja, davon habt ihr noch keinen Begriff," fuhr sie auf der Mädchen erstaunten Blicke fort und nickte ihnen zu, „so eine Jugend, die geht ins Zeug! Nun, wohl bekomm's! Prosit Mahlzeit also!"

Sie stand auf, noch ehe Marianne, die geduldig dasaß und wartete, das Zeichen dazu gegeben hatte.

Marianne wollte ja mit ihr noch allerhand Weihnachtsbesorgungen besprechen. Und so viel sah sie recht wohl mit ihren beiden guten Augen: daß ihre liebe Marinka auch heute ein bedrücktes Herz haben mochte. Aus irgend einem Grunde, gleichviel aus welchem. Jedenfalls schienen heute selbst die Kinder dagegen machtlos zu sein, deren Geplauder die Mutter sonst heiter zu stimmen pflegte.

Ihr schien es, daß Marianne sich nach Ruhe sehne, — vielleicht nach einem Alleinsein, das die jungen Mädchen gerade in all ihrer zärtlichen Sorge vereitelten.

Als alles erledigt war, was zu besprechen gewesen, zog sie ihre Staatshaube vom Kopf und bestand darauf, fortzugehen. Aber schon im Mantel und Kapottehut mit zugebundenen Ohrenwärmern, klapperte sie noch einmal an ihrem Stock in den „Spalt" hinein, wo die Schwestern soeben an Stanjkas Statt den Tisch abgeräumt hatten.

„Also auf Wiedersehen, meine zwei Täubchen," sagte sie, „— wie ist es nun? Ich bin eine alte Frau, die am Stock humpelt — in meiner Jugend würde man so eine nicht allein ins Menschengedränge gehen lassen, — aber die junge Welt von heute —"

Cita und Sophie sahen sich verdutzt an. Sie blieben vor ihr stehen und machten verlegene Gesichter.

„Ja, warten kann ich nicht!" entschied die Alte und schwenkte aufmunternd ihren Beutel, „— also, eins, zwei, drei: geht jemand mit mir ins Sonntagsvergnügen bei der behaarten Riesin und dem zweiköpfigen Kinde, — und wer?"

Im edlen Wetteifer, nicht der anderen die lästige Pflicht aufzubürden, riefen sie alle beide kleinlaut: „Ich!"

„Bravo! Bravo! Also alle beide!" lobte Wera Petrowna, und es zuckte dabei ganz wunderlich um ihre Mundwinkel, in Güte und Bosheit zugleich; „— nun freilich! junges Volk ist eben junges Volk, wie ernsthaft es auch thut, da sieht man wieder: es will sich amüsieren."

Marianne that es leid, als sie die beiden Mädchen betreten hinter der Alten fortgehen sah, indessen mochte sie ihr die so dringend provozierte Begleitung nicht mißgönnen. Ihr Kopf schmerzte heftig; sie hätte sich am liebsten mutterseelenallein in ein Zimmer mit verhängten Fenstern gelegt.

Aber eine innere Unruhe ließ es nicht zu. Mehr noch als nach Stille und Vergessen sehnte sie sich nach einem Beistand.

Langsam ging sie durch die Wohnstube. Bei den hohen Blattpflanzen, ihren gepflegten und geschonten Lieblingen, blieb sie einen Augenblick stehen. Sie las ein welkes Blatt ab und schaute nach den harten, knollenförmigen Knospen am Gummibaum.

So totenstill war es. Man war wie allein auf der Welt. Nichts von der hastigen Geschäftigkeit der Wochentage in der Wohnung.

Es wollte ihr vorkommen wie ein Atemanhalten um sie her. Alle Dinge wurden darin beredter, belauschbarer —.

Die Stille machte bange; sie war so selten allein.

Alle Dinge in dieser kleinen Wohnung liebte sie; ein jedes Stück darin hatte sie mit zärtlichem Bedacht gewählt, — nur was sie lieb haben konnte, das hatte sie allmählich zusammengetragen.

Sie hatte gewünscht, diese Räume sollten mehr als wohnlich wirken, — wie Arme, die sich weit und warm erschließen.

Aber sie wirkten nur so, weil geliebte Menschen sie erwärmten. Weil immer noch Sophie in ihnen ging und stand, lebte und lachte, — weil Sophie in ihnen die Mutter erwartete, wenn sie abends müde von der Tagespflicht heimkam.

Wenn alle diese Liebesfülle keine Bethätigung mehr fand, dann konnte auch keine Liebe mehr auf die Dinge überströmen. Sie blieben nicht länger beseelt, — sie entseelten sich, — — starben —.

Marianne fröstelte. Und plötzlich richtete sie sich entschlossen auf, schritt in den Vorflur hinaus und nahm ihren Mantel.

Sie wußte wohl, was sie thun mußte. Einen Beistand brauchte sie. Sie mußte, wie mit allem, so auch hiermit zu Tomasow. Mit ihm sich beraten, ihn hören. Daß er da war, das war eine Zuflucht.

Aber in all ihrem Verlangen danach fürchtete sie sich zugleich, und mit schwerer Hand machte sie sich fertig, zu ihm zu gehen. Sie wußte: zu den weichen Tröstern gehörte er nicht. Ihm eingestehen, was sie heute quälte, das hieß: sich entscheiden —.

Draußen ruhte eine frostige Winterdämmerung, obschon es noch früh am Tage war. Der Wind machte es bitterlich kalt. Marianne schritt schneller aus, ihr Atem stieg in dampfenden Wolken und gefror zu Tausenden von winzigen Eisperlen an ihrem Pelzkragen fest.

Die Sonntagsglocken läuteten und läuteten —. Stumpf und leblos wölbte der Schnee sich um alles ringsum, rundete jeden Umriß, verwischte jede scharfe Linie zu einer schläfrigen Formenmonotonie.

Bald hatte Marianne ihr Ziel erreicht. In einer ruhigen Straße, in einem Hause mit breitem Vorgarten bewohnte Tomasow das ganze Erdgeschoß.

Sie trat ein und ließ sich durch den Diener melden. Sie wußte, daß Tomasow ihren Besuch nicht gern unerwarteterweise empfing.

Er kam sofort selbst heraus, sichtlich beunruhigt durch ihr plötzliches Erscheinen. In Anwesenheit des Dieners begrüßte er sie, ohne eine Frage zu thun, und führte sie dann durch eine schöne Bibliothek in den Raum, worin er sich meistens aufhielt, und der halb einem Studierzimmer, halb einem raffinierten Herrenboudoir glich.

Marianne ließ sich auf einem Sessel nieder, der mit weißem Bärenfell bedeckt war.

„— Sophie will fort!" sagte sie unvermittelt, wie man mit geschlossenen Augen blind losschießt.

„Hat sie es Ihnen gestanden —?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Das nicht — —. Aber untereinander werden gewiß beide schon offen davon gesprochen haben. So direkt sagt sie es nicht. — — Aber jetzt weiß ich: erst neulich brachen beide ganz verlegen ein Gespräch ab, weil ich unvermutet eintrat. Und ich — ich meinte, es handle sich vielleicht nur um Weihnachten —. — — Haben die Mädchen vielleicht auch mit Ihnen — —?"

„Nein," entgegnete Tomasow.

Er war vor ihr stehen geblieben, gespannte Aufmerksamkeit im Gesicht, während sie rasch und mit trockenen Lippen sprach.

„Nun, das ist gut," fügte er jetzt hinzu.

„— Ist es gut —?!"

„Ja. Es mußte einmal zur Sprache kommen und zum Ausbruch, — es war hohe Zeit!" sagte er ruhig, „denn vorher ließ sich nichts machen, weil Sie es nicht zuließen, Marianne. Obschon Sie es vor sich selbst verheimlicht haben, nagte die Furcht davor doch schon unablässig leise an Ihren Nerven. Das mißfiel mir längst. Aber nun ist es gut, daß es durchgekämpft wird."

Marianne hob ihren Blick angstvoll auf zu ihm.

„— Ich kann aber Sophie nicht hergeben! — — Nein, nicht auch Sophie noch — —. Sie ist ja auch zart, sie bedarf meiner fortwährend. — — Gott sei Lob und Dank, daß sie meiner noch bedarf!"

Tomasow zog einen Stuhl heran.

„Nun lassen Sie einmal sehen, Marianne! Jetzt bitte ohne alle Hinterhalte. Wie ist es denn mit Sophie? Sie machen doch ihrer Freude am Studium die weitgehendsten Konzessionen. Sie veranlaßten mich noch selbst, ihrem Verlangen nach ganz bestimmten Fachbüchern nachzugeben —"

„Ja," sagte Marianne hastig, „so ist es ja auch. Weil doch ihr Interesse gerade hierfür alle übrigen Interessen so entschieden überwuchs. Und wenn ich nun bedenke, daß Sophie die höheren Kurse besucht, und daß sie Sie zum Berater hat und vorwärts lernt, so viel sie nur will, — ist es damit nicht genug? Muß sie durchaus auf den praktischen Arzt studieren, — muß sie von mir fortgehen —?"

Tomasow zuckte erstaunt die Achseln.

„Nein, selbstverständlich muß sie das keineswegs. Sie beruft sich dabei einfach auf ihr Reifezeugnis zum Universitätsbesuch und auf ihre Neigung, so zu handeln. Beides braucht ganz und gar nicht den Ausschlag zu geben. — Indessen: ob ich sie für genügend befähigt dafür halte, ob mir die Sache aussichtsvoll. erscheint, — auch das haben Sie doch schon nebenher von mir zu erfahren gesucht, Ma."

Marianne entgegnete heiser: „Ja, aber umsonst. — — — Verstehen Sie denn nicht, Tomasow: ich wollte wissen, wie Sie sich selbst insgeheim dazu stellen, — wie Sie selbst — eventuell — in meiner Lage handeln würden. Aber Sie antworteten stets nur auf ganz bestimmte praktische Fragen, eingehend- und gewissenhaft. Dabei erfuhr ich das mir Wesentliche nicht."

Tomasow erhob sich. Er antwortete zurückhaltend: „Nein, natürlich nicht. Denn abgesehen von den möglichen praktischen Überlegungen, gibt es da eben keine letzte, objektiv gültige Entscheidung. Was ich thäte, wenn ich Töchter hätte, kann ich nicht so abstrakt von vornherein feststellen; vielleicht — möglicherweise — wäre meine Erziehung der Ihrigen sogar entgegengesetzt von allem Anfang an. Vielleicht wäre sie weltlich, oder philiströs, oder gleichviel wie! Ganz genau aber kann ich feststellen, was Sie thun werden, — Ihrem ganzen Sein und Wesen nach, und das hätte ich Ihnen längst sagen können, wenn Sie es hätten hören wollen. Und offenbar, wenn ich nicht völlig irre, kamen Sie jetzt auch nur dazu hierher: nicht um meine Meinung zu erfahren, sondern um — nur, um eine letzte kleine Feigheit zu überwinden, die Sie bisher noch hinderte, sich selbst anzuhören."

Marianne sprang nervös auf.

„Wie reden Sie denn nur! Sie quälen mich!" murmelte sie gereizt, die Stimme voll Thränen.

Seine Augen richteten sich mit einem eindringlich forschenden Blick auf sie.

„Ich weiß, daß ich das thue!" sagte er ernst. „Und ich weiß auch, daß Ihre Nerven gerade heute um Schonung schreien. — Und nun hören Sie mich an, Marianne, und zwar ganz getrost, denn ich kann Ihnen wirklich helfen, wenn Sie nur wollen. Ich schlage vor: überlassen Sie die ganze Sache mir. Überlassen Sie es mir, Sophie von ihren hochfliegenden Wünschen zu kurieren. So gänzlich zu kurieren, daß sie nie wieder Lust nach dem ärztlichen Studium und Beruf verspürt. Wollen Sie?"

Marianne sah ihm ungläubig in die Augen.

„Wie sollte das wohl möglich sein? Womit könnten selbst Sie das erreichen?"

„Das ist meine Sache. Für das Gelingen stehe ich ein."

Ein seliger Hoffnungsschimmer überflog ihr Gesicht, aber so zaghaft noch, daß es ihn rührte.

„Aber — warum hätten Sie das dann nicht längst gethan?!"

„Warum? Nun offenbar darum, weil Sie ja für die Pläne und Interessen ihrer Kinder nicht nur Nachsicht zeigen, sondern geradezu — in ihrer unnachahmlichen Art,

Ma — dieselben heilig halten, ängstlich bemüht um die geistige Eigenart jedes einzelnen."

Marianne sah sehr unruhig aus.

„Ja, das ist doch aber auch das einzig Richtige? — Sie sprechen ja jetzt doch wohl nur davon, Sophie in wirklich bestehende und unausweichliche Schattenseiten Ihres Berufes rechtzeitig einzuweihen —?"

Tomasow schwieg einen Augenblick.

„Meine liebe Ma!" versetzte er dann. „Die Dinge sind nun einmal, als was sie uns erscheinen. Suggestion ist schließlich alles. Ich halte mich für sehr wohl im stande, stärkeren Wesen als einem Mädelchen wie Sophie, ihr Studium für alle Ewigkeit hinaus zu verekeln, unerträglich zu machen — und ebenso bürge ich dafür, daß ich ein viel zarteres kleines Menschenkind, als sie ist, mit etwas Kraftaufwand durch alle Schwierigkeiten und Fährlichkeiten derselben Sache mit Erfolg hindurchbringen würde."

Marianne machte eine hilflose Bewegung. Sie suchte nach Worten — lehnte sich innerlich auf gegen die Worte, die ihr kamen — und endlich entschlüpfte es ihr leidenschaftlich: „— Nein — o nicht! Sophie nichts anthun! Nichts Hemmendes, nichts Arges —. Nichts gegen ihr Wachstum, nichts gegen ihre Kraft und Freudigkeit —," sie unterbrach sich und hielt erschrocken inne.

„. . . nichts gegen ihren Wunsch, fortzugehen —?" ergänzte Tomasow.

„Also doch!" murmelte er, als sie darauf nichts antwortete.

Er nahm ihre Hand in die feine, küßte sie fast unwillkürlich und hielt sie fest, während er sich dicht über Marianne neigte: „Kind! Jetzt haben Sie sich richtig selbst in die Entscheidung hineingestoßen — jetzt besiegen Sie auch die Angst, die Sie haben, weiter zu sprechen. Sehen Sie nun ein, wie wenig es hilft, Ihnen helfen zu wollen? Sie laufen ja doch geradenwegs in das hinein, was Ihnen das Schwerste ist und Sie ängstigt. Und deshalb eben muß es entschieden sein! Dieser hingezogene Kampf ist ein Wahnsinn. Verwerfen Sie meinen Vorschlag von vorhin, so siegt Sophie. Soll sie das —? Soll sie gehen dürfen oder soll sie bei Ihnen bleiben —?"

„— Gehen!" sagte sie und brach in ein bitterliches Weinen aus. (Schluß folgt.)



Winzerlust.

Von

Frida Schanz.

Das ist im Reich der Reben
Ein Lachen jetzt und Leben!
Das küßt und kreischt und tollt! —
Der Herbst ist feuerblütig,
Der Herbst ist übermütig,
Der that, was er gewollt.

Hat nichts mehr zu behüten,
Hat nur noch zu vergüten,
Streut lachend seinen Sold, —
Hat nur noch zu verschlemmen,
Das Land zu überschwemmen
Mit Purpur und mit Gold. —





Aus dem Leben in China.

Die Fremdenkolonie von Peking.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

(Abdruck verboten.)

Wer heute auf dem gewöhnlichen Wege über Tientsin auf der neugebauten Eisenbahn nach Peking reist und diese Stadt oder vielmehr dieses zu Stein gewordene Tatarenlager nicht schon von früher her kennt, hat allen Grund, dort eine ähnliche Fremdenniederlassung zu erwarten, wie er sie in Hongkong und Shanghai, in Tsingtau, Tschifu und Tientsin gefunden hat. In all diesen Küstenstädten und auch in den sogenannten „Vertragshäfen“ im Inlande gibt es gewöhnlich am Meeresstrande oder an dem schönsten Teil der Flußufer hübsche breite Straßen, nach europäischer Art angelegt, mit anspruchsvollen mehrstöckigen Steingebäuden, großen Warenhäusern, Kaufläden und Geschäftsbureaus, dazu Parkanlagen, Lawntennisplätze und weite Flächen für Pferderennen; es gibt moderne Hotels und Klubs, auf der Wasserfläche vor diesen europäischen Stadtteilen schaukeln Segelboote und Yachten, in den wohlgepflegten, zur Nachtzeit hell erleuchteten Straßen herrscht lebhafter Verkehr, Damen in eleganten Toiletten fahren in modernen Equipagen auf und nieder, Herren galoppieren auf wohlgesattelten Pferden einher oder sitzen rauchend, trinkend auf den schattigen Veranden ihrer Häuser; zeitweilig versammelt sich die Gesellschaft auch nachmittags im Park, wo eine vortreffliche, uniformierte Stadtmusik konzertiert, und man könnte sich dort irgendwo, nur nicht in China denken, wenn nicht das gesamte dienende Personal aus Chinesen bestünde. Erst wenn man diese modernen Stadtteile verläßt und landeinwärts wandert, gelangt man plötzlich mitten nach China mit all seinen malerischen, fremdartigen Eigenheiten, aber auch mit seinem betäubenden Lärm und gräßlichen Schmutz.

Nach Kanton und Macao wurde Peking zuerst Europäern geöffnet. Freilich waren es nur vereinzelte Gesandte und katholische Missionare, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte dort zeitweilig Aufenthalt genommen haben, aber seit die Engländer und Franzosen in den sechziger Jahren ihre Flaggen auf die Mauern der alten Metropole gepflanzt haben, sind die Beziehungen Pekings mit dem Auslande immer lebhafter geworden; deshalb fährt man, wie gesagt, mit großen Erwartungen von Tientsin ab, zumal eine ganz moderne Eisenbahn dorthin führt. Die Waggons sind ähnlich eingerichtet wie jene des Abendlandes, nur wird der Europäer, um den nicht besonders angenehmen chinesischen Passagieren auszuweichen, gewöhnlich den Salonwagen des kaiserlichen Zolldirektors, Sir Robert Hart, besteigen, der jedem Zuge angehängt wird. Dieser Waggon ist eigentlich zur Aufnahme der kaiserlich chinesischen Post bestimmt, welche ebenfalls den genannten hochverdienten Beamten zum Schöpfer hat, aber der briefliche Verkehr der großen Kaiserstadt ist so beschränkt, daß ein Viertel des Waggons dafür hinreicht. — Nach vierstündiger rascher Fahrt sieht der Reisende die gewaltigen Mauern und Türme Pekings in der Ferne auftauchen, der Zug hält vor einem großen zweistöckigen Bahnhofsgebäude modernsten Stils, mit Wartesälen u. dergl., ganz wie bei uns, aber bei diesem Bahnhof ist die abendländische Kultur zu Ende, ohne daß der Reisende in Peking wäre. Das nächste Thor der Stadtmauer ist noch eine Stunde vom Bahnhof entfernt.

Man ruft dem Eseltreiber oder Karrenführer Han-ta-li zu, was soviel heißt wie Hotel Tallien, und fort geht's im Zottel-

trab durch den buchstäblich knietiefen Staub oder knietiefen Schlamm, je nach der Jahreszeit. An der Stadtmauer angelangt, windet, stößt und drückt sich der Reisende mühsam durch den langen, mit Maultier- und Kamelkarawanen, Karren, Reitern, Sänften, Fußgängern gefüllten Thortunnel, und befindet sich in der Chinesenstadt von Peking. Dort muß er sich eine halbe Stunde lang den Weg durch das Getümmel in den löcherigen, holperigen, beispiellos schmutzigen Straßen bahnen, um das Thor der Tatarenstadt zu erreichen, und hat er dieses passiert, so befindet er sich wohl in ruhigeren, aber gerade so unflätigen Straßen wie in der Chinesenstadt. Nirgends ist eine Spur europäischen Lebens zu erblicken, keine europäischen Schriftzeichen auf den Firmenschildern, kein Haus in abendländischem Stil, kein nach unserer Art gekleideter Mensch. Plötzlich hält der „Mafu" (Pferdeknecht) sein Tier vor einem bescheidenen Thore an. Man ist im Hotel de Peking, im Mittelpunkt der „Fremdenstadt" von Peking!

Dieses Hotel, von einem französischen Schweizer namens Tallieu geleitet, war bis 1898 das einzige, in welchem Fremde in Peking Unterkommen finden konnten. In diesem Jahre baute ein in derselben Straße wohnender deutscher Kaufmann, der einzige der ganzen Stadt, an seinen chinesischen Kaufladen einen Flügel mit einigen Wohnzimmern. Peking hatte jetzt also zwei „Hotels", in welchen die Gastwirtschaft indessen nur so nebenbei betrieben wird, denn die beiden Inhaber sind eigentlich Händler in allerhand europäischen Waren, von Stoffen, Nähnadeln und Bonbons bis zu Petroleumlampen, feinen Weinen, Möbeln und billigen Farbendruckbildern. In ihren Händen liegt der ganze fremde Handel von Peking, wenn man nicht einen findigen kleinen Japaner dazu rechnen will, der in derselben Straße ganz dieselben abendländischen Produkte, von Hüten bis zu Stiefeln, von Unterwäsche bis zu Paletots und Möbeln und Eisengerätschaften feilbietet, die aber durchwegs japanische Wettbewerbsmache sind.

Diese urchinesische Straße, die sich durch nichts von irgend einer anderen Straße der Tatarenstadt auszeichnet, ganz denselben Staub und Schmutz und Unrat, ganz dieselben fensterlosen grauen Mauern und geschlossenen Thore besitzt, ist die vielgenannte „Gesandtenstraße" in Peking, das „Fremdenviertel". Hier, halb erstickt von dem schwarzen unflätigen Staub, eingeschachtelt zwischen den schmutzigen Nachkommen der tatarischen Horden, welche das chinesische Reich erobert haben, verborgen in dem Labyrinth meilenlanger Straßen der ungeheuren Stadt, wohnen die Excellenzen und Geheimräte, welche als Vertreter der Großmächte der Erde an den Hof des „Kaisers von China", des „Sohnes des Himmels", nach Peking gesandt worden sind. Hier ist der Sitz des diplomatischen Korps, das sonst überall in der Welt an der Spitze der Gesellschaft steht, in Palästen der vornehmsten Stadtteile residiert!

Man darf eben nicht vergessen, daß die fremden Gesandten in der Hauptstadt des „Reiches der Mitte" auch heute noch von der Bevölkerung wie von der Mehrzahl der chinesischen Machthaber als Vertreter tributpflichtiger Reiche betrachtet werden.

Das änderte sich freilich einigermaßen schon nach dem Kriege Englands und Frankreichs mit China. Den Gesandten fremder Mächte wurde der freie Aufenthalt in Peking gestattet, aber noch 1873 begehrten die chinesischen Machthaber, daß die Excellenzen bei der kaiserlichen Audienz auf allen Vieren kriechend sich dem Kaiser nähern und mit der Stirn auf den Boden schlagen sollten! Erst als der amerikanische Gesandte mit Krieg drohte, stand man von diesem Verlangen ab. Unendliche Schwierigkeiten veranlaßten die schwachen Degen, welche die Gesandten in Uniform an der Seite tragen, die Augengläser der kurzsichtigen Excellenzen u. dergl. Seit einigen Jahren sind diese Schwierigkeiten behoben, ja die Gesandten wurden zu Neujahr regelmäßig vom Kaiser empfangen, aber dies auch nicht im eigentlichen Kaiserpalast, sondern in einer eignen Halle im Palasthofe!

Unter diesen unwürdigen Verhältnissen war es nicht zu verwundern, daß die Mitglieder des diplomatischen Korps bis heute noch von den chinesischen Machthabern nur gewissermaßen geduldet wurden. Der ganze Verkehr mit ihnen beschränkte sich auf die allernotwendigsten Dienstangelegenheiten, selten erschienen die bezopften Würdenträger bei den Gesandten, und es wurden ihnen nur wenige von den besonderen Vorrechten eingeräumt, deren sie sich in der übrigen

Welt erfreuen. Das erklärt den geringen Grad von Achtung, welche sie beim chinesischen Volk genießen, erklärt auch die Angriffe auf die Gesandtschaften und in weiterem Sinne auch die Ermordung des deutschen Gesandten. Die auswärtigen Vertreter werden im Volke eben nicht als geheiligte Personen, sondern gerade so wie jeder andere Nichtchinese als fremde Eindringlinge angesehen; die Kaufleute machen Geschäfte in Handel, die Missionare in Religion, die Gesandten, schlimmer als die anderen, Geschäfte in Politik. Alles, was sie sich an Freiheiten, Bequemlichkeiten, Wohnungen rc. gesichert haben, mußten sie sich mit Gewalt oder Drohungen erzwingen oder mit Gold schwer erkaufen. Selbst als es galt, passende Häuser zu erstehen, wurden ihnen diese nur in dem Stadtviertel angewiesen, wo die „tributpflichtigen Nationen" weilen, und alles dies hatte seine Rückwirkung auf das chinesische Volk.

Der erste Wohnsitz, den ein fremder Gesandter in Peking erwarb, ist jener der englischen Gesandtschaft, nahe der großen Mauer, welche die Tatarenstadt von der Chinesenstadt trennt. Ursprünglich war dieser, durch die jüngste Belagerung der Gesandten berühmt gewordene Gebäudekomplex Eigentum des Kaisers Kang-hei, der in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts regierte. Er hinterließ denselben einem seiner 33 Söhne, dessen Nachkommen den Titel Herzöge von Leang führen. Deshalb auch der in Peking noch immer gebräuchliche Name Leang-kung-fu, d. h. Leang-Herzog-Residenz. England übernahm den alten Herzogssitz für ewige Zeiten für eine jährliche Miete von 10000 Mark, und wenn er auch durch die verschiedenen Gesandten im Laufe der letzten Jahrzehnte vielfach geändert wurde und neue Zubauten erhielt, so ist er doch immer noch das beste Beispiel eines chinesischen fürstlichen Wohnsitzes, mit großen Ehrenpforten, weiten Säulenhallen und zahlreichen Nebengebäuden, die eine Anzahl Höfe umschließen. Die Dächer sind mit grünlasierten Ziegeln eingedeckt, die Säulen und Tragpfosten mit künstlerischen Schnitzereien bedeckt, und die Nebengebäude zeigen die verzwickte Bauart der Chinesen mit grotesken Fensteröffnungen, durchbrochenen Holzwänden rc. Rings um diese Gebäude, in welchen der Gesandte sowie alle anderen Mitglieder der Gesandtschaft mit den sehr zahlreichen, durchwegs chinesischen Dienerschaft wohnen, dehnen sich wohlgepflegte Gärten und schattige Parkanlagen aus, die zusammen zwei Hektare umfassen und von einer vier bis fünf Meter hohen festen Steinmauer umgeben sind. Auf der Südseite reicht dieser Komplex bis nahe an die gewaltige Mauer der Tatarenstadt, an der Nordseite zieht ein breiter Wasserkanal der Mauer entlang, und in diesen für die Verteidigung so günstigen Umständen ist zunächst der Grund zu suchen, warum sich die englische Gesandtschaft so lange gegen die Angriffe der Chinesenhorden halten konnte. Kein anderer Gesandtschaftssitz ist so günstig gelegen, alle sind mehr oder weniger leicht einzunehmen, und deshalb suchten auch die anderen Gesandten, ebenso wie die übrigen in Peking wohnenden Europäer bei den Engländern Schutz. Der große Raum innerhalb der Mauern erleichterte ihnen die Unterkunft.

Auch die russische Gesandtschaft, von der englischen nur wenig hundert Schritt entfernt, umfaßt einen mehrere Morgen großen Komplex, dessen Gebäude bis zum Jahre 1859 der Sitz der russischen Mission waren. Die letztere, unter der Leitung eines Archimandriten, bewohnt heute den sogenannten Pei-kwan, d. h. nördlichen Hof, eine Stunde weit im nordöstlichen Winkel Pekings gelegen. Den Russen gerade gegenüber wohnen in der Gesandtenstraße die Amerikaner. Die Gebäude dieser Gesandtschaft liegen ebenfalls in einem Garten, sind aber der Mehrzahl nach im europäischen Stil ziemlich anspruchslos gebaut. Passiert man ostwärts schreitend die Brücke über den vorerwähnten, gewöhnlich mit trübgelbem, stagnierendem Wasser gefüllten Kanal, so gelangt man zu den erst im vergangenen Jahre eröffneten ganz modernen drei Steinpalästen der österreichischen Gesandtschaft. Die letztere wurde überhaupt erst vor zwei Jahren gegründet, und es ist ein eignes Verhängnis, daß die seither mit dem Aufwand von mehreren Millionen erbauten Paläste so bald nach dem Einzug der Gesandtschaft zerstört werden sollten!

In der Mitte der Gesandtenstraße, dem Hotel de Peking gerade gegenüber und etwa fünf Minuten Wegs von der englischen Gesandtschaft entfernt, liegt die deutsche Ge-

sandtschaft, ebenfalls durch eine hohe Mauer gegen die Straße abgesperrt. Durchschreitet man das feste Thor, so sieht man zur Linken ein modernes umfangreiches Parterregebäude, in dem sich die Wohnung des Gesandten und die großen, eleganten Empfangsräume befinden. Ihnen gegenüber und weiter hinten in dem mit Gartenanlagen geschmückten weiten Hofe liegen die ebenerdigen modernen Wohnhäuser des Gesandtschaftspersonals, und dahinter, durch einen Holzzaun davon getrennt, die Wohnungen der Dienerschaft. Auf der anderen Seite der Straße nahebei liegen die Gesandtschaften der Italiener, Belgier, Portugiesen, Holländer, Spanier und endlich der Franzosen, deren Einfahrtsthor durch zwei mächtige groteske Steinlöwen flankiert wird. Auch dieser Palast war früher der Sitz einer Fürstenfamilie, der Herzöge von Tsin, daher auch der Name Tsin-kung-fu. Die ganze Anlage dürfte ebenso groß sein, wie die englische, und die Gebäude zeigen durch ihre reichen Schnitzereien, Vergoldungen und Malereien heute noch ihre frühere Bestimmung an; aber der Komplex reicht nicht wie jene der genannten anderen Gesandtschaften bis an die Straße, war deshalb auch nicht so leicht zu verteidigen.

Neben den genannten Gesandtschaftsgebäuden gibt es in Peking nur noch einen europäischen Wohnsitz, das von einem großen Garten umschlossene Gebäude des kaiserlichen Zolldirektors Sir Robert Hart, mit den Wohnungen seiner Beamten. Nahebei liegt das chinesische Auswärtige Amt, das berüchtigte Tsung-li-yamen.

Neben dem Gesandtschafts- und Zollpersonale gibt es in Peking an Europäern noch die Professoren des „Imperial College" und der Pekinger Universität, im ganzen zwanzig, darunter die Deutschen Dr. Stuhlmann und Dr. Grundmann, ferner die Angestellten der verschiedenen Bankfilialen, welche in den letzten Jahren in Peking errichtet worden sind, dann einige Zeitungskorrespondenten. Alle übrigen sind Missionare, vornehmlich solche der katholischen Religion, welche in Peking vier Kirchen besitzen. Die größte und schönste darunter ist die Kathedrale des Bischofs, ein moderner gotischer Prachtbau, der in einem herrlichen Komplex von etwa zehn Hektaren, schon innerhalb der Kaiser- oder Purpurstadt liegt. Die Residenz des Bischofs, Bibliothek und das große naturhistorische Museum, von dem verdienstvollen Père David gegründet, gehören zu den größten Sehenswürdigkeiten Pekings. Verteilt in verschiedenen Stadtvierteln liegen die Missionsgebäude, Schulen, Kirchen und Hospitäler der protestantischen Missionen, ausschließlich Amerikaner und Engländer, die zusammen ein Personal von etwa sechzig Weißen, darunter nahezu die Hälfte Frauen, zählen.

Im gesellschaftlichen Verkehr spielen die Missionare gar keine Rolle. Sie leben unter sich, und nur die katholischen Missionare kommen zeitweilig mit der übrigen Welt in Berührung. Wie man sieht, sind die Gesandtschaften aufeinander angewiesen, aber dennoch unterhält man sich in Peking in ruhigen Zeiten ganz vortrefflich. Nahe der deutschen Gesandtschaft liegt ein kleines Klubgebäude mit Billard und Zeitungen, wo die jüngeren Herren sich des Abends versammeln, überdies werden von den Gesandten häufig Diners, Abendunterhaltungen, Ausflüge, Konzerte veranstaltet, im Winter wird fleißig getanzt, ja es gibt sogar Maskenbälle! Die gesamte Damengesellschaft zählt allerdings kaum dreißig Frauen und Mädchen, dafür sind auch die bejahrteren Damen viel umworben und finden den Pekinger Posten sehr angenehm. Es wird auch viel Lawntennis und Cricket gespielt, viel geritten, und in den letzten Jahren hat man auf einem landschaftlich recht hübschen Platz im Osten der Stadt Pferderennen veranstaltet. Dazu sind die kulinarischen Genüsse in Peking von solchem Reichtum, solcher Mannigfaltigkeit, wie kaum irgendwo anders; köstliches Wild, Geflügel, die verschiedensten Gemüse sind zu billigen Preisen zu haben.

Im Sommer ziehen alle, die nur irgendwie aus dem heißen, feuchten Peking fortkommen können, in die Berge nordwestlich der Stadt. Fast jede Gesandtschaft hat dort irgend eines der ungemein malerisch gelegenen Buddhisten- oder Taoistenklöster gemietet, und man verbringt die Zeit bis in den Spätherbst hinein in den Bergen in stiller Beschaulichkeit. Es läßt sich also in Peking ganz vortrefflich weilen, und bis zu diesem Jahre hatte wohl niemand auch nur einen Gedanken in Bezug auf Angriffe auf Eigentum und Leben. Diese bisherige Sicher-

heit mag auch der Grund gewesen sein, warum die Gesandten den Ernst der Lage im Frühling dieses Jahres unterschätzten. Mit dem Einzug der Truppen in Peking wird es wohl in Zukunft anders werden, und die Friedensbedingungen werden hoffentlich Garantien dafür einschließen, daß Peking den Fremden uneingeschränkt zum sicheren Aufenthalt, Handel und Verkehr für alle Zeiten geöffnet werde.



Der Quai in Shanghai. Deutsches Generalkonsulat.

Die Europäer in China.

Von

* * *

Welch seltsames Land, welch eigenartiges Volk — das sind die ersten Gedanken jedes Europäers ohne Unterschied der Nationalitäten beim Betreten der Küste des fernen Ostens, des „far east“, wie selbst der an große Dimensionen gewöhnte Engländer die Oceanränder Chinas mit Vorliebe nennt. Und wahrlich, es gehört eine geraume Weile dazu, bis der Ausländer sich in den Strom dieser fremden Welt einfügen lernt; es gibt sogar Leute, welche das nie lernen, wofür Belege aus der jüngsten Vergangenheit erbracht werden können.

Die Tageseinteilung des Europäers ist — abgesehen vom geistlichen Stande — zum größeren Teile der Berufsthätigkeit, zum anderen Teile dem Sport, der in gesunder Weise nach englischem Muster entwickelt und zur Erhaltung der Gesundheit notwendig ist, gewidmet. Der äußerst schwierige Handel, der Umschlag und Austausch von Waren, der Import- und Exportverkehr, endlich die Verwertung der einheimischen Industrien dürfen wohl die ganze Kraftanspannung eines intelligenten Kaufmannes beanspruchen. Das angeborene Reinlichkeitsbedürfnis des Europäers gegenüber der oft unerträglichen Unreinlichkeit der Chinesen hat es mit sich gebracht, daß Wohnstätten der ersteren scharf getrennt von denen der letzteren gehalten wurden, und so entstanden z. B. in den Plätzen Hongkong, Shanghai und Tientsin u. a. die „Settlements“, welche heute bereits durch ihre Sauberkeit und Großartigkeit mit den Städten unseres Kontinents wetteifern können. Diese Abgeschlossenheit und die Befürchtung vor Räubereien und Überfällen, wie sie heute noch in Südchina an der Tagesordnung sind, bedingte es aber auch, die „godowns“ — Magazine und Niederlagen — möglichst der Geschäftsstelle anzuschließen, um eine leichtere Kontrolle zu haben. So entstanden die compounds, die Gebäudekomplexe, welche oft den ganzen Besitz einer Firma geschlossen vereinigen. In diesen compounds befinden sich in der Regel Dienstwohnungen für die jungen europäischen Kaufleute, wodurch eine Kontrolle der chinesischen Wächter ermöglicht wird. In diesen Wohnungen erhalten die Neuankommenden häufig Unterricht im Chinesischen auf Kosten ihres Firmenchefs. Eine weitere Teilung der Settlements, auch in kommunaler Beziehung, trat in den großen Plätzen infolge des starken Zusammenströmens verschiedener Nationen an einem Orte ein, nämlich die Scheidung in französische, englische und deutsche Settlements mit zum Teil gesonderter kommunaler Verwaltung. Diesem gemischten, nicht gerade leicht zu leitenden Gemeinwesen entsprechen denn auch die gesellschaftlichen Verhältnisse. Von einer ungetrübten Harmonie dieser internationalen Societät in den Handelscentren ist wohl schon seit langem keine Rede mehr gewesen; sie soll aber in früheren

Jahren in schöner und ansprechender Weise existiert haben, wovon alte Residenten wehmütigen Gedenkens zu berichten wissen. Die Deutschen haben es in hervorragender Weise verstanden, durch ihren Fleiß und ihre geschäftliche Tüchtigkeit denjenigen Teil des Handels an sich zu nehmen, welcher den Engländern angesichts der Schleuderpreise, zu denen die Chinesen kaufen, wohl etwas kompliziert lag, den Import, d. h. die Verteilung von Massen- und Detailartikeln an die Chinesen. Ich erwähne davon bunte Knöpfe, bedruckte Kattune, Uhren, Farbwaren, Messer rc. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Erzeugnisse auch deutschen Ursprungs sind; ich darf wohl behaupten, daß 50% derselben aus England und Amerika bezogen werden. Daneben sind dann Fabriken entstanden zum Gerben der aus dem Innern kommenden Ziegen- und Ochsenhäute, hydraulische Pressen komprimieren die Frachtstücke auf ein Minimum, ein großer Artikel, Schweinsborsten, wird für die europäische Fabrikation vorbereitet — alle derartigen Zweige hat deutsche, großenteils hanseatische Tüchtigkeit in großem Maßstabe sich zu eigen gemacht.

Ich will mit dieser Parenthese nur sagen, daß nach menschlicher Art Eifersüchteleien unwillkürlich von dem Berufs- auf das Privatleben übertragen werden können. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß viele der deutschen Damen sich bei Teilnahme an der internationalen Geselligkeit eine gewisse Reserve auferlegen und keinen anderen Grund finden können, als den eines gewissen Widerstrebens, in Sprache und Wesen mehr aus sich herauszugehen. Das ist aber wohl Nationaleigentümlichkeit. Wie anders dagegen der Franzose oder Belgier, die hier mit allem Esprit ihre gesellschaftlichen Talente glänzen lassen. Wenn man das in geistiger Beziehung entsagungsreiche Leben der Familien an der Küste berücksichtigt, wird man es verstehen, daß ein gewisser Luxus und eine Üppigkeit in der Haltung des Hausstandes vorherrscht, der den Leuten zu Hause im allgemeinen nicht geläufig ist. Die erschlaffenden Temperaturen des Sommers, sowie die Eigentümlichkeit chinesischer Dienstbotenverhältnisse sprechen hierbei gewichtig mit. Der chinesische Koch leistet in seiner Art und in dem engen Rahmen, zu welchem er zu verpflichten ist, bekanntlich Vorzügliches. Tritt aber der geringste Mehranspruch hinzu, so wird er sofort ein, zwei oder gar mehr Hilfsarbeiter verlangen, ebenso der Zimmerdiener. So ist in großen Zügen das Leben im fernen Osten ein arbeits-, aber auch ein genußreiches. Im allgemeinen wird Gastfreundschaft gern und herzlich geboten. Das Leben in einem auf großem Fuße geführten Haushalte ist ein so interessantes, wie wir es wohl sonst auf der Welt nicht finden. Natürlich sprechen dabei individuelle Sonderheiten mit. Ich nehme einen konkreten Fall heraus: das Haus eines hohen beamteten Europäers in chinesischen Diensten. Ich komme zum five o' clock tea nach einem mir immer gastlich offenen Hause. In dem großen und geräumigen Hause — Palais würde man bei uns sagen — mit den massiven Vorbauten finden sich alle Charakteristika eines exotischen Haushaltes, nur in groß angelegtem, das Auge wohlthuend berührendem Stil. Die Hallen geben selbst im Hochsommer, wo wir + 40° Celsius im Schatten zu verzeichnen hatten, köstliche Kühle. Der „Kai mên di" („Thürhüter") bringt meine Karte dem „head-boy", dem ersten Diener. Es ist gerade Empfangstag; die Dame des Hauses präsidiert dem Theetisch mit der vollkommenen Liebenswürdigkeit und Grazie, welche dem Gast sofort ein Gefühl der Behaglichkeit gibt. Die Diener in ihren tadellosen weißen Gewändern mit den lang herabhängenden Zöpfen, die nur aufgesteckt werden dürfen bei gröberer Hausarbeit, oder wenn die Leute unter sich sind, gehen lautlos ab und zu.

Es ist eine vielsprachige Gesellschaft bei einander. Ich höre fünf Sprachen an meinem Ohr vorüberschwirren und habe Mühe, nach rechts und links zu verstehen und zu antworten. Ein französischer Attaché aus Peking konstatiert einem britischen Kolonel gegenüber die größere Leistungsfähigkeit seiner Nation im Seidenhandel. Der Sekretär der spanischen Legation, auf dem Wege nach Paris, kommt Abschied zu nehmen. Rechts von der Hausfrau sitzt ein Österreicher, welcher einen deutschen Ingenieur über die letzten Rennrekords unterhält. Ich werde von einer amerikanischen Dame angeredet, während auf meiner anderen Seite der junge Sohn eines chinesischen Großwürdenträgers allerlei in seiner Mundart von mir wissen will. Kurz vorher ist die Gattin eines befreundeten Mandarins bei der Dame des Hauses gewesen — der Besuch einer chinesischen Dame in europäischem Hause gehört zu den größten Seltenheiten.

Frau von G. weiß jedem in seiner Muttersprache etwas Freundliches zu sagen, so daß selbst der „eintägige" Trotter den liebenswürdigsten Eindruck von dieser großartigen und gastfreundlichen Häuslichkeit empfängt und häufig auch in seinen Reisebeschreibungen verarbeitet.

Es ist ein fortwährendes Fluktuieren von Besuchern an solchen Empfangstagen und after noon teas, gewiß ein schwerer Tag für die Hausfrau, welche fast immer den Gästen selbst kredenzt. Der letzte Fremde, ein russischer Geschäftsträger, hat sich verabschiedet; ich thue ein gleiches.

Vor der Pforte erwartet mich der mä fu (Kutscher) mit dem früh eingespannten, nicht mehr ganz jugendlichen Mongolen, und heimwärts geht's in sausendem Schritt, welcher sich bis zu langsamem Trabe steigert.

Je nach der Jahreszeit, am Morgen, Mittag oder Spätnachmittag, wird Reit-, Polo-, Tennis- oder Radlersport betrieben.

Jeder größere Küstenplatz hat seinen race course, auf welchem spring- und autumnraces abgehalten oder Jagden geritten werden, wobei die Söhne Albions noch immer überwiegen. Jedoch sei hier erwähnt, daß unsere jungen Kaufherren, auch diejenigen, die früher das Pferd für ein reißendes Tier gehalten, sich die erdenklichste Mühe geben, ihren Vorbildern nachzueifern.

Das Klubleben kann nicht ausnahmslos ein schönes genannt werden; indes kann man, wenn die alten Herren zugegen sind, Abende verleben, welche dann später den lieben Erinnerungen angegliedert sind.

Auch dem Jagdsport, zumal im Winter,

kann man ausgiebig huldigen, wenn man die Zeit hat, weitere Touren nach dem Inlande — im Norden gibt es wunderschöne Jagdausflüge nach der Mongolei — zu unternehmen, die Küste ist in dieser Beziehung total abgegrast. Auch möchte ich der hochinteressanten Peitsetouren (Schlittentouren) bei der Wasserwildjagd auf dem Peiho bei Tientsin Erwähnung thun.

Ein weites schönes Arbeitsfeld bietet sich dem europäischen Arzte in China, ein Feld, auf welchem er mit einiger Hingabe an sein Fach das erreichen kann — allerdings nicht in kurzer Zeit —, was wir bisher vergeblich versucht haben, nämlich, wenn nicht die Zuneigung, so doch die Anerkennung und die Zahlungswilligkeit, um auch davon zu reden, der Chinesen. Hervorragend tüchtige, allgemein hochgeachtete Männer sind heute bereits an der Arbeit, Polikliniken für Chinesen ins Leben zu rufen, zum Teil mit erheblichen Geldopfern. Diesen Leuten rufe man ein „Glückauf“ zu und unterstütze sie nachdrücklich!

Wer die immensen Leiden ungezählter Elender in China, besonders im Inlande, gesehen, vergißt sie nicht wieder, diese gräßlichen Spuren von Epidemien, Kurpfuschereien, eller Unsauberkeit. Hier setze man das Messer an; ärztliche Missionen schicke man hinaus!

Den jungen hinauswandernden Europäern und Amerikanern aber möchte man zurufen: Lernet Chinesisch und chinesische Eigenart erkennen und erst dann alles übrige!

Wir können Augen und Ohren nicht verschließen dagegen, daß wir Europäer an der chinesischen Küste und im Innern manches in der Behandlung der Chinesen verfehlt haben. Vor allem hüten wir uns, das Ehrgefühl des kleinen Mannes zu verletzen — schlagen wir unsere Dienstboten, wenn irgend vermeidlich, nicht!

Das Leben in den europäischen Settlements gleicht in den Monaten der Handelshochflut demjenigen eines Bienenkorbes. Lange Reihen von Trägern traben mit ihren Lasten den Speichern oder Schiffen zu; an den Straßenecken des englischen Settlements stehen die Sikhs, indische Polizisten, welche den Kulis durch ihre herkulische Größe und die würdevolle Haltung Respekt einflößen. Nun kommt ein langer Zug von Lastkarren aus dem Inlande daher, welcher halten muß, da gerade ein chinesischer Großer in seiner Sänfte unter großem Geleit vorüberzieht, um einem fremdländischen Konsul seinen Besuch abzustatten. Darunter und dazwischen huschen Rickschahs hindurch, sowohl von Europäern als von Chinesen benutzt. Auf den Promenaden begegnen wir eleganten Equipagen, mit australischen Pferden ein- und zweispännig bespannt.

Sehr eindrucksvoll für den Fremden sind die Privatrickschahs zum Gebrauch für europäische Damen und Herren, der Kuli vorne und die beiden Läufer und Helfer hinten, in den schimmernden hellfarbigen Livreen ihrer Herrschaft.

Ein Mangel an geistigen Genüssen, wie er sie in der Heimat hat, wird dem Europäer im äußersten Osten immer fühlbar bleiben. Man ist aber allseitig bemüht, durch Zuwendungen und Beiträge Bibliotheken zu schaffen, deren Bestand heute bereits ein ansehnlicher genannt werden kann.

Die kostspieligen Berufstheater werden durch Liebhabertheater ersetzt; gute Konzerte sind auch nicht mehr selten. Für die leichtere Muse sorgen die smoking concerts in den Klubs, wenn man in seinen Ansprüchen bescheiden ist.

Im letzten Winter hat man Großartiges an der Küste und in der Gesellschaft erlebt! Ist doch sogar unter der Leitung der Frau von *** eine Inscenierung der Cavalleria rusticana bei ganz internationaler Besetzung der Partien mit so glänzendem Erfolge von statten gegangen, daß, wie ich höre, auf allseitiges stürmisches Verlangen eine Wiederholung für Tientsin-Residenten und Peking-Diplomatie stattfinden mußte. —



Der Hafen in Hongkong.



Auf dem Wege zur Suhle. Nach



dem Gemälde von Richard Friese.



Abb. 1. Übersichtskarte des Dortmund-Emskanals in Verbindung mit den angrenzenden Wasserstraßen.

Der Dortmund-Emskanal und seine Bedeutung.

Von

Johannes Wilda.

Mit zwei Karten und zwanzig Textillustrationen nach Aufnahmen des Verfassers und Anderer.

(Abdruck verboten.)

Das sprichwörtlich feste, alte Dörpem, tief im Binnenland, in der Gegend des Haarstrang und Ardey, das heutige Dortmund, hätte es sich wohl nimmer träumen lassen, dermaleinst Hafen- oder wenn man so will, Seestadt zu werden; ebensowenig wie die stolze Seefeste Emden es für möglich gehalten haben würde, daß ihr die



Abb. 2. Ansicht vom Hafen in Dortmund mit dem Hafenamt.

Abb. 3. Höhenplan des Dortmund-Emskanals.

Zukunft eines unbedeutenden, so gut wie schiffahrtlosen Landstädtchens beschieden sei. Und doch ist der erste Fall zur Wirklichkeit, und der zweite, Gott sei Dank, wieder zu einem überwundenen Standpunkt geworden!

Eine 271 Kilometer lange Wasserstraße — fast dreimal so lang als der Kaiser Wilhelm-Kanal im Holstenlande — verbindet heute das lebhaft pulsierende Herz Westfalens unmittelbar mit der Nordsee und dadurch mit allen Gestaden der Weltmeere, und die kleine Ems beginnt den ihr geographisch zukommenden Ehrenplatz unter den Strömen Deutschlands einzunehmen.

Kein großes Werk wird ohne großen Kampf gethan. Er fehlte auch bei diesem nicht. Die Einsicht bedeutender Hohenzollern, die Schöpfung des Deutschen Reiches, dieses gewaltigen Nährbodens des modernen Europa, die Begeisterung zielbewußter Männer, sie gaben Vorbedingung und Werkzeug ab, denen jeder Widerstand sich endlich fügte.

Ein einziger Blick auf die Karte klärt uns schon über die Bedeutung der neuen Wasserstraße auf. Sie beginnt in der Nähe der Tieflandstrecke des Rheines und strebt nordwärts auf deutschem Gebiete dem Meere zu, das sie in einem deutschen, und zwar dem westlichsten und dem Weltverkehr am nächsten gelegenen Hafen unseres Vaterlandes erreicht, während Vater Rhein in seinem wichtigsten, dem Mündungsgebiet, scharf westlich, uns sozusagen den Rücken dreht und — was der Michel der Schlafmützenepoche allerdings auch hinlänglich verdient hat — leider Gottes, mit einmal gut holländisch wird.

Was ist die Folge?

Nicht nur das schaffende und verzehrende Rheingebiet, nein auch das industriereiche Westfalen sucht seinen günstigsten Weg zum Meer über Holland.

Freilich, die Holländer wollen auch leben; allein sie haben es schon reichlich dazu; wir wollen ihnen das Hinterland auch gar nicht abschneiden, schon deshalb nicht, weil wir es ihrer glänzenden natürlichen Verbindungen halber nicht könnten; allein, was wir an Hinterland

Abb. 4. Das Rathaus zu Dortmund.

für uns selbst gewinnen können, das wollen wir auch haben und wenigstens dem westfälischen Industriebezirke eine Zu- und Abflußverbindung durch deutsches Gebiet, zum deutschen Hafen schaffen. Und das ist geschehen!

Nach verschiedenen, bis in das XVII. Jahrhundert zurückreichenden Versuchen und Teilbauten, denen namentlich Brandenburg und später Preußen lebhaftes Interesse entgegentrug, brachte die zunehmende Produktion in Rheinland-Westfalen um die Mitte des XIX. Jahrhunderts in Dortmund eine „Vereinigung von Kanalfreunden“ zustande, die den Anstoß zum Projekte eines Rhein-Weser-Elbe-Kanales, also im wesentlichen des heutigen Mittellandkanales gab; doch erst 1886 wurde der Dortmund-Ems-Kanal von dem preußischen Landtage genehmigt, und zwar unter dem Gesichtspunkte, daß dieser Kanal nur zunächst gebaut würde und ein Teil sein sollte eines Schiffahrtskanals, der bestimmt sei, „den Rhein mit der Ems und in einer den Interessen der mittleren und unteren Weser und Elbe entsprechenden Weise, mit diesen Strömen zu verbinden“.

Mit Nachbewilligungen hat der Bau dieses Kanales, einschließlich der Unteremshäfen, gegen 80 Millionen Mark gekostet; 1899 wurde er dem Verkehr, der freilich erst 1900 seine eigentliche Entwickelung beginnen konnte, übergeben.

Die Bauleitung lag zuerst in den Händen des Regierungs- und Baurates Oppermann, später in denen des Vorsitzenden der Kanalkommission, des Regierungs- und Baurates Hermann; der selbständige städtische Hafen von Dortmund wurde von dem Regierungs- und Baurat Mathies erbaut.



Abb. 5. Das Hebewerk von Henrichenburg mit unten befindlichem Trog.

Von Dortmund gehen wir nun aus.

Nein, der Gedanke, dereinst wirkliche Seestadt zu sein, lag dem alten Sitz der heiligen Feme himmelfern, und doch war er als führende Hansastadt im Mittelalter, in Bezug auf Handelsverbindungen und Unternehmungsgeist längst Seestadt gewesen. Vom geringfügigen Landstädtchen durch kaiserliche Gunst zur freien Reichsstadt empor-

gehoben, wuchs er durch die von dem weiten Blick seiner Bürger geschaffene Verbindung mit der Hansa zu jener großen Stellung. Mit der Hansa sank auch Dortmund. Zu Anfang des XIX. Jahrhunderts finden wir es als bedeutungsloses Ackerstädtchen von 5000 Seelen, bis die Neuzeit mit ihren Ansprüchen an die Schätze Westfalens, Kohlen und Eisen, und endlich die Wiedergeburt des Reiches es abermals zu einem Wachstum gelangen ließen, dem wenige deutsche Städte Gleiches an die Seite zu setzen haben; es zählt bald 150 000 Bewohner.

Was den äußeren Eindruck betrifft, so gewährt Dortmund schon von weitem mit einer mastenartigen Fülle rauchender Schlote, gebiet, über ein Terrain von nahezu 158 Hektar; es ist weitaus der großartigste eigentliche Emskanalhafen.

Wie mögen die Dortmunder gestaunt haben, als sich, nach Einlaß des Wassers aus dem Flüßchen Emscher und mit der Thätigkeit des Lippepumpwerkes, die tiefen Becken vor ihnen zu einer verhältnismäßig gewaltigen Fläche füllten und die ersten Dampffahrzeuge stolz die Fluten durchfurchten!

Der Hafen ist außerordentlich zweckentsprechend; der groß angelegte Hafenbahnhof schließt sich unmittelbar dem Rangierbahnhofe der Staatsbahn an, während das Unionstahlwerk, der Personenbahnhof, der Vieh- und Schlachthof ꝛc.



Abb. 6. Lippe-Kanalbrücke.

zu denen zahlreiche Werke, Zechen, Fabriken, zumal die „Dortmunder Union", beitragen, das Bild einer ausgesprochenen Arbeits- und dann in seinem Inneren auch einer Arbeiterstadt. Aber es ist doch nicht räucherig, schmutzig und häßlich — kurzweg, unsympathisch. Durchaus nicht! Diese unvermeidlichen Begleiterscheinungen sind ja auch da; aber andererseits finden wir außer interessanten alten Gebäuden sehr stattliche moderne, geschäftige Laden- und breite, freundliche Promenadenstraßen mit ausgezeichnet gehaltenen Schmuckanlagen. Sehenswert vor allem ist das im Übergangsstil erbaute, schön renovierte Rathaus.

Im Nordwesten der Stadt erstreckt sich der Ausgangspunkt des Kanales, das Hafengleichfalls ihren Anschluß haben oder finden werden.

Das erste, was auffällt, ist das Hafenamt. Auf hoher Rampe erhebt sich das ungewöhnlich ausgestattete Gebäude insular über das Hafengelände; die in ihrer Eisenkonstruktion und mit ihren Sandsteinpfeilern gleichfalls hervorragende Stadthafenbrücke führt über einen Hafenarm von der Stadtseite zu ihm hinüber.

Das Hafenamt bildet den Kopf einer mit großgewerblichen Betrieben zum Teile schon besetzten Insel, in deren Mitte die Arbeitervorstadt der Union bestehen blieb; rechts, östlich, wird sie vom überbrückten Stadt- und Nordhafen umschlossen; links von dem langen, im Kanal verlaufenden



Abb. 7. Blick ins Lippethal vom Lippebrückenkanal.

Kanalhafen, in den schräg zu seiner Richtung vier Stichhäfen münden. Die schräge Lage wird durch die Geleisführung bedingt. Der Kanalhafen, der an seinem Nordende von der Hansabrücke gekreuzt wird, zeigt hinter dieser einen östlichen Hafeneinschnitt, den Petroleumhafen. Der Kanalhafen besitzt bis zur Grenze zwischen Kanal und Hafen eine Länge von 1446 Metern und eine Breite von 45 Metern. Die Stichhäfen sind bedeutend breiter, so daß in jedem eine Anzahl der größten Seeleichter gleichzeitig laden oder löschen kann.

Im Vergleich zu den verfügbaren Einrichtungen ist der Betrieb, wie er sich heute dem Auge darstellt, noch nicht überwältigend. Die Verwaltung aber rechnet, wohl nicht mit Unrecht, auf das große Anschwellen, das die Eröffnung derartiger neuer Verkehrswege in der Regel über Erwarten mit sich gebracht hat. Auch ist etwas ganz Merkwürdiges eingetreten, was ungefähr durch das Sprichwort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt“ bezeichnet wird, wennschon die Lenker in diesem Falle recht irdisch aufzufassen sind. Wir wissen, daß die Bedeutung des Kanales hauptsächlich mit der Exportmöglichkeit der westfälischen Kohle begründet wurde, während andererseits die Kanalanlage vor allem in landwirtschaftlichen Kreisen aus Furcht



Abb. 8. Sparschleuse bei Münster.



Abb. 9. Blick auf Münster i. W. Aufnahme von H. Arnemann in Münster i. W.

vor erleichterter Einfuhr fremder Bodenprodukte auf Widerstand gestoßen war. Was ist nun eingetreten? Die Kohle wird augenblicklich kaum exportiert, und die Landwirte florieren!

Die Landwirte thaten sich nämlich zu der „Haupt-Ein- und Verkaufsgenossenschaft für Getreide und landwirtschaftliche Bedarfsartikel für Westfalen" zusammen und eröffneten zunächst im städtischen Lagerhause einen Handel in Getreide und Futterartikeln. Dieser gestaltete sich so schwunghaft, daß die Genossenschaft sich bald in der Lage sah, einen eignen großen Speicher mit Getreidesilo am Hafen zu erbauen, der, aufs trefflichste eingerichtet, sich als ein sehr nutzbringendes Unternehmen zu erweisen scheint. Da nun auch eine andere Firma eine große Dampfmühle errichtet hat, die jetzt außer anderen Wasser- und Landwegen ebenfalls den vaterländischen Kanalweg benutzen kann, so spielt der Getreidebezug auf diesem schon eine sehr wesentliche Rolle. Und nicht nur aus dem Auslande kommt es, sondern auch zu Wasser aus unseren östlichen Provinzen.

Am Südhafen, vor dem Unionwerk, befindet sich deren Schiffshelling; am jenseitigen Quai sind Erz- und Kohlenplätze. Die Union baut ihre Kähne selbst; verschiedene Seeleichter befinden sich auf der Helling und tragen wesentlich zu dem Hafengepräge bei. Die Union besitzt ferner eine großartige fahrbare Erzumladevorrichtung, die wie eine Brücke aussieht, mittels derer sie Erze auf größere Entfernung aus Schiffen und Eisenbahn aus- und einladen kann. Auch die Erze bilden einen sehr wesentlichen Teil des Kanaltransportes. Gegenwärtig wartete man auf Erzladungen aus Nordschweden.



Abb. 10. Das Rathaus zu Münster.
Aufnahme von H. Arnemann.

Wir treten nun im Dampfer „Strewe", von dessen Heck stolz die preußische Adlerflagge weht, eine mehrtägige Ka-

nalreise aus Dortmund an. Es ist früh am Morgen; ein silbergrauer Ton liegt über dem Hafen, Sonnenkringel zittern über die Bootswände und glitzern im Wasser. Von der Unionwerft ertönt der Schall des Eisens unter den Hämmern, vor Lagerhaus und Mühlen schwenken sich die lastenhebenden und lastensenkenden Kräne.



Abb. 11. Der Prinzipalmarkt zu Münster i. W.

Wir laufen am Petroleumhafen vorbei, den ein Ponton sicher gegen den Kanal abschließen kann, falls einmal ein Brand ausbricht und das brennende Öl sich in den Hafen ergießen will, in die erste „Haltung", die bis zur Schwimmerschleuse oder dem Schiffshebewerk Henrichenburg reicht und 70 Meter über dem Meere liegt. Schon hat sich hier die Zeche Fürst Hardenberg mit einem Stichhafen und Kohlenkipper angeschlossen, und die Zeche Achenbach folgt. Bis Münster zieht der Kanal durch das vom Haarstrang und Teutoburger Wald begrenzte westfälische Tiefland.

Die „Wasserpest" am Anfang kündet von der hier verhältnismäßig noch geringen Benutzung: sie wird von selbst verschwinden. Sonst sind die Seitenstrecken absichtlich mit Kalmus und Rohr bepflanzt, damit für die Böschungen gegen den Wellenschlag der Schraubendampfer ein Schutz erzielt wird. Es erscheint immer reizvoll, wenn das Schraubenwasser zu beiden Seiten in rauschender, schaumgesäumter Welle nacheilend, das Schilf bewegt, wenn die leuchtenden Blütenstengel der gelben Iris wie grüßend sich neigen; an den Böschungen blühen Klatschmohn, wilde Kamillen und Kuckucksblumen in üppiger Fülle; Unkraut und angesäete Gräser und Halme übergrünen die gefügten Steine immer reicher. Die Landschaft erin-



Abb. 12. Im alten Hafen von Lingen



Abb. 13. Das Rathaus in Meppen. Aufnahme von Franz Keller in Meppen.

nert mit den lebenden Knicks, Baumgruppen, Wäldchen und Gehöften an holsteinische Gegenden. Idyllisch ragt das einfache Jagdschloß Löhringhoff des Grafen Westerholt-Westerholt aus prächtigen Wipfeln empor; Kinder rennen mit der Ausdauer von Hunden längs des Leinpfades, um unseren Dampfer zu bewundern. Auf dem Leinpfad sehen wir ein Pferd auftauchen; der Reiter sitzt, die Pfeife im Munde, gemütlich quer im Sattel; eine Zugleine reicht bis zur Spitze eines schräg vornüber gelegten Mastes. Hurra, ein Holländer! Wir sind bereits so lebhaft mit unserem Herzen am Erfolge beteiligt, daß wir die gut beladene, vollbusige Tjalk mit lebhaftem Kanalpatriotismus begrüßen.

Wir haben mehrere der 155 Weg- und Eisenbahnbrücken über den Kanal, eine Anzahl „Düker" und bereits zwei „Sicherheitsthore" passiert. Die Düker wirken zur Ableitung der den Kanal kreuzenden Gewässer, nach Art von kommunizierenden Röhren, so daß das diesseits unter den Kanal geleitete Wasser, jenseits zu gleicher Höhe gehoben, von selbst wieder Abfluß findet. Die Sicherheitsthore sind Vorrichtungen zu raschem und vollkommenem Abschluß irgend welcher Kanalteile, wenn Trockenlegung zu Reparaturen erforderlich ist, oder umgekehrt, um den Wasserausfluß zu verhüten, falls bei Wasserstau durch anhaltenden Wind und Regen etwa das Unglück eines Dammbruches erfolgt. Sieben Thore teilen den ganzen Kanal in entsprechende Sicherheitsabschnitte. Durch einen einfachen Mechanismus vermag ein einziger Mann sie ohne Mühe in wenigen Minuten zu schließen.



Abb. 14. Das Windthorstdenkmal in Meppen. Aufnahme von Franz Keller in Meppen.

Nun sehen wir Steinpfeiler und eine große, aber vielfach durchbrochene Eisenkonstruktion vor uns aufwachsen. Wir sind am Ende der Haltung, 14 Meter hoch über dem nächsten Gelände, an dem Glanzpunkt der



Abb. 15. Bäuerin aus der Umgebung von Meppen. Aufnahme von Franz Keller in Meppen.

Kanalbauten, dem Schiffshebewerk bei Henrichenburg, das unseren Dampfer in die Tiefe hinab befördern soll.

Das Schiffshebewerk, dem in Europa nichts Ähnliches an die Seite zu stellen ist, besteht im wesentlichen in folgender Einrichtung: fünf lange, große Schwimmer, luftleere Eisenblechcylinder, tauchen in je einem 30 Meter tiefen Brunnen und tragen durch ihren Auftrieb einen 70 Meter langen viereckigen Trog. Die Schwimmer haben das Bestreben, sich und damit den Trog zu heben, wenn ihnen nachgegeben wird, was durch Drehung von vier führenden Spindeln, je eine in einer Ecke, gestattet werden kann. Ein ganz wenig Wasserzufluß in den Trog genügt aber schon, diesen und damit die Schwimmer wieder in ihre Tieflage hinunterzudrücken. Auf diesem einfachen Gedanken beruht das Hebewerk. Die Kosten des Werkes haben $2^1/_2$ Millionen Mark betragen; ausgeführt hat es die Firma Haniel & Lueg in Düsseldorf, unter der Bauführung des Bauinspektors Offermann. Der Betrieb ist, wie überall am Kanal, elektrisch.

Wir fahren unter den gehobenen Thoren durch, von denen das Wasser hinabrieselt, in den etwas lichtbenommenen, fast kirchenartig-feierlichen Raum des Troges ein. Das dunkle Wasser blinkt geheimnisvoll; die fallenden Tropfen erwecken einen klingenden, dumpfen Nachhall. Sanft, kaum daß wir es merken, geht es zur Tiefe, und unter tröpfelnden Thoren weg gleiten wir wieder aus der Gefangenschaft in das hellere Licht und in die tiefere Ebene.

Unterhalb des Hebewerkes sind wir in die „Scheitelhaltung" gelangt, die von Herne ab gerechnet wird und bis Münster reicht, und durchschneiden die Wasserscheide zwischen Ems und Lippe. Das Stück von hier bis Dortmund ist eigentlich nur ein Zweigkanal, während der Kopf der Haltung schon von Herne zu dem Fuß des Schiffshebewerkes kommt. Das unweit Bochums gelegene Herne besitzt seine besondere Bedeutung als Einmündungsort des von Ruhrort aus projektierten „Rhein-Dortmund-Kanals", des westlichsten Stückes der Mittelland-Kanalverbindung. Um dieses gruppieren sich viele mächtige Ansprüche; es hat in politischen Vorgängen schon seine Rolle gespielt und wird sie noch weiter spielen. Essen, Bochum, Dortmund 2c. haben das höchste Interesse daran. Allein, Interessenten des Emskanals und der Emshäfen scheinen weniger entzückt davon zu sein. In der That liegt die Annahme nicht fern, daß wegen des bequemen, geographisch günstigeren Rheinweges diesen vom erschlossenen Rheinland-Westfalen neue Kräfte zufließen und die niederländischen Häfen Emden abermals empfindlichen Nachteil zufügen können.



Abb. 16. Wassermühle bei Meppen. Aufnahme von Franz Keller in Meppen.



Abb. 17. Moorhütten im Provinzmoor bei Gr. Fullen. Aufnahme von Franz Keller.

Für die Kanalabgaben, für die es nach der Art der Ladung verschiedene Klassen gibt, sind die Tarife niedrig bemessen; ob sie trotzdem die Konkurrenz der ganz freien Rheinschiffahrt aushalten würden, bleibt immerhin die Frage. Man darf aber vielleicht auf eine allseitige Verkehrshebung rechnen, vor der auch dieses Zukunftsgespenst verschwinden würde.

Auf unserer Weiterfahrt gelangen wir nun ins Lippethal. Der Kanal erhebt sich hier mit seiner Leinpfadhöhe $13^1/_2$ Meter über das Gelände und überschreitet die Lippe auf einer hübschen massiven Dreibogenbrücke. Der Blick rechts und links in das Thal bietet wieder echt norddeutsche Flachlandbilder. Kurz hinter der Lippe durchbricht der Kanal die Wasserscheide zwischen Lippe und Stever, durchquert das Steverthal ebenfalls auf einem hohen Kanaldamm, geht über die Stever in einer ähnlichen Brücke wie über die Lippe und passiert die sich wenig bemerkbar machende Wasserscheide zwischen dem Rhein- und Emsgebiet im Venner Hochmoor.

Östlich, außerhalb der Stadt Münster, erreichen wir den Hafen der Hauptstadt Westfalens.

Wenngleich Münster, auch eine ehemalige Hansastadt, in der flachen „Münsterbucht" liegt, so gewährt es doch selbst mit seinen reizenden Anlagen, seinem Schloßparke, den vielen, durch das Malerische geradezu überraschenden Plätzchen, das Bild einer der anziehendsten deutschen Städte. Die Giebelhäuser des Prinzipal- und des Roggenmarktes, unter denen das wunderschöne gotische Rathaus, in dessen berühmtem Saal der Westfälische Friede den 30jährigen Krieg abschloß, hervorragt, die Steinlauben, die Kirchen, die adeligen Höfe, der schattige Domhof mit dem versteckten bischöflichen Palast gewähren der Betrachtung immer neuen Genuß. Den katholischen Charakter spiegelt die Physiognomie der Straßenbilder unverkennbar. Es liegt ein Hauch darüber, wie aus einer längst vergangenen Zeit, eine Beschaulichkeit, die im Verein mit westfälischer Ruhe, den Eindruck des Weltfernen erweckt. Und doch wirkt in der ungefähr 60 000 Bewohner zählenden Stadt die theologisch-philosophische Akademie, steht in ihr eine starke Garnison und belebt sie ein gar nicht unbeträchtlicher Handel und Wandel, nicht nur in Schinken und Pumpernickel, sondern mit einer ganzen Reihe im Orte erzeugter industrieller und kunstgewerblicher Dinge.

Ein Beweis für die geschäftliche Entwickelung liegt in der raschen Entwickelung des Verkehrs in dem jungen Hafen. Obwohl er nicht die Großartigkeit der Dortmunder Bauten aufzuweisen vermag, darf er einstweilen wohl als der lebhaftere bezeichnet werden. Der Münsterhafen besteht aus einem 800 Meter langen und 60 Meter breiten Becken, das mit allen entsprechenden Ladevorrichtungen und Lagerhäusern ausgestattet ist.

Ein Stück hinter dem Hafen, bei der ersten „Sparschleuse", endigt die Haupthaltung, und von hier ab beginnt nach einer starken Senkung die „Mittellandhaltung" bis zur Schleuse Bergeshövede bei Bevergern.

Was ist eine Sparschleuse? — Der Kanal hat an hohen Stellen über dem Gelände leicht Wasserverlust durch Sickern — bei einem Pumpwerk muß das Wasser aus der Lippe 16 Meter hoch zum Speisen des Kanals emporgehoben werden — wir können uns daher denken, daß beim Öffnen gewöhnlicher

Kanalschleusen viel in die untere Haltung abströmendes Wasser der oberen verloren gehen muß. Da hat man nun die Sparschleusen erfunden, Schleusen, bei denen die mit dem Schiffe bis zum Wasserspiegel wegsinkende Wasserquantität nicht nach unten abströmt, sondern seitwärts in Bassins und aus diesen nun wieder als Zufluß beim Emporschleusen benutzt wird. Auch die Sparschleusen werden elektrisch betrieben und zwar unter Benutzung der eignen Wasserkraft.

Die obere Ems, ein aus der Senner Heide am Lippeschen Walde entsprungenes echtes Westfalenkind, haben wir beträchtlich hinter der Sparschleuse, an der sogenannten „Schiffahrt“, wo die alte Landstraße von Münster nach Osnabrück kreuzte, auf einer gleich stattlichen, vierbogigen Sandsteinbrücke überschritten, wie die über die früher genannten Rheinzuflüsse. Eifrig eilt das noch kindlich frohe Flüßchen hier durch ein wald- und buschbesetztes Wiesenthal. Die fruchtbaren Äcker der oberen Haltung sind mittlerweile mehr und mehr verschwunden, das Land ist schon teilweise Heide; Kieferschonungen und der jetzt prächtig blühende, goldene Ginster fangen an, vegetativ bestimmend zu werden.

Bei Riesenbeck durchbricht der Kanal den festen Kalkstein in einem tiefen Einschnitt. Die nicht allzu hohen, grauen Wände, an der oben der Leinpfad entlang führt, bilden gewissermaßen ein Thor, die einzige Kanalpartie, wo auf ein paar Minuten das Flachlandgepräge aufhört. Dann haben wir links gleich wieder tiefes Land; ein umlaubter Bauernhof liegt hinter der Böschung, wie unter einer Deichkrone; während gegenüber der berühmte Punkt in einer kleinen Seitenschlucht sich findet, von dem aus der Mittellandkanal, die Westspitze des Teutoburger Waldes querend, sich in der Richtung Osnabrück abzweigen soll.

Wir sind an Land gegangen, um die Kohlensandstein-Brüche der Verwaltung an der Gebirgsseite zu besichtigen. Sodann fahren wir auf der sogenannten „Emstreppe“ zur Ems hinab. Wir passieren dabei zwischen Bevergern und Glesen eine ganze Reihe der 20 Kanalschleusen. Von der durch Spinnereien und Webereien bedeutsamen Stadt Rheine ist eine Bahn zu einem Hafen an den Kanal gebaut worden; gegenüber hat sich die Osnabrücker Georgs Marien-Hütte einen Hafen angelegt.

Bald hinter der Schleuse Alten-Rheine



Abb. 18. Der Emdener Binnenhafen. Aufnahme von H. Mohaupt in Emden.



Abb. 19. Lootsen auf der Schleuse des Emdener Außenhafens.

sind wir aus Westfalen in die Provinz Hannover gelangt. Von Alten-Rheine bis zu den Wiesenthälern der Aa erstreckt sich viele Meilen weit Ödland mit seinem ärmlichen Holzbestand.

Auf solcher Fahrt beobachtet man auch das Tierleben und läßt sich darüber erzählen. Der zierliche Strandläufer kommt häufig vor; man kennt ihn in elf Arten. In der Saerbecker Heide gewahrt man wiederholt den großen Brachvogel oder die Kronsschnepfe. Fischreiher, Wiedehopf und Sandschwalbe sind vertreten, und in der Heide kann man erfolgreich auf die Birkhahnbalz gehen. — Im Kanalgewässer halten sich viele Bars auf, Rotaugen und schöne Schleie; Hechte sollen bis zu 25 Pfund schwer gefangen werden. Die größte Heide, „blanke Heide“ mit Torfschicht, ist die Elbecker oder das Elbecker Moor, in der Gegend der Sparschleuse Glesen. Vierzehn Stunden weit kann man es durchpilgern, ohne etwas anderes zu treffen als einzelne Schafställe, die zum Nächtigen der Heidschnucken dienen. Aber schon macht auch hier der Kanal seine reformierende Wirksamkeit bemerkbar.

Bei Glesen liegt die letzte Stufe der Emstreppe; hier erreichen wir die Ems und verfolgen sie ein paar Kilometer und dann bis hinter Meppen, in mehreren Abstiegen, den Emsseitenkanal, indem wir den verbreiterten und vertieften, alten Haneckenkanal befahren. Hier ist auch die Verbindung mit der ehemals schon ein Stückchen kanalisierten und 80 Kilometer bis oberhalb schiffbaren Ems; und dicht bei der Münster-Emdener Eisenbahnbrücke mündet eine der Verbindungen mit Holland, der Ems-Vechte-Kanal. Der Zusammenfluß von Kanal, Ems und Aa bewirkt bei Glesen einen breiten Wasserspiegel, wo uns ausgelegte weiße Tonnen und die Duc d'Alben zuerst an das ferne Salzwasser gemahnen.

Bei den verzweigten, durch den alten Kanalbaumwuchs verschönten Uferpartien bei Haneckenfähr und Lingen können Landschaftsmaler die schönsten holländischen Kanalmotive finden. Die alten Schleusen sind für kleine Fahrzeuge neben den neuen belassen worden, was den Reiz der schiffsbelebten Scenen nur erhöht. Sonst beginnen von Haneckenfähr ab die 165 Meter langen Schleppzugsschleusen. Die 67 Meter messenden, oberen Schleusen konnten nur immer ein einzelnes umfangreiches Schiff zur Zeit aufnehmen; von hier ab, wo kein Wassermangel mehr in Betracht kommt, sind sie imstande, einen Schlepper nebst zwei Kähnen auf einmal abzufertigen. Das Durchschleusen dauert ungefähr fünfzehn Minuten. So eine Schleppzugsschleuse kostet allein 700000 bis 800000 Mark.

Meppen ist der Geburtsort Windthorsts. Sein Standbild bildet als das einer hier besonders verehrten Größe die Zierde seiner Vaterstadt. Krupp, der bekanntlich bei Meppen seinen Schießplatz besitzt, hat für seine Interessenten und Gäste, namentlich die sich häufig einfindenden fremden Offiziere, ein Logierhaus erbaut. — Zeitweilig hören wir den dumpfen Knall der Probeschüsse vom Schießplatze herüberdonnern.

Hinter Meppen, wo die Haase einströmt, werden die waldigen Kanalpartien besonders reizend. Unter den Bäumen fällt ein Forsthaus des Herzogs von Arenberg auf. Der Herzog hat sich sehr verdient gemacht, indem er von den Bauern Heidestrecken kaufte und diese aufforstete.

Unter den Fahrzeugen bemerken wir außer den Holländern, auf denen sich das regste und kinderreichste Familienleben abspielt, viele kleinere, mit Holz und Faschinen beladen. Es sind die eigentümlichen, mit flachem, breitem Buge gebauten „Emspünten“, die meist in Haren beheimatet sind. Haren, das sich ganz ansehnlich am Haren-

Rütenbrockerkanal entlangzieht, ist hauptsächlich von „Püntkern" bewohnt, die ein eigenes Nationallied besitzen, das stolz anhebt:

Wie London an der Themse,
Liegt Haren an der Emse! ...

Dem Püntker gehört der Kahn und das auf dem Leinpfad trottende Püntkerpferd. Der Mann, der dieses führt, heißt der „Jager". Es gibt auch Fährleute zum Übersetzen der Pferde; diese pflegen ihre freie Zeit nützlich durch Holzschuhfabrikation auszufüllen. Bei Haren, von wo nach Groningen zu die mittlere der drei Kanalverbindungen mit Holland, der Haren-Rütenbrockerkanal abgeht, sieht man die im Felde arbeitenden Frauen schon meist in den weißen, über die Schulter fallenden, holländischen Leinenhauben.

Die Emskrümmungen werden fortwährend abgeschnitten. Am Hüntel-Emmeler Moor hat sich eine Meliorationsgenossenschaft gebildet, die 5000 Liter Wasser in der Sekunde aus dem Kanal erhält, und so durch Berieselung schon 400 Hektar Ödland in reiches Wiesenland verwandelt hat. Das verbrauchte Wasser fließt wieder in die Ems zurück.

Die schönen, an der kanalisierten Ems gewonnenen Wiesen, auf denen glänzend genährte Pferde weiden, fallen vielfach auf; so bei dem mit hübscher Backsteinkirche geschmückten Lathen, vor dem wir links einen allerliebsten Eichenkamp passieren. Hinter Herbrum, bis wohin wir von Meppen ab auf der kanalisierten Ems fuhren, beginnt das eigentliche Emsfahrwasser, und zwar kommt zuerst die korrigierte, dann die freie Ems. Wohl hauptsächlich von Holländern wird der bisher etwas weltentrückte, Holland benachbarte Landstrich zwischen Lingen und Papenburg als „Muffrika" verspottet. Papenburg ist eine alte, sich jetzt wieder belebende Seestadt, bis zu der der eigentliche Seeschiffsverkehr, 64 Seemeilen von der Emsmündung entfernt, reicht. Mit staatlichem Zuschuß verbessert es seine Hafenanlagen und schafft vor allem eine größere Schleuse. Außerordentlich regsam ist die etwas weiter unterhalb gelegene zweite, noch ansehnlichere Seestadt Leer an der Leda, zwei Seemeilen an diesem Flüßchen aufwärts. Ein Ledaarm, der eine große Halbinsel umschließt, wird zu einem bedeutenden Hafen ausgestaltet.

Die Ems ist mittlerweile so breit geworden, daß dies für Kanalschiffe unter Umständen bedrohlich erscheint; nochmals zweigt sich daher der Kanal bei Oldersum als ein Seitenkanal ab, der endlich in den Binnenhafen von Emden mündet.

Emden, ehemals münsterisch, dann hamburgisch, hat harte Kämpfe um seine Existenz und Freiheit geführt, zumal gegen die ostfriesischen Grafen, Holländer und Spanier; die prächtige Waffensammlung in dem Renaissancebau des Rathauses legt Zeugnis von seiner kriegerischen Vergangenheit ab. Den ostfriesischen Grafen dann unterworfen, hat es diesen doch nie so recht zugehört, wohl aber schlugen die Herzen wärmer für Brandenburg, dessen Großer Kurfürst hier Fuß faßte und die Emdener Interessen, die sich seinen weitblickenden Kolonial- und Seemachtsbestrebungen einfügten, besser wahrzunehmen verstand. Die Neigung zu Brandenburg und dann zu Preußen hat sich erhalten, als Emden hannöversch wurde; erst Preußen nahm sich seiner wieder kräftiger an, bis ihm nun unter dem Deutschen Reiche und durch die Politik Kaiser Wilhelms II. eine neue Blüte beschert sein wird.

Im XVI. Jahrhundert wird das Auslaufen einer Handelsflotte von 600 Schiffen aus Emden erwähnt, im XVII. war es brandenburgischer Admiralitäts- und Kriegshafen. Die französische Kontinentalsperre im



Abb. 20. Straßenbild aus Emden mit Blick auf die hintere Seite des Rathauses.

Anfang des vorigen Jahrhunderts konnte ihm noch den Verlust von 278 wertvoll beladenen Schiffen in fremden Häfen eintragen. Das war der letzte Nackenschlag. Früher bespülte die Ems die Hafenmauern der Stadt, dann trat nach einem Nordwestdurchbruch zunehmende Verschlammung ein. Das heruntergekommene Landstädtchen Emden lag fünf bis sechs Kilometer landein von der Ems. Alle schwachen Versuche gegen die Versandung nutzten nicht viel. Heute führt sein Außenhafen vier Kilometer vom Weichbilde ab in die tiefe Ems, und auf dem zwischenliegenden aufgeschwemmten Lande erweitert sich jetzt die neue Stadt mit ihren großen Hafenanlagen. An den Außendeichen aber setzt sich wieder Land an, das abermals bis zur Arrondierung gewonnen wird; dann werden Natur und Menschen für Aufhaltung des tiefen vorüberströmenden Fahrwassers sorgen. Des viele Quadratmeilen sich weitenden Dollarts halber macht die Emsmündung bei Emden bereits einen seeartigen Eindruck, und man vergißt leicht, daß es von ihrem eigentlichen Mündungspunkt, als welchen der Seemann die Ansegelungstonnen der Flußmündungen betrachtet, noch 35 Seemeilen entfernt ist, etwas weniger als Bremerhaven, aber um die Hälfte mehr als Hamburg dem Meere nahe. Nach der Ostsee durch den Kaiser Wilhelm-Kanal gewinnt Emden gegen Rotterdam, Antwerpen und London über 22, gegen Newcastle fast sechs Stunden.

Die ehemalige holländische Anlage und Bewohnerschaft Emdens verleugnet sich auch heute noch nicht; es sieht dort wesentlich anders aus als in östlicheren deutschen Städten, selbst wenn die den Hamburger „Fleeten“ entsprechenden Kanäle durch Zuschüttung noch mehr verschwinden. Der Besuch der Stadt lohnt sich außerordentlich. Ein solches Bild, wie es das Rathaus und die anschließenden, nach venetianischer Art den Binnenhafen säumenden, altertümlichen Häuser gewähren, findet man so leicht nicht wieder. An manchen Punkten hat man noch heute das unverfälschte Niederland vor sich, und es gibt deren, wo die schönen Gärten und Wasserwege im Verein mit der traulichen Architektur Winkel schaffen, die an Unberührtheit und poetischem Reiz durch nichts anderes bei uns übertroffen werden könnten. Die Schmuckanlagen der von hohem Baumwuchs beschatteten, wasserumringten Wälle machen der Stadt die höchste Ehre; durch das schattige Gezweige weg blickt man dann über Gärten und üppiges Gemüseland in die von blanken Gräben durchfurchte, träumerische Marsch, in der die Gehöfte wie Laubinseln liegen, Mühlen sich drehen und weithin verstreutes Vieh in tiefem Grase beschaulich weidet, und wo man da und dort ein braunrotes Segel über den Rand des „Treckfiefs“ leuchten sieht.

Emden zählt 15000 überwiegend evangelische Einwohner. Hervorzuheben ist es noch als Station der Seekabel, infolgedessen es nach Berlin vielleicht das größte Tele-



Abb. 21. Der Abschluß des Emdener Binnenhafens am Rathause.
Aufnahme von H. Rohaupt in Emden.

graphenamt von Deutschland besitzt; auch eine größere Zahl englischer Telegraphenbeamte sind in Emden stationiert.

Der Hafen zerfällt in einen Binnen- und einen Außenhafen. Der Binnenhafen ist, von Ebbe und Flut unabhängig, in ein Hochwasserbassin verwandelt worden. Das Binnenfahrwasser ist 2400 Meter lang und wechselnd bis zu 160 Meter breit; Schiffe bis zu sechs Meter Tiefgang finden gute Liegeplätze, so daß zu gleicher Zeit fünfzehn große Seedampfer mit den Kanalschiffen in Verbindung gebracht werden können.



Abb. 22. Der Emdener Außenhafen.

An der inneren Ecke erkennen wir an zahlreich ankernden Fischloggern das Grundstück der „Ember Heringsfischerei", und schräg gegenüber, westlich, nachdem wir unter der Drehbrücke weg gefahren sind, ebenso das von Loggern besetzte Gestade der Heringsfischerei „Neptun". Erstere, die im letzten Jahre besonders gute Geschäfte machte, ist eine deutsche Gesellschaft. Der „Neptun" wurde von Holländern gegründet. Viele holländische Schiffer und Arbeiter finden durch sie und auch sonst Beschäftigung und haben sich in den Arbeiterstraßen Emdens angesiedelt.

Große Seeleichter und Schleppzüge, Dampfer verschiedener Gesellschaften verkünden ein neues Aufblühen, namentlich auch unter Anteilnahme Hamburgs.

Wir setzen unsere Fahrt fort. Links, am Königspolder, kommen wir wieder an einem Liegehafen vorbei, dann an dem sogenannten Zungenquai, an dem zu beiden Seiten Schiffe von elektrischen Kränen bedient werden, und auf dem ein großer Güterschuppen steht. Ein ansehnlicher englischer Dampfer und ein englischer Dreimaster sind dicht daneben mit Weizen beladen aus Amerika eingetroffen. Am Kaiser Wilhelms-Polder passieren wir nun drei schräg eingeschnittene städtische Stichhäfen. Am dritten befindet sich die großartige licht- und kraftspendende elektrische Centrale von Siemens & Halske, mit ihren durch zwei Stockwerke verteilten Akkumulatoren. Dem mittleren städtischen Hafen gegenüber, östlich am Königspolder, mündet der Dortmund-Ems-Kanal in den Binnenhafen; an den Lagerplätzen zu beiden Seiten seiner Mündung wird sich ein besonders eifriges Schaffen entwickeln.

Wir sind hinter der elektrischen Centrale vor dem doppelten Ausgang zum Außenhafen angelangt und lassen uns durch das rechte der beiden mächtigen Schleusenthore, die alte Nesserlander Schutzschleuse hindurchschleusen. Auf ihr befindet sich, dicht neben der Flaggenstange, das niedere, gemütliche Wirtshaus, vor dem die Emdener und auch die Lotsen so gern sitzen und zu der Ems hinaus schauen. Von seiner Höhe, an der wir unser Fahrzeug verlassen, blicken wir, von der Seebrise kräftig umweht, jetzt auch über den Außenhafen, der in seinem Werden noch lebhaft an den zweiten Teil des Faust gemahnt. Aber die Umrahmung ist doch schon ziemlich hergestellt.

Wir sehen auf ein 1400 Meter langes, 120 Meter breites, auf beiden Seiten von breiten Dämmen eingefaßtes Wasserbecken. Die Dämme laufen in Molen aus, deren Köpfe ein Leuchtfeuer krönt. Unserem Standpunkte zeigen sich die Leuchttürme weit, weit ab. Die Tiefe des Außenhafens beträgt am Anlegeplatz für die größten Schiffe zehn Meter unter Hochwasser. Schienenstränge gehen entlang, die durch einen

Hafenschirmdeich gedeckt werden, an dessen Krone die Springfluten wohl einmal reichen können. Rechts und links breiten sich dann die Wattflächen aus, Wasserspiegel bei Hochwasser, Schlickfelder bei Ebbe. Am westlichen Hafendamm wird auch das Empfangsgebäude für die Dampfschiffspassagiere errichtet; hier hat die Hamburger Amerikalinie einen Platz für ihre Oceanriesen erworben; hauptsächlich damit sie hier Kohlen nehmen sollen. Schon jetzt in seinem Werden bildet der Außenhafen ein belebtes Bild; an provisorischen Anlegestellen löschen Schiffe Baumaterial, Bagger arbeiten, die Dampframmen, namentlich am östlichen Damm fallen wuchtig auf lange Bäume, die sie bis zum Kopf tief in den Schlick hineinstampfen. — Von einem der starkgemauerten Molenköpfe, zuseiten eines Turmes blicken wir dann weit hinaus auf die graugelbe Ems, auf der so manches Segel gleitet, so manche Rauchsäule zieht. Die flatternden Möven vor uns netzen ihre Schwingen. Bei Ebbe heben sich da und dort niedere Schlickbänke aus dem Strom, zwischen denen das Fahrwasser sich windet. Gegenüber liegt Holland, liegt der Konkurrenzhafen Delfzyl. Delfzyl ist recht lebhaft, aber gegen die Emdener Einrichtungen wird es im großen Verkehr zurückbleiben. — Die gute Betonnung und Befeuerung der Emsmündung besorgen wir mit den Holländern gemeinsam. Nach den neuesten Baggerungen wird kein Nordseehafen besseren Zugang zur See besitzen als Emden.

Im Jahre 1901 soll der Außenhafen Emden verkehrsfertig werden.

Und mit diesem bewundernden Blick auf das neu ausgestattete alte Emden dürfen wir unsere Kanalreise schließen. Der Dortmund-Ems-Kanal für sich ist ein Torso, aber schon als solcher hat er seit seinem kurzen Bestehen ungemein erschließend und befruchtend gewirkt. Doch er wird kein Bruchstück bleiben und vereint mit dem gewaltigen Kanalnetz, das alle deutschen Ströme verbinden soll, nicht nur für Westdeutschland, sondern für das gesamte Vaterland so reichen Nutzen bringen, als nur je von ihm erwartet worden ist.



Erinnerung.

In meine Kammer braust das Wehr.
Die Nacht ist schwül, die Nacht ist lang. —
Da dröhnt es dumpf von ferne her
Wie Bechern und wie Burschensang.
Dazwischen rauscht's wie Seiden,
Wie Tänzerschritte durchs Gemach —
's sind meine toten Freuden.
Ich aber frag' nichts nach . . .

In meine Kammer braust das Wehr.
Die Nacht ist schwül, die Nacht ist lang. —
Sie kamen so von ferne her.
Daß keines bis ans Herz mir drang.
Was hab' ich noch gemeinsam
Mit dem, der dort den Tag vertollt?
Hier ward ich still und einsam
Und so hab' ich's gewollt.

In meine Kammer braust das Wehr.
Die Nacht ist schwül, die Nacht ist lang. —
Da tritt noch eine zu mir her
Mit feuchtem Blick und scheuem Gang.
In schlichtem Wollenkleide
Und bleibt ganz still am Thürlein stehn —
Auch eine tote Freude
Und doch nicht satt zu sehn!

In meine Kammer braust das Wehr.
Die Nacht ist schwül, die Nacht ist lang. —
Ich wollte, daß ich bei dir wär'
Und thät dir etwas doch zu Dank,
Die du mich nie geherzet!
Von soviel toter Fröhlichkeit,
Das einz'ge, das mich schmerzet,
Bleibst du in Ewigkeit! . . .

Georg Busse-Palma.





Studie zu einem Gemälde von Hans von Bartels „Mondnacht am Zuidersee.“



Die Trude.

Ein deutsches Märchen von

Helene Raff.

Festlich ruht die Flur im Mittagsbrand;
Aus der Kirche, nach empfangnem Segen,
Wandeln Beter heim auf allen Wegen,
Steif und schmuck im Feiertagsgewand. —
Durch die Felder hallt noch das Geläut
Zu den fernen Höfen, die verstreut
Zwischen Saatgewog und Rebgelände
Draußen liegen an des Dorfes Ende.

Und der reichste Hof im Lande schaut
Glänzend nieder von umbuschtem Hange,
Stattlich wie ein Herrenschloß gebaut
Und ein Stolz der Eigner — denn so lange
Axthieb hier und Sichelklang erschallt,
Ward vom Vater er vererbt dem Kinde.
Wie am Thor die hundertjähr'ge Linde,
Ist der Stamm des Bauern fest und alt! —
Doch des Stammes junger Sproß, der letzte,
Hat nach Weib und Erben nicht begehrt;
Keine Bauerntochter schien ihm wert,
Daß er sie dem Haus als Herrin setzte.

Drin im Erker lehnt er auf der Bank
Nach dem Hochamt, warm vom raschen Gange;
Straff sein Wuchs, die Glieder sehnig schlank,
Aber jugendweich die braune Wange,
Mild sein Auge unterm lichten Haar. —
Sieh! da naht sich des Gesindes Schar,
Tritt vor ihn mit trotzig finstren Mienen —
„Hausherr, hör', das sei dir nun geklagt:
So du willst, daß wir dir länger dienen,
Treib' von hinnen deine fremde Magd!" —

Ruhig spricht er, und sein Blick bleibt stät:
„Muß ich Euch gehorchen, wenn Ihr schmäht?
Willkür üb' ich nicht an einem Weibe —
Was denn that sie, daß ich sie vertreibe?" —

Und die ältste Magd hebt zürnend an:
„Herr, mich deucht, du mußt es selber merken —
Vom Gebet und allen frommen Werken
Sucht sie zu entwischen, wo sie kann.
Sammeln wir zum Engelgruß uns alle,
Noch zu schaffen macht sie sich im Stalle;
Hören Predigt wir und heil'ge Messen,
Auf den Gräbern weilt sie unterdessen.
Heute wieder schlich sie schweigend fort —
Gottlos ist sie. — Glaub' es unserm Wort!"

Drauf der Knechte einer nickt und spricht:
„Kräftig lieb' ich Dirnen mir und Frauen.
Doch die Kraft der Magd, die weckt mir Grauen;
Hexen kann sie! — Davon lass' ich nicht.
Leichten Griffs lupft sie die schwerste Bürde,
Unsern wilden Zuchtstier in der Hürde
Zwingt sie ganz allein — er folgt und zittert,
Weil solch Tier sogleich den Satan wittert."

Ängstlich drängt die Jungmagd sich hervor.
„Hausherr, seit die Fremde hier verweilet
Und mit mir die kleine Kammer teilet,
Schloß ich nachts kein Auge und kein Ohr.
Denn sie seufzt und stöhnt so schauerlich,
Leis vom Lager dann erhebt sie sich;
Bis zum Frührot — selbst in Sturm und Regen —
Weilt sie draußen auf verbotnen Wegen.
Was denn treibt sie in der Finsternis?
Buhlschaft oder Zauber? — eins gewiß!" —

Flücht'ge Röte färbt des Jünglings Stirne.
„Wenn in Wahrheit sich verging die Dirne,
Sich von Zucht und Sitte so verlor,
Ist der Heerweg breit und nah das Thor. —
Doch gesteh' sie selber, was sie that!
Heißt sie kommen!"
Die Gescholt'ne naht. —

Wie ein Blütenbaum aus ferner Zone,
Dessen Samenkorn der Wind verweht,
Prangend unter niedrem Holze steht,
Das nicht anreicht zu des Fremdlings Krone —
Also hold und seltsam scheint die Magd,
Wie sie hoch vor den Verklägern ragt
Mit des sonnengoldnen Haares Flimmer
Und des Auges bläulich grünem Schimmer.

Auf den Hausherrn schaut sie lang und voll,
Der ihr kündet, wes man sie verklagt,
Schlägt den Blick zu Boden dann verzagt,
Schmerz im Angesicht, doch keinen Groll;
Und erwartend horcht der Kreis ringsum —
Mit gesenktem Haupte bleibt sie stumm.

Rührung schleicht ins Herz dem jungen Bauern,
Und sein Zürnen löst sich in Bedauern;
Zu den andern spricht er schnell gefaßt:
„Sie verstummt vor Euch, weil Ihr sie haßt.

Ihrem Herrn wird sie gehorsam sein,
Wenn er lind sie fragt. — Laßt uns allein!“ —

Langsam folgen sie, nicht allzugern;
Und die Magd bleibt einsam bei dem Herrn.
Unbeweglich steht sie, wie gebannt,
Hat ihr Antlitz nicht zu ihm gewandt,
Hält die Hände fest vor sich verschränkt. —
„Mädchen,“ — fragt er — „sag' mir, was dich kränkt,
Vom Gebet dich auftreibt und vom Schlafe?
Deiner harrt kein Tadel, keine Strafe;
Drückt dich Schuld, mir darfst du's frei gesteh'n.“

Und sie spricht, im Auge trostlos' Fleh'n:
„All mein Elend, dir vertrau' ich's jetzt:
Keink Taufe hat mein Haupt genetzt,
Fremd ist mir so Messe wie Altar, —
Eine Trude war, die mich gebar.
Hat mich aufgesäugt in Wald und Wind,
Hat der Hölle mich gelobt als Kind.
Nächtlich schlüpfte sie in manch ein Haus,
Sog den Schlafenden den Odem aus,
Lag auf ihrem Herzen bleiern schwer. —
Eines Morgens fand ich sie nicht mehr.
Hab' nach ihr gesucht von Ort zu Ort —
Wo ich Einkehr hielt, schalt man mich fort;
Du nur gabst ein Obdach meinem Gram,
Als ich matt zu deiner Thüre kam. —
Doch der Böse läßt mich nimmer ruhn,
Will, ich soll wie meine Mutter thun:
Wenn im Schlummer alles liegt zur Nacht,
Faßt es mich mit grauenvoller Macht,
Und mein Mund verlechzt, mein Leib erbebt —
Drücken, würgen möcht' ich, was da lebt!
Zwar bis heute kämpft' ich, litt und rang,
Daß den Dämon ich in mir bezwang;
Aber fühl' ich, daß mein Wille schwach,
Dann verlass' ich Lager und Gemach,
Fernhin flieh' ich von der Schläfer Kammern,
Um im Wald die Bäume zu umklammern.
Meine Glieder preff' ich an den Schaft,
Bis die Trudengier in mir erschlafft;
Heim dann schleich' ich, kraftlos und gebrochen. —
Sieh, nun hab' ich Wahrheit dir gesprochen.“ —

Atemlos lauscht er der blassen Maid. —
Wie so schön ist sie trotz Fluch und Leid! —
„Mädchen, da du schuldlos lebst im Bann,
Sag mir, ob dich nichts erretten kann?“ —

Lange stockt sie, eh die Antwort klingt:
„Eines ist, das mir Erlösung bringt;
Von der dunklen Macht, der ich geweiht,
Werd' ich losgekauft und bin befreit,
Opfr' ich einmal ihr ein blühend Leben,
Das als frei Geschenk mir ward gegeben. —
Solcher Preis! Mich müßt' er ewig grämen,
Aber kaum kann ich mich selbst noch zähmen,
Wenn der wilde Drang sich stets erneut.
Kennst du andre Rettung, die sich beut?
Sprich, und heißen Dank will ich dir sagen. —
Doch ich weiß: du wirst mich nun verjagen!“ —

Aber heftig faßt er ihre Hände.
„Bange nicht, daß ich dich von mir sende,“
Spricht er leis, und seine Wangen brennen —
„Andre Lösung weiß ich dir zu nennen.
Wenn ein Christ dich gläubig liebend kürt,
Als sein Weib dich zum Altare führt,
Hat an dir der Böse nicht mehr teil,
Und dein Heil wird deines Gatten Heil. —
Ich bin stark und weiß mein Gut zu hüten,
Fürchte nicht der Unterird'schen Wüten,
Will dein Schützer sein, so dort als hier,
Will nicht selig sein, wenn nicht mit dir.
Denk' mir nicht an Scheiden! — Liebste, bleib —
Nimm dahin, was mein ist! Sei mein Weib!“

Schauernd, stammelnd wehrt sie seinen Küssen,
Wehrt umsonst und fühlt ein wahllos Müssen,
Gibt der süßen Hoffnung zagend Raum. —
„Ist solch Mitleid möglich? Ist's kein Traum?
O du Güt'ger, den mein Los nicht schreckt!
Liebster du, der mich zum Glück erweckt!
Dienen dir, wie noch kein Weib dem Mann,
Will ich, wenn ich mich zurückgewann!“ —

Und geschmückte Hochzeitsboten ritten
Bald ins Land, die Gäste herzubitten.
Die's vernahmen, staunten ob dem Bunde,
Und ein Raunen ging von Mund zu Munde:
„Scham und Schande bringt ihm seine Glut!
Wär' kein Fräulein doch für ihn zu gut,
Und behext hat ihn die rote Fremde,
Seine Magd! — Sie sollt' im Büßerhemde
Auf den Holzstoß wahrlich eher steigen,
Als voraufgehn ihrem Hochzeitsreigen.“ —
Schlimmer Wunsch erklang von manchen Lippen,
Grollend blieben fern des Bräut'gams Sippen,
Schel und düster sah sein Hausgesind'. —
Doch das Paar macht Wonne taub und blind. —
Nach der Kirche wallt der Hochzeitszug;
Keine Jungfraun oder Kinder streuten
Blumen auf den Pfad, die Glück bedeuten,
Nur schaulust'gen Volkes war genug.
Ein Gemurmel hub sich auf der Bahn,
Wo die Gaffenden das Paar ersahn —
Doch es wird kein Schelt- noch Drohwort laut:
Allzu herrlich ist die bleiche Braut. —
Goldig in der Hochzeitskerzen Glanz
Funkelt am Altare die Monstranz,
Und das Mädchen zittert und will fliehn,
Aber sanft zwingt sie der Mann, zu knien;
Scheu sich neigend, kniet sie abgewendet,
Als der Priester ihr den Segen spendet.

Und ihr Gatte küßt sie unterm Kranz,
Und er zieht sie eng an seine Seite;
Ausgelassen jauchzt das Festgeleite,
Drängt zur Schenke hin, zu Wein und Tanz.
Wenn die Alten schelten auch und höhnen
Ob dem Paar, das ungleich sich gesellt,
Doch der jungen Burschen muntre Welt
Zecht aufs Wohl der neuvermählten Schönen.
Manch ein Trinkspruch, manch ein kecker Reim
Folgt den Gatten in ihr friedlich Heim. —

Still ist's unterm grünbewachsnen Dach,
Durch die Nachtluft nur ein einzig Mal
Bebt ein Seufzer, wie voll banger Qual,
Aus dem heimlich dunklen Brautgemach. —

Hoch und höher ist der Tag gestiegen —
Kann sein Strahl nicht die Verbundnen wecken?
Will das Paar noch lang im Schlummer liegen?
Und man harrt mit Kichern und mit Necken.
Endlich stößt der ungeduld'ge Hauf
Sacht am Fensterlein den Laden auf —
Einer späht geschärften Blicks hinein:
In der Kammer dämmrigem Bereiche
Schlummert noch der Bräutigam allein;
Traumhaft lächelnd ruht er — doch als Leiche. —
Und der Späher ruft und lärmt erschrocken,
Und von allen Enden strömt's herbei,
Doch den Toten weckt kein Angstgeschrei. —
Nur ein Strähnlein rötlich goldner Locken
Fand man fest um seine Hand gewunden —
Und die junge Gattin war verschwunden.

Die beim Tranzug erst gefolgt dem Paare,
Folgten jetzo des Entseelten Bahre;
Viel beweint ward er und viel geflucht,
Als die ernste Feier war beendet,
Auf die Teufelin, die ihn verblendet,
Die umsonst der Sippen Rache sucht —
Bis die Nacht den Schwarm nach Hause trieb
Und das frische Grab verlassen blieb.

Überm Grabe scheint der Mond so klar,
Duftet Rosmarin und blasser Flieder;
Auf dem Hügel mit zerrauftem Haar
Wirft ein Weib in wildem Weh sich nieder.
Ihre Finger wühlen in den Grund,
Ihre Augen sind von Thränen wund. —

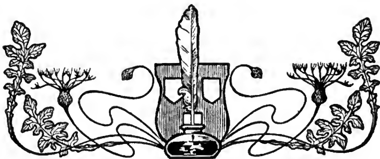
„Der du Heil und Liebe mir geboten,
Den mein Kuß gebettet zu den Toten,
Nie mehr kann dein Blick, dein Wort mich trösten —
Ach, verzeihst du der durch dich Erlösten?!
Liebster, nein, ich hab' es nicht vollbracht —
Stärker war denn ich die grause Macht.
O der Glut, womit ich dich umfing,
Als ich tötend dir am Halse hing!
O des Schicksals, das dein Herz gelenkt,
Da du dich als Opfer mir geschenkt! —
Frei doch bin ich nun an Seel' und Leib,
Keine Trude — nur dein elend Weib;
Und von dir heisch' ich die letzte Gabe:
Gönne mir den Platz in deinem Grabe!" —

Nach dem Hahnenschrei, bei Morgengrauen,
Kam der Totengräber, nachzuschauen,
Schrak zusammen, als er jene fand,
Feucht vom Nachttau Locken und Gewand.
Ohne Laut und ohne sich zu regen,
Lag sie da, wie sie die Nacht gelegen,
Auf der Brust drei Tröpflein blutigrot;
Und ihr Blick war starr — und sie war tot. —

Doch der Alte, der sie oft gesehn
Einsam weinend unter Gräbern stehn,
Wenn zur Kirche hin die andern schritten,
Fühlt' in seiner Brust, was sie gelitten.
Und er trug erbarmungsvolle Scheu,
Von dem Liebsten sie zu scheiden wieder;
In ein Linnen hüllt' er ihre Glieder,
Und die Erde lockert' er aufs neu.
Schnell und heimlich, noch vor Tagesschein,
Grub er sie bei ihrem Gatten ein,
Eh' der Haß der Dörfler sie gewahre
Und der Toten Unbill widerfahre. —

Wo des Weibes Leben einst entfloh'n,
Sproßte jährlich üppig roter Mohn,
Schloß den Hügel ein mit Märchenpracht,
Da des Paares kaum noch ward gedacht.
Und es starben hin, die sie gekannt —
Und vom Blitzstrahl nächt'ger Weil' verbrannt
Ward der reiche Hof samt aller Habe;
Selbst sein Name tönt den Enkeln nimmer. —
Nur der feuerfarbne Mohn am Grabe
Leuchtet noch in wundersamem Schimmer!





Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Es gibt zwei Dinge, die mit ebensoviel Eifer erstrebt wie verlästert werden. Das Geld und die Großstadt. Von allen Großstädten aber ist Berlin die meistgeschmähte, geschmäht nicht von Fremdlingen und Ausländern, sondern von den Kindern des Reichs. Unter diesen weiß ich einen Volksvertreter, der stets von neuem seinen Aufenthalt in der Reichshauptstadt nach Kräften ausnutzt, das will sagen, keinen der Residenzgenüsse ungekostet läßt; am Ende jeden Aufenthalts aber schwört er, daß er all den faulen Zauber gründlich satt habe. „Es ist doch ein gottverlassenes Nest, und ich bin froh, daß ich mit heiler Haut wieder herauskomme.“ Das sind Lästerungen, wie sie jeder Katzenjammer nach jedem Rausch erzeugt. Ernster gemeint sind jene Liebesäußerungen, die der unverwüstliche Partikularismus unserer Volksgenossen zu Tage fördert und die da gipfeln in dem anmutigen Bilde vom „Wasserkopf des Reichs“. Noch immer ist die Vorstellung, daß es neben den alten Kulturcentren München, Schleiz, Dresden, Weimar, Bückeburg eine Art Obercentrale geben soll, zahlreichen Denkern zwischen Nordseestrand und Alpenwand nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Von verwandter Art scheint die Abneigung zu sein, die in einer Schrift Fritz Lienhards, betitelt „Die Vorherrschaft Berlins“ zum Ausdruck kommt. Das ist jedoch nur Schein. Was der Partikularismus an Berlin zu mäkeln hat, das entstammt fast durchweg aus traditionellen, aber vielfach unklaren und haltlosen Gefühlsstimmungen. Bei Lienhard dagegen findet sich nichts von Engherzigkeit und Beschränktheit, sein Angriff ist durch rein ideale Beweggründe bestimmt und mit blanken Waffen durchgeführt. Er erhebt gegen Berlin vor allem den Vorwurf, daß es auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur einen ebenso despotischen wie bedenklichen Einfluß ausübe. Wie er schreibt, wird durch den geschäftlichen Aufschwung Berlins „der Geist einer steten und innerlichen Entwickelung deutscher Kunst und Litteratur“ vergewaltigt und verwirrt. An anderer Stelle meint er: „Was die Nerven der Premierenbesucher Berlins reizt und anregt, das ist schwerlich, die richtige Seelenkost für das Volkstum der gelasseneren deutschen Landschaft.“ Ohne Zweifel berührt Lienhard hier einen wunden Punkt. In einer Weltstadt gestaltet sich der Wettbewerb der Künstler leicht zu einer wahren Jagd nach Erfolg und gegenseitiger Übertrumpfung. Das Großstadtpublikum, an eine stete Fülle von Reizen und Genüssen gewöhnt, verlangt nach immer neueren und immer stärkeren Überraschungen. So erhält das künstlerische Schaffen vielfach einen Zug des Nervösen, Aufdringlichen und Überhitzten; der Künstler wird von dem allgemeinen Genußfieber mit ergriffen, er will nicht nur Gunst, sondern auch Verdienst, und zwar reichlichen, um eine Rolle im Gesellschaftsleben spielen zu können; damit dringt aber zu allem übrigen ein wüster Geschäftsgeist in das Kunst- und Litteraturwesen ein. Aus dem Tempel wird eine Markthalle. Bedauerlich sind diese Erscheinungen gewiß. Aber eine Abhilfe ist schwer möglich; die einzig gründliche wäre nur mit der Vernichtung der Weltstädte selbst gegeben. Und dabei fragt es sich noch, ob nicht den verderblichen Wirkungen der großen Völkercentren ihr fördernder Einfluß die Wagschale hält. Eine nachdenkliche Thatsache ist es jedenfalls, daß in den verschiedensten Ländern und bei den verschiedensten Völkern die höchste Entwickelung von Kunst und Litteratur an die großen Städte gebunden erscheint. In Athen schufen Phidias, Praxiteles, Polygnot, und das griechische Drama gelangte dort zu seiner Blüte. Für die Geschichte der römischen Kunst und Litteratur gibt die Tiberstadt so gut wie ausschließlich den Schauplatz ab. Florenz hat seinen Dante und seinen Michelangelo, Madrid seinen Calderon und Velasquez. In London dichteten Shakespeare und Milton, Wien sah Mozarts, Beethovens, Grillparzers Meisterwerke entstehen. Das Genie weiß offenbar aus jedem Boden die rechten Kräfte zu ziehen und über alle Verderblichkeiten zu triumphieren. Weiterhin aber ist Lienhard gegenüber noch eine andere Thatsache hervorzuheben. Da, wo er den nachteiligen Einfluß Berlins näher darlegt, hat er fast einzig und allein die Bühne

im Sinne. Nur von ihr gilt in der That, daß sie überall im Reiche von Berlin aus regiert und ziemlich tyrannisch regiert wird. Im übrigen jedoch entfaltet sich die deutsche Litteratur in voller Freiheit; auf dem Gebiet der Erzählung wie auf dem der Lyrik ist von weltstädtischer Bevormundung wenig bemerkbar. Scheffel, Keller, K. F. Meyer, Jensen, Liliencron, Falke und andere mehr sind weitab von Berlin zur Bedeutung gelangt; die Reichshauptstadt hat diesen Namen nur sehr wenige ebenbürtige entgegenzustellen. Viel ersprießlicher als die Bekämpfung Berlins wirken fraglos die positiven Ausführungen der Lienhardschen Flugschrift, die Abschnitte, in denen er der Weltstadtkunst die deutsche Landschaftskunst entgegenstellt. Über das Wesen dieser Kunst heißt es in der Schrift: „Die Landschaftslitteratur von heute, oder auch die Heimatkunst, kann nicht ohne weiteres mit der alten Dorfgeschichte partikularistischer Tage gleichbedeutend sein. Wir wollen durchaus keinem Partikularismus, jetzt, an der Jahrhundertwende, das Wort reden. Aber das Stammesbewußtsein eines ins große Reich bewußt eingegliederten Reichsbürgers braucht auch in den Tagen des Weltverkehrs noch lange nicht aufzuhören. Es gibt da zwei Grade des Empfindens. Der naive Natursohn, der nie über sein Dorf im Waldwinkel hinausgekommen, der verwachsen ist mit Scholle und Hof, mit Wald und Busch und Heide, wird mit einfältiger Selbstverständlichkeit an seinem Fleck Erde hangen, solange kein Schall von draußen in seine Welt entscheidend hereinklang. Dann kann eine Zeit der Wanderlust, des Herabsehens auf sein Dörfchen kommen. Neue große Eindrücke schlagen über dem Wanderburschen zusammen: die aufrüttelnde Stimmung des Weltverkehrs, des Meeres, des Hochgebirgs, fremder Sprachen, fremder Sitten nehmen seine ganze Fassungskraft in Anspruch. Nach und nach aber wird er dieser Eindrücke Herr, sichtet und ordnet den eingeheimsten Vollast, vergleicht mit seiner Waldstille und kommt endlich, bereichert und beruhigt, als der Alte und doch ein anderer, auf seinen heimatlichen Fleck zurück. Jetzt wird er mit neuer, bewußter, geläuterter Liebe aufs neue Freund und Sohn seiner Heimat, seiner kleinen Pflicht: er hat vergleichen gelernt, er hat sein Flecken eingliedern gelernt ins große Reichs-Ganze, er hat auch seine kleine Pflicht eingegliedert ins Welt-Ganze. Er ist nun wieder ‚Partikularist', das heißt aber hier: bewußter Freund seiner besonderen Heimat, und ist doch zugleich vortrefflicher Reichsbürger; er ist nun guter Deutscher und ist doch zugleich unbefangener Beurteiler der Eigenart anderer Völker, wenn man also will: Weltbürger."

Wie man sieht, faßt Lienhard den Begriff Landschafts- und Heimatskunst so weit wie möglich; man kann alles echt Nationale, aber auch alles echt Menschliche unterbringen. Schon früher habe ich mich an dieser Stelle mit der Künstlergruppe beschäftigt, die sich die Losung „Heimatkunst" erkoren hat. Ihre Bestrebungen sind ein natürlicher Gegenschlag gegenüber der Entwickelung, wie sie unsere Litteratur in der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts genommen hat. Zwei Jahrzehnte hindurch hat der Naturalismus auch im deutschen Kunstleben nicht die Alleinherrschaft, aber doch die Vorherrschaft gehabt. Als ein fremdes Gewächs war er in unseren Boden verpflanzt worden, und Ausländer wie Zola und Dostojewski, Tolstoi und Ibsen wurden die Meister und Vorbilder der litterarischen Jugend. Die naturalistische Dichtung trug jedoch nicht nur ein internationales Gepräge, sie nahm auch technisch wie stofflich einen sehr einseitigen Charakter an. Ihrem Inhalt nach bewegte sie sich mit Vorliebe in der dumpfen Enge bedrückter socialer Verhältnisse, das Krankhafte, Düstere, Peinliche suchte sie lieber auf, als das Gesunde und Sonnige. Technisch ging sie aber mehr auf kleinliche Genauigkeit in der Wiedergabe des Alltäglichen, auf formelle Tifteleien und Feinheiten aus, als auf ein großzügiges Schaffen breiten und kraftvollen Stils. Diese Kunstweise hatte ihre Bedeutung, doch auf die Dauer konnte sie nicht befriedigen; sie weckte geradezu das Sehnen nach einer helleren und größeren Kunst, nach einer Kunst voll Licht und Farbe, nach einer Poesie der Ideen und Ideale. Dieses Sehnen wird durch die neue Heimatskunst zum Teil erfüllt, es würde durch sie in jeder Hinsicht erfüllt werden, wenn die Heimatskunst in der That, wie ihre Verkünder versichern, nicht nur eine internationale, sondern auch eine Menschheitspoesie ins Leben rufen würde, wenn sie nicht nur das Empfindungsleben befruchtete, sondern auch die höchsten Ideen umspannte. Vorläufig aber ist diese Verkündung im wesentlichen noch Verkündung; noch entsprechen ihr die Leistungen nicht, noch wirkt sie vorzugsweise durch erquickliche Frische und Gesundheit, aber nicht durch Größe.

Fritz Lienhard nimmt unter den Heimatskünstlern, wie mir scheint, den ersten Rang ein. Er ist nicht nur der beredteste Prophet der neuen Bewegung, sondern auch als Schaffender ihr gewinnendster Vertreter. Eine ganze Garbe von Dichtungen hat er neuerdings auf einmal vor uns hingestellt; das dreiaktige Lustspiel „Münchhausen", das einaktige Schelmenspiel „Der Fremde", das Trauerspiel „König Arthur" und die Frühlingsdichtung „Die Schildbürger". All diese Werke sind in dem regsamen Heimatverlag von G. H. Meyer (Berlin und Leipzig) erschienen. In ihnen allen überwiegt das Empfindungselement, ein ebenso quellfrisches wie inniges und kerndeutsches Empfinden. Eine Reihe von Einzelheiten bezeugt, daß Lienhard des dramatischen und epischen Tones wohl mächtig ist, aber seine Stärke liegt doch in der Lyrik; sie überrankt und überwuchert den Dialog, wie die Erzählung. Eine Lyrik, so licht, so blütenreich, so lebensprühend wie eine Waldlichtung, in der sich Nelken- und Glockenblumen, Heckenrosen und Brombeergebüsch kraus und bunt aneinander drängen. Ideell umspannen die Dichtungen keine höchsten Geistesprobleme, aber sie sind von Ethik erfüllt, von einer eigenartigen, tiefdringenden und feinsinnigen Ethik. Hier und da freilich tritt sie allzu sehr in den Vordergrund, die Menschen scheinen nur da zu sein, um ethische Gedanken zu verkörpern. Dieser Zug macht sich am stärksten in dem Trauerspiel geltend, das im übrigen unter den vier Werken die hervorragendste Stelle ein-

nimmt und zweifellos zu den anziehendsten und bedeutendsten Erscheinungen unserer neueren Dramendichtung gehört. Aus der deutschen Sagendichtung wählt Lienhard am liebsten seine Stoffe; und er thut gut daran, denn noch immer sind hier herrliche Schätze zu heben oder neu zu verwerten. Den alten Geschichten sucht der Dichter einen neuen, besonderen Sinn abzugewinnen und ihre Gestalten ethisch zu verklären. Unleugbar empfangen die Sagen dadurch für den modernen Geistesmenschen einen erhöhten Reiz, auf der anderen Seite aber erleiden ihre Helden an Urwüchsigkeit und Blutfrische merkliche Einbuße. Im „König Arthur“ behandelt Lienhard den bekannten keltischen Stoff, der neben der Karlssage von den Dichtern des Mittelalters am meisten bearbeitet worden ist. Lienhard hält sich an die ursprünglichen Grundlinien, an den geschichtlichen Kern des Stoffes und läßt die späteren Erweiterungen, wie sie in den Geschichten von der Tafelrunde und vom Gral enthalten sind, unbeachtet. König Arthur sieht bereits auf ein langes Leben zurück. Er hat in zahlreichen Kämpfen die Sachsen, die von Norden her immer wieder in Britannien einfallen, besiegt. Jetzt aber ist der König in jenes Alter gelangt, in dem bei feineren Naturen der Drang nach Ruhm und äußerer Macht erlischt; außerdem ist er durch die Bekehrung zum Christentum in ein ganz neues Verhältnis zur Welt und zu den Menschen gelangt. So faßt er denn den Plan, die Sachsen, die trotz aller Niederlagen nicht dauernd eingeschüchtert sind, künftig durch Milde und Friedfertigkeit zu gewinnen und zu versöhnen, um sie nach und nach mit den Kelten zu einem Volke zu verschmelzen. Diese Absicht des gereiften Weisen findet natürlich weder hüben noch drüben, weder bei der Masse der Britannier noch dem Troß der Sachsen Verständnis. Am schärfsten wird sie von dem treuesten Anhänger des Königs, dem heißblütigen Barden Merlin, bekämpft. Um so schärfer, als Merlin eben das Mittel gefunden zu haben glaubt, das ihm einen endgültigen Triumph über die fremden Eindringlinge verbürgt. Bisher hielten sich die schottischen Hochländer in partikularistischer Absonderung dem Könige fern, sie ließen ihn in seinen Kämpfen entweder ganz im Stich oder bekämpften den Feind auf eigne Faust. Merlin ist überzeugt, daß Britannien unüberwindlich sei, wenn das Hochland sich fest mit dem Niederland verbünde. Um diesen Zweck zu erreichen, stiftet er eine Ehe zwischen Ginevra, einer Fürstin Schottlands, und König Arthur; er selbst liebt die Maid, seine Jugendgespielin, seit langen Tagen, aber er entsagt um des Landes willen. Es ist etwas Unnatürliches in dem Bündnis zwischen dem jungen lebenslustigen Mädchen und dem greisen König, dem das Erdensein nichts mehr zu bieten hat. Diese Unnatur wird den Plänen Mertins zum Verhängnis, statt das Land zu sichern, führt er gerade durch sein Werk das Verderben herbei. Ginevra lernt am Hofe des Königs den Herzog Mordred kennen, einen jungen Streiter, der ebenso tapfer und galant wie verschlagen und ehrgeizig ist. Seiner berückenden Art fällt es leicht, die Königin zu verführen, so daß sie über ihrer Liebe alles andere, Ehre und Würde in den Wind schlägt. Zu spät erfährt Merlin von dem ehebrecherischen Verhältnis. In wildem Grimme eilt er zu dem König und klärt ihn auf. Der aber bleibt lange starr und stumm, und als er endlich aufbraust, wendet er sich nicht gegen das verbrecherische Paar, sondern gegen Merlin und treibt ihn wie einen Wahnsinnigen von sich. Längst hat der König gemerkt, was vorgeht, doch er durchschaute zu tief den Zusammenhang der Dinge, um sich zu eifersüchtiger Wut erregen zu können. Ihm liegt vor allem sein großes Friedenswerk am Herzen, und dazu kann er des Herzogs Mordred nicht entbehren; so sieht er über die Schuld des Frevlers hinweg und verstößt statt seiner den treuen Freund, der ihm durch sein Ungestüm seine Cirkel stört. Wenn aber König Arthur den Glauben hegt, durch das Vertrauen, das er nach wie vor dem Herzog bezeugt, diesen Mann zu beschämen und ihn neu an sich zu fesseln, so täuscht er sich. So groß fühlt Mordred nicht. Er selbst strebt nach der Krone, und in der Milde Arthurs sieht er nur Schwäche, die ihm unköniglich dünkt. Verräterisch ruft er die Sachsen ins Land, um mit ihrer Hilfe seine Pläne durchzuführen. Bei Ginevra aber erreicht der König, worauf er vergeblich bei Mordred hoffte. Sie fühlt sich von der Hochherzigkeit Arthurs überwältigt, und reumütig bekennt sie ihre Schuld; der Herzog hat alle Macht über sie verloren. Und als der Feind über die Grenzen hereinbricht besiegelte sie ihr Treuegelöbnis mit dem Tode; sie stirbt in der Schlacht gemeinsam mit ihrem König. Die Gesinnung, von der das Drama durchweht ist, wirkt nicht ganz so gewinnend, wie sie ihrem Wesen nach eigentlich sollte; sie hat einen Zug des Erkünstelten, Unnatürlichen, weil sie für die Zeit und die Menschen, wie sie Lienhard in allem übrigen schildert, denn doch zu hoch und zu reif erscheint. In technischer Hinsicht macht das Werk keinen in vollem Sinne einheitlichen Eindruck; durch die Fülle der Gestalten, die faßt in gleichem Maße das Interesse in Anspruch nehmen, wirkt die Dichtung hier und da ein wenig zerstreuend. Das sind aber Bedenken, die der Bedeutung des Dramas in seiner Ganzheit keinen Eintrag thun. Die Charakteristik hat im allgemeinen einen großen Zug, die Sprache ist, von einzelnen geschraubten Stellen abgesehen, voll Farbe, Kraft und Poesie, und die Handlung schreitet, trotzdem sich das Lyrische bisweilen zu sehr vordrängt, mächtig und packend vorwärts. Die Bühne würde in der Dichtung ein Werk gewinnen, das gegenüber der Masse des Alltäglichen und Trivialen endlich wieder einmal, ohne irgendwie zu altertümeln, eine volle Erhebung ins historisch Große, ins künstlerisch Ideale bedeuten würde. An der Wirkung läßt sich kaum zweifeln; höchstens könnten die Scenen, in denen das kindliche Paar Jung-Owen und Viviane sich tummeln, stark gekürzt werden; diese kindliche Naivetät ist ja bei einem Teile des Publikums sehr beliebt, aber für den reiferen Geschmack nimmt sie gerade auf der Bühne sich etwas unerquicklich, weil zu aufdringlich, aus.

Rein stofflich betrachtet, hat Lienhard, als er den großen Aufschneider Münchhausen zum Helden erkor, noch einen besseren Griff gethan,

als mit der Wahl des alten Keltenkönigs. Und sicherlich hat er ein Lustspiel zustande gebracht, das geistig und künstlerisch den Durchschnitt unserer heutigen Lustspiellitteratur unendlich überragt. Aber ausgeschöpft hat er den Humor des Stoffes nicht, ja, er geht eigentlich ganz daran vorbei. Sein Münchhausen ist ein wesentlich anderer Mensch, als der tolle Freiherr der Sage. Lienhard bemüht sich auch in diesem Werk, die überlieferte Gestalt ethisch zu vertiefen. Zu diesem Zweck bietet ihm das Volksbuch wenig Anhalt; er macht sich daher eine eigne Erfindung zurecht, die den Schalk in ganz neuem Lichte erscheinen läßt. Lienhards Münchhausen verhält sich zu dem der Sage, wie etwa der alte zum jungen Goethe. Ein reifer, abgeklärter, überlegener Geist, triumphiert er schließlich mit Schalkheit und Weisheit über die kleinen Bosheiten des Schicksals wie die der Menschen. Diejenigen, die ihn zum Narren haben wollen, erscheinen zu guterletzt selbst genarrt. Das Lustspiel ist reich an allerlei feinen Zügen in der Charakteristik wie im Dialog. Aber daß sich die Handlung in der Hauptsache um nichts als einen Maskenscherz dreht, läßt eine höchste Befriedigung nicht aufkommen; die Gestalt ist zu bedeutend für den Stoff, man hätte ihn gern lebensreicher und lebenswichtiger gewünscht. Bemerkenswert erscheint es, daß Lienhard in seinem Trauerspiel und seinem Lustspiel die gleichen Sagenkreise behandelt, wie Karl Immermann in seinem „Münchhausen“ und seinem „Merlin“. Immermann umspannt einen weiteren geistigen Horizont, er sucht alle menschlichen Höhen und Abgründe zu umfassen, ohne daß seinem Ringen künstlerisch der letzte Erfolg, die Vollendung beschieden ist. Lienhard ist innerlicher, er geht mehr in die Tiefe als in die Weite, und er strebt, ein engeres Gebiet, dies aber nach jeder Richtung hin, zu bemeistern. Bei Immermann merkt man immer wieder, daß seine Dichtungen einer Zeit nationaler Gärung und Zerrissenheit entstammen; aus Lienhards Werken klingt hell und harmonisch die Weise nationaler Befriedigung und Zuversicht ... Auch in dem Einakter „Der Fremde“ steht im Mittelpunkt eine volkstümliche Gestalt, und zwar niemand anders als Till Eulenspiegel. Till spielt den Heiratsstifter und kommt bei seinem Bemühen selbst zu einem Kuß. Das Scherzspiel ist anziehend durchgeführt, und dem Humor fehlt es nicht an einem ernsten, bedeutsamen Sinn; größere Ansprüche erhebt die Kleinigkeit natürlich nicht.

Was von Lienhards „Münchhausen“ gesagt ist, gilt im wesentlichen auch von der episch-lyrischen Versdichtung „Die Schildbürger“. Auch hier gibt das alte Volksbuch nur ein paar Balken zum Gerüst der Dichtung her; in Stil, Haltung und Sinn trägt die letztere ein ganz anderes Gepräge als die Sage. Hier urwüchsige Derbheit und Spottlust, dort Zartheit und idyllisches Behagen. Lienhards Schilda bildet einen lichten Gegensatz zu den Stätten der überreifen Kultur; es liegt dem Dichter daran, Menschen zu schildern, die in schlichter Einfachheit, in frommer Genügsamkeit und Natürlichkeit ihre Tage leben, unberührt von dem Trachten und Lärm der großen Welt, — Menschen der Natur und nicht der Bücher und Zeitungen, Menschen der Stille und nicht der Politik und Geschäftshetze. Ohne Mauern liegt das Städtchen da, gleich seinen Feldern nur von einem grünbewachsenen Zaun umschlossen. In ruhiger Gelassenheit, in harmloser Fröhlichkeit verbringen die Einwohner ihr Dasein, das sich kaum von dem ihrer Kühe und Gänse unterscheidet; mit Gelehrsamkeit plagen sie sich nicht ab, aber dafür haben sie es auch noch nicht zum Bedürfnis eines Richters oder Schultheißen gebracht. Der Vergnügteste von allen ist zugleich der Dümmste. Aber er ahnt von seiner Einfalt nichts, und sie macht ihm deshalb keine Sorgen. Er hat überhaupt keine Sorgen, der Schäfer Klaus, er findet die Welt, wie sie ist, vollkommen, und was sie ihm beschert, wenig oder viel, beglückt ihn.

Der Hirte Klaus saß dankbar unterm Kirschbaum.
Er war der Ärmste dieser Bauernstadt,
Und war doch unter soviel guten Herzen
Das allerbeste; unter soviel Frohen
War er der Fröhlichste, und — daß ich's sage —
Und auch an Einfalt übertraf er alle.
Wie lachte breit sein allzu offner Mund!
Und hing nicht eine Blüte an dem Blondhaar,
Das aus der Mütze auf die Schulter fiel?
Die Nase guckte, etwas aufgebogen,
Zu guten Augen auf, und drollig lugten
Die Hasenohren aus dem Schwall der Haare.
Die Arme hielt er auf zerjuckten Knieen,
Den Weidenast zerzupfend, draus er sich
Mit schlichten Künsten die Schalmei gedreht.
Und zeitweis, ohne Anlaß, wie der Buchfink,
Der droben plötzlich seinen Triller schlug,
Fing er ein unmelodisch Jodeln an,
Das hallend über Feld und Wege ging ...

Und ganz wie der Schäfer ist auch seine Schäferin, die holde Hilda. Eines Tages kommt aber doch einige Unruhe in das Leben der beiden. Der Kaiser, der sich lange Zeit hindurch in Bücher und Pergamente vergraben hat, wird mit einemmal der Scharteken müde und sehnt sich nach frischem, ungekünsteltem Leben. Das findet er, wie er weiß, nirgends besser als in dem getreuen Schilda, und so beschließt er, dorthin zu wallen und sich von allem Regieren und Studieren gründlich zu erholen. Ein Herold überbringt dem Städtchen die Botschaft und verliest einen Brief des Kaisers, in dem es heißt:

Schildbürger! Vernehmt nun, was mein Wille!
Mich dünkt, in Deutschland warte der Mai,
Daß er ein edles Freuen sei
Für Arm und Reich, für Nord und Süd,
So weit und innig Deutschland blüht.
Drum will ich in Schildas traulicher Stille
Aufatmen von frostiger Kopfquälerei.
Und da sie mir sagten, ihr wäret so weise,
So hab' ich gesonnen mit lächelndem Fleiße,
Und habe gefunden der Fragen drei —
Nun ratet, Bürger, was das sei!
Zum ersten: Ihr sollt nicht gehn, nicht stehn,
Nicht fahren, nicht reiten auf Schildas Plan,
Und dennoch dem Kaiser entgegengehn —
Sagt mir, Vielkluge, wie stellt ihr das an?
Zum zweiten sollt ihr dem Kaiser geben

Als Ehrengabe lebendig den Mai —
Bedenkt, wie das zu lösen sei!
Zum dritten soll auf meine Fragen
Der Schultheiß weinend die Antwort sagen . . .

Dieser Brief bringt die Schildbürger in etliche Aufregung und Verwirrung. Rätsellösen ist ihre Sache nicht, über einen Schultheiß verfügen sie nicht, und was ein Reim ist, davon haben sie keine Ahnung. Zum Glück weilt seit einem Tage eine fremde Maid im Städtchen; niemand kennt sie, die plötzlich wie vom Maienwind Hereingewehte. Der Leser aber weiß, daß die Maid niemand anderes ist als die Braut des Kaisers; die junge Fürstin ist von dem Bräutigam, während er in seiner Bücherei hockte, arg vernachlässigt worden. Nun aber hat sie sich heimlich nach Schilda aufgemacht, um den Geliebten zu überraschen und ihn nun an sich zu fesseln. An ihr finden die erschrockenen Bürger eine freundwillige Helferin. Sie macht ihnen klar, was ein Reim ist, und nach schwerem Kopfzerbrechen erfassen die Wackeren die edle Kunst. Aus Freude über ihr neues Wissen beschließen sie, daß derjenige Schultheiß werden soll, der den besten Reim zu schmieden weiß. Von dem Ehrgeiz, der darob im Städtle erwacht, wird selbst Schäfer Klaus angesteckt. Tag und Nacht brütet er über Vers und Reim.

Der Mondmann lugt ins Fensterlein,
Als ob er was zu lachen hätt':
Und drinnen stand ein Bauernbett.
Das war gebauscht und federdick
Zwei Ellen hoch und zweie breit.
Drauf saß, die Mütze im Genick,
Wie ein Gespenst im weißen Kleid,
Die Hand am Kinn, das Haupt so leer,
Von Seufzern Kehl' und Seele schwer,
Der Hirte, der gern Schultheiß wär'.
Wie war allein der Ehemann!
Sein Weib lag schlafend irgendwo
In Bettes Gründen nebenan,
So tief in Federn, Tuch und Stroh,
Daß man von ihr kein Tüpfchen sah . . .

Aber sie wird ihres Behagens nicht froh. Klaus stöhnt dermaßen, daß sie sich doch aufrüttelt und zur Mitarbeit herbeiläßt. Den vereinten Anstrengungen gelingt es denn auch, endlich einen vollkommenen Reimvers zurechtzustutzen; um des guten Zweckes willen opfert Frau Hilda sogar ihren Taufnamen. Am anderen Tage tritt Klaus vor die Volksgemeinde hin und trägt stolz sein „Liedlein" vor. Abends zuvor hieß es: Ihr lieben Herrn, ich tret' herein, Mein feines Weib, das heißt Kathrein, Ist schöner als mein schönstes Schwein, Und trinkt gern guten, kühlen Wein. Jetzt aber deklamiert der gedächtnisschwache Klaus — getreu nach dem alten Volksbuch —: Ihr lieben Herrn, ich trat hierher, Mein feines Eheweib heißt zwar Hilda, Doch wegen des Reims heißt sie heut Kathrein; Ist schöner als mein schönstes Ferkel, Und trinkt gern guten, kühlen Most. Diese Reime imponieren allgemein und einhellig wird der Hirt zum Stadthaupt erwählt. Das Amt aber gibt Verstand. Im Jauchzen über sein Glück findet Klaus ganz nebenbei auch die Lösung für die Rätselfragen des Kaisers. Als der Herrscher sich dem Weichbild Schildas nähert, sprengen ihm die treuen Reichsbürger auf Steckenpferden und bekränzt mit Laub und Blüten entgegen. So reiten sie nicht und gehen sie nicht und bringen sich selbst als lebendigen Mai dem Fürsten dar. Ein noch holderer Mai aber begrüßt ihn, als ihm die Braut entgegentritt. Und glückselig ruft er aus:

Mit Kirschbaumzweigen ist mein Kleid geschmückt —
Mein Volk — die ich vom späten Baum gepflückt,
Wo ich den Maien und die Maibraut fand!
So lindes Scepter trag' ich in mein Land.
Oh, möchte Gott, daß mir die Gabe wär',
Wohin ich trete, mit Berührungskraft
Ein Mai zu sein, der tausend Blüten schafft
Und tausend gute Kräfte um mich her! . . .
Du, freie Stadt, sollst fürder blühn
Mit Kindersinn, mit Herzensgrün,
In Menschentum und Narretei,
Lebendig wie der liebe Mai! . . .

Die Heimatskunst, deren Wortführer Lienhard ist, treibt in diesem Lenzgedicht eine Blüte, wie sie lieblicher kaum denkbar. Auf lichtem Landschaftsgrunde ein sonniges Idyll, das weitab führt von dem Hasten und Treiben der Weltstadt und ebenso von der niedrigen Enge des Naturalismus, ein Gedicht, echt deutsch in jedem Zuge. Einseitig ist die Wirkung freilich; sie würde lebens- und kraftvoller sein, wenn die Epik nicht ganz von Lyrik eingesponnen wäre, einer herzermunternden Lyrik, die aber doch allzu wuchernd sich breit macht. Unsere Heimatskünstler müssen sich scharf im Zaume halten, daß sie nicht über dem Niedlichen das Große, über dem Naiven das Geistige aus dem Auge verlieren.

Trost.

Und traf es mich ins tiefste Leben,
Daß du mich auch verlassen hast,
Heut sitz' ich doch beim Humpenheben
Und bin wie sonst ein heitrer Gast.
Die Welt ist weit und unermessen
Und läuft gar viel darin umher:
Eins macht das andere vergessen
Als wenn es nie gewesen wär'.

Blühn doch der Kränzlein außer deinem
Noch viel auf blondem Jungfernhaar
Und bald wohl schlägt ein Herz an meinem
Das treuer ist als deines war.
Dann ist die Welt von Blüten bunter
Und Weh und Winter wie ein Traum
Es führt zu ihm und dir hinunter
Mich lächelnd ein Erinnern kaum.

Georg Busse-Palma.

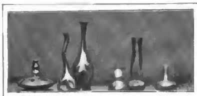



Abb. 1. Vasen aus irisierendem Glas von Johann Lötz Wwe., K. K. priv. Glasfabrik in Klostermühle. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

Zu unsern Bildern.

Die Sommerausstellung des Bayerischen Kunstgewerbevereins. — Ausstellung von Fia Dietlein und Rudolf Wille in Berlin. Ausstellung von Photographien in Berlin. — Das Kaiserin Elisabeth-Grabmal von G. Zala.

Der bayerische Kunstgewerbeverein, der sich in den letzten Jahren enger an die Münchener Künstlergenossenschaft angeschlossen und im Glaspalast ausgestellt hatte, verzichtete diesmal darauf und veranstaltete in seinen eignen Räumen eine größere Ausstellung, die ebenso vielseitig wie fesselnd ist und der führenden Stellung würdig, welche der Verein einnimmt, dessen erfolgreiche Wirksamkeit für das gesamte deutsche Kunstgewerbe gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. — Das Hauptinteresse in der stattlichen Ausstellung nehmen wohl die Möbel in Anspruch. Die Ausstellung bringt keineswegs nur Mobiliar im „neuen Stil“, sie sucht auch dem bewährten guten Alten gerecht zu werden — und das ist sicher ein Vorzug. Aber trotzdem tritt das junge Element frisch und lebenskräftig in den Vordergrund mit seinen harmonischen Farbenzusammenstellungen, seinen sanft geschwungenen Linien, seinen originellen Ornamenten. Man macht diesen Möbeln nach immer vielfach den Vorwurf, daß sie zu wenig wirkliche Gebrauchsstücke seien, daß die Sofas unbequem, die Stühle nur zum Anschauen, aber nicht zum Sitzen, die Schränke ohne Rücksicht auf zweckmäßige Raumausnutzung konstruiert wären — daß alles ausschließlich für das Auge geschaffen sei. Es ist ganz richtig: der neue Stil hat nur zu viel derartige Ungeheuerlichkeiten hervorgerufen — denn jedes Möbel, das seinen Gebrauchszweck nicht in möglichster Vollkommenheit erfüllt, ist eine Ungeheuerlichkeit oder ein Kuriosum. Aber daß derartige Stücke heute nicht mehr die Regel, sondern erfreulicherweise Ausnahmen sind, beweisen wohl schon unsere Abbildungen. Man wird über Einzelheiten streiten können. Das übermäßig schlanke spinnenbeinige Schränkchen in der sonst so schönen Ballinschen Ecke (Abb. 3) ist z. B. auch nicht ganz nach meinem Geschmack. Die weit überwiegende Mehrzahl jedoch will nicht nur das Auge erfreuen, sondern auch der Wohnlichkeit dienen. Vielfach tritt dabei auch das Streben auf, die neuen Anregungen mit älteren Motiven zu verschmelzen; so in der

Abb. 2. Schränkchen aus Eichenholz mit getriebenen Kupferbeschlägen von A. Pössenbacher, Hofmöbelfabrik in München, Niederländisches Schiff von John Beelit, Bildhauer in München, die Bronzen „Bogenschütze“ und „Diana“ vom Bildhauer J. Uphues in Berlin. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

schlichten Eßstube von P. Bauer (Abb. 4) und in gewisser Weise, noch ansprechender, in dem Arbeitszimmer von Kieser & Deeg (Abb. 9). — In der Berliner großen Kunstausstellung hat eine Dame, Fräulein Dietlein, in Verbindung mit ihrem Verlobten, dem Ingenieur Wille, eine umfassende Ausstellung von ihnen geschaffener Gegenstände für Innendekoration ausgestellt, die, bewußt ganz in der neuen Richtung gehalten, berechtigte Anerkennung fanden. Auch sie betonen bei allem Reiz der äußeren Erscheinung den Gebrauchswert der Möbel durchaus; eine ruhige Einfachheit zeichnet sie aus. Es sind Möbel aus Eichenholz mit eigenartigen Metallbeschlägen; Divan, Sofabank, Stühle sind mit dunkelbraunem Velvet bezogen, auf dem sich eine dunkelblaue Kurbellinie abhebt. Sehr gelungen ist besonders auch der Wandschirm (Abb. 12) mit seinem Fond aus braunem Sammet, auf den die Flötenbläserin in Handstickerei in blauer Seide mit Goldlinien appliziert ist; die Verglasung im oberen Teil ist leuchtend goldgelb, aber blau überfangen. — Von Werken der Kleinkunst geben wir einige aus der erwähnten Ausstellung des bayerischen Kunstgewerbes wieder (Abb. 1, 6, 7, 8. u. 10),



Abb. 4. Möbel aus Fichtenholz grün bemalt. Von Peter Bauer in München. Damastene Tischdecke stammt aus Blaubeuren. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins. Kunst und Handwerk.)



Abb. 3. Ecksofa mit Ziertischchen von M. Ballin, Hofmöbelfabrik in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins. Kunst und Handwerk.)



Abb. 5. Spiegelschrank aus hellem Holz mit Zinnbeschlägen von M. Ballin in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins. Kunst und Handwerk.)

wie ja vielfach im madernen Schmuck, Halbedelsteine, Granaten, Topase, Amethysten ꝛc. Verwendung. Die Vergoldung wurde an einzelnen tiefer gelegenen Stellen durchgeputzt, was dem Metall einen ganz eiguen Reiz gibt. — Alle Hochachtung var all diesen Zeugen der madernen Richtung! Was ihr aber noch fehlt, das ist ihre Popularisierung, die Möglichkeit, sie breiteren Schichten wirklich zugänglich zu machen. Heute sind fast alle diese Erzeugnisse — ich denke besanders an



Abb. 7. Kaffeeservice aus Zinn von C. Kavier in Köln a. Rh. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins. Kunst und Handwerk.)



Abb. 8. Teller, Becher und Blumentopf aus Zinn von C. Kavier in Köln a. Rh. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins. Kunst und Handwerk.)

die sich ganz besonders durch schöne Werke der keramischen Kunst aus-



Abb. 6. Bronzeleuchter von J. Lasser in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins. Kunst und Handwerk.)

zeichnete; die schönen Gürtelschnallen (Abb. 15 bis 17) und die arginellen Leuchter ꝛc. (Abb. 18) sind wiederum van Fräulein Fia Dietlein entwarfen, feine Stücke van erlesenem Geschmack. Bei den silbervergoldeten Gürtelschnallen fanden,



Abb. 9. Studierzimmer mit Möbeln aus Eichenholz von Kieser & Teeg. Atelier für Kunstgewerbe in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins. Kunst und Handwerk.)

die Möbel — nur für die glücklichen Besitzer großer Börsen geschaffen, es sind Einzelwerke, bei denen nicht so das Material, nicht so auch die Arbeit, wie die Erfindung bezahlt wird. Die Aufgabe muß aber gelöst werden, dem neuen Stil allgemeinere Geltung zu geben, in ihm Möbel, dekorative Stücke herzustellen, die auch der Minderbemittelte kaufen kann — und sie ist nur zu lösen auf dem Wege der Massenfabrikation. Damit jedoch beginnt die große Gefahr der Verflachung einmal, der Übertreibung zum anderen. Wir haben es in den achtziger Jahren erlebt, wie so in recht kurzer Zeit unter dem Schlagwort „Stilvoll um jeden Preis“ die wiederbelebte Renaissance zu Tode geritten wurde. Wer erinnerte sich nicht noch im stillen Erschauern einiger Berliner Möbelausstellungen, bei denen selbst angesehene Firmen Schränke, Stühle, Bettstellen vorführten, die geradezu entsetzlich waren mit der Überfülle falschverstandener Renaissanceformen. Überall aufgeleimte Leisten und auf jeder Leiste noch eine Leiste; überall Türmchen, auf jedem Türmchen noch ein Türmchen und auf diesem eine Kugel! Es war wirklich schauderhaft. Möge dem neuen Stil ein günstigeres Geschick beschieden sein! —


Abb. 10. Geschmiedeter Kaminaufsatz für elektrisches Licht, ausgeführt von Alois Bomer in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

In Berlin fand kürzlich eine Photographieausstellung statt, zu der das Künstlerhaus in der Bellevuestraße seine schönen Räume hergeliehen hatte. Es war — trotzdem die Kaiserin selbst eine Anzahl übrigens ganz ausgezeichneter eigner Aufnahmen, meist aus dem Leben der Kaiserlichen Familie, beigesteuert hatte — im wesentlichen keine Liebhaber-, sondern eine Berufsausstellung. Interessant nicht zuletzt durch die Beobachtung, wie viel die Herren Berufsphotographen gelernt haben — und zwar von den Amateuren. Es ist wohl kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß erst durch diese die Kamera für künstlerische Aufgaben nutzbar gemacht wurde, sie erst den Weg wiesen, von dem schablonenmäßigen Atelierbild freizukommen zu individuellerer Auffassung. Es wäre in der That zu wünschen, daß diese Anregungen noch mehr als bisher dazu beitragen möchten, den Durchschnitt der deutschen Bildnisphotographie zu heben: ich sage ausdrücklich „den Durchschnitt“, denn ich


Abb. 11. Büfettschrank mit Truhe aus hellem Holz mit Zinnbeschlägen von M. Balling in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)


Abb. 12. Wandschirm mit Verglasung und Metallbeschlägen.

weiß recht wohl, daß wir in den größeren Städten ausgezeichnete Porträtphotographen besitzen. Aber sie sind immer noch Ausnahmen. Die Mehrzahl bietet, bei oft recht guter technischer Ausführung, immer noch das leidige, gespreizte Bildchen nach dem Grundsatz: „— bitte, recht freundlich!" und die neueste Manie, sich auf Postkarten verewigen zu lassen, die Massenproduktion in den Ateliers der großen Warenhäuser verderben schließlich den Geschmack des Publikums immer noch mehr. — Die Ausstellung gewährt übrigens auch einen erfreulichen Ueberblick über die Entwickelung der Technik des Photographen, über die verschiedenen neuen Methoden, die in den letzten Jahren gefunden wurden und sich zur Anwendung durchrangen. Besondere Beachtung findet ja jetzt das sogenannte Gummidruckverfahren, das zwar schon im Jahre 1855 von dem Franzosen Poitevin erfunden wurde, dann aber schnell in Vergessenheit geriet, um neuerdings, unter vielfachen Verbesserungen, wieder in Aufnahme zu kommen. Seine eigenartige Bedeutung liegt darin, daß es den Photographen in gewisser Weise frei macht von der mechanischen



Abb. 13. Sofabank.

Art der Reproduktion, daß es ihm eine starke Einwirkung auf das Bild während der Entwickelung der Platte gestattet. Es kann jetzt, selbstverständlich innerhalb bestimmter Grenzen, in dem photographischen Bilde eigne künstlerische Absichten zum Ausdruck bringen, ihm einen individuellen Charakter geben, die feinsten Tonabstufungen hervorrufen. Vorläufig entfaltet das Verfahren nur in der Hand eines Meisters seine blendenden Eigenschaften, welche die Scheidewand zwischen Malerei und Photographie einigermaßen zu verwischen geeignet erscheinen. Das Verfahren ist in der Praxis auch immer noch recht kostspielig. Der Zufall spielt bei ihm eine bedeutende Rolle, von vielen Drucken gelingt oft nur einer; dieser allerdings wirkt dann häufig als ein in seiner Art vollkommenes Kunstblatt. — Wir geben von der Berliner Ausstellung zwei von Berufsphotographen ausgeführte Bilder (Abb. 19 u. 21), als drittes das eines Liebhaberphotographen (Abb. 20) des Frhrn. von Mirbach. —

Dem Gedächtnis der unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Österreich wurde in der alten Grabstätte der Habsburger, der Wiener Kapuzinergruft,



Abb. 14. Teil eines Wohnzimmers von Ala Tietken und Rudolf Wille. Große Berliner Kunstausstellung 1900.







Abb. 15 bis 17. Silberne und goldene Gürtelschnallen mit Amethysten, Topasen und Granaten. Ausgeführt von Hofjuwelier Lameyer & Sohn in Hannover.

ein schönes ernstes Denkmal geweiht, das ungarische Aristokratinnen stifteten. Das von Zala entworfene Denkmal hat seinen Platz zwischen den Sarkophagen der Kaiserin und des Kronprinzen Rudolf erhalten. Es stellt die Mater dolorosa dar. Im Vordergrunde steht ein Altar mit einem von zwei Engelsfiguren getragenen Betschemel. Auf dem Altar erhebt sich ein Kreuz mit der Inschrift: „In memoriam sempiternam“ und mit der Dornenkrone. Die Gruppe ist von einem mächtigen Bronzekranze umschlungen, der aus den Lieblingsblumen der Verstorbenen zusammengestellt ist. Auf dem Kranze ruht als Symbol des Friedens ein Palmzweig, und die bronzene Kranzschleife trägt die magyarische Inschrift: „Die Töchter des ungarischen Vaterlandes — Der Mutter des ungarischen Vaterlandes.“

* * *

In dem bildlichen Schmuck unseres Heftes nehmen diesmal die Illustrationen zweier umfangreicherer Artikel einen breiten Raum ein. Der eine behandelt den deutschen Rennsport und verdient an dieser Stelle besonders hervorgehoben zu werden wegen der ihn begleitenden Zeichnungen von Prof. Georg Koch, dem trefflichen Berliner Sport- und Pferdemaler — Zeichnungen von außerordentlicher Anschaulichkeit und Frische. Der andere Artikel bringt die bedeutendsten Werke des großen Wiener Bildhauers C. von Zumbusch — C. von Vincenti würdigte diese als das Lebenswerk des greisen Künstlers in seinem fesselnden, warmherzigen Text eingehend. — Unser Titelbild gibt eine Gloedensche Photographie, den Kopf eines jungen Sicilianers von ausgeprägt sarazenischem Typus, wieder. Gerade Herr v. Gloeden in Taormina ist einer jener Amateure, von denen ich oben sagte, daß sie dazu beigetragen hätten, die Photographie mit künstlerischem Geiste zu erfüllen. Seine, durch das herrliche Sonnenlicht Siciliens und durch ausgezeichnete Modelle begünstigten Aufnahmen gehören zu den hervorragendsten Leistungen der photographischen Kunst, sind meist wirkliche Kunstblätter; nicht aber nur durch ihre technische Vollendung, sondern weit mehr durch die glückliche Auffassung des Aufnehmenden, seinen ausgeprägten Blick für das Malerische. Daher — und nur daher! — vertragen auch einzelne seiner Blätter das Kolorit, während kolorierte Photographien sonst nicht zu den Augenfreunden des Kunstfreundes zu gehören pflegen. —



Abb. [illegible]

Von der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung, die ihre Pforten schon geschlossen haben wird, wenn dies Heft erscheint, geben wir ein schönes Bronzerelief von Paul Sturm wieder (zwischen S. 144 und 145), „Larghetto“ nennt es der Künstler. Zwei Nymphen lauschen dem getragenen Flötenspiel des jungen Schäfers; über die arkadische Bergschlucht hinweg schaut man auf



Abb. 19. Max Liebermann. Mit dem 1. Preis gekrönte Photographie von N. Perscheid, Königl. Sächs. Hofphotograph in Leipzig.

das Meer; die Sonne sinkt in die Flut. Es liegt eine eigne Stimmung über dem Werk. —

Die Bismarckbilder Meister v. Lenbachs sind allbekannt. Weniger bekannt sind seine ausgezeichneten Porträts Moltkes. Auch den großen Strategen hat er aber verschiedenfach gemalt, u. a. auch einmal ohne Perücke, ein erstaunlich interessantes Bild, das die Form des geistreichen Kopfes merkwürdig scharf hervortreten läßt. Das Bildnis — richtiger vielleicht: diese Bildnisstudie ist übrigens meines Wissens noch im Besitz Lenbachs; ich sah sie wenigstens bei ihm vor einigen Jahren. Das erste Moltkeporträt Lenbachs stammt schon aus dem Jahre 1873; als der Meister dann später durch seine erste Gattin, eine Verwandte des Feldmarschalls, zu diesen in intimere Beziehungen trat, gewährte Moltke ihm wiederholt Sitzungen. Die Berliner Nationalgalerie, die Museen zu Leipzig und Frankfurt a. M. erfreuen sich dieser vortrefflichen Porträts. Zum 100jährigen Geburtstag des Feldmarschalls bringen wir ein älteres Lenbachsches Bildnis (zwischen S. 168 u. 169), das den Strategen in seinem Arbeitszimmer darstellt, von der Karte aufschauend, auf der noch seine Hand ruht. —

Die Handzeichnungen Ad. von Menzels gehören heut schon, trotz der unendlichen Zahl, die der greise Meister in seinem langen arbeitsreichen Leben geschaffen hat, zu den gesuchtesten Blättern und werden sehr hoch bezahlt. Es gibt in Berlin einen bekannten Kunsthändler, der seit Jahren alle ihm irgend zugänglich werdenden Handzeichnungen Menzels erwirbt — geradezu als Specialität; aber auch sonst möchte jeder größere Sammler wenigstens ein Blatt



Abb. 20. Aufnahme von L. E. Gottheil, Königl. Hofphotograph in Königsberg i. Pr.

von der Hand der kleinen großen Excellenz sein nennen — auch wenn es nicht so interessant wäre, wie unsere zwischen S. 176 u. 177 eingeschobene Studie mit den drei packenden Köpfen aus einem Krankenhause: dem Hospitalwärter, der die bittere Medizin in den Löffel gießt, den beiden Patienten. Eine erstaunliche Schärfe der Charakteristik liegt in den Gesichtern der drei Männer. — Zwischen



Abb. 21. Am Quai National in Luzern. Aufnahme von Werner von Mirbach.

S. 208 u. 209 fand die Reproduktion eines reizvollen Gemäldes von Eugen v. Renazzi ihren Platz, eines Bildes von der Waterkant'. Die junge Frau des Kapitäns späht sehnsüchtig hinaus auf das Meer — der Sturm droht — sie fürchtet für den Gatten, der heut in den heimatlichen Hafen zurückkehren soll! — Professor Rich. Friese-Berlin gab uns eines seiner letzten und sicher eines seiner reifsten Bilder. Den stolzen Hirsch stellt er dar „auf dem Wege zur Suhle“, dem Morast, in dem der Geweihte bei trockenem Wetter gern Zuflucht sucht, um sich dann, wieder heraussteigend, an den Bäumen zu „marken“, den Schmutz abzureiben. Rich. Friese zeigt sich auf dem Bilde nicht nur als ausgezeichneter Tiermaler, sondern auch als feiner Landschafter; der gegen den Hintergrund sanft ansteigende lichte Wald ist höchst reizvoll wiedergegeben. — Professor Hans v. Bartels-München bleibt seiner Vorliebe für holländische Motive treu. Noch immer geht Bartels gern im Sommer an die niederländische Küste oder nach dem Zuidersee mit seiner Inselwelt. Dort fand er auch das Vorbild für den Kopf, den wir zwischen S. 240 und 241 wiedergeben — ein charakteristisches Gesicht, charakteristisch die Tracht, famos besonders auch die Hand mit der kurzen Thonpfeife! — Auf Seite 133 finden unsere Leser ein fesselndes Porträt aus dem Atelier eines anderen großen Münchener Meisters, von Fritz August v. Kaulbach. Er hat dem Bilde selbst eine Unterschrift gegeben, einen hübschen Titel: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang . . .“ Kaulbach war stets ein begnadeter Maler der Frauenschönheit, die er, wie wenige, nicht mit süßen schmeichelnden Farbenharmonien, sondern in feinster Charakterisierungskunst markig und kraftvoll wiederzugeben weiß. Er verfügt über einen erlesenen, feinen und vornehmen Geschmack, der selbst bei höfischen Repräsentationsbildern jede Steifheit zu vermeiden weiß, über eine außerordentliche Eleganz der Darstellung. Aber alles das hat nicht seinen hohen Ruf als Bildnismaler begründet, vielmehr die Thatsache, daß man stets von ihm sagen konnte: seine Porträts zeigen Seele. Sie leuchtet uns auch in diesem Bildnis der schönen Lautenspielerin entgegen.

Zu den Text eingeschaltet bringen wir noch auf Seite 137 und Seite 141 je ein kleineres Bild. Dort noch einmal eine Liebhaberaufnahme, ein lustiges Kinderbildchen aus dem bayerischen Hochland: den „Seitensepp vom Seitenhof“, — hier eine originelle Zeichnung von W. von Debschitz, einem talentvollen jüngeren Maler. Das Blatt „Am Weiher“ mahnt ein klein wenig an Böcklin: am Ufer des schilfumsäumten Wassers sitzt ein Jüngling, auf seine Flötentöne kommen die Fische an die Oberfläche und führen ein Tänzchen auf. Das Ganze ist sehr frisch und flott behandelt. v. S.



Abb. [illegible] Grabdenkmal der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Modelliert von [illegible] Zala, ausgeführt von der Aktiengesellschaft [illegible] & Walter in Berlin.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Polychrome Büste von Martin Schauss.
(Berliner Secession 1900.)

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 3, November 1900.



Psyche.

Roman von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

In diesem Winter wurde im Hause der Doktorleute vieles anders; auch die gemeinsamen Krankenbesuche der Gatten durch Schnee und Unwetter fanden ein Ende. Eines Tages forderte Alkibiades Domenika auf, ihn im Schlitten zu begleiten. Das Wetter war prachtvoll, die Luft vollkommen unbewegt und fast frühlingswarm, der Weg gebahnt: die Fahrt würde der Rekonvalescentin entschieden gut thun.

Da der Doktor selbst kutschierte, so wäre im Schlitten auch für seine Frau Platz gewesen; aber Frau Crescenz hatte gerade an diesem Tage wichtige häusliche Arbeiten vor. Ihr Mann wußte das; und da er seine Frau gut kannte — wenigstens glaubte er das —, so drang er nicht weiter auf ihre Begleitung; sie war eben eine ausgezeichnete Hausfrau! Eigenhändig wickelte Frau Crescenz Domenika in Decken ein, so vorsorglich, daß nur das bleiche Gesichtchen hervorsah; Alkibiades saß auf dem schmalen Brett hinten auf und fort ging es in schneller Fahrt.

Es war eine Winterlandschaft von solcher Pracht, wie sie an einem schönen Tage nur im Hochgebirge sein kann. Ein wolkenloser tiefdunkler Himmel war über die leuchtende Erde gespannt; und wo die Sonne auf jähe Felswände und Tannenwald schien, löste sich die glänzende Schneedecke. Es begann leise, leise zu rinnen und zu rieseln. Ein Fall von Funken ging nieder, und ein flimmerndes Gewölk staubte herab. Plötzlich ein Knattern und Krachen, ein dumpfer donnernder Fall, und eine Lawine war abgegangen, eine mächtige Fichte unter der Schneelast zusammengebrochen. Domenika schauderte in ihren warmen Decken vor Frost, fand alles abscheulich: „Quant' è brutto!" Alkibiades mußte lachen über die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie ihrer Empfindung Ausdruck gab. Er war überhaupt in heiterster Stimmung. Der klare, glanzvolle Wintertag, die sausende Fahrt in dem leichten Korbschlitten auf spiegelglatter Bahn, die zarte verhüllte Gestalt vor sich und ihm so nahe, daß sein Gesicht ihre Wange berühren konnte, wenn er sich nur etwas vorgebeugt hätte; er fühlte solche Lebenskraft, solche Lebensfreudigkeit. Plötzlich fiel ihm ein, wie jung er noch war: noch keine achtundzwanzig Jahre! Eigentlich hatte er seine Jugend nie so recht gefühlt vor lauter Arbeit und mancherlei Entbehrung: eigentlich hatte er sie nie so recht genossen. Vielmehr gar nicht genossen! Und wozu war der Mensch jung? Um glücklich zu sein!

Es überkam ihn wie die Offenbarung aller Lebensweisheit: Jugend — Genuß — Glück.

Der Doktor war zu einem Patienten gerufen, den er nicht kannte und der in einem entfernten Thale wohnte, wo er noch niemals gewesen war. Es war ein stattlicher Bauernhof, dessen Herr schwer darnieder lag. Als der Schlitten vor dem Hause hielt, eilte die Bäuerin hinaus, um den sehnsüchtig erwarteten Helfer in menschlicher Not zu begrüßen. Als sie Domenikas bleiches Gesichtchen in der dichten Umhüllung gewahrte, schlug sie verwundert die Hände zusammen: „Wie arg jung die Frau Doktorin noch sei". Domenika verstand kein Wort, begriff jedoch den Sinn vollkommen und sah „ihren Mann" lachend an. Alkibiades ward zuerst rot, dann bleich, machte sich hastig an den Pferden zu schaffen und eilte alsbald, ohne aufzuschauen, ohne den Irrtum zu erklären, ins Haus.

Domenika schaute ihm nach. Es war derselbe Blick, mit dem sie ihm ins Gesicht starrte, als er sie fragte: ob sie bei ihnen bleiben wollte?

Damals dachte sie nur das eine, und sie dachte es heute wieder: „Quant' è brutto, questo Signor Dottore!"

„Wie häßlich er ist!"

XVIII.

Diese Ausfahrten zu zweien wiederholten sich fortan häufig. Hätte Frau Crescenz auch nicht im Hause viel zu thun gehabt, sie wäre doch nicht mit den beiden gefahren, von denen keines sie vermißte. Ihr Mann forderte sie wohl bisweilen auf, gab sich indessen jedesmal mit der ablehnenden Antwort zufrieden. Wäre diese einmal in einem weniger freundlichen Tone erfolgt, vielleicht, daß er dann etwas mehr in seine Frau gedrungen hätte. Aber Frau Crescenz hatte jetzt stets das gute Lächeln und den strahlenden Blick, der sie geradezu verschönte — für den, der für solche Schönheit ein Auge besaß.

Domenika war inzwischen so weit hergestellt, daß sie bei jenen Ausfahrten der besonderen Vorsichtsmaßregeln nicht mehr bedurfte und sie den Doktor auch zu Fuße begleiten konnte. Alkibiades blieb jetzt häufig lange aus und kam stets in strahlender Stimmung nach Hause. Selbst wenn er einen schweren Fall hatte, oder gar einen Patienten, dem er nicht zu helfen vermochte, erschien er jetzt selten still und bedrückt. Diese Gemütsverfassung unter solchen Umständen sah ihm so unähnlich, daß Frau Crescenz davon tief betroffen ward. Wie schweigsam, wie trübselig war er sonst von einem Schwerkranken oder Aufgegebenen zurückgekehrt, jedesmal sogleich in sein Zimmer sich zurückziehend, die halbe Nacht studierend und grübelnd, wie er noch helfen, wie er noch retten könnte. Welche Verstimmung, welche Verzweiflung hatte sich seines ganzen Menschen bemächtigt, wenn alle seine Hilfe sich machtlos erwies, wenn er erkennen mußte, daß er nicht mehr zu retten vermochte. Und jetzt —

Machte er seine Krankenbesuche nicht mit Domenika gemeinsam, so eilte er, möglichst bald wieder nach Hause zu kommen. Er eilte auch dann, wenn er viele Patienten hatte und darunter ein ernsthafter Fall sich befand. Bei solchen Gelegenheiten war seine Stimmung wie in früheren Zeiten eine sehr gedrückte; gerade, als empfände er seine eilfertige Rückkehr wie ein Unrecht, wie eine Pflichtlosigkeit. Schlüpfte jedoch Domenika behend und zierlich wie ein Eidechslein durch das Zimmer, vernahm er eines ihrer mühselig erlernten deutschen Worte, die in ihrem Munde wie eine ganz neue Sprache klangen, hörte er sie leise auflachen, sah er ihre Augen, die jetzt wieder in strahlender Lebenslust aufleuchteten, ihren Mund, der wieder die Farbe der blutroten Korallen hatte, so wurde der ganze Mensch wie durch einen Zauber verwandelt. Er lebte auf, verjüngte sich förmlich, konnte ausgelassen werden wie ein Schulknabe in den Feierstunden.

Einige Abende geschah es, daß er, soeben noch seelenvergnügt, plötzlich stumm und ernst wurde, hastig das Zimmer verließ, in seinen Bergmantel sich hüllte und in finsterer Nacht, bei Schneegestöber und Sturm noch einen Kranken besuchte, den nicht sorgsam genug behandelt zu haben er sich einbildete. Am nächsten Morgen war er dann auffallend zurückhaltend und schweigsam, besonders gegen Domenika.

Einmal fiel ihm ein, daß seine Frau noch sehr jung sei. Seltsam! Er hatte an ihre Jugend so wenig gedacht, sie so wenig als Jugend empfunden, wie seine eigne. Die Vorstellung, daß er eine noch

junge Frau besaß, machte ihn ganz betroffen. Aber das war es ja nicht, was er Jugend nannte, was Jugend **war**. Nein, nein, nein! Frau Crescenz hätte eben so gut eine hohe Dreißigerin oder Vierzigerin sein können. Es gibt eben Menschen, die in ihrer Jugend so wenig jung sind, wie sie je in ihrem Leben glücklich sein werden.

Mit dem Erziehen und dem Heranbilden der neuen Hausgenossin, dafür Frau Crescenz so eifrig Pläne gemacht, daran sie so große Hoffnungen geknüpft, ging es schwer, viel schwerer, als sie gedacht hatte. Es ging eigentlich gar nicht. Dabei hatte das Kind der wilden Sabiner eine Art, die es unmöglich machte, ihr böse zu sein. Sie plauderte allerliebst, zwitscherte den ganzen Tag über wie ein Singvögelchen, putzte sich zierlich aus — immer noch in ihrem sabinischen Kostüm. Aber da sie jetzt auch des Werktags ihr Feiertagskleid anlegte: den dunkelroten Rock, die mit großen bunten Blumen bestickte apfelgrüne Schürze, das gelbbraune Mieder, so war es eine helle Freude, das wunderhübsche zarte Geschöpf nur anzusehen. Das Schleiertuch hatte sie abgelegt, daß das Haar in seiner ganzen flammenden Pracht sichtbar war. Ein großer silberner Pfeil hielt das Gewirr von Flechten und Locken mühsam zusammen. Selbst Frau Crescenz, der das weiße Psychenbild im Zimmer ihres Gatten so gründlichst mißfiel, die niemals begriffen hätte, daß dies Schönheit war: hellenische, also vollkommene, also göttliche Schönheit: sogar die anmutlose Tochter der wackeren Frau Amaranth konnte über das lebendige Stück Schönheit in staunende Bewunderung geraten.

Domenika sollte kochen lernen und alles, was sonst noch zu einer guten deutschen Hausfrau gehörte. Aber — nein es ging nicht! Sie aß so wenig, daß sie gar nicht einsah, weshalb man viel kochen sollte, wenn der Mensch Hunger verspürte, so stillte er ihn eben mit dem, was gerade da war. Mit einem Stück Brot z. B. oder mit Salat. Wenn man sich an Festtagen Makkaroni bereitete — was sollte, was war da außerdem noch nötig? Doktor Alkibiades hatte einen kräftigen Appetit, auch Frau Crescenz war eine gute Esserin; die beiden schämten sich jetzt ihres Appetites und standen oft hungrig vom Tische auf.

Auch mit dem Lernen im Haushalt ging es nicht. Was sie wohl den ganzen lieben Tag anfing? Das mochte der Himmel wissen; jedenfalls wußte es Frau Crescenz nicht. Dabei starb das Mädchen nicht an Langeweile, war auch nie träge, immer flink und geschmeidig. Aber etwas thun, sich nützlich machen, für das Häusliche auch nur die mindeste Lust und Liebe zeigen — ganz unmöglich! Frau Crescenz mußte ihren großen Irrtum erkennen.

Sie hatte ja aber doch Steine getragen? Von morgens früh bis abends spät, bei Wetter und Wind schwere Lasten geschleppt! Sie würde gewiß auch jetzt wieder Steine tragen und mit ihrer Last auf dem feinen Haupt so gelassen und feierlich dahin schreiten, als wandelte sie in einer Prozession. Nur häuslich arbeiten mochte sie nicht; und was sie nicht mochte, das that sie nicht. Von einem Gericht, welches ihr nicht schmeckte, hätte sie keinen Bissen angerührt, und wenn sie verhungert wäre.

Abends, wenn die drei beisammen waren, kauerte sie gewöhnlich in einem Winkel am Ofen und erzählte von der Heimat ... Ihre Eltern hatten im Sabinergebirge ein kleines Weinfeld und einige Ölbäume besessen. Das Gütchen befand sich an einem sanften Abhang am Rande der Felsenberge und sah über einen grenzenlosen Horizont. In weiter schimmernder Ferne lag die große Stadt Roma, wo der heilige Vater gefangen saß und die Madonna und die Heiligen Kirchen hatten, ganz aus Gold und Edelstein; wo es mehr Häuser gab als in Tivoli Ölbäume, mehr Menschen als Blätter im Buschwald, mehr Geld als Steine im ganzen Sabinergebirge. Von Domenikas elterlicher Hütte aus sah sie das Meer erglänzen und an großen Festtagen des Abends von allen Ortschaften Raketen und bunte Feuersäulen aufsteigen. Das war schön! Und schön war es des Sommers, wenn eine Hitze herrschte, daß Gras und Blumen, wie von Flammen ergriffen, versengten. Dann lag sie am Boden lang ausgestreckt unter einem blühenden Ölbaume, der wie von Silber überrieselt war und durch dessen schimmernde Zweige der Himmel wie das blaue Seidengewand der Madonna von Genazzano herabstrahlte. Die Cicaden erhoben ein lautes Geschrei; die Lacerten schlüpften raschelnd durch das dürre Gras:

es duftete nach Salbei und Menthe wie in der Kirche nach Weihrauch; und Domenika ließ sich von der Sonne bescheinen, Stunden lang, halbe Tage lang.

Abends ging sie mit dem kupfernen Gefäß zum Brunnen und schöpfte Wasser. Am Brunnen waren die anderen Mädchen versammelt. Sie schöpften Wasser und schwatzten. Von ferne standen die jungen Bursche und schauten zu ihnen hinüber. Sie thaten, als sähen sie's nicht, schöpften und schwatzten. Dann hob eine von ihnen zu singen an. Von den jungen Burschen antwortete einer. Darauf wiederum eine der Jungfrauen und wiederum einer der Jünglinge. So ging es fort, bis es dunkel ward, bis sie mit ihren gefüllten Gefäßen nach Hause mußten. Sie schritten gemeinsam den Hütten zu, in der Ferne von den Burschen gefolgt. Keiner von diesen hätte gewagt, zu ihnen zu treten und eine von ihnen anzureden. Das wäre gegen jede Sitte gewesen, und die Sitte war heilig.

Einigemal des Jahres zog die ganze Familie nach Tivoli; und im Oktober, nach der Weinernte, wallfahrteten Eltern und Kind zur schwarzen Maria nach Genazzano. Das waren große Begebnisse! Es wurde viel gebetet oder gar eine Kerze geopfert. Später kaufte die Mutter ein Stück Stoff zu einem neuen Mieder, der Vater feilschte wegen seines Weines und Öls mit römischen Händlern, Domenika bekam eine Schnur Glasperlen geschenkt, und die ganze Familie spielte Tombola. Das gab eine Aufregung! Welcher Jubel, wenn sie etwas gewannen, entweder einen lebendigen Kapaun oder einen kupfernen Wasserkrug oder gar ein grunzendes fettes Ferkel. Welche Trübsal, wenn ihre Nummern nicht einmal mit einer Terne herauskamen.

Schön war auch die Olivenernte. Wenn die Mädchen in den Bäumen saßen, wie die Spatzen in den Kirschen, und die schwarzen kostbaren Früchte pflückten. Sie sangen im Chor. Den ganzen Tag über sangen sie, daß der Ölwald schallte von ihrem Gesang. Es waren sehnsüchtige schwermütige Lieder, oft wilde Balladen von Eifersucht und Haß, von Blutrache und Sühne bis ins siebente Glied.

Ja — oft wurde einer erstochen gefunden! Dem war dann recht geschehen.

Im Winter war's freilich auch bei ihnen kalt. Dann kauerten sie in der Hütte am Herdfeuer und froren erbärmlich. Die Mutter spann den ganzen Winter über; auch Domenika drehte bisweilen an der Spindel den Faden. Wenn die Nachbarinnen oder etliche Gevatterinnen nicht zu Besuch kamen, war's recht langweilig. Aber der weiße häßliche Schnee lag gewöhnlich nur oben auf den Bergen; in ihrem Ölwald war's so grün wie im Sommer und gleich nach dem lieben heiligen Weihnachtsfest blühten die Veilchen. Den ganzen Winter über freute sich Domenika auf den Sommer, wo sie wieder im versengten Grase unter den weißen Ölbäumen liegen und sich von der Sonne bescheinen lassen konnte.

Vor einem Jahre waren Vater und Mutter an der Perniciosa gestorben; das Hüttchen, das Weinfeld und der Ölwald mußten verkauft werden; das Geld, welches dann Bruder und Schwester dafür erhielten, mußten sie fremden Leuten geben, denen es der Vater schuldig gewesen. Dann nahm der Bruder die Schwester und zog mit ihr und einer großen Schar von Arbeitern in das deutsche Land, wo der Bruder Straßen baute, die Schwester Steine trug und wo —

Ja, so war's eben!

XIX.

Wie fremd die junge Sabinerin im Doktorhause geblieben war und wie verständnislos sie dem Gemütsleben seiner Bewohner gegenüber stand, gelangte mit besonderer Stärke zu Weihnachten zum Ausdruck.

Schon viele Wochen vor dem Fest begann Frau Crescenz ihre Vorbereitungen. Sie stand noch früher auf als gewöhnlich, saß in dem noch kalten Wohnzimmer bei Lampenlicht und prasselndem Feuer, verfertigte aus Seide und Perlen kunstvolle Stickereien für den Doktor, den geistlichen Herrn und ihre Mutter. Die Seide war schimmernd und bunt; die Gedanken der stickenden Frau waren dunkel und schmerzlich.

Auch die Fremde sollte beschenkt und erfreut werden. Frau Crescenz merkte es ihrem Gatten sehr wohl an, wie gern er Domenika möglichst reich beschenkt und erfreut hätte. Doch unterließ er darüber jede Bemerkung. Er mochte sich erinnern, daß er noch keine Weihnacht sonderlich bemüht gewesen war, seiner Frau eine rechte Freude

Aus unserer Bildermappe:



Magdalena. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft. Berlin.)

zu machen. Er hatte sie beschenkt, wie sich das eben gehörte, wie es der Brauch mit sich brachte.

Weil der Doktor nichts sagte, so mußte Frau Crescenz davon beginnen. Also machte sie Vorschläge. Was ihr Mann dazu meinte, wenn sie für Domenika ein neues Kleid anfertigen ließ? ... Weswegen ein neues Kleid? Ihr Kostüm war so gut wie neu und stand ihr prachtvoll! Aber das Kleid sollte auch kein Kostüm werden, sondern ein Kleid, wie sie, Frau Crescenz selbst eins trug ... Domenika sollte eines dieser abscheulichen modernen Gewänder tragen? Was fiel seiner Frau nur ein? Sie wollte das reizende Wesen wohl entstellen? Es war eine Geschmacklosigkeit! Niemals würde der Doktor das zugeben.

Alkibiades geriet über die Kleiderfrage in solche Erregung, daß seine Frau lächeln mußte. Es war ein Lächeln, für dessen Wehmut der Doktor keinen Blick hatte.

„Aber wenn Domenika nun bei uns bleiben sollte?"

Ihr Mann sah sie an und sprach ihr mechanisch nach: „— Wenn sie nun bei uns bleiben sollte?" Dann, nach einem langen Schweigen: „Wird sie denn aber bei uns bleiben wollen? Sie wird von uns fortgehen. Schon im Frühling, wenn ihre Landsleute zurück kommen, um wieder an der Straße zu arbeiten, wird sie uns verlassen."

„Ach du meinst, daß sie wieder Schutt tragen und Steine schleppen soll?"

Daran hatte Alkibiades noch gar nicht gedacht ...

Domenika wieder Steine schleppen? Es war eigentlich seltsam, daß er daran so gar nicht gedacht hatte. Überhaupt gar nicht an die ganze Zukunft des fremden Mädchens. Mit keinem Gedanken! Was sollte aus Domenika werden, wenn sie von ihnen ging? Ja, mußte sie denn fortgehen? Im Frühling oder irgend wann später? Weswegen überhaupt jemals fortgehen? Sie war im Hause gerade nicht nützlich; aber sie war darin. — Was war sie eigentlich in seinem Hause? — Ja, wer hätte das sagen können. Es war eben nicht zu sagen!

Nach einigen Tagen nahm sie das Gespräch über die Kleiderfrage noch einmal auf: „Es wäre doch gut, wenn man sie dazu bringen könnte, ihr Kostüm abzulegen. Überlege es doch noch einmal. Ich glaube wirklich, daß du zu meiner Ansicht gelangst.“

Alkibiades hatte zu viel anderes und Wichtigeres zu überlegen, um sich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Seine Frau mochte es damit halten, wie sie wollte; sie würde gewiß das Richtige treffen. Das traf sie immer!

Es war ganz ernsthaft gemeint: dennoch empfand Frau Crescenz das so gut gemeinte Wort wie einen tiefen Vorwurf. In einer Sache hatte die Frau Doktorin es keinesfalls richtig getroffen. Das war damals gewesen, als sie eingewilligt hatte, Frau Doktorin zu werden. Und sie hatte eingewilligt in solcher Zuversicht, in solchem Glauben, in solcher Glückseligkeit, in — solchem schweren Irrtum befangen: sie würde den geliebten Mann glücklich machen können, sie, die Tochter der Blauen Genziane!

Da Alkibiades die Sache seiner Frau überließ, so sollten für Domenika zwei neue städtische Kleider angeschafft werden. Frau Crescenz schrieb nach der Residenz um Proben, die sie ihrem Gatten dann vorlegte. Alkibiades meinte: „Recht hübsch. Wie kommst du aber darauf, für das Mädchen schwarze Kleider machen zu lassen? Schwarz paßt so gar nicht zu ihr.“

Mit großen Augen sah Frau Crescenz ihren Mann an. Also vollständig vergessen hatte dieser, daß die Fremde um einen gemordeten Bräutigam und um einen Bruder trauern mußte, der ihretwillen zum Totschläger geworden war? So gleichmütig wie nur möglich erinnerte sie Alkibiades an den Umstand, der sie veranlaßte, Domenika in Schwarz zu kleiden. Alkibiades meinte ärgerlich, das Kostüm des Mädchens wäre doch wahrhaftig keine Trauer, und niemand hätte daran Anstoß genommen.

Seine Frau antwortete: „Schlimm genug, daß sie die bunten Sachen trug und es nicht einmal merkte. Da sie nicht zu uns gehörte, konnte ich es nicht ändern. Jetzt bleibt sie bei uns, und jetzt muß ich auch dafür Sorge tragen.“

Ohne ein Wort verließ der Doktor das Zimmer. Auch im Hause fand ihn bald darauf seine Frau nicht mehr, als sie ihn suchte, um ihm eine Bestellung auszurichten.

Als Alkibiades aus dem Hause trat, begegnete er der jungen Sabinerin. Sie lachte ihn mit Augen und Lippen an und wollte sogleich umkehren, um den Doktor zu begleiten. Fast rauh wehrte dieser sie ab: er müsse seine Krankenbesuche heute allein machen! Noch nie hatte er so zu dem Mädchen gesprochen; in seinem Tone lag etwas beinah Feindseliges. Domenika war darüber so verdutzt, daß sie mitten im Wege stehen blieb und ihm nachschaute. Es war zum erstenmal, daß der lange häßliche Mensch ihr gefiel: er hatte so etwas Besonderes in seinen Augen gehabt! Sie wurde ganz gedankenvoll; aber plötzlich mußte sie lachen.

— — — — — — — — — —

Alkibiades war froh, daß er heute einen weiten und beschwerlichen Weg hatte und allein sein konnte: eine Wahrnehmung, die er heute über sich selbst machen mußte, hatte ihn erschreckt. Er war gewohnt, nur über seine Kranken Betrachtungen anzustellen; über sich selbst nachzudenken, in seine eigne Seele zu blicken, fiel ihm nie ein. Es war etwas Dumpfes in ihm; und er scheute sich, Klarheit in einen Zustand zu bringen, über dessen Bedenklichkeit er, der Arzt, keiner Täuschung sich hätte hingeben können. Er war ein Mann von strenger Pflichterfüllung gegen andere. Seine Pflicht nach besten Kräften zu thun, das mußte ihm genügen, das mußte sein Leben ausfüllen. Zu den Menschen, gegen die er seine Pflicht zu erfüllen hatte, gehörten alle solche, welche eines Arztes bedurften. Das fest Umgrenzte seines Wirkungskreises gab ihm Ruhe und Sicherheit, hätte ihm Befriedigung und Glück geben müssen und können. Woher kam es

nur, daß er trotzdem kein glücklicher Mann war?

Als seine Frau, seine gute Frau, ihn heute erst daran erinnern mußte, daß die Fremde in Trauer war, kam er sich selbst unbeschreiblich roh vor. Wie konnte er nur den Ermordeten und den Bruder so vollkommen vergessen haben? Das Mädchen trug freilich ihre bunte sabinische Tracht; sie selbst schien den grausigen Vorgang, der sie in das Haus der Doktorleute gebracht, völlig aus dem Gedächtnis verloren zu haben; sie konnte lachen und so voller Lebenslust sein, so voller Glanz und Jugendpracht.

Eigentlich würde seine Frau besser daran thun, sie nicht durch die düstere Farbe der neuen Gewänder an das Vorgefallene zu erinnern. Es lag etwas wie Absicht darin: „Du sollst gedenken!“ Es schien fast, als wollte seine Frau das Mädchen durch die Trauer zwingen, sich zu erinnern, daß der Gemordete auf sie noch immer ein Recht besaß, ein sogenanntes heiliges Recht, welches ihre strahlende Lebensfreude, die laut zum Himmel aufjauchzte, ersticken und stumm machen sollte. Aber freilich — wie hätte seine gute Frau dieses Geschöpf einer anderen Sonne verstehen können? Er erlebte es ja seit Monaten jeden Tag, wie sie das arme fremde Kind mißverstand, wie sie ungerecht gegen es war.

Sonderbar, daß seine Frau das Mädchen im Hause behalten wollte. Weswegen wohl? Es machte sich im Hause so gar nicht nützlich — wenigstens meinte das seine Frau. Es war nichts anderes als ein Sonnenstrahl, der das dunkle Haus auch am trübseligsten Wintertag hell machte; nichts anderes als eine Melodie, die das stille Haus mit Klang erfüllte. Nützlich war dies allerdings nicht, besonders nicht nach der Meinung seiner Frau, die solche vorzügliche Hausfrau war.

Sie hatten keine Kinder, würden niemals Kinder haben; da konnten sie ja dieses Kind römischer Felsenwildnis — denn ein Kind war und blieb es, trotz des Blutes, welches um seinetwillen vergossen worden war — an Kindesstatt annehmen und bei sich behalten.

Als seine Frau davon sprach — oder hatte er selbst davon gesprochen? — daß das Mädchen von ihnen fort sollte, daß Domenika, wenn ihre Landsleute zurückkehrten, wieder zu diesen gehören würde, was bedeutete da der Schreck, welcher ihn bei der Vorstellung ihres Fortgehens durchzuckte? War die Gegenwart der Fremden, waren ihre Schönheit und Anmut, ihr Lachen und Plaudern ihm bereits so notwendig geworden, daß er bei dem Gedanken an ihr Fortgehen erschrecken konnte, nicht anders, als wäre es für ihn ein Unglück?

Hier lag etwas, worauf er achtgeben mußte.

XX.

Früher war der geistliche Herr im Doktorhause häufig Gast gewesen. Er kam wie ein Zugehöriger vor und machte es sich und den Hausbewohnern behaglich. Blieb er einmal einige Tage aus, so war es gleich, als ob im Hause etwas nicht in Ordnung sei, als ob das Beste des Hauses fehlte. Die Doktorleute hätten leichter im Winter den Ofen missen können, als den Herzenswärme spendenden Freund. Alkibiades lief dann ins Pfarrhaus und that dort, als ob ihm und seiner Frau durch des Herrn Pfarrers Ausbleiben ein Unrecht geschehen wäre. So war es früher gewesen.

Seit einiger Zeit hatte sich das geändert: seitdem im Doktorhause die Fremde war. Anfänglich, als für die Verwundete noch Todesgefahr bestand, kam der geistliche Herr jeden Tag, fragte nach und sorgte sich mit seinem lieben Cenzl um das Leben des jungen schönen Wesens. Dieses wurde gerettet, stand auf vom Krankenbette, ging im Hause umher, begann um den Herrn des Hauses seine Zauberkreise zu ziehen: enger, immer enger! Allmählich wurden die Besuche des geistlichen Herrn seltener und seltener; und da Alkibiades seine Abende jetzt immer — ganz gegen seine Gewohnheit — zu Hause verbrachte, so trafen sich die beiden Freunde nunmehr auch im Herrenstübl nicht. Anfangs ging der Doktor einigemal nach dem Pfarrhause, um zu hören, weswegen der Herr Pfarrer ausblieb; aber später unterließ er diesen Gang. Wenn seine Frau ihn dazu aufgefordert hätte, wäre er gewiß gegangen; aber Frau Crescenz that nichts dergleichen, schien die so auffällige Abwesenheit des treuesten Freundes gar nicht zu bemerken, erwähnte sie gegen ihren Mann mit keiner Silbe. Auch Alkibiades schwieg darüber.

Übrigens machte er sich über das Aus-

bleiben des Pfarrers sehr wohl Gedanken; nur daß es nicht die richtigen waren und daß er sich seltsamerweise scheute, mit seiner Frau davon zu sprechen. Er nahm sich vor, mit dem Freunde zu reden. Immer wollte er zu ihm gehen und ihn fragen: „Was ist das nur mit Ihnen? Warum kommen Sie jetzt gar nicht mehr zu uns?“ Wie das so geht, blieb es bei der Absicht; und wenn Alkibiades sich einmal ganz ernstlich vornahm: „Heute gehst du zum Pfarrer und sprichst mit ihm“, so kam sicher etwas dazwischen; irgend eine Erkrankung oder die Verschlimmerung eines seiner Patienten oder sonst etwas. Kurzum, er kam nicht dazu. Wenn die beiden jetzt sich sahen, so trafen sie sich an dem Bette eines schwer Kranken oder Sterbenden. Die Gelegenheit war dann zu ernst, um andere Interessen und Gespräche zu haben, als die Sache sie erforderte. Aber das fühlte Alkibiades auch in solchen Stunden: zwischen ihn und die ehrwürdige Priestergestalt war etwas Kaltes, Fremdes und Dunkles getreten, welches auf ihre gute Kameradschaft einen schweren Schatten warf.

Was war es nur?

Er grübelte darüber und fand es nicht. Bisweilen war es ihm, als wenn er es finden müßte, sobald er nur ernstlich suchen wollte. Jene seltsame Scheu, die ihn nicht dazu kommen ließ, über sich selbst nachzudenken, hielt ihn jedoch stets ab, den ernsten Willen zu haben. Sie glich einer quälenden Angst vor einer Wahrheit, die er nicht würde ertragen können; sie war das dumpfe Ahnen einer Schuld, der er nicht wagte einen Namen zu geben — jetzt noch nicht!

Unter des Doktors Patienten befand sich die Hochbäuerin. Sie war noch eine junge Frau, aber durch schwere Kindbetten, harte Arbeit und viele Entbehrungen frühzeitig gealtert. Seit zwei Jahren war sie siech. Sie konnte keine Arbeit mehr thun, aus dem Bette nicht aufstehen, hatte qualvolle Tage und schlaflose Nächte. Der Hof war einer der am höchsten gelegenen, der Hochbauer einer der Ärmsten der Gemeinde. Dazu kamen viele Kinder, schlechte Jahre, der Absturz der besten Milchkuh und seit zwei Jahren die sieche Bäuerin. Der Hochbauer war ein frischer, fröhlicher Mensch gewesen, der mit seiner jungen, hübschen und tüchtigen Frau gut gehaust hatte. Jetzt war er ein verdrossener und verbitterter Mann geworden, der die kranke Bäuerin als Last empfand, wie mit gelähmtem Geist und mit gelähmten Händen umherging, seine Kinder wild aufwachsen, seinen Hof verkümmern ließ und oft tagelang nicht zu sehen war, weil er in irgend einer Spelunke Wildaus so lange Branntwein trank, bis er sein Elend im Rausche vergaß.

Kam er nach Haus, so schlug er seine Kinder und gab alle Schuld an seinem Unglück seiner kranken Frau, die darauf nie etwas anderes entgegnete, als: „Ja, ja, du hast recht. O du armer Mann. Wenn du doch von mir erlöst würdest; wenn ich doch sterben könnte. O du mein guter armer Mann. Vergib mir nur. Um meiner vielen Leiden willen vergib mir.“

Dann dingte die kranke Bäuerin eine Magd. Sie suchte lange, bis sie eine fand, die ihr recht schien. Es war eine Person voller Lebenskraft wie eine junge Tanne, selbst auf dem einsamen Wildhofe immer guter Dinge und heiter wie ein wolkenloser Sommertag. Seitdem die junge kräftige Magd im Hause war, ging es besser. Es ging viel besser! Die Kinder trugen wieder gereinigte und geflickte Wäsche; der Fußboden wurde wieder gescheuert; es kam wieder ein gut zubereitetes Essen auf den Tisch; der Mann erwachte wieder zum Leben und zur Thätigkeit, und anstatt ins Wirtshaus zu laufen, blieb er auf dem Hofe, wo die junge kräftige Magd hantierte, als ob sie die Bäuerin wäre. Bisweilen konnte die Sieche die beiden draußen singen hören. Sie lag im Bette, lauschte auf den Gesang, und über ihr welkes Gesicht ging ein stilles Leuchten.

Alkibiades sah möglichst oft nach der Kranken, brachte Arzneien und Stärkungen, sprach dem Manne zu, nicht alle Hoffnung aufzugeben und guten Mutes zu sein. Bei dem Bauern gelang ihm die Täuschung bisweilen. Wenn dieser auch sagte: „Es müßte bald wieder besser werden, denn sonst —“; so war doch der Mann nach solchen Gesprächen mit dem Arzt weniger verzagt und mit einem Schimmer von Lebensfreude und Güte gegen sein schwer leidendes Weib. Als jedoch die Besserung nicht bald erfolgte, wurde es um so schlimmer, bis dann die junge kräftige Magd ins Haus kam und es bisweilen geschah, daß die Kranke auf den Gesang der beiden lauschte.



Die Braut. Nach dem Gemälde von D. Y. Cameron.
(Berliner Secession 1900.)

Alkibiades hatte längst gemerkt, daß die Bäuerin seine Arzneien nicht einnahm und den Wein, den er ihr brachte, heimlich fortschüttete. Wenn er sie tröstete, so sah sie ihn mit einem trostlosen Blicke an und sagte leise: „Der arme Mann. Wenn ich doch nur sterben könnte. Ach, der arme Mann."

Für keine der vielen Patienten ihres Gatten fühlte Frau Crescenz solche Teilnahme wie für die Hochbäuerin. Alkibiades mußte ihr genauen Bericht geben; sie schickte für die verwahrlosten Kinder Wäsche und Kleidungsstücke, für die arme Kranke Speisen und Wein hinauf.

Einmal sagte ihr Mann: „Sie schüttet den Wein ja doch nur fort."

„Das solltest du nicht zulassen. Der Wein stärkt sie ja doch."

„Sie will nicht gestärkt werden."

„Sie will nicht?"

„Sie will sterben."

„Sterben? Aber ihr Mann!"

„Eben ihres Mannes wegen will sie sterben."

„O, ihres Mannes wegen ... Behandelt der Mann sie jetzt wieder so schlecht?"

„Jetzt ist er besser zu ihr."

„Und sie will doch sterben?"

„Sie weiß wohl, daß sie nicht wieder gesund werden kann, daß sie ihr Leben lang siech bleiben wird. Da möchte sie lieber sterben."

„Weil sie ihrem Mann eine Last ist?"

„Nun ja. Es ist eine merkwürdige Frau."

„Ist sie nicht eifersüchtig?"

„Auf wen?"

„Auf die junge Magd."

„Ach so, auf die? Ich glaube nicht, daß sie eifersüchtig ist. Nein, gar nicht! Ich glaube im Gegenteil, sie ist froh, daß ihr Mann nach ihrem Tode gut versorgt sein wird — wenn sie wirklich sterben sollte. Sie denkt nur an ihren Mann und an ihre Kinder, die Arme."

„Und du meinst, daß sie noch lange wird leiden müssen?"

„Sie kann länger leben als ihr Mann."

„Sagtest du nicht, sie erdulde wahre Qualen?"

„Wahre Qualen! Aber daran denkt sie nicht. Sie denkt nur an ihren Mann. Sie ist wirklich eine sehr merkwürdige Frau — für eine Bäuerin."

„Sie hat ihren Mann eben lieb. Dabei ist doch nichts Merkwürdiges. Auch nicht für eine Bäuerin."

„Aber daß sie sogar ihre Kinder verlassen will! Es ist immerhin merkwürdig."

„Nur natürlich," meinte Frau Crescenz mit einem stillen Lächeln.

Eines Tages begleitete Domenika den Doktor zu der kranken Hochbäuerin. Als diese die junge Italienerin sah, fragte sie den Arzt: „Das ist wohl Eure zweite Frau? Mir ist die erste lieber, und Euch wird sie's auch noch einmal sein."

Alkibiades glaubte, die Kranke spräche im Fieber, wurde jedoch trotzdem geisterhaft bleich. Er schickte Domenika hinaus, beugte sich über die Bäuerin, mußte sich aber überzeugen, daß ihre Gedanken klar waren. Er sagte mit möglichster Ruhe: „Meine Frau lebt, und ich werde nur diese eine Frau haben. Das fremde Mädchen ist eine arme Waise, die uns anvertraut ward und für die ich und meine Frau Sorge tragen. Ihr müßt nicht solche Reden führen."

Aber die Kranke blieb dabei: „Wenn Eure Frau jetzt auch noch lebt, wird das braune Mädchen doch einmal Eure zweite Frau, und Ihr werdet die erste mehr lieben als sie. Ihr werdet Eure erste Frau erst lieben, wenn Ihr die zweite habt. Bei meinem Mann wird es anders sein; mein Mann wird seine zweite Frau gern haben. Das freut mich. Mein Mann wird es einmal besser haben als Ihr. Dafür werde ich dem Himmel auf meinem Sterbebette danken."

Da entfuhr es dem Arzt: „Was redet ihr nur immer vom Sterben! Ihr habt eine Krankheit, an welcher der Mensch nicht stirbt, bei welcher Ihr hundert Jahre werden könnt. Jetzt wißt Ihr's."

„Jetzt weiß ich's. Ja, ach ja; jetzt weiß ich's. Mein armer Mann. Wenn ich doch nur sterben könnte. Ach, mein armer Mann!"

Und sie stöhnte auf.

Als Alkibiades sich zum Gehen wandte, sah er, daß der Hochbauer im Zimmer war. Er stand bei der Thüre, starrte auf die ächzende Frau und regte sich auch dann nicht, als der Doktor hart an ihm vorbeiging. Im Flur hörte sich dieser von dem Bauer mit erstickter Stimme angerufen: „Also es ist so, wie Ihr gesagt habt?"

„Was soll so sein?"

„Daß sie uralt werden kann?"

„Ja, Bauer."

„Und doch nicht wieder gesund?"

„Nein, Bauer."

„Nun, dann. . ."

„Was und dann?"

„Mein Haus und die Kinder."

„Ich kann Euch nicht helfen, Bauer."

„Das könnt Ihr freilich nicht."

„Ihr habt ja jetzt die Magd."

„Die habe ich freilich. Es ist ein Glück, daß ich die habe."

„Ihr müßt es ertragen."

„Freilich, freilich."

Alkibiades ging. Vor dem Hause fand er Domenika bei der jungen Magd, die ein altes Kupfergefäß scheuerte und ganz rot im Gesicht war von der Anstrengung des Reibens. Sie trug sich sauber und hatte ein Gesicht, so frisch und kräftig wie ihr Wesen. Alkibiades sah den Blick, mit dem der Bauer die junge Magd ansah; und da ihm in demselben Augenblick das Bild der kranken Bäuerin vor die Seele trat, so fühlte er etwas, das beinahe wie Grauen war. Er rief Domenika zu, daß er Eile hätte, und ging ohne Gruß davon.

XXI.

Am Tage des Christabends meldete der Bauer dem Doktor, daß es mit seiner Frau zu Ende ging. Der Mann versuchte, eine feierliche und betrübte Miene zu machen, was ihm jedoch schlecht gelang. Auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben: „Gottlob, daß es zu Ende geht — endlich! Gottlob, daß ich die Last endlich los werde! Gottlob, daß ich nun die andere heiraten kann, die Junge, Gesunde und Starke!"

Frau Crescenz kam dazu, als der Hochbauer mit dem Doktor sprach. Sie schaute dem Mann der Sterbenden steif ins Gesicht und wurde dabei so bleich, wie wenn sie selbst auf ihrem letzten Lager läge. Als der Bauer ihr zuthunlich die Hand nehmen wollte, zuckte sie mit der ihren zurück.

Alkibiades konnte nichts mehr helfen, wollte aber doch mit dem Bauern gehen. Den geistlichen Herrn hatte dieser bereits benachrichtigt; bei der Kirche begegneten sie ihm mit dem Ministranten; und es wollte dem Doktor erscheinen, als würde er heute von seinem alten Freunde mit einem fast strengen Ernste gegrüßt.

Durch die winterliche Öde des Thales ging der kleine Zug dem Gebirge zu. Der Pfarrer im Amtsgewand trug das verhüllte Heiligtum, welches einer armen Seele den letzten Trost spenden sollte. Voraus schritt der Knabe und läutete das Glöcklein; Alkibiades ging zuletzt mit dem Bauern, der die üblichen Gebete abmurmelte, mit Gedanken, die nichts wußten von dem, was die Lippen mechanisch hersagten.

„Bald kann ich die andere heiraten, die Junge, Gesunde und Starke. Gottlob, daß es endlich so weit ist!"

Auch Alkibiades wußte, daß der Mann an seiner Seite so dachte.

Aus den Häusern traten die Leute, um den göttlichen Leib ehrfurchtsvoll zu grüßen. Die Frauen knieten nieder in den frisch gefallenen Schnee, der das armselige Dorf mit einem unirdischen Schein umfloß, mit einem rechten Weihnachtsglanz vom Himmel herab.

Schon gleich hinter dem Dorfe begegneten sie keiner Seele mehr. Die einzigen Menschen ringsum, schritten sie durch den feierlichen Glanz des Wintertages, in dem tiefen Schweigen der begrabenen Natur. Gern wäre der geistliche Herr geeilt, um der mit dem Tode Ringenden möglichst schnell die letzte Labung zu bringen. Aber es war müselig, durch den frischen Schnee sich Bahn zu brechen, das hehre Heiligtum mußte behutsam gehalten werden, und sein Träger fühlte heute wieder einmal, daß er ein Greis war.

Mit gedämpfter Stimme erkundigte sich jetzt Alkibiades bei dem Bauern, wie das Ende denn so schnell und plötzlich gekommen sei? Es hätte ja noch lange dauern können, Jahre und Jahre.

Wie es gekommen war? In der Nacht war sie plötzlich aufgestanden.

Aufgestanden, sie? Sie wußte ja doch, daß sie das nicht durfte, daß es ihr Tod sein konnte.

Sie that es aber doch. Heimlich stand sie auf, heimlich auf bloßen Füßen schlich sie aus dem Zimmer, hinaus in die Küche, und zündete auf dem Herde Feuer an.

Die todkranke, zu Tod ermattete Frau? Das konnte nicht möglich sein! Woher hätte sie die Kraft nehmen sollen?

Sie that es eben doch.

Was wollte sie in der Küche?

Das Weihnachtsgebäck backen, die Christkrapfen. Ihr Mann, ihre Kinder sollten zum Christabend noch einmal essen, was die Mutter gebacken hatte.

Und — hatte sie die Krapfen gebacken?

Freilich! Eine mächtige Schüssel voll. Prächtig waren sie geraten, — so gut wie noch niemals. Sie hatten schon davon gegessen: die Kinder und auch er, ehe er ins Thal hinunter stieg, um den geistlichen Herrn zu holen ... Ja, ganz prächtig waren die Krapfen! Schade um die Frau. Es war eine brave Frau, bis sie — nun, bis sie eben siech ward.

Und alle hatten sie am Morgen von den Krapfen gegessen! Nur die Annamirl, die Magd, wollte keinen Bissen anrühren. Und die Krapfen waren doch prächtig.

Aber die Frau, die todtkranke Frau?

In der Küche hatte ihr Mann sie gefunden. Sie lag beim Herde, auf dem noch das Feuer brannte. Mit bloßen Füßen, im dünnen Rock lag sie auf dem kalten Stein. Und die Weihnachtskrapfen lagen prächtig braun gebacken in der Schüssel, die sie vorsorglich warm gestellt hatte. Dann war sie wohl gleich hingefallen — als die Krapfen fertig waren.

Und er hatte gar nicht gemerkt, daß sie aufgestanden war? Er schlief doch in dem nämlichen Zimmer? Es war schlechterdings unmöglich, nichts gemerkt zu haben, wo sie sicher gestöhnt hatte, ganz jammervoll gestöhnt! Konnte sie sich doch selbst im Bette nur unter wahren Qualen bewegen.

Er hatte jedoch nichts gehört — gar nichts! Die ganze Nacht über keinen Laut.

Aber er wandte sich ab. Da wußte Alkibiades denn — die arme todkranke Frau, die so gern sterben wollte, damit ihr „armer Mann" die junge Magd heiraten könnte. Nun und jetzt starb sie, nachdem sie für Mann und Kinder die Weihnachtskrapfen gebacken.

Gott weiß, wie ihm plötzlich der Gedanke kommen konnte: „Auch deine Frau könnte so sterben!"

Er blieb stehen, atmete schwer, ließ die anderen voraus gehen, folgte dann langsam, fast schwankend.

Lange mußte der geistliche Herr, das Heiligtum behutsam in beiden Händen haltend, mühselig schreiten und steigen. Sein Gewand hatte er hoch aufgeschürzt. Wenn seine Kräfte zu erlahmen drohten, so gedachte er der Sterbenden, der er den letzten irdischen Trost bringen sollte, und ihm war's, als fühlte er sich von dem göttlichen Leib des gekreuzigten Herrn gehalten und emporgezogen.

Als sie die hohe Halde erreichten, darauf der Hof unmittelbar unter den Felsenmulden des Weißen Kaisers lag, kam die junge Magd ihnen entgegen gelaufen, laut heulend und schon von weitem ihnen zuschreiend, sie sollten sich eilen, sonst würde es zu spät! Das Weib konnte sich besser verstellen, als der Mann es vermochte, welcher ihr einen scheuen Blick zuwarf und dann sofort wieder zu beten begann, noch heftiger und gedankenloser.

Die Kinder fürchteten sich, kauerten dicht aneinander gedrängt vor dem Hause und schauten aus großen erschrockenen Augen dem kleinen Zug entgegen. Als sie die Magd so kläglich weinen hörten, begannen sie auch zu schluchzen. Die Magd lief zu ihnen, streichelte an ihnen herum und jammerte: „Du armes Gewürm! Jetzt müßt ihr euer Mutterle eingraben lassen, euer gutes Mutterle! Aber seid nur ruhig. Euer Mutterle bittet schon bei der Himmelsmutter für euch! ... Krapfen sind auch noch da und morgen back' ich euch Rohrnudeln. Recht fette! Ach du armes, mutterloses Gewürm!"

Der Priester begab sich sogleich in das Sterbezimmer, den anderen bedeutend, zu warten, bis er sie rufen ließ. Die Bäuerin lag bereits in den letzten Zügen, hatte die Augen weit offen, sah mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Sehnsucht dem Heiligtum entgegen und war bei vollem Bewußtsein. So konnte sie denn ihre letzte Beichte ablegen.

„Geistlicher Herr, ich bin eine große Sünderin."

„Ihr habt schwer gelitten, Hochbäuerin. Der Herr wird Euch Euere Sünden verzeihen."

„Ich wollte sterben, geistlicher Herr. Und weil ich nicht sterben konnte, so wollte ich mir selber ein Leids anthun."

„Weswegen wollet Ihr so eigenmächtig aus dem Leben gehen?"

„Ach, mein armer Mann. Ihr wißt ja doch, wenn ein gesunder und kräftiger

Mann ein sieches Weib hat. Er ist doch auch nur ein Mensch. Das Haus, die Kinder! Meine armen Kinder mit einer siechen Mutter, die der Himmel nicht sterben läßt. Verzeiht mir meine Sünde und gebt meinen Mann mit der Annamirl zusammen, geistlicher Herr! Laßt sie nicht lange warten. Es ist besser, wenn sie bald, recht bald zusammenkommen ... Wie bin ich froh, daß ich sterben kann. Das ist heute für mich ein gesegneter Tag ... Ja, ach ja! Und Krapfen habe ich meinen Kindern auch noch einmal gebacken — zur heiligen Weihnacht."

Dann wurde die Hochbäuerin mit dem Sterbesakrament versehen, nachdem der Priester ihr im Namen des Herrn ihre letzte Sünde vergeben hatte ... Als der Bauer die Kinder zu der sterbenden Mutter brachte, sagte die Bäuerin zu ihrem Mann:

„Du hast mich gern gehabt, Tonei. Und du hast viel Geduld mit mir haben müssen. Für dein gutes Gernhaben und für deine viele Geduld danke ich dir in meiner Sterbestunde. Viele Messen brauchst du für meine arme Seele nicht lesen zu lassen. Der Himmelsvater wird sich meiner gewiß erbarmen, daß ich aus dem Fegefeuer bald herauskomme. Laß für das Geld, welches die heiligen Messen kosten würden, den Kindern ein neues Gewand machen; das alte ist bereits gar so schlecht. Ihr braucht mich nicht in meinem guten Anzug zu begraben. 's wär' schad darum. Meinen guten Anzug mag die Annamirl tragen, wenn sie dein Weib wird ... Ja, und die Kinder. Ihr werdet den Kindern gewiß erzählen, daß ihre erste Mutter für sie zur Weihnacht noch einmal Krapfen gebacken. Und wenn übers Jahr die Annamirl sie bäckt, soll sie frisches Fett dazu nehmen. Sonst geraten ihr die Krapfen nicht."

Bald darauf schlief die Hochbäuerin ein. Sie verschied mit einem Lächeln, wie ein müder Mensch, der sein Tagewerk vollbracht hat.

— — — — — — — — —

Es dämmerte bereits, als der geistliche Herr mit Alkibiades hinunterstieg. Der Doktor trug ein schweres Herz mit sich herab der Nacht entgegen. Unablässig sah er im Geiste die Augen der sterbenden Bäuerin auf ihren Mann gerichtet: ohne den Schatten einer Anklage in dem brechenden Blick; unablässig mußte er denken: ‚Jetzt sind die beiden froh; jetzt hat der Bauer die junge Magd; jetzt freuen sie sich, daß sie bald werden Hochzeit halten können. Sie freuen sich, und der arme tote Leib ist noch nicht einmal erkaltet.'

An diesem Sterbelager hatte Alkibiades einen Blick in den Abgrund der menschlichen Natur gethan, und er fühlte sich von einem Schauer ergriffen. So konnte es auf der Welt zugehen, dahin konnte der Mensch gelangen — dahin! Und wie ein Mensch dahin gelangen konnte? Ohne im Grunde genommen ein schlechter Mensch oder gar ein Verbrecher zu sein. Der Bauer, der jetzt an der Leiche der Frau, welche die Mutter seiner Kinder gewesen, das Gegenteil von Trauer empfand, war einst ein wackerer Mann; er hatte einstmals sein junges, braves Weib gern gehabt, mit ihm in einer friedlichen Ehe gelebt. Aber dann trat die Prüfung an ihn heran; dann kam die Versuchung in sein Haus, und dann — Ja! Und dann starb die Frau den Opfertod, ohne in ihrem letzten Blick etwas anderes als Liebe für ihren Mann zu haben, der froh war, daß es endlich ein Ende genommen. Und ein schlechter Mensch war er darum doch nicht — nein, nein!

Alkibiades erschrak. Wie kam er dazu, einen Mann, der über den Tod seiner Frau nichts als Freude empfand, zu verteidigen? Noch dazu entschuldigte er ihn mit solcher Heftigkeit, solchem leidenschaftlichen Verlangen nach Erklärung, nach — Entschuldigung. Anstatt voller Abscheu sich abzuwenden, entschuldigte er! Wie kam er überhaupt dazu, über den traurigen Vorfall in solcher Art sich zu erregen, so im Tiefsten sich packen zu lassen? Was hatte er mit jenem Menschen gemein?

Etwa eine heimliche Schuld?!

Und gerade, als wäre er ein Schuldiger, benahm sich an seiner Seite der geistliche Herr, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, ein Schweigen, welches nur zu beredt einer stummen Anklage glich. Alkibiades beschleunigte seinen Schritt. Sogleich blieb sein Begleiter hinter ihm zurück, augenscheinlich froh, seiner Gesellschaft enthoben zu sein.

Ein dumpfer Groll bemächtigte sich der Seele des Arztes. Was hatte er denn gethan? Sein ganzes Denken, sein ganzes Leben gehörte seinen Kranken und Leidenden.

Sein ganzer Mensch ging auf in seinem schweren Berufe. So sehr ging derselbe darin auf, daß für sich selbst, für sein eignes Glück nichts übrig blieb — rein gar nichts! Alles, was er sich gönnte, war, daß er in seinem grauen und öden Heim bisweilen ausruhte in dem Anblick des jungen fremdartigen Geschöpfes, welches für ihn die Schönheit verkörperte, jene Schönheit, die einstmals in leuchtenden Tempeln als Gottheit verehrt ward. War das etwa unrecht? Konnte das Sünde und Schuld sein? Wem unter einem wolkenlosen Himmel in einem unirdischen Glanz, ein ungeheueres Schweigen, der feierliche Friede eines Festabends schwebte wie ein Gotteshauch über der ruhenden Erde. Alkibiades fühlte sich plötzlich von einer leidenschaftlichen Sehnsucht ergriffen, die Augen zu schließen und von der großen Stille seine wild erregte Seele einschläfern zu lassen. Aber dann kam der geistliche Herr.

„Was that ich? Was haben die Leute gegen mich? Was haben Sie gegen mich?

Aus unserer Studienmappe:



Riva delle Zattere (Schiffswerft bei Venedig). Nach der Ölstudie von Ludwig Dill.

nahm er dadurch etwas? Seiner Frau? Hatte er durch diese Anbetung von etwas Göttlichem gegen seine Frau gesündigt — auch nur in seinen geheimsten Gedanken?

Nein! Noch nicht — noch nicht!

Er blieb stehen und erwartete den geistlichen Herrn. So schnell war er vorausgegangen, daß er eine lange Weile harren mußte. Er schaute um sich. Die Dämmerung hatte stark zugenommen, blaue, schwere Schatten sanken auf die winterliche Welt herab, die höchsten Alpengipfel leuchteten

Weshalb meiden Sie unser Haus? Bin ich ein Übelthäter? Warum sagen Sie es mir dann nicht? Warum klagen Sie mich nicht an, damit ich mich rechtfertigen kann? Denn ich kann mich rechtfertigen!“

Alkibiades sprach mit stockendem Atem, mit heiserer Stimme, die Worte mühsam hervorstoßend. Auch jetzt blieb er noch stehen, dadurch den anderen zwingend, gleichfalls nicht weiter zu gehen. Es war gerade noch hell genug, um dem alten Priester erkennen zu lassen, wie bleich das Gesicht des

Mannes war, der ohne Angriff sich so heftig verteidigte.

„Sprechen Sie! Aber so sprechen Sie doch!“ rief Alkibiades, da der Geistliche ihm stumm in die Augen sah. „Sie sollen sprechen — endlich!“

„Ich hätte längst mit Ihnen gesprochen, lieber Sohn; aber ich ward gebeten, zu schweigen.“

„Gebeten? Wer konnte Sie bitten, mit mir nicht zu reden, mich nicht zu beschuldigen? Wer?“

„Ihre Frau.“

„Wie kam meine Frau zu solcher Bitte? Sprachen Sie etwa mit ihr davon?“

„Wovon?“

„Von meiner Schuld, meiner Untreue, meiner Leidenschaft für das fremde Kind. Denn Sie wissen, daß es noch ein Kind ist; trotzdem — Aber Sie wissen es ja!“

„Ich weiß, daß Ihre Frau leidet, schwer und still; ich weiß, daß Sie gelitten haben, daß Sie jetzt leiden und noch schwer leiden werden. Und ich weiß, daß Ihre Frau recht hat: keine fremde Stimme, auch nicht die warnende Stimme eines Freundes, nicht die mahnende Stimme eines Priesters durfte Ihnen zurufen, sich auf sich selbst zu besinnen. Ihre eigne Stimme mußte zu Ihrem Mahner und Warner werden. Und, Gott sei gedankt, wurde sie das.“

„Glauben Sie?“

„Ja. Ich wartete lange darauf; ich wartete darauf voller Hoffnung und Angst.“

„Warum voller Angst?“

„Daß Sie nicht hören möchten.“

„O darum?“

„Wundersam, daß die Stimme Ihres Gewissens, Ihres Herzens gerade heute zu Ihnen reden mußte.“

„Sie meinen: an diesem Sterbebette?“

„Lieber Alkibiades, lieber, guter Freund!“

Da brach es aus dem so flehentlich, so angstvoll Angerufenen hervor, Qual und Groll zugleich: „Was verlangt Ihr von mir? Meine Frau und ihr alle, alle! Daß ich auf den letzten Rest von Glück verzichten soll? Jawohl: auf den letzten Rest! Denn wie Sie mich hier vor sich sehen, bin ich ein unglücklicher Mann.“

„Weil Sie eine gute Frau haben, die für Ihr Glück ihr Leben hingeben würde? Ihr Leben mit tausend Freuden, im Tode noch Ihnen zulächelnd, weil sie es für Sie hingeben durfte.“

Alkibiades fuhr zusammen, als hätte er einen Stoß empfangen, der sein Herz traf . . . Auch die Frau, an deren Sterbebett er soeben gestanden, deren letzten Blick er gesehen, hatte ein Lächeln, hatte Liebe, unermeßliche, unergründliche Liebe in ihrem brechenden Blicke gehabt. Und sie war nur eine Bäuerin gewesen, eine sogenannte grobe Natur.

Alkibiades stand, starrte dem alten Freunde totenbleich ins Gesicht, murmelte: „Ich bin ein unglücklicher Mann. Das bin ich! Daran kann ich nichts ändern. Längst bin ich zu dieser Erkenntnis gekommen. Auch zu der Erkenntnis, daß ein unglücklicher Mensch zugleich ein untauglicher Mensch ist — untauglich zur Arbeit, also zum Leben. Jetzt wissen Sie Bescheid, wie es um mich steht; und jetzt helfen Sie mir, der Sie ein Helfer der Mühseligen und Beladenen sind. Ja, und der Sie mein Freund sein wollen. Aber Sie können mir nicht helfen.“

„Sie werden sich selbst helfen. Wer sich selbst erkennt, h a t sich bereits geholfen. Und dann werden Sie kein unglücklicher Mensch mehr sein; denn dann sind Sie ein starker Mensch. Unglücklich ist nur der Schwache und Feige.“

Alkibiades machte eine Bewegung, als wollte er die Hand seines Freundes fassen. Aber dann hielt er die seine zurück, nochmals die Frage hervorstoßend: „Was also verlangt Ihr von mir?“

„Zunächst, daß Sie ruhig nach Hause gehen. Ihre Frau erwartet Sie und — es ist Weihnachtsabend.“

„Was verlangt Ihr d a n n von mir?“

„D a n n?“

„Aber so sagen Sie's doch!“

„Daß Sie das fremde, unheimliche Geschöpf aus Ihrem Hause entfernen. Wenn es Ihnen wirklich erst gesagt werden muß.“

„Ich soll das arme, verlassene Wesen aus meinem Hause jagen?“

„Das Mädchen muß fort,“ erwiderte der geistliche Herr mit starker Stimme, „oder —“

Aber er stockte plötzlich. Alkibiades vollendete den Satz: „Oder es könnte zu spät werden. Wie aber, wenn es schon zu spät wäre?“

Er sprach wie im Fieber. Alles in ihm war im Aufruhr. Der alte Herr rief ihm zu: „Aber, Sie Unglücklicher, so denken Sie doch an Ihre Frau!"

„Sie selbst hat das Mädchen zurückgehalten, als es noch Zeit gewesen wäre. Jetzt muß sie's tragen."

„Was muß sie tragen? Daß das fremde Mädchen in ihrem Hause ihres Mannes —"

Alkibiades stöhnte auf, so tief und so schmerzlich, daß dem Priester die Worte auf den Lippen erstarben. Beide schwiegen, indessen es Nacht ward. Alsdann sagte Alkibiades, und er sagte es ganz gelassen:

„Sie haben recht. Ich danke Ihnen. Das Mädchen soll fort. Gute Nacht, gute Weihnacht"

Mit raschen Schritten entfernte er sich. Er lief fast.

XXII.

Erst am heiligen Abend selbst war Frau Crescenz mit ihren Weihnachtsvorbereitungen fertig geworden. Das Klötzenbrot schien dermaßen trefflich geraten, daß sogar die scharfe mütterliche Kritik der Frau Amaranth seine Güte würde konstatieren müssen; die Keule eines jungen, fetten Schweines war als Festbraten bestimmt, und in sämtlichen blinkend hell geputzten Zimmern blühten weiß wie frischgefallener Schnee, weiß wie die frischgewaschenen Gardinen der Frau Doktorin, die ersten Christrosen.

Auch den Baum besorgte Frau Crescenz. In anderen Jahren hatte der Doktor es sich nicht nehmen lassen, seiner Hausfrau eigenhändig ein junges, schlankes Edeltännlein ins Haus zu bringen; aber für dieses Fest schien er alles seiner Frau überlassen zu wollen. Bis zum Christtag wartete Frau Crescenz mit dem Baum. Dann wurde ihr Mann zu der sterbenden Hochbäuerin gerufen, dann machte sie sich auf den Weg, um in dem Walde ihres Wirts von dessen Knecht das Tännlein schlagen und nach Hause tragen zu lassen.

An solchen Tagen machte sich Frau Crescenz keine anderen Gedanken, als über Dinge, die ihren Haushalt betrafen: sie hatte an solchen Tagen für andere Gedanken keine Zeit. Ihr ganzes Wesen war alsdann Thatkraft. Heute hatte sie seit dem Morgengrauen geschafft, und sie fühlte sich dadurch von einem heißen Lebensgefühl durchströmt. Es war doch schön, auf der Welt zu sein und seine Hände zu regen so recht nach Herzenslust!

Die scharfe Winterluft that ihr wohl, und sie freute sich, daß sie nach dem Walde tief durch den Schnee tappen mußte. Der Knecht ging voraus, um der Frau Doktorin mit seinen mächtigen Füßen einen Weg zu bahnen. Diese Pionierarbeit wäre indessen gar nicht notwendig gewesen. Frau Crescenz hätte sich selbst Bahn geschaffen und wäre der Schnee noch einmal so hoch gelegen. Mit dergleichen Hindernissen wurde sie gut fertig! Wofür hatte ihr denn der Himmel ihre lange Gestalt, ihre eckigen Gliedmaßen und ihre jetzt so robuste Gesundheit gegeben!

Daß man so gesund sein konnte und dabei doch —

Aber nein! Sie hatte zu solchen Gedanken keine Zeit. Heute nicht! Vielleicht kam bald einmal eine Stunde, in der sie Zeit haben würde, zu denken, nachzusinnen. Das wollte sie dann thun, so ernsthaft und rechtschaffen wie alles, was sie unternahm.

Einen Augenblick, als sie gerade ihre Jugend und Kraft wie einen glühenden Strom in sich fühlte, kam ihr die sterbende Hochbäuerin in den Sinn und weswegen die Frau starb, weswegen sie so gerne starb, gerade am Weihnachtsfest, wo die Menschen glücklich sein sollten. Nun, die sterbende Hochbäuerin war heute gewiß eine glückliche Frau.

Und plötzlich fühlte die kraftvolle, von Jugend und Leben durchglühte Frau einen Schmerz, daß sie stehen bleiben, Atem schöpfen und beide Hände gegen ihr Herz pressen mußte . . . Glücklich sollten die Menschen heute sein — alle Menschen; denn allen war heute das Heil geboren worden. Menschenglück war etwas so Heiliges. Es war zugleich etwas so Natürliches, so Naturgemäßes, daß der Mensch glücklich war. Weshalb, ach weshalb war sie, gerade sie, die in sich solche Kraft zum Glücklichsein fühlte — solch tief unglücklicher Mensch?

Jetzt hatte sie doch daran denken müssen!

Angelangt im Walde, bezeichnete sie dem Knechte den Baum. Während er die Tanne abhieb, stand sie daneben und schaute zu, wie die Axt in das weiche Holz drang, wie bei jedem Hiebe die Splitter flogen, jeder Hieb eine Todeswunde war bis der junge

Stamm mit einem Rauschen, das wie Ächzen klang, umsank.

Und er hätte ein starker Baum werden, hätte seine Zweige ausbreiten, seinen Wipfel aufsteigen lassen können. Die Tiere des Waldes hätten unter seinem Schatten ruhen, die Vögel in seinen Ästen nisten, die Menschen seiner sich freuen können. Damit war's nun vorbei.

Frau Crescenz kannte den Knecht gut. Es war noch ein junger Mann, erst seit einem Jahr verheiratet. Sein Bauer hatte nichts von einem verheirateten Knecht wissen wollen; obgleich dieser der Bravsten einer war und die Dirne, die er freien wollte, zu ihm das gute Gegenstück. Da hatte die Frau Doktorin für die beiden Leutchen gebeten, und der Frau Doktorin schlug in Wildau so leicht niemand etwas ab; selbst ein starrköpfiger Bauer nicht. Und so war denn das Pärlein zusammen gekommen. Bei der Hochzeit hatte die Frau Doktorin mit dem jungen Ehemann getanzt und mit der jungen Ehefrau tanzte der Herr Doktor. Dieser hatte ihr beigestanden in ihrer schweren Stunde, und die Frau Doktorin war des Neugebornen Patin geworden. Es war ein prachtvoller Junge! Heute holte sich der junge Vater für seinen Erstgebornen den ersten Weihnachtsbaum. Die beiden Tannen lagen gefällt auf der weißen Schneedecke; aber der Mann traf keine Anstalten, sie sich aufzuladen. Er stand neben der Frau Doktorin und sah sie an, als ob er etwas auf dem Herzen hätte. Frau Crescenz kannte die Art ihrer Landsleute, und da ihr das Wesen des jungen Menschen auffiel, so half sie freundlich, ihn gesprächig zu machen.

„Deinem Weib und eurem Buben geht es doch gut, Lenzei?"

O, denen fehlte nichts, denen ging's prächtig! Daß den beiden nichts fehlte, daß es überhaupt der ganzen Familie so prächtig ging, dafür hatten die jungen Eheleute, nächst den lieben Heiligen und der Himmelsmutter, nur der Frau Doktorin zu danken, nur dieser einzig und allein!

„Laß das doch, Lenzei. 's ist von Herzen gern geschehen. Wenn ihr zwei nur glücklich miteinander seid."

Das waren sie freilich. Und da sie beide gesund waren, überdies jetzt den Jungen hatten — — Aber das ganze Glück, samt dem Buben, dankten sie einzig und allein der Frau Doktorin; denn wer weiß, ob die lieben Heiligen und die Himmelsmutter es fertig bekommen hätten, sie zusammenzubringen. Indem ihr Bauer — das war einmal einer, ihr Bauer! Aber an dem Jungen hatte sogar ihr Bauer seine Freude. Es war freilich ein Prachtjunge!

„Dann ist's ja alles gut; dann bleibt nur miteinander so, wie ihr jetzt seid. Denn das Gernhaben und das Glücklichsein ist, nebst einem guten Gesund, eben doch das Beste vom Leben."

Das meinten auch die Kathi und der Lenzei. Genau dasselbe meinten sie wie die Frau Doktorin. Und was das Gernhaben anbetraf — o das! Darum that der Kathi und dem Lenzei denn auch die Frau Doktorin so leid. Gar so schrecklich leid that sie den beiden Glücklichen.

„Wie so das?"

Sie wußte gleich, wie der Mann es meinte. Aber sie frug ganz heiter. Nur ihre Seele erbebte. Ihre bebende Seele sollte jedoch kein Zucken ihrer Lippen verraten.

Da der Knecht stumm und verlegen vor ihr stand, so wiederholte sie ihre Frage: „Wie meinst du das, Sepp?"

O, er meinte das nur so. Sein Weib, die Kathi, meint es auch. Alle Leute in Wildau meinten es. Wie sollten sie es auch nicht? Den beiden that die Frau Doktorin eben gar so leid. Sie that es allen Leuten.

„Ich brauche euch nicht leid zu thun. Keinem Menschen auf der ganzen Welt! Sage das deinem Weib und den anderen. Ich weiß nicht, weswegen sie mich bedauern. Ich habe einen braven Mann, der mich von Herzen gern hat — gerade so gern, wie dein Weib dich; ich lebe mit meinem Manne sehr glücklich — gerade so glücklich wie dein Weib mit dir. Freilich haben wir keinen solchen kräftigen Buben wie ihr. Das wird's wohl sein, was die Leute meinen. Der Mensch kann indessen nicht alles haben. Darum sind wir aber doch sehr glücklich, ich und mein Mann. Und jetzt ist's Zeit, daß wir gehen."

Sie sah so heiter, so glücklich aus. Vollkommen gelassen hatte sie gesprochen, mit einem Lächeln auf den Lippen, mit jenem Lächeln, welches das häßliche Gesicht



Nachklänge. Bronzegruppe von Ernst Müller-Braunschweig.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

so verklärte, so schön machte. Der Mann war verwirrt, ganz verdutzt. Aber dann glitt auch über sein Gesicht ein Leuchten, und es brach eine helle Freude aus ihm hervor, daß es mit der Frau Doktor nicht so war, wie sein Weib, wie er selber und alle Leute es meinten; eine helle Freude darüber, daß sie ihnen und den Leuten nicht leid zu thun brauchte, daß sie mit ihrem Mann in einer guter Ehe lebte, daß alles nur Klatsch und Tratsch war.

Hatte er es den Leuten nicht gleich gesagt? Und auch sein Weib! Gleich hatten die beiden gesagt: ‚Alles ist ja nur Tratsch und Klatsch!‘ Die Leute hatten es jedoch besser gewußt, und sie hatten den Leuten schließlich glauben müssen. Aber jetzt sollten sie es von ihm zu hören bekommen. Und erst von der Kathi, denn die konnte reden! Und reden würde sie, so laut und so lange, bis die Leute sich schämen müßten, über den braven Herrn Doktor und die gute Frau Doktorin solchen Tratsch und Klatsch gemacht zu haben. Noch dazu wegen des hergelaufenen, fremden Frauenzimmers, das mit seinen schwarzen Augen hexen konnte — meinten die Leute.

Und in heller Freude hob der junge Riese die beiden stattlichen Tannenbäume auf seine Schulter, als ob es Spazierstöcklein wären; in heller Freude stampfte er mit seiner Last zurück durch den tiefen Schnee.

Langsam folgte Frau Crescenz, so langsam, daß sie hinter dem Knechte zurück blieb, weit zurück.

— — — — — — — — — —

Nein — daran hatte sie nicht gedacht! Niemals, und nicht in ihren geheimsten Gedanken, nicht in ihren trostlosesten Stunden hatte sie bedacht, daß die Leute darum wußten, darüber sprachen, daß sie und ihr Mann in aller Leute Munde waren, daß sie den Leuten leid that — sie allein, wie es schien.

Ein Gefühl von Schwere überkam sie. Eine Schwere war's, die sie zu Boden drückte.

Wo sie gerade ging, sank sie hin. Auf der weißen Decke des Schnees lag sie wie niedergeworfen, wie hingestreckt von einer erbarmungslosen Hand, sie, die noch soeben über dieselbe Stelle geschritten war und ihr Leben, ihre Jugend gefühlt hatte, gleich einer unzerstörbaren Kraft. Kraftlos lag sie jetzt da, mühsam ein Stöhnen erstickend.

Als stünde sie nackt vor allen jenen mitleidigen Leuten; als wären ihr von einer brutalen Hand die keuschen Hüllen abgerissen von ihrer Seele, Stück für Stück, bis sie dastand hüllenlos, in dem ganzen entblößten Jammer ihrer mit Füßen getretenen Liebe, ihres zermalmten Glückes, ihres vernichteten Lebens. Wie sie sich schämte, Gott im Himmel, wie sie sich schämte!

Aber sie schämte sich nicht vor den Leuten, sondern vor sich selbst. Sie schämte sich, weil sie es hatte geschehen, weil sie es hatte dahin kommen lassen, daß sie den Leuten, die sie in ihrem nackten Jammer sahen, leid thun mußte.

Wo blieb denn ihre vielgerühmte Kraft? Sie hatte nicht einmal Kraft genug besessen, um das traurige Geheimnis ihres Hauses und Herzens vor den Augen der Welt zu verbergen, vor diesen grausamen, unerbittlichen, untrüglichen Augen.

Auf den Gassen redeten die Leute bereits davon: ‚Wißt ihr's schon? Er hat sie nicht mehr lieb, er hat sie niemals lieb gehabt. Nur aus Mitleid nahm er sie zur Frau: weil sie gar so toll verliebt in ihn war. Jetzt kommt's heraus! Nun er eine andere im Hause hat, eine viel jüngere, eine tausendmal schönere, mit Augen, welche die Männer verhexen. Was wird jetzt daraus? Da bin ich doch neugierig. Die arme Frau, wie sie uns dauert!‘

Was wird jetzt daraus?!

Fort! Sie wollte fort! Fort aus ihrem Hause! Fort von ihrem Manne! Gleich wollte sie fort, heute noch! Zu ihren Eltern wollte sie zurück.

Ihre Eltern ...

Alle Leute wußten davon, sprachen, flüsterten darüber, und ihre Eltern hatten es ihr nicht gesagt? Verheimlicht hatten ihr ihre Eltern, daß sie mit ihrem Manne und der Fremden bereits in aller Leute Munde war. Sie wußten es gewiß schon seit langem, vielleicht schon vom ersten Tage an.

Zu ihren Eltern wollte sie! Nicht um bei ihnen Trost und Hilfe zu suchen, sondern um von ihnen Rechenschaft zu fordern.

Sie erhob sich. Es kostete ihr Anstrengung; förmlich aufraffen mußte sie sich. Als sie wieder auf ihren Füßen stand, schwindelte ihr. Ganz wirr war ihr zu Sinn. Sie wollte eilen, konnte aber nur langsam,

ganz langsam gehen, unsicher, fast schwankend. Kaum vermochte sie in dem Schnee, trotz der Bahn, die der Knecht ihr gemacht hatte, vorwärts zu kommen.

Sie mußte an ihrem Hause vorbei. Gleich wollte sie weiter, ohne stehen zu bleiben, ohne hinzusehen. Niemals wollte sie wieder zurück!

„Der Weihnachtsbaum, Frau Doktorin!"

Sie hatte nicht hingesehen; da hatte der Knecht, der vor der Thür auf sie wartete, es ihr zugerufen.

Richtig, ach richtig: der Weihnachtsbaum! Es war ja Weihnachtsabend! Daran hatte sie gar nicht mehr gedacht.

Am Weihnachtsabend konnte sie doch unmöglich das Haus ihres Mannes verlassen, um nie wieder zu diesem zurückzukehren.

Morgen wollte sie fort, übermorgen, sobald das heilige Fest vorbei war. Heute sollten ja wohl alle Menschen glücklich sein? Heute fort zu gehen, dafür fühlte sie sich zu schwach, dazu war sie zu feige.

Es hätte ihn doch etwas schmerzen können; denn gerade am Weihnachtsheiligenabend ...

XXIII.

Als Alkibiades von seinem Gange nach Hause kam, begab er sich sogleich in sein Zimmer. Er bemühte sich, möglichst unbemerkt hineinzugelangen. Wenn seine Frau ihn gehört, wäre sie sofort gekommen, hätte sie sofort nach der Hochbäuerin gefragt; und ihm war's, als müßte seine Frau wissen, weswegen jene gestorben war: um einer anderen Platz zu machen.

Seine Frau hörte ihn aber nicht.

Im Zimmer brannte die Lampe, im Ofen prasselte das Feuer, vor den Fenstern waren die Vorhänge zugezogen. Wie behaglich es war! Auf einem kleinen Tische befand sich die Theemaschine und was sonst notwendig war. Auch frischer Kuchen. Das hatte seine Frau für ihn vorbereitet; gerade, als wüßte sie, daß er sie lieber nicht gleich sah, wenn er von der sterbenden Hochbäuerin nach Hause kam.

Auch im Kabinet nebenan brannte Licht und er fand alles zurecht gelegt, um sich umkleiden zu können. Warum war es denn heute der bessere Anzug? Richtig — es war Weihnachtsheiligerabend! Gerade an diesem hatte die kranke Hochbäuerin ihrem „armen" Manne und der jungen, hübschen Person das Geschenk ihres Todes gemacht, nachdem sie noch für die Kinder die Festkrapfen gebacken.

Mechanisch zündete der Doktor die Maschine an. Während das Wasser zu kochen begann, zog er sich um; mit möglichster Sorgfalt, um möglichst lange zu brauchen, um seiner Frau möglichst lange nicht vor die Augen zu kommen.

Was für Geschenke hatte er denn heute Abend für sie? ... O, darüber konnte er ruhig sein. Noch niemals hatte er sie so reich beschenkt. Ein goldenes Armband mit einer Perle! Für ihren Gast, für das fremde Kind, hatte er nur eine feine Goldkette mit einem kleinen goldenen Kreuz genommen; und für seine Frau das schöne Armband! Er hatte wie ein Geizhals gespart, um seiner Frau dieses Jahr ein möglichst wertvolles Geschenk machen zu können. Sie sollte an diesem Weihnachtsabend nicht kärglich bedacht werden — gerade an diesem nicht! Gewiß würde sie sich sehr freuen; weniger über die Kostbarkeit des Geschenkes, als darüber, daß er ihrer gedacht hatte. Er kannte seine Frau — wie gut er sie kannte!

Er ging zum Schreibtisch, nahm beide Goldsachen heraus, öffnete die Etuis und betrachtete die Gaben ... In diesem Augenblick fiel ihm ein, wie er beim Einkauf der Weihnachtsgeschenke gewünscht hatte, er könnte das schöne Geschmeide der anderen geben, der Fremden. Es war nur ein Augenblick gewesen. Wie ein Blitz hatte es sein Gehirn durchzuckt. Dann hatte er sogleich für die Fremde das bescheidene dünne Halskettlein erworben.

Nein — seine Frau sollte den Armreif, an dem ein solcher Gedanke haftete, nicht bekommen! Nichts sollte sie heute abend von ihm aufgebaut erhalten! Er wollte ihr etwas anderes geben, etwas Größeres, das Größte, was er ihr zu geben vermochte: die Entfernung des fremden Kindes aus seinem Hause, des Sonnenstrahls aus seinem düstern Heim.

Nach der Weihnachtsfeier, wenn sie von der Weihnachtsmesse zurückgekehrt waren, wenn er mit seiner Frau sich allein befand, wollte er ihr sagen: „Sie geht fort, sie soll fort gehen! Gleich — bald! Das verlangst du von mir; und was du von mir verlangst, soll geschehen. Die anderen ver-

langen es auch, aber um die anderen kümmere ich mich nicht. Die mögen reden! Doch du, du bist meine Frau, meine brave Frau; und ich, ich bin ein anständiger Mensch. Schließlich bin ich das — noch, bin ich das! Und ich will ein anständiger Mensch bleiben. Ich will nicht werden, was der Hochbauer war, der einmal auch ein anständiger Mensch war, und der heute sich freut, weil seine brave Frau starb — gerade am Weihnachtsheiligenabend! ... Nimm heute mein Geschenk, nimm mein Opfer. Es ist das Opfer meines letzten Restes von Lebensglück. Denn — ja, ja, ja! — ich bin ein unglücklicher Mann, und ich bin es, weil du meine Frau bist."

So wollte Alkibiades heute abend nach der Christmesse seiner Frau sagen.

— — — — — — — — —

Dann ließ die Frau Doktorin durch die Dienerin dem Herrn Doktor melden: er möge hinunter zur Bescherung kommen.

Alkibiades schloß das Armband wieder in seinen Schreibtisch, steckte das Schächtelchen mit dem bescheidenen Goldschmuck für die Domenika zu sich und begab sich in das Wohnzimmer. Hier befanden sich bereits Frau Amaranth und ihr asthmatischer Eheherr, der Wirt der Blauen Genziane. Frau Amaranth trug das violette Seidengewand, welches sie für die Hochzeit ihres Töchterchens hatte anfertigen lassen, und war vom Scheitel bis zur Sohle Steifheit und Würde, indessen der Gemahl in seinem langen, schwarzen Rock, unter dem überwältigenden Eindruck der Grandezza seiner Gattin, sich äußerst unbehaglich zu fühlen schien. Über sein Benehmen seinem Schwiegersohn gegenüber hatte der Biedere bis zum Augenblick von dem Erscheinen des Doktors scharfe Instruktionen empfangen, was seinen Gemütszustand nicht rosiger machte.

Weder Frau Crescenz, noch Domenika waren anwesend.

Wiederum begann es in dem Gemüt des Arztes zu wühlen und zu kochen: ‚Sie wissen es auch schon! Sie betrachten dich auch schon als Ehebrecher! Sie fordern auch von dir, daß du wieder ein anständiger Mensch wirst. Nun, sie werden ja sehen; o, sie sollen sehen, sehen!'

Er mußte gewaltsam an sich halten, um auch diesen beiden nicht zu sagen: ‚Seid ruhig! Ihr könnt ganz ruhig sein! Ich bringe das Opfer! Und niemand soll wissen, was es mich kostet; ihr am allerwenigsten; denn was verstündet ihr davon, die ihr nur den Stein aufheben und werfen könnt, ihr — Pharisäer!'

Dann ging die Thür auf und Frau Crescenz trat herein. Ihr folgte eine junge Dame im schwarzen Kleide. Im ersten Augenblick erkannte Alkibiades sie nicht; und als er sie dann erkannte, erstickte er mit Mühe einen Ausruf.

Domenika! War es möglich, daß es Domenika war? So verwandelt! Domenika, das halbwilde Geschöpf aus den Sabinerbergen, eine Dame?

Wie blaß das feine Gesicht zu dem dunklen Stoff aussah, wie zart der schlanke Hals aus der schwarzen Krause hervorschimmerte! Frau Crescenz selbst hatte das wie Abendröte leuchtende, reiche Haar geflochten und aufgesteckt. In schweren Strähnen legte es sich gleich einem glühenden Diadem um die weiße Stirne.

Und dieses, in dem modischen Gewande gelassen und anmutig, fast vornehm sich bewegende reizende Geschöpf war wirklich Domenika!

Noch fremdartiger, noch geheimnisvoller und bezaubernder als in ihrem bunten, phantastischen Sabinerkostüm stand sie jetzt vor ihm. Sogar Frau Amaranth konnte ihr Staunen nicht unterdrücken; und ihr Mann war unwillkürlich aufgestanden und mit einer Bewegung, einer Gebärde auf Domenika zugegangen, als müßte er einen jener vornehmen Gäste begrüßen, welche die Blaue Genziane so sehnsüchtig erwartete.

Alkibiades blieb stumm; aber er wandte kein Auge von der jungen Gestalt. Bald würde er sie nicht mehr sehen; bald würde er das Opfer gebracht haben.

Bis zu diesem Augenblick hatte er die ganze Größe desselben nicht zu ermessen vermocht; denn erst in diesem Augenblick wußte er, daß er es bringen mußte; wußte er, daß er Domenika liebte.

Er liebte sie leidenschaftlich; er liebte sie wie ein junger, heißblütiger Mensch seine erste Liebe, liebte sie ohne Maß, ohne Ende.

Ein Unrecht hätte er ihrethalben begehen können, ein Verbrechen. Und er hätte nicht einmal gefühlt, daß es ein Verbrechen war. Wie eine Offenbarung kam diese Erkenntnis über ihn in dem Augenblick, wo

er entschlossen war, sich für immer von dem Gegenstand seiner leidenschaftlichen Liebe zu trennen; und zwar von ihm sich zu trennen, um seiner Frau willen, die so still und blaß daneben stand, fast feierlich, mit einem Ausdruck, wie er an ihr nie gesehen.

Und noch niemals hatte er gefühlt, wie er von seiner Frau geliebt ward; beinahe so ohne Maß und ohne Ende, wie er Domenika liebte.

Auch die Liebe seiner Frau offenbarte sich ihm heute zum erstenmal in ihrer ganzen Größe; und das gerade in einem Augenblick, in dem er sich seiner Leidenschaft für eine andere zum erstenmal vollkommen bewußt ward.

Es half also nichts: seiner Frau wegen mußte das Opfer gebracht werden, auch dann gebracht werden, wenn er es selbst jetzt noch anders gewollt hätte!

XXIV.

Wieder einmal war die junge Sabinerin voll dumpfen Staunens über diese Deutschen.

Was für närrische Leute das waren, halb verrückt! Anstatt sie damals, als sie verwundet ward, in ein Spital, oder irgendwo sonst hin zu stecken, nahm der Doktor sie in sein Haus. Nun ja, er! Er war verliebt in sie, geradezu toll verliebt, gleich damals, als er sie das erste Mal sah. Sie merkte es sofort, wenn sie auch that, als gewahrte sie ihn überhaupt nicht.

Und als er dann immer nach dem Lager oder nach der neuen Straße kam, nur, um ihr zu begegnen, um sie von ferne zu sehen — wie närrisch er war! Sie lachte mit ihrem Schatz über den langen, verliebten, närrischen Deutschen, auf den ihr Schatz nicht einmal eifersüchtig war. Eifersüchtig auf solchen!

Jetzt war ihr Schatz tot — der Arme.

Und jetzt war sie bei dem langen, verliebten, närrischen Deutschen. Nun ja, da war sie! Und er war verliebter, war närrischer als je. Wenn sie zu ihm sagen würde: ‚Thue dies und thue das, und ich küsse dich dafür‘ — so thäte er dies und das, um sich dafür von ihr küssen zu lassen. Es war zu närrisch!

Aber was sollte sie wohl mit ihm anfangen? Mit einem verheirateten Mann! Ja, hätte er seine Frau nicht gehabt; dann — obgleich er so lang, so häßlich und närrisch war; vielleicht daß sie ihn dann trotzdem geheiratet hätte, um eine Dame zu werden. Aber so . . . Heilige Jungfrau, was hätte sie wohl mit ihm anfangen sollen? Nichts. Aber rein gar nichts!

Und die Frau Doktorin . . . Sie war in den häßlichen Menschen verliebt, wie dieser in sie, in die Domenika. Es war zu dumm und verrückt! Die Frau war noch verrückter als der Mann.

Weil der Mann so toll in sie verliebt war, pflegte die Frau sie wie eine Schwester. Gab es wohl auf der Welt etwas Verrückteres? Wäre sie, die Domenika, die Frau des langen, häßlichen Menschen gewesen, sie hätte der anderen, in die ihr Mann verliebt war und die er ihr ins Haus brachte, schön die Thür gewiesen. Auf die Straße hätte sie die andere gewiesen, ganz gleich, was aus ihr geworden wäre. Und ihrem tollverliebten Manne, dem hätte sie — in der Sabina wußten auch die Frauen, wozu man ein Dolchmesser brauchte.

Und jetzt! Jetzt war sie immer noch da! Noch immer konnte sie mit dem Manne anfangen, was sie wollte; noch immer wurde sie von der Frau gleich einer Schwester gehalten. Bald wurde es ihr langweilig.

Zu komische Menschen waren diese Deutschen! Da putzten sie einen Baum aus, bedeckten ihn mit Lichtern, gaben sich darunter Geschenke und machten dazu feierliche Gesichter. Das nannten sie dann: Weihnachten feiern. Zu Hause, in der Sabina, gingen sie in der Christnacht nach Tivoli in die Kirche, und wenn sie zurückkamen, kochte die Mutter Maccaroni. Damit war das Weihnachtfeiern fertig.

Die Doktorsfrau hatte ihr ein Kleid gemacht, als wenn sie eine Dame werden sollte, hatte sie herausgeputzt wie eine Puppe. Sie mußte lachen. Wenn die Leute in der Sabina sie sehen könnten, würden sie denken, es wäre Karneval und sie ginge zu einem Maskenfest. Da sie nun ja doch keine Dame werden konnte, da sie zum Frühjahr gewiß zu ihren Leuten zurückgeschickt werden würde, gewiß wieder Steine und Schutt schleppen mußte, so bedeutete das schwarze Kleid für sie in Wahrheit nichts anderes, als ein Mummenschanz. Und weswegen gerade schwarz? Sie liebte nur das Bunte. Könnte sie eine Dame werden, so würde sie nur rote, blaue und gelbe Kleider tragen, die

lang auf den Boden herabhängen und laut rauschen müßten.

Wirklich schade, daß der Doktor eine Frau hatte! Aber er hatte sie nun einmal. Wenn nun die Frau erkrankte und stürbe? ... Es werden so viele Menschen krank und so viele sterben! ... Der Doktor würde seiner todkranken Frau gewiß keine Medizin geben, die sie wieder gesund machte; der Doktor würde seine todkranke Frau sterben lassen, um sie, die Domenika, zu heiraten. Er würde sie ganz sicher heiraten — toll verliebt, wie er in sie war. Dann würde sie eine Dame, bekäme einen herrlichen Hut, trüge seidene Kleider, recht lange, bunte ...

Wenn die Frau doch krank würde, todkrank; wenn sie doch stürbe!

Dann brauchte sie auch keine Steine mehr zu schleppen, nie mehr!

Warum sollte die Frau nicht krank werden und sterben? ... Wenn nun sie, die Domenika, die Madonna um den Tod der Doktorsfrau bäte? Wenn sie der Himmelskönigin zwei Wachskerzen, recht hohe und dicke, gelobte? Wenn sie eine Wallfahrt thäte? Eine recht weite und recht mühselige: auf bloßen Füßen, auf den Knieen in die Kirche rutschend, bis an den Altar, jeden Stein des Fußbodens küssend, bis ihre Lippen bluteten ...

Warum sollte die Madonna die Doktorsfrau nicht sterben lassen? Für viele Gebete und zwei Wachskerzen und eine Wallfahrt auf bloßen Füßen! Und wenn sie gar für die Madonna ein seidenes Gewand und ein silbernes Herz gelobte; dann —

Ja, dann würde ihr die Madonna gewiß helfen, eine Dame zu werden ... In diesem Augenblicke war's, daß Alkibiades auf das junge Mädchen zutrat, in seiner Hand etwas Leuchtendes. Blassen Gesichts, unverwandt sie anblickend, legte er ihr das Leuchtende um den Hals. Seine Hand zitterte dabei.

„Gold!“

Domenika stieß einen lauten Freudenruf aus ... Gold strahlte um ihren Hals; Gold glänzte auf ihrer Brust; Gold, Gold!

Sie griff danach; sie faßte die Kette, das Kreuz, betastete es ... Gold, wirkliches Gold! Mit Augen und Mund lachte sie den Spender des beseligenden Metalls an. Ihre Hand auf dem Kreuze haltend, gelobte sie der Madonna zwei hohe, dicke Wachskerzen; gelobte sie die Wallfahrt auf bloßen Füßen; gelobte sie das seidene Gewand und das silberne Herz, wenn — die Madonna die Doktorsfrau zu Tode erkranken und sterben ließe.

— — — — — — — — —

Wirt und Wirtin von der Blauen Genziane begaben sich nach der Bescherung nach Hause, um in eigner Person dem Gesinde die herkömmlichen Gaben zu überreichen. Das festliche Nachtmahl durfte erst nach dem Hochamt in der Kirche eingenommen werden; in der Blauen Genziane speisten heute, uraltem Brauche zufolge, Wirt und Wirtin mit den Leuten gemeinsam; bereits tags zuvor war dafür gebraten und gebacken worden.

Alkibiades hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, wo er noch für seine Patienten arbeiten und sorgen wollte; Domenika übte sich, in ihrem neuen Kleide langsam und feierlich einherzugehen, spielte mit ihrem Goldschmuck und lachte innerlich über die närrischen Deutschen. Frau Crescenz war sich selbst überlassen. Sie ging in ihr Schlafzimmer, warf einen Mantel über, hüllte ihren Kopf in ein Tuch und nahm den Korb, in welchen sie schon vorher ihre Weihnachtsgaben für den Herrn Pfarrer geordnet hatte: Selbstgebackenes, die von ihr gestickten warmen Hausschuhe und einige Pakete feinsten Tabaks, von jener Sorte, die der geistliche Herr nur an Sonn- und Feiertagen sich gönnte.

Jeden Weihnachtsheiligabend suchte sie ihren besten Freund auf. Also mußte sie auch heute gehen. Sie durfte sich nicht vergebens erwarten lassen — gerade heute nicht.

Es war ein eigentümliches Gefühl, mit dem sie ihr Haus verließ: niemand von denen, die drinnen waren, würde sie vermissen. Wenn sie morgen oder übermorgen ging, um nie wiederzukommen, so würde hinter ihr die Thür zufallen und — es war gut so. Sie hätte heute schon gehen können und nicht wiederzukommen brauchen. Die beiden, die sie zurückließ, würden die Thüre nicht öffnen, um sie zurückzurufen.

Nicht vermißt zu werden, niemals vermißt zu werden; auch nicht von einem einzigen Menschen! Nicht einmal von dem Manne, den sie liebte, den sie hatte glück-

lich machen, dem sie hatte ein Heim bereiten wollen; nicht nur in seinem Hause, sondern auch in ihrem Herzen. Und dann nicht einmal von diesem vermißt ...

Nein! Da sie ihn unglücklich gemacht hatte, auch nicht von ihm.

Sie wollte fort, zurück zu ihren Eltern. ... Wie hatte sie sich das eigentlich vorgestellt? Denn sie war eine viel zu praktische Natur, um sich bei ihrem Vorhaben nichts gedacht zu haben.

Sie ging fort, und die beiden blieben. Sie blieben zusammen — zusammen in dem Hause des Mannes, dessen Frau diesen verlassen hatte — ‚böswillig verlassen', wie es ja wohl hieß?

Vielleicht gaben die Leute ihr recht und ihrem Manne unrecht? Was dann? Dann alle Schuld auf ihren Mann, alle! Durfte sie das zugeben? Warum nicht? Was kümmerte es sie, wenn die Leute ihrem Manne alle Schuld beimaßen, wenn sie ihn deswegen verachteten.

Ihn verachteten? Ihren Mann verachteten, weil sie ihn nicht hatte glücklich machen können, weil er sie nur aus Mitleid zu seinem Weibe genommen, weil er sie nicht liebte, weil er eine andere liebte — seiner Natur nach lieben mußte! Und dann deswegen von allen Leuten verachtet zu werden; er, der allen Leuten Gutes that ...

Durfte sie das geschehen lassen?

Und das geschah! Wenn sie von ihrem Manne fortging, so geschah es. Morgen ihren Mann verlassend, überließ sie ihn schon morgen der Verachtung der Welt.

Wahrscheinlich war ihm daran nichts gelegen; gewiß verachtete er die Verachtung der Welt.

Das konnte er jetzt thun; aber ob es immer so bleiben würde?

Er war stolz, er hielt auf seine Ehre. Eines Mannes Stolz und Ehre sind sein Bestes. In ihres Mannes Leben würde eine Stunde kommen, in welcher er seinen beleidigten Stolz, seine verletzte Ehre wie eine Todeswunde fühlen würde; eine Stunde, in welcher er die jetzt verachtete Verachtung der Welt nicht würde ertragen können, in welcher er daran innerlich zu Grunde gehen mußte. Das würde dann ihre Schuld sein — auch das!

Sie durfte ihren Mann nicht verlassen; sie mußte bei ihrem Manne bleiben, sie mußte etwas anderes finden.

Etwas anderes, etwas Befreiendes, Erlösendes, Wunderwirkendes. Aber was, was?

XXV.

Ungeduldig erwartete der alte Herr seine junge Freundin und sein liebes Beichtkind, sein gutes, braves Cenzl. Er wollte sich immer wieder von neuem auf die heilige Handlung, die er um Mitternacht zu vollziehen hatte, vorbereiten, und ertappte sich immer wieder, daß er mit wachsender Ungeduld Frau Crescenz erwartete.

Er ließ in seinem Studierzimmer eine zweite Lampe anzünden, ließ in dem mächtigen Kachelofen Holz nachlegen, rückte selbst den bequemsten Stuhl des Hauses an den Tisch, auf den er eine Flasche seines besten Weines — jenes säuerlichen Tirolers — stellte, dazu einen Teller voller Gebäck.

Sie würde nichts nehmen, aber sie sollte sehen, daß sie erwartet ward — gerade heute mit der alten, herzlichen Liebe, einer Liebe, die nichts zu ändern vermochte.

Solche alte, treue Freundesliebe war wie ein alter Kachelofen: sie hielt das Herz warm, dem nach Liebe fror ... Hätte er mit seiner Liebe doch auch das Herz wärmen können, welches heute mühselig und beladen zu ihm getragen ward und über welchem erstarrend der Frost des Lebens lag.

Jetzt kam sie — endlich! Er hörte im Hausflur ihre ruhige, kraftvolle Stimme — Gott sei Dank, daß sie ruhig und kraftvoll klang — und ihm war's, als würde sein stilles Haus von der Stimme des Lebens selber erfüllt.

Er nahm die Lampe, öffnete die Thür und leuchtete die dunkle Treppe hinab. Da war sie schon oben.

„Mein gutes Cenzl! Kommst du also doch? Mein gutes, braves Cenzl!"

Er sprach zu ihr, als wäre sie ein Kind. Wie einem kranken Kinde hätte er ihr am liebsten zugesprochen, hätte sie am liebsten beim Kopf genommen und diesen sanft an seine Brust gelegt.

Frau Crescenz stand vor ihm, sah den alten Freund mit ihren guten, klaren Augen an, that einen tiefen Atemzug und sagte langsam, leise:

„Es ist nicht Beichttag. Aber ich bitte Sie trotzdem, mich anzuhören."

Der alte Herr murmelte: „Mein gutes Cenzl; mein gutes, braves Cenzl!“

„Sie sollten mich lieber nicht loben; denn Sie werden mich gleich schelten müssen, als Geistlicher sowohl, wie als Freund.“

„Was könntest du wohl gethan haben?“

„Schlechte Gedanken hatte ich, eine schlechte Ehefrau wollte ich sein, verlassen wollte ich meinen Mann, ihn seiner Not überlassen! Und seine Not ist größer als die meine.“

„Meinst du?“

Fast heftig erwiderte Frau Crescenz auf diese zweifelnde Frage ihres Freundes: „Seine Not ist tausendmal größer als die meine! Ich weiß es. Und wenn ich dann denke, daß ich ihn in seine Not stürzte, daß ich ihn darin verlassen, ihn darin wollte untergehen lassen.“

„Du klagst dich an, über deinen Mann dieses Verhängnis gebracht zu haben? Denn es ist ein Verhängnis. Aber er hätte dem nicht zu verfallen brauchen. Wenn er kein schwacher Mann wäre; wenn er seine Frau richtig erkennen, sie richtig schätzen würde, so hätte es mit ihm nicht dahin zu kommen brauchen.“

Der geistliche Herr sprach herbe, fast hart. Mit einem Ausdruck in Ton und Blick, wie ihr alter Freund noch niemals an ihr wahrgenommen hatte, versetzte Frau Crescenz:

„Wenn seine Frau ihn nicht anklagt, werden Sie ihn doch gewiß verteidigen? Es ist im Herzen eines Mannes wohl manches, was wir nicht verstehen können; nicht ich und auch nicht Sie, der Priester, der die Prüfung bestanden hat.“

Der Pfarrer wollte antworten: ‚Gerade darum, weil ich sie bestand‘ ... Aber er schwieg.

Nach einer Weile sprach sein Beichtkind weiter: „Ich spielte mit der Prüfung, die über meinen Mann kam, die ich selbst über ihn brachte. Denn gleich im ersten Augenblick, als er die Fremde in unser Haus brachte, wußte ich, daß es eine Versuchung für ihn sein würde. Trotzdem führte ich selbst ihn hinein. Ich glaubte freilich, ich besäße kein Recht, ihn davor zu schützen; es wäre meine Pflicht, ihn erkennen zu lassen, wie sie ist und wie ich bin. Er sollte sie in ihrer ganzen Schönheit sehen und mich neben ihr in meiner ganzen Häßlichkeit. Wenn er dann erkannte, daß auch ihre Seele schön sei, wenn ich mich gleichfalls davon überzeugte; dann —“

„Mein gutes Cenzl, was dann?“

Sie murmelte: „Dann wäre ich von ihm gegangen, zurück zu meinen Eltern.“

Eindringlich wiederholte der Geistliche: „Mein armes Kind, und was dann?“

„Dann hätte er mit ihr glücklich werden können.“

Leise fragte der alte Herr: „Ohne den Segen des Himmels?“

„Auch daran dachte ich. Fort und fort dachte ich daran.“

„Nun, und?“

Sie schaute zu ihm auf und sagte mit Kinderglauben: „Der heilige Vater besitzt die Macht, jede Fessel zu lösen. Ich wäre nach Rom gegangen, den Papst um Dispens zu bitten, hätte nicht eher geruht, als bis er für unsere Ehe wäre gegeben worden. Wenn die eigene Frau kommt und bittet: um so etwas bittet, wird sie von dem Vater der Christenheit gewiß gehört werden.“

Der alte Herr war gerührt. Er murmelte: „Ach, mein armes Cenzl, du mein gutes, armes Kind mit deiner heiligen Einfalt.“

Da rief Frau Crescenz, und nach der großen Ruhe, mit der sie so lange gesprochen hatte, klang es wie ein Verzweiflungsschrei: „Ich weiß nicht, wie ich ihm helfen soll! Ich kann ihm nicht helfen!“

„Denn du siehst ein, daß die Hilfe von ihm selbst kommen muß?“

„Ich sehe ein, daß ich mich täuschte.“

„Worin?“

„Sie bleibt ein fremdartiges, wildes Geschöpf. Ich kann sie für ihn nicht erziehen, werde es nie können.“

„Also erziehen wolltest du sie für ihn? Für deinen Mann wolltest du sie zum Weibe erziehen?“

„Damit sie ihn glücklich macht, was ich nicht vermochte.“

„Cenzl, o Cenzl!“

Diese rief: „Aber sie wird ihn nicht glücklich machen; trotz aller ihrer Schönheit wird sie das nicht. Sie wird ihn unglücklich machen, noch unglücklicher, als ich es that. Verderben wird sie ihn, verderben an Seele und Leib. Was soll ich nur thun?“

Sie stand vor dem Geistlichen und hob

beide Hände zu ihm auf. Mit einer Gebärde hilflosen, angstvollen Flehens sah sie den Priester an, wie von aller Kraft plötzlich verlassen.

„Was solltest du wohl jetzt noch thun können?"

„Thun muß ich etwas! Brachte ich ihn in diese Prüfung, so muß ich ihn auch wieder herausreißen. Nicht noch unglücklicher darf der Mann werden, der mich aus Mitleid glücklich machen wollte. Vergelten muß ich ihm sein heiliges Mitleid, retten muß ich ihn."

Da sagte ihr alter Freund; und er sagte es mit einem leisen Zittern in seiner leisen Stimme: „Wenn er sich nun inzwischen selbst gerettet hätte?"

Sie verstand nicht, blickte den Getreuen zweifelhaft an, ohne einen Schimmer von Hoffnung in ihren traurigen Augen und mechanisch des Freundes Worte nachsprechend: „Wenn er sich nun inzwischen selbst gerettet ... Ich verstehe nicht. Er selbst sich gerettet?"

„Da er selbst zur Erkenntnis kam."

„Worüber?"

„Über seine Schuld."

Ungestüm rief Frau Crescenz: „So sollen Sie es nicht nennen!"

„Wie sonst?"

„Nennen Sie es sein Unglück. Ach, lieber, alter Freund, sein Unglück hat er längst erkannt; wohl schon an dem Tage, an dem ich sein Weib ward. Sie wissen nicht, was diese Erkenntnis für mich bedeutet. Und daß ich zu spät erkennen mußte! Erst, als ich die andere sah und den Blick, mit dem er sie betrachtete; den Blick, mit dem er dann mich ansah ... Glauben Sie mir: wenn ihn jemand noch retten kann, so bin ich es; und — ich kann ihn nicht retten!" (Schluß folgt.)



Das seltsame Mädchen.

Wandl' ich durch den dunklen Hain,
Sorgen im Gemüt.
Mädchen sitzt am grünen Rain,
Wo die Sonne glüht.
Wollte Gott, ich wäre tot!
Ach wann endet meine Not?
Mädchen schaut mich lächelnd an:
„Irgendwann!"
Irgendwann? Du Engelskind,
Kennst du mein Geschick?
Deine Stimme streichelt mild,
Tröstlich ist dein Blick:
Gibt es einen Ort der Welt
Wo sich meine Nacht erhellt?
Mädchen nickt und lächelt froh:
„Irgendwo!"
Irgendwann und irgendwo —
Holdes Rätsel, sprich!
Niemand, den die Freude floh,
Sehnt nach Glück wie ich.
Wenn das Wann und Wo nicht frommt,
Sag' doch, wie die Hilfe kommt?
Strahlt ihr Aug' und lächelt sie:
„Irgendwie!"
Und wer bist du? Eine Fee?
Eine Elf' im Tann?
Und sie beugt sich in den Klee,
Lacht mich immer an,
Wirft ein Vierblatt her zu mir:
„Gutgesell, das schenk' ich dir;
Hoffnung heiß' ich" ... Mit dem Wort
War sie fort.

Victor Blüthgen.



Araber. Nach dem Gemälde von C. Hochhaus.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1000.)



Abb. 1. Chinesisches Porzellan. XVII.—XVIII. Jahrh. (Der Humpen in europäischer Silberfassung.)

Der Einfluß Chinas und Japans auf die europäische Kunst.

Von

Dr. Adolf Brüning.

Mit zweiundzwanzig Abbildungen.

Ostasien, durch die jüngsten Ereignisse dem Gesichtskreise unserer Interessen besonders nahe gerückt, hat im Laufe der Geschichte mehr als einmal die lebendige Teilnahme Europas erregt. Ja, sogar ein beträchtlicher Teil ostasiatischen Blutes ist mit der Zeit, ohne daß es uns recht zum Bewußtsein gekommen, in den Körper der europäischen Kultur aufgenommen worden.

Schon im Altertum bestanden rege Wechselbeziehungen zwischen China und dem Abendlaude. Nachdem die Züge Alexanders des Großen Centralasien dem Verkehr mit dem Westen erschlossen, entspann sich allmählich ein lebhafter Handel zwischen den Mittelmeerländern und China. Vor allem war es ein Produkt, das Europa damals von dem Reich der Mitte abhängig machte, die Seide, jener köstlich schimmernde, weiche, schmiegsame Stoff. Der Gebrauch ganz- und halbseidener Gewänder nahm in Rom schließlich solche Dimensionen an, daß eigene Luxusgesetze dagegen erlassen werden mußten. Auch während des Mittelalters wird die Verbindung Chinas mit dem Westen niemals ganz unterbrochen gewesen sein. Als im XIII. Jahrhundert die Mongolen den gewaltigen

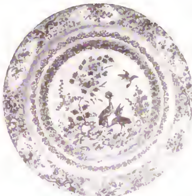


Abb. 2. Fayenceschüssel von Aelbregt de Keizer. Delft, XVII. Jahrh.

Länderkomplex zwischen Schlesien und China zu einem großen Reiche vereinigt hatten, entwickelte sich sogar ein lebhafter Verkehr zwischen Europa und China. Die Mongolenfürsten liebten abendländische Kultur und zogen viele Fremde an ihren Hof. Der bekannte Venetianer Marco Polo, dessen märchenhafte Reiseberichte Europa zuerst mit jenem fernen Wunderlande näher bekannt machten, brachte es sogar, nachdem er bei der Eroberung Chinas Artilleriegeneral gewesen war, zum Statthalter einer chinesischen Provinz. Auch die christlichen Missionen errangen erstaunliche Erfolge. In Peking wurde ein Erzbistum errichtet. Indes mit dem Siege der nationalen Dynastie der Ming im Jahre 1368 wurden alle Fremden wieder des Landes verwiesen.

Erst nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien tritt Europa in ständigen ununterbrochenen Verkehr mit Ostasien. Jetzt erscheint auch Japan, 1544 von drei portugiesischen Abenteurern durch Zufall entdeckt, auf der Weltbühne. Mit erstaunlicher Schnelligkeit verbreitet sich das Christentum über das Inselreich. Aber schon 1639 war der letzte Portugiese und Spanier wieder aus dem Lande vertrieben. Nur den Holländern gelang es, sich zu behaupten, wenn auch unter den entehrendsten Bedingungen. Auf dem künstlichen Inselchen Desima, welches mit Nagasaki nur durch eine Brücke verbunden ist, wurden sie fast wie Gefangene gehalten. Indessen ertrugen sie die größten Beschimpfungen und Entbehrungen der Liebe zum Gewinn wegen. Und dieser war nicht gering. Da ein großer Teil des chinesischen Handels über Japan ging, waren die Holländer während des XVII. und XVIII. Jahrhunderts die Hauptvermittler zwischen Ostasien und Europa.

Inzwischen war es den Jesuiten gelungen, indem sie sich klug in die Gebräuche und Sitten des Landes zu schicken wußten, in China festen Fuß zu fassen. Durch ihre

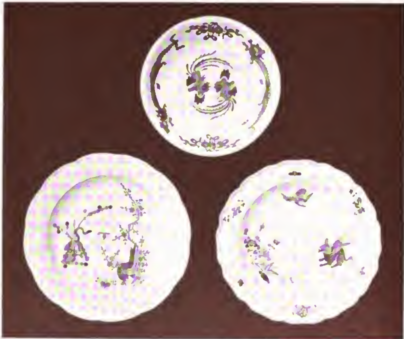


Abb. 3. Meißner Porzellan, um 1725.

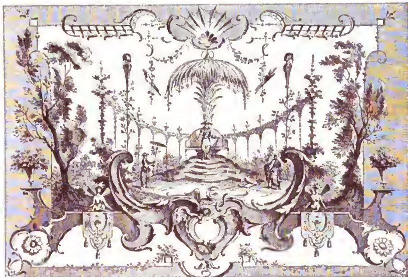


Abb. 4. Der Kaiser von China. Dekorative Malerei nach einer Radierung von Watteau.

mathematischen und astronomischen Kenntnisse fanden sie sogar den Weg zum Thron des Kaisers. Einer von ihnen, Adam Schall aus Köln, wurde Hofastronom und gewann das Vertrauen und die Achtung des Kaisers in so hohem Maße, daß dieser nicht selten den Jesuiten in dessen ärmlicher Zelle aufsuchte und, da nur ein Stuhl vorhanden war, auf dessen Bette Platz nahm. Schall bekam sogar die gelbe Jacke. Diesen Einfluß behaupteten die Jesuiten bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts.

Unter den Kunstprodukten nun, die seit dem XVI. Jahrhundert in Massen nach Europa gebracht wurden, steht obenan das Porzellan, unter den Thonwaren das, was die Seide unter den Stoffen, ein Artikel, der damals leidenschaftlich begehrt und mit Gold aufgewogen wurde. Uns, den verwöhnten Kindern des XIX. Jahrhunderts, die wir im Vollgenuß einer aufs höchste entwickelten Kultur stehen, ist es allerdings nicht so ganz leicht, diese Wertschätzung voll zu würdigen. Es bedarf dazu einer geistigen Zurückversetzung in jene Zeit, in der das Steingut noch unbekannt war, Zinngerät, Steinzeug und glasierte Irdenware die Zwecke zu erfüllen hatten, welche heute das Porzellan erfüllt, das wegen seiner glatten, leicht zu säubernden Oberfläche, seiner Widerstandsfähigkeit gegen Säuren und Temperaturveränderungen, seiner Härte, die selbst den scharfen Stahl von ihm abgleiten läßt, seiner reichen Dekorationsfähigkeit, indem sowohl die Kunst des Malers wie des Bildhauers sich hier bethätigen kann, zum Eß- und Trinkgeschirr wie geschaffen erscheint. Es läßt sich kaum etwas Besseres, Zweckmäßigeres denken.

Es ist kein Wunder, daß man, als die ersten Stücke chinesischen Porzellans nach Europa kamen, sie für Edelsteine oder sogar die Erzeugnisse überirdischer Kräfte ansah; sie wurden in Edelmetall (Abb. 1) gefaßt und in den Schatzkammern der Kirchen und Paläste als besondere Kostbarkeiten aufbewahrt. Bald gesellte sich auch der Aberglaube dazu, um ihren Besitz noch begehrenswerter zu machen. Man glaubte, jene glänzenden wunderbaren Gefäße seien mit geheimen Kräften ausgestattet, sie gäben, indem sie ihre Farben veränderten, die Anwesenheit von Gift kund. So erklärt es sich denn, daß man schon im XV. und XVI. Jahrhundert in Italien eifrig bemüht war, hinter das Geheimnis der Porzellanbereitung zu kommen. Jedoch alle Anstrengungen der Italiener, ihrer glorreichen Thätigkeit auf



Abb. 5. Wanddekoration aus dem Schlosse zu Chantilly. Anfang des XVIII. Jahrh.

dem Gebiete der Majolikamalerei durch die Erfindung des Porzellans einen neuen Ruhmestitel hinzuzufügen, blieben erfolglos.

Als dann im XVII. Jahrhundert die ostasiatischen Porzellane zu Hunderttausenden nach Europa geschafft wurden, da versuchte man eine Ware herzustellen, die wenigstens in ihrer äußeren Erscheinung den chinesisch-japanischen Gefäßen gleichkäme. In Delft bestanden schon seit Ende des XVI. Jahrhunderts Fayencetöpfereien, in denen buntbemalte Fayencen, ähnlich der italienischen Majolika — Majolika und Fayence bedeuten dasselbe — hergestellt wurden. Da kam einer der dortigen Töpfer, Aelbregt de Keizer, um 1650 auf den Gedanken, den Dekor der chinesischen Porzellane auf seine Fayencen zu übertragen (Abb. 2). Sein Beispiel erweckte Nacheiferung, und bald lebten in jener kleinen holländischen Stadt die fremdartigen Malereien der ostasiatischen Porzellane: jene wundersamen Fabeltiere, jene sonderbar gewachsenen Pflanzen und Bäume auf bizarr durchlöcherten Felsen, jene phantastisch gekleideten Menschen, durch die Hand des europäischen Malers eigentümlich umgewandelt, zu neuem Leben wieder auf. Die Malereien wurden meist in Blau ausgeführt. Waren doch bei den chinesischen Porzellanen, wie die in jener Zeit entstandenen Porzellansammlungen, z. B. die Dresdener, zeigen, die blau bemalten am höchsten geschätzt und am meisten verlangt (Abb. 3). Im übrigen war diese Nachahmung des chine-

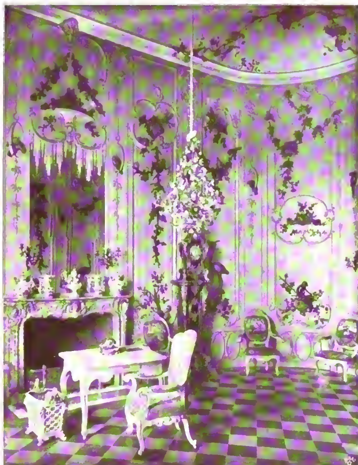


Abb. 6. Voltairezimmer im Schloß Sanssouci. Mitte des XVIII. Jahrh.

sischen Porzellans nur rein äußerlich: so hoher künstlerischer Ausbildung auch die Fayence fähig ist, an Gebrauchswert steht sie tief unter dem Porzellan.

Dieser pseudochinesische Geschmack verbreitete sich allmählich von Holland aus über die übrigen Länder, so daß fast die ganze Fayencemalerei des XVII. und XVIII. Jahrhunderts in Abhängigkeit vom chinesischen Porzellan steht. Wurden auch nicht immer wie in Delft chinesische oder japanische Motive kopiert, so suchte man doch durch fast ausschließliche Anwendung der Blaumalerei auf weißem Grunde der Wirkung der chinesischen Porzellane nahe zu kommen.

Inzwischen war es im Jahre 1708 dem Apotheker Johann Friedrich Böttger gelungen, Porzellan herzustellen. In der darauf begründeten Meißener Manufaktur nahm man in den ersten Jahrzehnten die im Besitz des Königs befindlichen chinesischen und japanischen Porzellane zum Vorbild. Viele der damals übernommenen ostasiatischen Formen, wie die der Theetassen und Kannen, haben sich bis auf den heutigen Tag gehalten. Auch das bekannte blaue Zwiebelmuster ist nichts

anderes, als ein allerdings vollständig entarteter Abkömmling eines ostasiatischen Ornaments, des Granatapfels.

Weit überraschender jedoch als diese ostasiatischen Einflüsse auf dem Gebiete der Töpferkunst ist die Erscheinung, daß Europa der Einwirkung chinesisch-japanischer Kunst einen seiner reizvollsten Dekorationsstile verdankt, nämlich das Rokoko. Gerade in Frankreich, der Heimat dieser anmutigen Kunstformen, hatten die ostasiatischen Erzeugnisse schon früh Eingang gefunden.



Abb. 7. Wanddekoration aus Porzellan der Fabrik Buen Retiro im Schlosse zu Aranjuez. 1763—1765.

Schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts kaufte man in Paris von portugiesischen Händlern chinesische Porzellane. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gehörte es am Hofe Ludwigs XIV. schon zum guten Tone, Chinawaren zu sammeln. Die Edikte des Königs von 1689 und der folgenden Jahre, nach welchen alles Silbergerät zum Einschmelzen in die Münze gebracht werden mußte, begünstigten den Gebrauch des Porzellans noch mehr. Neben dem Porzellan wurden aber auch noch zahlreiche andere Gegenstände eingeführt. Besondere Liebhaberei besaß man für die

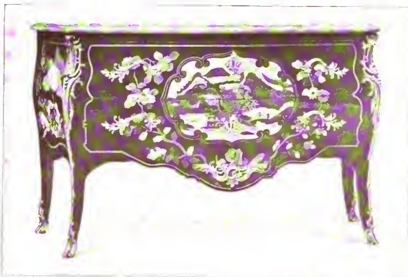


Abb. 8 Kommode mit Martinlack bemalt. Paris Mitte des XVIII. Jahrh. Nach: Williamson, „Les meubles d'art du mobilier national", Verlag von J. Baudry in Paris.



Abb. 9. Mondschein auf dem Biwasee. Malerei auf Seide von Shiwogawa Bunrin. XIX. Jahrh. Im Britischen Museum zu London. Nach: William Anderson, „The pictorial arts of Japan", London 1886. Sampson Low, Marston, Searle & Rivington in London, Fleet Street 188.

glänzenden Lackarbeiten, nächst dem Porzellan der wichtigste Importartikel, ferner für Seidengewebe, Stickereien und Papiertapeten.

Unter Ludwig XV., der Zeit des Rokokos, erreicht diese Vorliebe für ostasiatische Kunst und Kultur ihren Höhepunkt. Jedes Haus hatte sein chinesisches Kabinett, jeder Park seinen chinesischen Pavillon. Am längsten hielt sich der Geschmack an Lackmalereien, für die auch die Pompadour besonders schwärmte. Man schmückte Kommoden (Abb. 8), Schränke, Sänften und Karossen damit, nicht nur mit ostasiatischen Arbeiten, sondern auch mit Lackmalereien im chinesischen Stil, die in Paris selbst mit vieler Kunst, besonders von der Familie Martin, hergestellt wurden. Einer dieser Martin wurde sogar vernisseur du roi de Prusse und arbeitete als solcher für Friedrich den Großen in Potsdam.

Ebenso wie man die Erzeugnisse Ostasiens schätzte und suchte, ebenso hoch dachte man auch von den Bewohnern jener Länder. Die Berichte der Reisenden und Missionare über Land und Leute von China und Japan waren in den wärmsten, leuchtendsten Farben gehalten. Man bewunderte ihre weisen Gesetze und Staatseinrichtungen, ihr häusliches Leben, ihre guten Sitten. Ihr ganzes Leben galt als ein müheloses, heiteres Dasein, verträumt in spielender Beschäftigung unter einem Himmel, dessen strahlende Sonne behagliche Wärme verbreite, so daß leichte Hütten und Zelte schon als Obdach genügten. Kurz, China war in der Anschauung des Rokokozeitalters ein Land, in



Abb. 10. Küstenlandschaft bei Cherbourg. Farbendruck von Paul Berthon.

den man, umgeben von der üppigen Pflanzenwelt einer gesegneten Natur, das glücklichste Leben führe, frei von jedem Zwang und steifer Etikette, wo der Mensch im innigsten Verein mit der Natur alle Herrlichkeiten eines irdischen Paradieses genieße.

Eine ähnliche ideale Welt war es auch, welche die höfische Gesellschaft der Rokokozeit künstlich um sich aufzubauen suchte. Ihr Abbild tritt uns nirgends so greifbar entgegen, wie in den Gemälden Watteaus, des vornehmsten Vertreters der Rokokokunst. Auch seine Frauen und Männer führen ein Dasein, das nur tändelndem Spiel und kosender Liebe gewidmet zu sein scheint. Auch sie leben in der freien Natur, unter den hochragenden Bäumen des Parkes und Waldes wie in einem ewigen Frühling dahin.

Die Sehnsucht nach einem freieren Lebensgenuß, das Verlangen nach einem engeren Anschluß an die Natur spricht sich auch in der Einrichtung ihres wirklichen Lebens aus. Das Haus, zumeist im Zusammenhang mit großen Gartenanlagen errichtet, wird niedrig, meist einstöckig und öffnet sich in hohen, bis zum Erdboden reichenden Fenstern, so daß man mit einem Schritt aus den Zimmern ins Freie hinaustreten kann. Versagte auch das rauhere Klima in leichten Hütten und Zelten zu wohnen, wie man es von den Bewohnern Chinas und Japans annahm, so suchte man doch wenigstens der Innendekoration den Charakter des leichten Zeltes oder der Laube zu geben. Die schweren Pilaster, die in der Barockzeit die Wände gegliedert, schwinden, an ihre Stelle treten dünne Stäbe, umrankt von blühenden Pflanzen, die Decke ist lichtweiß, als sei ein weißes Linnen über das leichte Stabgerüst gespannt, oder blau, als schaue der klare Himmel ins Gemach hinein. Zwischen die Stäbe sind häufig Gobelins gespannt, abwechselnd mit Spiegeln oder hohen Fenstern, welche den Blick auf den Park lenken. An den Wänden ziehen sich Guirlanden blühender Blumen hin, Blumen zieren auch die Polster der Stühle, Blumen die Leuchter und sonstigen Geräte (Abb. 6). Die natürlichen Blumen sind seit dem XVII. Jahrhundert wieder in den Ornamentbestand Europas aufgenommen worden, nachdem die Kenntnis der ostasiatischen Kunst, in der die Blumen das wichtigste Dekorationsmittel



Abb. 11 Japanischer Farbendruck von Hokusai. 1820. Aus den 36 Ansichten des Fudji-Yama.

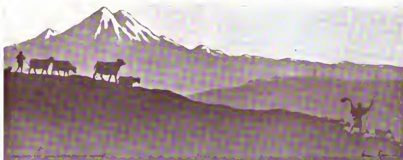


Abb. 12. Farbendruck von H. Rivière. Verlag von Enoch & Cie. in Paris.

sind, die Freude an diesen lieblichen Kindern der Natur im europäischen Künstler neu belebt hat.

Mit der veränderten Dekoration hat sich auch der Maßstab verschoben. An Stelle des Großen, Mächtigen, Würdevollen des Barocks ist jetzt überall das Kleine, Zierliche, Anmutige getreten. Gerade an dieser Herabsetzung des Maßstabes hat die ostasiatische Kunst besonders stark mitgearbeitet. Ist doch das Kleine, Niedliche und Nette ein wesentliches Merkmal der ostasiatischen, besonders der japanischen Kunst. An Zierlichkeit und Anmut geben die Frauen auf den chinesischen Porzellanen oder japanischen Holzschnitten den graziösen Dämchen Watteaus nichts nach. Als nun allmählich die hohen Galerien der Barockschlösser sich mit jenen für die nächste intimste Betrachtung bestimmten Porzellanen und Lackarbeiten füllten, da mochte man wohl bald das Mißverhältnis fühlen zwischen jenen zierlichen, einschmeichelnden Formen und den hochaufsteigenden Wänden mit ihrem schweren, prunkvollen Dekor. Sollten jene so geschätzten kleinen Kunstwerke richtig wirken, so mußte auch ihre Umgebung danach eingestimmt werden und so wurden aus den hohen Sälen und langen Galerien des Barockpalastes die lauschigen zierlich geschmückten Boudoirs und Cabinets des Rokokoschlößchens. Auch in die Malerei dringt der neue Maßstab: statt der lebensgroßen Gestalten des XVII. Jahrhunderts erscheinen jetzt die spannenlangen Figürchen Watteaus und seiner Genossen.

Ebenso dürfte auch die bizarre Bildung des dem Rokokoornamente eigentümlichen sogenannten Muschelwerks, das bald an die Rippen einer Muschelschale, bald an die Borke der Baumrinde, bald an den Kamm überschlagender Wogen erinnert, von den stilisierten Wolken und Wellen in der chinesisch-japanischen Malerei nicht ganz unabhängig sein. Und jene besonders im deutschen Rokoko beliebten unsymmetrischen Ornamentkompositionen, wie soll man sie sich in der europäischen Kunst erklären, in der bis dahin stets strenge Symmetrie und genaues Gleichgewicht aller Teile geherrscht? Liegt es da nicht nah, an eine allmähliche Gewöhnung des europäischen Formensinnes an die eigenartigen, unregelmäßig aufgebauten Kompositionen der ostasiatischen Kunst zu denken! Daß auch jene Zeit selbst, wenn auch unbewußt, von dieser Verwandtschaft ihrer Kunst mit der chinesischen überzeugt war, dafür spricht das innige Verweben chinesischer Figuren und Motive mit der übrigen Dekoration, wie es von den frühen Vorläufern (Chantilly) bis zu den späteren Nachzüglern (Aranjuez) durch die ganze Kunst des Rokoko hindurchzieht (Abb. 5). Neben Watteaus koketten Liebespärchen schienen die bezopften Bewohner jener fernen Welt am besten in den pittoresken Rahmen des Rokokoornaments zu passen. Freilich sind es nicht echte Chinesen und Japaner, die dargestellt sind, sondern meist nur freie Gebilde der Phantasie und mit anderen fremden Volkstypen naiv vermischt. Überhaupt war die Kenntnis chinesischer und japanischer Kunst — zwischen beiden wußte man nicht zu scheiden — damals sehr beschränkt. Nur wenige echtnationale Erzeugnisse kamen nach Europa, das meiste war schlechte Exportware, vom

schlauen Asiaten dem Geschmack des europäischen Barbaren angepaßt.

Während in dem französischen und dem davon abhängigen deutschen Rokoko diese fremden Elemente fast völlig verschmolzen sind, bildete sich dagegen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in England ein sonderbarer Mischstil heraus, in dem chinesische, französische und gotische Elemente sich einträchtig zusammenfanden. Aus jener Zeit haben sich sogar einzelne chinoisierende Ornamente bis auf den heutigen Tag in der englischen Möbelkunst erhalten. Von weiterreichender Bedeutung aber wurde China für die Entwickelung der Gartenkunst. Schon zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts hatte sich in England eine von einer litterarischen Strömung getragene Reaktion gegen den bisherigen symmetrischen Gartenstil mit seinen wie Mauern geschorenen Hecken und schnurgeraden Wegen angebahnt. Die Versuche englischer Gartenkünstler, wie Kent und Brown, einen dem natürlichen Landschaftsbilde entsprechenden malerischen Stil einzuführen, waren von keinem besonderen Erfolge begleitet gewesen. Die neuen Anlagen waren nüchtern und trocken und bewogen den Architekten William Chambers, der in China gewesen und durch Wort und That in seinen Landsleuten die Liebhaberei für China angefacht hatte, gegenüber der geistlosen Eintönigkeit des englischen Parkes auf die kunstvoll angelegten Gärten der Chinesen hinzuweisen, in denen im Kleinen sämtliche Teile einer reichen Landschaft, Berg und Wasserfall, Fluß und Steg, Wald und Garten, Gebüsch und Wiese in wirkungsvollem Kontraste enthalten waren. Besonders im Auslande — sein Werk erschien auch in deutscher und französischer Sprache — machte es allgemein Aufsehen und verhalf dem englisch-chinesischen Landschaftsstil zum vollen Siege über den architektonischen Stil Lenôtres.

Inzwischen aber waren aus den Ruinen Athens und den Schutthügeln Pompejis der Welt neue Ideale aufgestiegen. Das wiedererweckte Interesse für das klassische Altertum machte gegen Ende des Jahrhunderts der Chinaschwärmerei ein Ende.



Abb. 13. Farbendruck von Hiroshige. Erste Hälfte des XIX. Jahrh.

Seit etwa dreißig Jahren ist nun die europäische Kunst von neuem in den Bannkreis der ostasiatischen getreten, weniger der chinesischen als der japanischen Kunst. War das Bild, das Europa im vorigen Jahrhundert von der ostasiatischen Kultur empfangen, infolge der mangelhaften Bekanntschaft mit ihr trübe und unklar, äußerte sich daher der Einfluß ostasiatischer Kunst auf die europäische mehr in einer phantastischen idealen Form, so ist die Einwirkung, die die Kunst Japans auf die europäische in unserer Zeit ausgeübt hat, um so entschiedener und wirksamer, je mehr man in das Wesen jener eigenartigen Kunst eingedrungen ist.

Nachdem Japan sich jahrhundertelang

in strengster Abgeschlossenheit gehalten hatte, gelang es im Jahre 1853 den Amerikanern, durch Entsendung einer Kriegsflotte den Japanern einen Vertrag abzuzwingen, durch den ihnen zwei Häfen eröffnet wurden. Bald folgten die europäischen Mächte, und Japan wurde völlig dem Weltverkehr erschlossen. Zum erstenmal kamen jetzt wirklich künstlerische Erzeugnisse der japanischen Kunst: ihre wundervollen Malereien und Farbdrucke, ihre herrlichen Metallarbeiten, ihre unvergleichlichen Lacke und köstlichen keramischen Produkte in Menge nach Europa. Zuerst waren es französische Maler, die auf diese Erzeugnisse einer echtnationalen Kunst aufmerksam wurden und sie mit Eifer sammelten. Die Pariser Weltausstellungen in den Jahren 1867 und 1878 machten dann die übrige Welt mit einer Kunst bekannt, die sich mit den besten Erzeugnissen der europäischen Kunst messen kann, einer Kunst, in der das intimste, zarteste Naturgefühl herrschte, einer Volks- und Hauskunst im eminentesten Sinne des Wortes. Hier fand man nicht die schroffe Kluft, die in Europa zwischen der sogenannten großen Kunst und dem Kunstgewerbe klaffte, eine Kluft, welche auszufüllen die wichtigste Aufgabe der modernen Kunst bildet. Hier fand man nicht einerseits die Maler mit fruchtlosen Ausstellungsbildern sich abmühen, die Kunsthandwerker dagegen in geistloser Öde die



Abb. 14. Plakat von Louis J. Rhead in New York.



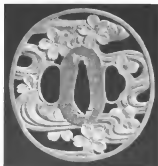


Abb. 15. Japanische Schwertstichblätter.
Eisen und Bronze mit farbigen Metalleinlagen.

Werke vergangener Stilperioden kopieren, sondern eine alle Zweige der Kunst und des Handwerks gleichmäßig durchdringende, einheitliche Kunstübung.

Mit wahrem Heißhunger stürzte sich Kunstfreund und Händler auf die neuen Schätze. In Paris und London entstanden große Sammlungen japanischer Kunst, in Deutschland zeichnet sich besonders das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe durch einen großen Bestand bester japanischer Kunstgegenstände aus. Feinsinnige Kunstgelehrte suchten in das Wesen der fremden Kunst einzudringen, ihnen allen voran Edmond de Goncourt. Auch in den Bürgerhäusern fand die japanische Kunst Aufnahme: Fächer, Lackarbeiten, Porzellan, Steingut ꝛc. Leider aber trat hier bald dieselbe Erscheinung ein, wie schon im XVII. Jahrhundert. Die große Masse alles dessen, was heute in den Läden als japanische Erzeugnisse verkauft wird, ist nichts weiteres als roheste Exportware ohne jeden künstlerischen Wert, die aber das Publikum ruhig hinnimmt, wenn es nur recht billig ist.

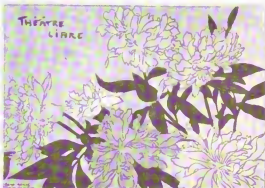


Abb. 16. Rückseite eines Theaterzettels von G. Auriol in Paris. Imprimerie Eugène Verneau in Paris, 108 rue de la Folie-Méricourt.

Man sollte erwarten, daß die japanische Kunst bei ihrer hervorragend dekorativen Natur zunächst auf das Kunstgewerbe befruchtend eingewirkt habe. Auffälligerweise sind es aber zuerst Maler, welche den Einfluß der japanischen Kunst erfahren sollten, waren es doch auch, wie schon hervorgehoben, zunächst Maler, denen die Einsicht von der Größe dieser fremden Kunst aufging. Wenn heute im Reiche der Kunst ein erbitterter Kampf zwischen den „Jungen“ und „Alten“ entbrannt ist, ein Kampf, der auch das Publikum in zwei Lager geteilt hat, so ist es vielleicht die japanische Kunst gewesen, die den Erisapfel in die bis dahin friedfertige Gesellschaft geschleudert hat. Es kann nämlich kein Zweifel sein, daß die japanische Kunst an der Wiege derjenigen Richtung der modernen Malerei gestanden und ihr ihre Gaben mitgeteilt hat, die man mit dem Namen „Impressionismus“


Abb. 17. Japanischer Eßkober mit Lackmalerei.

belegt hat. Die Geburt dieser neuen malerischen Anschauung fällt in die sechziger Jahre, also in die Zeit des ausblühenden Japanismus, sie ist groß geworden in den Kreisen der Maler, die zuerst japanische Kunstsachen gesammelt. Manet, „der Vater des „Impressionismus", ferner Degas, Monet, ebenso wie der eifrigste Vorkämpfer der neuen Kunstrichtung Zola, waren Japansammler. Auch die japanische Malerei ist „impressionistisch", indem sie nur den Eindruck, die Impression, den ein Gegenstand unter einer bestimmten Licht- und Farbenwirkung auf den Künstler hervorruft, darstellt: unter dem Einfluß dieses momentanen Eindrucks gibt sie diesen Gegenstand nur skizzenhaft, andeutungsweise wieder, ohne sich auf eine detaillierte Darstellung der Einzelheiten einzulassen. Ihre Farbengebung ist hell und licht; das ganze Leben der Japaner spielt sich im plein air, im vollen Lichte der freien Natur ab, in dem die Farben zarter, heller erscheinen als im geschlossenen Raum. Für diese duftigen, delikaten Tonwerte der freien Natur und ihre flüchtigen Licht- und Farbenreize haben die japanischen Malereien und Farbdrucke den europäischen Malern die Augen geöffnet und sie gelehrt, tiefer in die Geheimnisse der Naturerscheinungen einzudringen. Ihre köstlichen Farbenstimmungen haben das europäische Auge für neue Farbenharmonien empfänglich gemacht, ihre kühnen überraschenden Kompositionen haben neue Anordnungsmotive gelehrt: durch starkes Vorrücken einer Gestalt in den Vordergrund die Bildfläche bedeutend zu vertiefen, die Gegenstände von erhöhtem Standpunkte darzustellen, statt eines abgerundeten Bildes ein Bruchstück zu geben, mehr anzudeuten als auszuführen und der Phantasie das übrige zu überlassen und anderes mehr.



Abb. 18. Schrank, entworfen von Prof. G. Oeder, ausgeführt in Reliefholz-Xylektypon (patentiert in allen Staaten) von J. Buyten & Söhne in Düsseldorf.

Erst im letzten Jahrzehnt haben sich auch die Zierkünste die Lehren der Kunst Japans zu nutze gemacht. Und zwar sind es neben den schon betonten Eigenschaften der japanischen Kunst vor allem vier Momente, die für die dekorative Kunst Europas von Bedeutung geworden sind: die flächenhafte Darstellungsweise der japanischen Kunst, ihre Vorliebe für ein bewegtes rythmisches Linienspiel, ihre naturalistische Ornamentik und endlich gewisse koloristische Besonderheiten.

Die japanische, sowie die chinesische Kunst kennt keine Modellierung, kein Licht und Schatten, sie ist fast ganz flächenhaft. Sie gibt nur die Umrisse der Gegenstände und verzichtet darauf, durch Licht und Schatten oder Halbtöne den Eindruck der körperlichen Rundung zu erwecken. Die dekorative Wirkung solcher flächenhaften Darstellung wird noch gesteigert durch die Stilisierung der Zeichnung, indem die Linien nicht den Zufälligkeiten der wirklichen Erscheinung folgen, sondern sich in einem gefälligen freien Rhythmus bewegen, eine Eigentümlichkeit, die sich vielleicht aus dem innigen Verhältnis der ostasiatischen Malerei zur Kalligraphie erklärt. Am deutlichsten spricht sich das in der Gewandbehandlung aus, in der ein harmonisches Spiel der Linien herrscht (Abb. 13),

ferner in den stilisierten Wellen (Abb. 17), Wolken und Nebelstreifen, die in regelmäßigen Konturen gezeichnet sind. Ja sogar den natürlichen Wuchs der Pflanzen selbst wissen die Japaner, wie ihre Blumenaufzierungen zeigen, zu einem wohlgefälligen Linienspiel zu zwingen (Abb. 19). Was sodann ihre Ornamentik angeht, so ist ihnen die Pflanzen- und Tierwelt ein unerschöpflicher Schatz, aus dem sie mit sicherem künstlerischen Blick und feinem Empfinden die Ziermotive für ihre Kunstgegenstände sich holen. Selbst die unbelebten Dinge, das ganze Leben und Weben der Natur, Wellen und Wolken, Wind und Wetter, Regen und Schnee wissen sie für ihre künstlerischen Zwecke dienstbar zu machen. Dabei gelten ihnen diese Naturmotive nicht nur als äußerliche Schmuckformen, sondern sie verbinden auch mit ihnen bestimmte geistige Vorstellungen — z. B. Pflaumenblüten erinnern sie an das Erwachen der Natur im Frühling — so daß nicht nur das Auge, sondern auch Herz und Gemüt ihre Befriedigung finden. Zu jenen erwähnten koloristischen Besonderheiten endlich, die nur ein Ausfluß

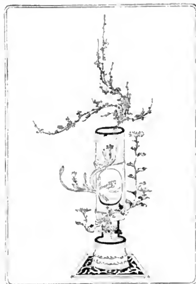


Abb. 19. Pflaumenblüten, Narcisse und Chrysanthemum in Bambusvase. Nach Transactions of the Asiatic Society of Japan Vol. XVII Part. II Octob. 1889 Tokyo. The Hakubunsha (entnommen plate 66).

des aufs höchste entwickelten, fast raffiniert zu nennenden Farbensinnes der Japaner sind, gehören zunächst die rein farbigen Effekte ihrer Steinzeuggefäße, deren einziger Schmuck darin besteht, daß ihr Körper mit farbigen Glasuren überfangen ist. Indem diese im Brande über- und durcheinander fließen, entwickeln sich Farbenharmonien von reizvoller Unregelmäßigkeit, vergleichbar den Farbspielen, wie sie die Natur etwa auf der Oberfläche eines Apfels oder im bunten Herbstlaub hervorzaubert. Auch ihre Bronzen wissen sie auf künstlichem Wege so zu behandeln, daß eine Patina von mannigfaltigen malerischen Farbflecken entsteht. In der koloristischen Behandlung von Metallarbeiten durch verschiedene Legierungen und Beizverfahren sind sie unübertreffliche Meister. Überhaupt zeichnen sie sich auf allen Gebieten der Kunst durch die Offenbarung einer erstaunlich feinen Farbenempfindung aus.

Nirgends springt der Einfluß des japanischen Flächenstils auf europäische Kunst so deutlich in die Augen, wie beim modernen Plakat. Auch das Plakat, zu dessen künstlerischer Neubelebung in den letzten Jahren viel gethan ist, verwendet nur Farbenflächen, die von vereinfachten Umrißlinien umschrieben werden. Man versucht nicht mehr die realistische Bildwirkung etwa eines Ölgemäldes zu erzielen, sondern beschränkt sich auf eine mehr andeutende dekorative Darstellung. Hier haben wir es nun nicht nur mit einer vorübergehenden Mode zu thun, sondern mit einem wirklichen Fortschritt. Die Vereinfachung der Bildwirkung, die Betonung des Wesentlichen in Farbe und Zeichnung, die Beschränkung auf wenige aber wirksame Farbtöne, alles das dient zunächst vorzüglich den Zwecken des Plakats: deutlich, fernwirkend und auffällig zu sein, sodann aber erleichtert auch die Verminderung der Farben und die vereinfachte Umrißzeichnung außerordentlich die technische Herstellung. Dieser neue Plakatstil hat sich von Frankreich aus allmählich über Belgien, England, Amerika (Louis J. Rhead) (Abb. 14) und Deutschland verbreitet. Vielfach ist er auch auf die Glasmalerei übertragen worden, indem man das Bild aus bunten Glasstücken zusammensetzt, eine Innenzeichnung möglichst vermeidet, so daß von einer Glasmalerei kaum noch die

Rede sein kann, eher von einem Glasmosaik.

Was vom Plakat gesagt ist, gilt auch vom modernen Buntdruck überhaupt und seiner mannigfaltigen Verwendung bei Tischkarten, Theaterzetteln, Ansichtspostkarten, Stollwerkbildern ꝛc. Hier liegt jedem bequemes Anschauungsmaterial zur Hand. Man braucht nur die älteren und neueren Arbeiten dieser Art nebeneinander zu halten, und man wird leicht sehen, wie sehr sie in Stil, Komposition und Farbengebung sich voneinander unterscheiden. Auch die Buchausstattung zeigt zum Teil eine japanisierende Geschmacksrichtung. Nach dieser Richtung hin ist die Münchener Zeitschrift „Jugend“ besonders lehrreich. Nur muß man sich hüten, überall Japanismen finden zu wollen.



Abb. 20. Kissen mit Seidenstickerei von H. Obrist.

In dieser Zeitschrift ist auch reicher Gebrauch gemacht worden von jener Pflanzen- und Tierornamentik, wie sie nach japanischem Vorbilde allmählich in alle Zweige des Kunstgewerbes eingedrungen ist. Auf dem Gebiete der Keramik ist vor allem die Kopenhagener Königliche Porzellanfabrik zu nennen, welche durch eine der japanischen verwandte naturalistische Ornamentik in flächenhafter Malerei in Verbindung mit einer mehrfarbigen Unterglasurmalerei einen völlig neuen eigenartigen Porzellanstil ins Leben gerufen hat (Abb. 22). Ihrem Beispiel sind die Fabriken von Bing und Gröndahl in Kopenhagen und Rörstrand in Stockholm gefolgt. Auch Sèvres und Meißen haben dem neuen Stil Konzessionen machen müssen.

In der Textilkunst ist England mit seinen bedruckten Baumwollen- und Veloetstoffen, welche ähnlich wie die englischen Tapeten mit Pflanzenmotiven geschmückt sind, vorangegangen und hat überall Nachahmung gefunden. Für die Metallindustrie mögen die unter dem Namen „Kayserzinn“ bekannten Arbeiten und die Schmucksachen von H. Hirzel, H. Schaper, J. H. Werner als naheliegende Belege dienen. Auch über die Fläche der Möbel breitet sich die neue Ornamentik aus, sei es in geschnitzter Form (Abb. 18), sei es als Einlage oder Beschlag. Mag man sich direkt den japanischen Vorbildern anschließen, wie der Franzose Auriol (Abb. 16), oder mag das starke persönliche Stilgefühl des Künstlers die ursprüngliche Anregung mehr verschleiern, wie es z. B. bei Eckmann (Abb. 21) der Fall ist, immer bleibt der japanische Ursprung der neuen Ornamentik deutlich zu erkennen.

Auch jene verschlungenen Linienmotive des modernen Stils, die sich bald anschwellend, bald abnehmend, in gefälligen Windungen bewegen, dürften in ihrem letzten Grunde auf die erwähnten japanischen Linienharmonien zurückgehen. Nur ist die europäische Kunst noch einen Schritt weitergegangen, sie hat noch größeren Gebrauch davon gemacht, auch Pflanzenmotive damit verbunden und hat schließlich die rhythmisch bewegte Linie zum alleinigen Ornament erhoben. Es scheint, daß zuerst die belgischen Zierkünstler Van de Velde, Horta, Hankar, Lemmen ꝛc. diese letzten Konsequenzen gezogen.

Dem Wohlgefallen an einem an sich bedeutungslosen Spiel von Wellenlinien verwandt ist der ästhetische Reiz der rein koloristischen Wirkungen der farbigen Glasuren, wie sie nach dem Beispiel der Japaner die Franzosen Bigot Carriès, Delaherche, Dalpayrat u. a. zum Schmuck ihrer Steinzeuggefäße verwandt haben, neben der Einführung der naturalistischen Ornamentik und mehrfarbigen Unterglasurmalerei der Kopenhagener der wichtigste Fortschritt der neueren Keramik. Während hier Europa sich mit bedeutendem Erfolge die Lehren Japans zu nutze gemacht hat, ist man dagegen in der farbigen Oberflächenbehandlung der Bronzen und anderen Metallarbeiten über die ersten Versuche noch nicht hinausgekommen. In dieser Beziehung ist noch viel von den Japanern zu lernen.

Nur in ganz beschränktem Maße lassen sich unmittelbare chinesische Einflüsse in der



Abb. 21. Zierleiste für die Zeitschrift „Pan“ von O. Eckmann.

modernen Kunst nachweisen. So sind Gallés wundervolle geschnittene Gläser wohl auf Anregungen zurückzuführen, die ihm die kunstreichen chinesischen Gläser mit ausgeschliffenen Ornamenten gegeben. Auch die mit geflammten Glasuren überfangenen Porzellane der Manufakturen von Berlin und Sèvres sind in Nachahmung jener herrlichen chinesischen Vasen mit farbigen Glasuren entstanden, die von den amerikanischen Millionären so eifrig gesammelt werden. Mittelbar aber ist auch Chinas Kunst für die Kunst Europas insofern von Bedeutung geworden, als die japanische Kunst, ihre anmutige Tochter, auch von ihrer reichen Mitgift an die europäische abgegeben hat.

Im übrigen wäre es falsch, die ganze moderne Geschmacksrichtung nur Japan und China zuschreiben zu wollen. Die ostasiatische Kunst bildet nur einen Teil der Fäden, die in dem buntfarbigen Gewebe unserer modernen Kunst verschlungen sind.



Abb. 22. Porzellane aus der Kgl. Porzellanfabrik Kopenhagen; die mittlere Vase aus der Fabrik Rörstrand zu Stockholm.

Inselkirche.

In der Inselkirche grellem Licht
Sah er sie, von Sonnenglanz umwoben.
Flammend saß sie da, — ihr Angesicht
Im Gesange fromm emporgehoben.

Durch der Kirche nackten kleinen Raum
Ging ein Atem, wie durch goldne Säle
Und es stahl ein heißer Liebestraum
Sommerlang sich ein in die Choräle.

Schnellen Flugs entschwand die Sommerzeit.
Die gepeitschte See begann ihr Klagen —
Graue, rauhe Inseleinsamkeit
Schleppt einher nach wilden Sturmestagen.

Totenstill ward's. Auch der Herbst verschied.
Thränen glänzen oft auf krausen Lettern.
Und es braust ein wehes Liebeslied
Manchmal auf aus den Gesangbuchlettern.

Frida Schanz.



Umzug der Kunstreiter. Nach
(Münchener Jahresauss)



em Gemälde von Paul Meyerheim.
·llung, Glaspalast, 1900.·



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Theaterpremiere.

Ein Tagebuchblatt von

Elsbeth Meyer-Förster.

(Abdruck verboten.)

„Fahrn m'r, Euer Gnaden?“

Ich winke dem devoten, kostspielig aufgeschirrten Fiaker ab und pendle weiter durch den Sonnenbrand des Stephanplatzes, über die Feuerplatten des Trottoirs der Rotenturmstraße, zurück dem „Graben“ zu, wo vor dem zweiten Kaffeepavillon die lange Flucht der Einspänner hält. — Ein Wink — und Schorsch, Schani oder Franzl, den Hut in den Nacken geschoben, die welke Nelke in den Mundwinkel geklemmt, stößt seinen Pfiff durch die Zähne aus, rasselt heran und hält. Ich nenne mein Ziel, das Theater, und wir fahren los.

Es ist Mittagszeit, im Theater, das am Abend mein Stück bringen soll, hält man Probe ab. O wie glüht um diese Stunde die Stadt, über deren tote, ausgetrocknete Schönheit so nahe der Kahlenberg sein kühles Haupt erhebt, Schatten, Ruhe und Frieden verheißend. Die Luft flimmert und zittert förmlich vor Hitze. Langsam schieben die lustigen Wiener dahin, schlaftrunken von der tödlichen Sonne dieses Sommers. Die Obstweiber auf den Märkten sitzen unter ihren riesigen Leinwandschirmen wie aufgeplatzte Päonien, ihre glutroten Gesichter sind schrecklich anzusehen. Die Berge von Früchten, von Blumen und Kräutern sinken vor ihren Augen von Stunde zu Stunde mehr zu dürren Haufen zusammen. Irgendwo in einem Thoreingang spielt ein unverwüstlicher Leiermann sein „Werkl“ ab, — aber nicht einer Fliege fällt es ein, um seinetwillen die Flügel zu erheben, geschweige denn den Kindern, die wie leblos auf den heißen Bordschwellen sitzen. — Die Frauen der Hinterhöfe, die über die Straße schleichen, um beim Pfaidler, in der Molkerei ihre Einkäufe zu machen, tragen gleich den „besseren“ Damen zu dieser Vormittagsstunde eine Matinée — ein sackartiges Ding aus Kattun, so weit und lose, daß das erhitzende Korsett entbehrlich ist. Sie sind heute fast der einzige Bestand des weiblichen Großstadtpublikums. Die elegante Welt — ja, wo mag die jetzt in allen entlegenen Winkeln der Erde zu suchen sein? Dieses Wien in seiner Glut, mit seinem unter der Hitze ächzenden proletarischen Publikum sieht ärmlich und traurig aus. Der Glanz des leichtfüßigen Lebens ist aus den Straßen hinweggefegt; die dicken Staubwolken verschleiern alle Fenster, aus denen man Betten hängen sieht; ach, sie



Elsbeth Meyer-Förster

scheinen die Paradestücke dieser Wohnungen zu sein, — sie, die bei uns der Faltenwurf der Gardinen umhüllt, haben sich hier aller Fenster bemächtigt, lehnen ihre unförmigen Federbäuche über die Brüstungen weit hinaus und mischen den warmen Dunst ihrer Daunen in den fürchterlichen Hauch der offenstehenden Tavernen und Speisewirtschaften. Eine schöne Aussicht, dieses tote, schlafende, schwitzende, bettenstrotzende Wien für die Hoffnungen einer Theaterpremiere — ! — ! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und Schani pfeift wieder, und wir sind da. „Küss' die Hand, Euer Gnaden. Küss' die Hand, ergebenster Diener, wünsch' auch guten Tag gnä Frau." Das sind so ziemlich die einfachsten und einsilbigsten Formeln, mit der dich der jedesmalige Angestellte begrüßt, der „hernacher" ein kleines Douceur von dir zu erwarten hat. „Ich bitt' Sie, wo ist der Weg zum Parkett?" „Küss' die Hand, i bitt' schön, gnä Frau, gleich langaus, dann rechts herum, links dann über a Stiegen, hernacher wieder rechts, dann gradaus, wann i bitten darf, nacher finden gnä Frau schon glei vorn in der zweiten Thür den Hausbesorger, der die gnä Frau, wann i bitten darf, wann's gefällig hinabbegleiten wird."

Selbst aber rührt sich der Gefragte zur Begleitung nicht, trotz dieses vielversprechenden Satzes. Es gibt eben niemanden, der die Bewegung so haßt wie der Wiener, und nun gar, wenn's ein Theaterangestellter ist — —

Die Bühne ist erleuchtet, Gestalten eilen auf ihr hin und her, über dem Parkett liegt in den vordersten Reihen der leise Reflex der Bühnenhelligkeit. Es ist Generalprobe und ein kleines Auditorium in respektvoller Schweigsamkeit versammelt. O, klopft der Autorin das Herz! Sie sieht den Censor sitzen, diesen würdigen Herrn, dessen Schicklichkeitsgefühl ein so starker Faktor für das Schicksal des naiven Dichters wird; sie sieht seine Frau, die ihm den Bleistift hält, das mindeste, was eine Frau für ihren gewaltigen Gatten thun kann. Sie hört das Flüstern undefinierbarer Stimmen, deren Urheber man nicht entziffern kann, aus den dunklen, hinteren Reihen, sie gewahrt die auf- und niedertauchenden Köpfchen der Statistinnen, die sich bescheiden zu den Seiten drängen. Sie fühlt sich in der Luft dieses Raumes, in dem über ihr Schicksal entschieden werden wird. Und sie atmet durstig und doch wie betäubt diesen gemischten Duft, dieses Parfüm der Coulissen ein, zusammengesetzt aus den Gerüchen des Gases, verstaubter Polster, alter Requisiten, hin und her getragener Garderobe, eingeschlossener Luft und dumpfen Moders. Und vor ihren schauenden Augen weitet sich das schwarze Haus, entzündet sich mit tausend Lichtern; die schweigsamen Sessel klappen sich auf, Paukentöne erschallen, durch die goldumsäumten Vorhänge der Thüren strömt das Publikum. „Man beginnt! Man beginnt!" hört sie's brausen vor ihren Ohren. — Ja, man beginnt, aber nur mit der Probe, in dem schwarzen, ausgelöschten Hause. Diese lieblichen Mädchen auf der Bühne bekommen auf einmal Leben; sie bewegen sich, fangen an zu reden; die flüsternde Stimme der Souffleuse brodelt empor aus dem Kasten, — aufgeregt, zischend, um ja recht deutlich zu sein, um gleichsam diesen Darstellern da oben auf die Lippen zu springen, in die Gesten, in die Miene — Ach, das arme Weib in seinem engen Kasten, wie mag es leiden, eingemauert zwischen zwei Bretter und ein den Kopf beinahe berührendes Dach. Aber ich will mich revanchieren bei ihr, ihr etwas kaufen, es ihr übersenden, ihr sagen, daß ich unter ihrer Hitze mitgelitten habe, immerfort — — — Und ich muß an sie und ihre Enge denken, den ganzen ersten Akt über, fieberhaft, mit unnatürlich aufgeregten Sinnen. Ja, sie mag wünschen: „Aus mit dem Schmarren! Fort mit der Schwarte! Laßt mich an die Luft!" — Es wird mir zur fixen Idee. Ich höre gar nicht mehr, was man da oben spricht. Meine Gedanken sind unten in dem grauenhaften Kasten der Souffleuse. „Was geht dich die Souffleuse an?" sage ich mir innerlich, wie jemand, der zu seinem eignen Alb spricht. „Stücke schreiben macht heißer, als Stücke soufflieren. Laß die Dame doch schwitzen; dasselbe thut jetzt ungefähr die halbe civilisierte Welt. Höre auf das, was sie auf der Bühne sagen. Nicht alle Tage wirst du aufgeführt. Das ist eine Sache, die nicht einmal Bleichröder passiert ist —. Noch gestern hast du diesen Mann beneidet, weil du Tramway fahren mußtest — Du bist in diesem Augenblicke mehr als er. Also halte dich danach."

Und ich fülle mich an mit Gemeinplätzen, mit Weisheiten und guten Lehren bis zum Halse. Es hilft nichts. Die Souffleuse in ihrem engen Kasten — bei der Hitze — — — — Ich fühle, daß mich die Hitze, diese Glut der Wienerstadt idiotisch gemacht hat. Ich sitze ganz still und blicke hypnotisiert auf das Dach des Kastens, mit der Vision, daß es den Kopf der darunter Sitzenden vielleicht drücken, vielleicht langsam in den Rumpf eintreiben wird. Die Schauspieler dampfen förmlich vor Glut. Unter ihren Perücken und Bärten stammen ihre Gesichter, Schweiß rinnt ihnen über die Stirnen, vermischt sich mit der Schminke, fließt in weißen und rosa Bächen fast zu mir hin. Ich sitze stumm, die Augen erkünstelt kühn zu den ihren erhoben, die mich durchbohren werden, mich, die ich zur Hundstagszeit für sie und die Frau im Kasten ein Stück geschrieben habe.

„Maria Taferl, ich verkomm!" Die kleine Naive sagt's, der schwarze Wirrkopf mit den braunen Augen und dem kurzen, schluchzenden Lachen, das so ist wie das Gurren einer Taube. Sie hat zu springen und zu tanzen in meinem Stück, eine Verführungsscene im Heu und einen Mazur ganz zum Schluß. Und sie thut es mit Verve, sie wirft die Füßchen, ihre Locken flattern, sie tanzt, und der Dudelsack kann kaum mit, sie tanzt weiter und glüht, auf mich zu nimmt sie die Richtung, ich flüstere „halt" — aber sie hört es nicht. Ach, sie ist das Mädchen mit den roten Schuhen, ihre Locken kleben, ihr Mieder hat sich längst gelöst. Aber sie rastet nicht, sie tanzt, und die Perlen des Schweißes fallen von ihrer Stirn, überrieseln ihre Füße, rollen wie Silberkügelchen hin und her. — „Aufhören! Schluß damit!" ruft der Regisseur. Ich wache auf aus meiner Vision und atme —

— — —. Gott sei Dank, — sie hat mich nicht erreicht. Sie ist nicht bis ins Parkett gesprungen, über der Kapf der in den glühenden Kasten gesperrten Dame hinweg! Sie hat es mir geschenkt — für dieses Mal. Ah, wie ich sie dafür gern habe, die liebe, kleine Person, die bei 28 Grad im Schatten springen und zappeln ließ, was ich nur mit dem Bleistift tanzen machte! Auch ihr werde ich zum Zeichen meiner Dankbarkeit — Aber: „Zweiter Akt!" ruft der Regisseur. „Andere Scene!" Die Coulissenschieber dringen ein, gleich einer wilden Horde. In das Milieu, das soeben noch ein friedliches Familienzimmer mit buntbemalten Porzellantassen und einer Hängelampe unter der Decke zeigte, fassen sie mit rauhen Händen, werfen sich hier einen Schrank über die Schulter, dort einen Schreibtisch über den Rücken, stoßen mit dem Fuß hier einen Sessel fort, daß er wie ein vom Schlage Gerührter lautlos auf den Teppich sinkt; ergreifen alle die Poesie, das Vogelbauer und die Fenstergardinen, ja selbst die Blumentöpfe, und schleppen mir die Dinge, an denen die Stimmung, die Zartheit meiner ganzen Seele hängt, einfach in den Hintergrund.

Und ich sitze und höre ihr schweres Atmen, ihr Röcheln vor Hitze und Schweiß. „An Gespritzten! Jetzt wann i an Gespritzten hätt!" hör' ich einen von ihnen beim Vorbeipaltern an der Rampe deutlich sagen. Und ich weiß, sein Blick, seitwärts und rasch ins Parkett gerichtet, sucht mich — die Veranstalterin, die Urheberin, die sozusagen einzig Schuldige. Ich nicke heftig mit dem Kopf, und hebe aus dem Dunkel der Reihe fünf Finger der gespreizten Hand, um ihm anzudeuten, zu wie vielen Gespritzten ich mich für nachher verpflichtet fühle. Auch der Regisseur seufzt auf, lüftet ein wenig den Rock und wirft verzweifelt sein welliges Haar zurück. „Sind Sie da, gnädige Frau?" fragt er ins Parkett. „Ist die Autorin vorhanden?" Aber ich sitze mäuschenstill, mit angehaltenem Atem drücke ich mich tiefer in die Dunkelheit. Nein, ich liefere mich nicht aus, niemand wird es mir verdenken, heute, bei 28 Grad im Schatten, würde selbst Shakespeare nicht eingestehen.

Aber der Wuschelkopf oben hat mich entdeckt. Schnellfüßig, wie ein kleiner Teufel, dem nichts fix genug geht, springt sie nun richtig doch nach herab ins Parkett, auf mich zu, ihre Ärmchen umhalsen mich, und sie zerrt mich über die Seitentreppe zur Bühne.

„Prost die Mahlzeit, meine Herrschaften! Da bin ich also so frei!" sage ich, mit einem vagen Lächeln, bestürzt von dem auf mich eindringenden Kreis, der mich plötzlich umschließt. Und die schwitzenden, glühenden, fauchenden Gesichter um mich her erschrecken mich mit ihrem Ernst. „Sie also haben es geschrieben — Sie?" fragt der Heldenliebhaber, und seine dunklen Augen mustern, prüfen, secieren mich. Und: „Aber doch net allein. Gelten's, gnä' Frau? Da schauns garnet darnach aus —. Gelten's, da hat ein Herr Bruder oder Ihnerer Herr Gemahl derbei geholfen?" forscht treuherzig das Wiener Gaichl neben mir. Ich nicke nur stumm mit dem Kopf. Ich würde jetzt auch widerstandslos zugeben, daß ich ein Plagiat verbrochen habe — so gänzlich übertrumpft fühle ich mich von dieser Gesellschaft Gefalterter, die bei 28 Grad im Schatten meinen Mazur, die Verführung und den Familienzwist in Scene setzen mußten.

Wahrhaftig, lange wird es nicht mehr dauern, und sie werden explodieren, die Herrschaften, gleich überfüllten Ballons, denen ich den letzten Rest gab. „Der zweite Akt noch einmal!" ruft der Regisseur. Ich fühle, wie ich erblasse, ich wage keinen mehr anzusehen. Dieser lockige, energische, sprühende Mann, dessen Kragen, dessen Oberhemd die Hitze bereits aufgelöst hat, der so heiser ist vom Sprechen, daß er nur noch flüstern kann — er verlangt Menschenunmögliches! Seit früh um neun Uhr dauert diese Probe, jetzt schlägt es drei! Es wird vier werden, ehe der letzte Akt beendet ist, dann finden die armen Opfer kaum Zeit, in Hast einen Bissen für den Hunger herunterzuwürgen, und schon wieder geht es an die Abendvorstellung. Und dies alles bei 28 Grad im Schatten!! — Ich schleiche mich davon. —

— — — — — — — — — — — — — —

Jetzt nehme ich einen Fiaker, denn nunmehr ist mir alles egal. Ein Durchfall wird's ja doch, ein Fiasko sondergleichen. Das sagt schon diese Glut von 28 Grad, bei der kein Künstler vernünftig spielen, kein vernünftiger Mensch den Dampfkasten des Theaters aufsuchen wird. Mit Anstand geht die Welt zu Grunde. Also per Fiaker hin zum Prater! —

Wie liebe ich dich, Prater, den „Wurschtl" sowohl wie den „Noblen", — keine Mutter kann zärtlicher ihr Kind umschließen, wie ich mit der Phantasie alle die Jahre, die ich abwesend war, diese Wiener Vogelwiese! Ah, der Schani fährt gut zu, auch ihm ist der Prater im Blut, gleichsam ein Stück von ihm selbst, er rasselt wie ein Motor an den Bordschwellen der Straßenzeilen dahin, bis er ihn endlich erreicht hat, den Park seiner jammerlichen Triumphe, und langsamer, in gestrecktem Trabe wie irgend ein „Erzherzoglicher" in die breite Hauptallee einfährt.

Auch der Prater schläft, fester, tiefer noch als seine Mutterstadt selbst. Nicht ein einziger lebendiger Mensch ist in den langen, sich kreuzenden Alleen zu sehen, in denen die leeren Bänke schwermütig in der Sonne braten, die Karussels und Schaukeln verhangen sind wie die Bilder Verstorbener, die Kuchenweiber und die Kastanienverkäufer auf den Schwellen der „Wurstl"-Gasthäuser einen grabestiefen Schlaf abhalten, die Bäume verdorrt und die Gräser verbrannt sind. Es ist grau hier, staubig, glühend und öde zum Aufgähnen. Und meine Angst wird größer noch durch diesen Blick in ein verwüstetes Stück Leben. — Ja, alles ruht, alles feiert und verschmachtet in diesen unerhörten Sommertagen, — und nur ich, der allgemeinen Stumpfheit nicht achtend, lasse inmitten dieser Dornröschenversunkenheit Theaterstücke rasseln! —!—!

Wo mögen sie jetzt weilen, die Zwerge, Puppenspieler und Riesendamen, die Schlangenbändiger, Messerschlucker und Ringkämpfer, die sonst hier vor den Unterhaltungskabinetten ihr Wesen treiben, das Publikum mit wehmütigen Witzen anlachen und inmitten des Lärmes der Karussells, der „Hutschen" und Rutschbahnen ihre schaurigen

Anpreisungen ertönen lassen? Ja, die liegen wohl und schlafen, betäubt von der Glut des Tages, wie drüben im Vivarium die Boa constrictor selbst, die so faul ist, daß selbst die gemütsruhigen Wiener über ihren Stumpfsinn in Aufregung geraten. Fast steigt ein grausames Gelüst in mir auf, auszusteigen und in das schimmernde, weiße Haus einzutreten, darin die „Fütterung der Reptilien" zur festgesetzten Nachmittagsstunde stattfindet. Aber ich erwehre mich der trostlosen Regung, die aus dem Gefühl entspringt, ein wie viel grausameres Schicksal als den ahnungslosen Haushasen mir selbst heut abend winkt. — Die sind im Moment verschluckt, ich aber, o wie lange werde ich leiden. — — —

„Grüß di Gott tausendmal! Also sixt, du entkammst mir halt nicht!"

Es ist Elvira — genannt Virel, auch Viritza oder Viri —, meine kleine Freundin vom Hofburgtheater, die da plötzlich in ihrer pausbäckigen Gesundheit aus einem zweiten Fiaker springt, dem einzigen, der neben dem meinen auf der riesigen, langen Allee des Nobelpraters zu sehen gewesen ist. „Geltens, das hättst halt nicht gedacht, daß eins so schlau sein und dir bis hier hinaus nachspüren könnt'. Ja, sixt, hinterm Berg da wohnen halt auch noch Leut; ich hab's mir ja glei denkt, wie sie mir vom Theater zurücktelephoniert haben: ‚Ist hier nicht mehr anwesend': Aha, also ist sie zum Prater hinausgefahren, nachschaun, ob die Hutschen auch noch steht und das Ponyringelspiel — aber sixt, verstecken gibt's halt nicht, auch mit der besten Ausred nicht. Was man verbrochen hat, das soll man ausessen — und wenn's du, was bei der Hitzen nur natürlich ist, durchfallst heut abend, dann ist's schon ganz gut, wannst ein bis zwei Freund' bei der Hand hast, die für die nötige Bedeckung sorgen, — falls die empörte Kritik dir nämlich ein Denkzettel zustelln thut für dein' Keckheit bei 28 Grad im Schatten."

So und noch viel mehr plauscht sie, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen — die kluge und gute Viritza, die meine Fahnenfluchtstimmung gar wohl begreift —, während sie nunmehr **ihren** Schani ablohnt, aus ihrem Fiaker hinaus in den meinen klettert, sich die Schweißtropfen aus den braunen Locken trocknet, gegen die Staubwolken des Weges zwinkert, ein paar Aprikosen in aufgelöstem Zustande aus einer Papierdüte enthüllt und ohne Erbarmen ein Examen beginnt. „Und gespeist hast also auch noch nix. Vierzehn Stunden bei derer Mörderhitz im Coupee unterwegs und zu zag, um an Happen Fleisch zu fordern. — Aber so seid's ihr, ihr Dichtersleut. Sie, Fiaker, haltens an! Hier im Eisvogel speisen wir erst!"

Der „Eisvogel" ist verödet, in dem des Abends die „Wiener Madln" in ihren weißen Kleidern, mit den rosa und himmelblauen Schärpen die Geigen klingen lassen. Es ist kein erstklassiges Restaurant, so recht ein Ort für die bescheidene Volksluft und das berühmte „goldene Wiener Herz", des abends mit seinem Walzerprogramm, seinen Salami- und Käsausrufern, der Speisekarte voll einheimischer Leibgerichte und dem nahen Dideldumdei des Wurstelpraters. Aber für uns zwei „einzelne" Damen ist es grad' der rechte Ort. Kein einziger der weißen Tische ist um diese Stunde besetzt, der Garten mit seinen zarten Bäumchen faucht vor Hitze, ein „Speiskellner" nirgends zu entdecken, das Haus, die Kaffeeküche, der Bierverschleiß schläft. Endlich erscheint auf unser längeres Rumoren und Klopfen hin ein gähnender Piccolo, der sehr erstaunt ist, zu dieser ungewöhnlichen Stunde in die kleine Oase der brennenden Praterwüste hinaus weibliche Gäste zu bekommen. Aber ein „Gullasch", ein „Lämmernes" und ein „Gspritzter" ist immer bei der Hand. Auch der Apfelstrudel, der das Mahl beschließt, könnte im Dessert des besten, norddeutschen Menüs mit Ehren bestehen. — Ah, das ist einmal wieder Wiener Kost, zerschmelzend, zergehend, papriciert und doch mild, der angenehmsten Widersprüche voll und selbst in dieser schlichten Gasthausküche von vollendeter Güte und Schmackhaftigkeit.

Der „Gspritzte" kühlt ein wenig die Glut der Pulse, wir trinken durstig, und plötzlich sind wir in angenehmster Stimmung. Der graue Staub, die stumpfe Hitze des Tages sind nicht mehr, wir fühlen uns froh und belebt, der Prater sieht plötzlich rosig aus, die Perlenbehänge und Schellen der Karussells vor unseren Augen leuchten, eine alte, dudelnde Leier aus der Ferne erregt unser Entzücken. Ja, Wien mit deinem Prater, du seltsame Stadt, mit dem lieben Namen, der wie ein Bogenstrich über sanfte Saiten klingt! Du bist der Märchen und Wunder voll auch an diesem glutverzehrten Tage, die lachende Lebensfreude zittert aus jedem deiner Atemzüge, der Ernst und die Kultur des Fortschritts gingen an dir vorüber, in sorgloser Zigeunerschönheit stehst du da, unbekümmert um die kommenden Zeiten. — Das **Vergangene** ist dein süßer Zauber, und wir Menschen der modernen, hastenden, arbeitsamen Zeit, die wir untertauchen in deine alten Thore und Straßen, staunen über deine weltunbekümmerte Naivität und deine Gemächlichkeit. —

„Komm, Autorin. Die Kehrseite von der Medaille siehst halt nicht. Komm, träum' du morgen weiter, wannst wirst die Kritiken gelesen haben. Jetzt wolln mir baden gehn."

Ja, Virel ist eine kleine Realistin, wenn sie auch die Naiven zu spielen hat; sie weiß schon immer, wie's gut und richtig ist, ihr Köpfchen hat nachdenken gelernt und sich bereits manches im Leben zurechtlegen müssen, Trauriges und Erstaunliches. Ich gehorche ihr gern, trotzdem sie die viel jüngere ist. Und so fahren wir — denn nobel, sagte ich schon, geht die Welt zu Grunde — per Fiaker dem Kommunalbad zu. — „Das wann die Schauspieler wüßten, die sich jetzten nach abplagen im Schweiße ihres Angesichts, — daß ihre Autorin gemütlich im Kaltbad herumplanscht," sagt Virl, als wir in den ungeheuerlichen Badeanzügen in das Bassin der Donau steigen, „drei Stunden vor dem Eclat". Ich aber lasse sie „frotzeln", so viel sie nur will; ich habe die Angst, die Schwüle und Not dieses Tages vergessen, der entscheidend werden muß für Jahre des Schaffens. Die Donauwellen kreisen und stürzen, sie spülen mit ihrer herrlichen Frische die Sorgen der Stunde

hinweg. Der Horizont liegt bleischwer über der Welt, von einer dumpfen Gewitterschwüle gespannt. Ab und zu grollt schon ein Donner, zuckt ein Wetterschein — und ich mache einen wahren Tauchsprung des Glückes. Gott sei Dank! es wird stürmen, hageln, regnen!! Die furchtbare Schwüle wird gelöscht, die Luft wird rein und köstlich sein in wenigen Stunden, wie seit Wochen nicht, ganz Wien wird aufatmen, wird diesem klatschenden Regen ein Dankgebet spenden — und den nassen, verregneten Abend dem Theater widmen. Mein Stück wird nicht vor leeren Bänken spielen! Ich bin zum Teil gerettet!

„Du, mach' keine Mannerln," ruft die Virl, die meine Taucherkünste sieht. „Ertrinken kannst an andermal; heut wo Premier' ist, mußt vorhanden bleiben."

„Virel, sieh doch, sieh! Der Himmel meint es gut mit mir! Es regnet!!! — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, es regnet. Bindfadendick, von Windstößen erschüttert, hin- und hergetrieben schießen lange Regensträhnen aus den massigen Wolken hernieder, peitschen das Wasser auf, brechen die Köpfe der brennenden Pelargonien, die rings um das Badebassin eine lebendige Hecke bilden. Auf das Dach der Kabine prasselt es hagelschwer nieder, eilige Gestalten huschen und rennen in den triefenden Pantalons hin und her, suchen in trockene Kleider zu gelangen. Trotz des strömenden Regens wirbeln noch immer Staubwolken unter den peitschenden Schlägen des Windes auf, heben sich wie Tromben in die Lüfte und erzählen, zerstiebend und zerwehend, von der ungeheuren Dürre langer Wochen. Zu den offenen Fensterrahmen der Tramway peitscht der Regen herein — aber er findet kein mißvergnügtes Gesicht, ein Aufatmen geht durch die Reihen der dichtgedrängten Passagiere. „Das ist so recht a Theaterwetter — das!" sagt Virel laut und schaut sich triumphierend um. „Heut' geben die Berliner doch a neues Stück in der Josephstadt. Von einer Dame soll's sein. Du, da müssen wir hin. Heut' wird's nudeldick voll da herinnen." Ich erröte über diese Art der Propaganda, die der herzige Manager so freimütig in die Welt hinein schleudert. „Gehn's, Fräul'n, — wissen's net vielleicht, wie's heißt?" fragt ein junger Mann auf der Bank hinter uns, indem er höflich den Hut vom Kopfe zieht. „Ich hab' wollen heut abend in Venedig in Wien, — aber jetzt, wo's schloßt, schau ich mir schlimmstenfalls auch amal die Josephstadt an" —

Fräulein Elvira läßt sich nicht zweimal fragen. Ihrer Würde als k. k. Hofburgangestellte ganz vergessend, beginnt sie das Stück zu preisen, das sie „zufällig" „früher schon amal" gelesen hat. Mir wird heiß und kalt bei ihrer Darstellung. Himmel, und wenn ich siebzig Jahr alt werde, diese Schilderung vergeß ich niemals wieder, in meinen bittersten Stunden wird sie noch als süßer Trost, als wanniger Beweis für die Freundschaft des enthusiastischsten, besten kleinen Herzens von der Welt vor meiner Seele stehen. Auch der junge Mann ist schließlich ganz bestürzt. — „Verzeihen, Fräul'n — aber sind Fräul'n etwa die Tochter oder die Fräul'n Cousine oder ein Schwesterkind der Frau Autorin —?" fragt er baff. „Aber wo denken's denn hin?! Nein — oaber nein!!! Aber nicht im mindesten! Ich bitt' Sie, das ist ja doch noch ganz anne junge Frau, fast noch ein junges Mädl, die das geschrieben hat. Nein, die ist Ihnen höchstens, die kann Ihnen höchstens sein —"

„Einundzwanzig!" kalkuliere ich, in mein Schicksal bereits ergeben. Aber nein, ganz so viel vergeht sich Viritza doch nicht an der Wahrheitsliebe. Nur sechs Jahre zieht sie von meiner schmerzlich einzugestehenden Dreißig ab. Doch der junge Mann ist damit zufrieden: „Na, alsdann — wann's also noch nit alt ist; da geh' ich freili ganz gern amal hinein; alte Blaustrümpf' sind mir halt an Greul. Aber an Junge — das geht noch amal so hin."

„Siehst du, das ist der Wiener, wie er leibt und lebt! Ja, Virl, das ist das, was für die strebenden Frauen in Wien ein Schicksal zu nennen ist. Dieser Wiener bricht über sich und seinesgleichen mit wenigen Worten den Stab." — — — — — — — — — — — — — — —

Wir sind ernst geworden, die kleine Episode gibt zu denken. Ja, die Kehrseite der goldenen, lachenden Stadt! — Schweigsam betreten wir das Hotel. „Also Mut — und wann gepfiffen wird, da pfeiffen mir halt mit," sucht Virel nachmals matt zu scherzen. Ach, sie glaubt so fest an meinen Sieg. Aber auch sie empfindet jetzt, in der zwölften Stunde, dieses Herzklopfen mit, die ihr selbst so bekannte und vertraute Lähmung gegenüber dem Ungeheuer Publikum.

„Servus, Herz. In einer Stund' hol' ich dich ab! Und mach's gut!!"

Ich bin allein. Ihre Schritte verhallen im Flur, und mir ist, als ginge Hoffnung, Mut und Energie mit dieser kleinen fröhlichen Persönlichkeit von meiner Seite.

Langsam quält sich die Stunde hin. Automatenhaft mache ich Toilette. Endlich — sieben Uhr! In einer halben Stunde Beginn —!—! — — — — — — — — — — — — — — — —

Soll ich erzählen von dem Glück der Überraschung, von der tödlichen Angst nach dem ersten Fallen des Vorhanges, von dem reichgefüllten, glänzend gestimmten Haus, von all den Schmerzen und Leiden dieser dreistündigen Folter, von der glänzenden Wiedergabe der Darsteller, die alle Visionen der Probe vergessen ließen, von der Musik, dem Applaus und der zitternden Frage — „Sieg?!?" Nein, ich will es nicht ausmalen, ich könnte zu feurig werden, wie meine kleine Freundin auf der Plattform der Tramway, und der Leser könnte aufstehen und skeptisch fragen, den Hut bereits in der Hand, wie bei jener Gelegenheit der junge Mann: „Verzeihn — aber sind Sie vielleicht" —? — — — —

Nein, ich bin nicht. Nichts bin ich, als eine Kämpferin wie ihr, die versucht hat im fremden Lande ein Stück Terrain freizumachen für den langen, harrenden Zug der Frauen — —. Man gibt uns freien Weg; kommt, habt Mut, reiht euch ein. Es kostet nichts als Herzblut — — — — — — — — — — — — — — —



—⊰ Rußland und China. ⊱—

Von

Dr. Charpentier.

(Abdruck verboten.)

Die Beziehungen Rußlands zu China sind verhältnismäßig neuen Datums. Während italienische Reisende schon im XIII. Jahrhundert das Reich der Mitte besuchten und vom Anfang des XVI. Jahrhunderts ab regelmäßige Seefahrten der westeuropäischen Völker nach Ostasien begannen, ist Rußland erst in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts mit China in Verbindung gekommen. Zwei Kosakenatamane Iwan Petrow und Burnasch Jelytschew waren es, welche auf Befehl Iwans des Grausamen 1567 die erste Reise von Rußland nach Peking antraten. Das Zarenreich fühlte sich damals nach Abschüttelung des Jochs der Tartaren, unter dem Rußland jahrhundertelang geschmachtet, und nach Einigung der verschiedenen Stämme stark genug, um seinerseits sich nach Osten auszudehnen. Der Zar hegte den Wunsch, mit den Machthabern Sibiriens und Chinas in regelmäßige Beziehungen zu treten und über die Verhältnisse jener Gebiete nähere Nachrichten einzuziehen.

Die beiden von ihm mit der Mission betrauten Kosaken haben ihren Auftrag glücklich ausgeführt. Ihr bis zur Gegenwart erhaltener Bericht beweist, mit welcher Umsicht und welchem Geschick sie gereist sind. Ihr Weg hat sie zunächst durch die Steppen Sibiriens zum Baikalsee, dem heiligen Meer der Mongolen, geführt. Von da ritten sie in die Mongolei ein, wo damals im Namen ihres minderjährigen Sohnes eine Frau herrschte. Sie besichtigten die von Mauern und Türmen eingeschlossenen, gut gebauten Städte des Landes, besuchten die Buddhatempel, unterrichteten sich über Ackerbau und Viehzucht und zogen Nachrichten über die Ausdehnung des Mongolenreiches und seine Nachbarn ein. Mit Pässen der Mongolenherrscherin versehen, erreichten sie endlich die damals sorgsam gehütete chinesische Mauer, die ihnen in ihrer riesigen Ausdehnung einen nicht geringen Eindruck machte. Ihre Pässe öffneten den Kosakenatamanen die Thore der großen Mauer, welche zu jener Zeit Fremden sich nur sehr selten erschlossen. Die erste chinesische Stadt, die sie betraten, war Kalgan (Schirokalga), ein von starken Wällen umgebener Ort. Mit seinen Türmen und seinem lebhaften Verkehr erinnerte Kalgan die Reisenden an Moskau. Voller Aufmerksamkeit betrachteten sie die Kanonen, welche in reichlicher Zahl auf den Mauern verteilt waren, die wohlgeübte Besatzung, die mannigfaltigen Waren, welche auf dem Markte und in den zahlreichen Läden zum Verkauf gebracht wurden. Besonders fielen den Kosaken die Massen verschiedener Früchte und Gemüse auf. — Noch größer und belebter fanden sie die eine Tagereise von Kalgan entfernte Stadt Schira und das nach drei weiteren Tagen erreichte Jar. Hier wie in den anderen auf dem Wege nach Peking gelegenen Orten herrschte lebhafter Handel und Verkehr. Die weiten Umwallungen waren vollgepfropft mit steinernen Häusern und Tempeln, und überall waren die Mauern mit großen und kleinen Kanonen stark verteidigt. Der Reisebericht erweckt den Eindruck, daß die Kosakenatamane wohl durchweg in China mehr Ordnung, Wohlstand und Gesittung als im Vaterlande fanden und große Ehrfurcht vor dem Reiche des Bogdychan fühlten.

Der erste Anblick Pekings erweckte ihre höchste Verwunderung. Die gewaltigen Mauern mit ihren hohen Türmen erschienen ihnen weiß wie Schnee. Auf wohlgepflasterten Straßen, die an beiden Seiten von reichversehenen Läden eingeschlossen waren, gelangten sie zur kaiserlichen Stadt, deren goldene Dächer sie wieder an die schimmern-

den Kuppeln der Paläste und Kirchen des Kreml erinnerten. — Die Atamane thaten sofort Schritte, um eine Audienz beim Herrscher Chinas zu erreichen und ihm die Sendschreiben des Zaren vorzulegen. Wider ihr Erwarten blieben aber ihre Bemühungen umsonst. Die chinesischen Behörden erklärten, daß der Bogdychan fremde Gesandte nicht empfange und auch seinerseits eine Gesandtschaft nach Rußland nicht abordnen werde. Sie stellten nur einen Brief des Kaisers an den Zaren zum Zeichen des Dankes für die Gesandtschaft in Aussicht.

Die Kosaken trösteten sich über diesen Mißerfolg durch eingehende Besichtigung Pekings und Erkundigungen über die allgemeinen Verhältnisse des Reiches. Sie hörten von der Nähe des Gelben Meeres, der Schiffahrt auf dem Peiho, dem Schiffsverkehr der chinesischen Häfen mit Westeuropa und dem Karawanenverkehr nach dem Inneren. Die fortgeschrittene Gesittung der Bevölkerung, ihre Friedensliebe und Arbeitsamkeit entgingen ihrer Beobachtung so wenig wie die Unwissenheit der Leute über die China benachbarten Völker. — Es ist unzweifelhaft, daß die Schilderungen dieser wagemutigen Kosaken, deren Andenken sich im russischen Volkslied jahrhundertelang erhalten hat, von erheblichem Einfluß auf die Politik der Zaren gegenüber ihren asiatischen Nachbarn gewesen sind. Ohne die Kunde von der Abneigung der Chinesen, sich um die Angelegenheiten außerhalb ihres Reiches zu bekümmern, hätten schwerlich die Russen so rasch ihre Ausdehnung nach Asien vollzogen.

Der erste entscheidende Schritt in dieser Richtung geschah schon 1582. Damals unterwarf ein Kosakenhauptmann, der seit längerer Zeit im Wolgagebiet als Räuber hausende Jermak, den Herrscher der sibirischen Tataren. Seine Hauptstadt Sibir am Irtisch, nicht weit vom heutigen Tobolsk, fiel den Kosaken in die Hände, und stolz konnte Jermak dem Zaren Iwan in Moskau melden lassen, daß er für ihn das Reich Sibirien erobert habe. Er bat dabei unter Sendung großer Massen edlen Pelzwerks für sich und seine Leute um Verzeihung wegen der früheren Räubereien und machte Vorschläge für die Regierung des neuen Besitzes. Die überraschende Kunde erregte in Moskau lauten Jubel. Bereitwillig gewährte Zar Iwan dem Kosakenführer seine Wünsche und betraute ihn bis auf weiteres mit der Führung der Geschäfte. 1583 sandte er den Fürsten Bolchowskoi als Wojewoden nach Sibirien und ließ immer weitere Gebiete unter seinen Einfluß bringen. In mannigfachen Kämpfen wurde Sibirien während der Folgezeit für Rußland gesichert. Die Städte Tjumen, Tobolsk, Loswa, Beresow und andere entstanden als Stützpunkte der russischen Herrschaft. Von ihnen aus wurden immer weitere Tatarenstämme unterworfen. 1604 entstand schon die Stadt Tomsk und vierzehn Jahre später wurden Ansiedelungen am Jenissei und Pjassid, 1632 Jakutsk gegründet.

Die stetige Ausdehnung des sibirischen Besitzes nach Osten brachte Rußland in immer häufigere Berührung mit dem chinesischen Reiche. Besonders als von 1643 ab die Kosaken bis zum Amur vordrangen und dort in Gebieten, welche China als Eigentum in Anspruch nahm, Niederlassungen gründeten, stellte es sich als wünschenswert heraus, mit der Regierung des Bogdychan in regelmäßige amtliche Beziehungen zu treten. Aus diesem Grunde sandte Zar Alexei Michailowitsch im Jahre 1653 einen aus Tobolsk gebürtigen Bojaren Fedor Isaakiewitsch Baikow als Gesandten nach Peking.

Baikow wählte wie seine Vorgänger den Weg durch Sibirien. Unter vielen Beschwerden zog er monatelang über seine Steppen und Gebirge bis zur chinesischen Grenze, die er im Frühling 1654 bei der Stadt Kokotan erreichte. Anfang März kam die russische Gesandtschaft in Peking, oder wie Baikow es auf mongolisch nennt, Chanbalik an. Die chinesische Regierung hatte ihr zehn Beamte zum Empfange vor die Mauern entgegengesandt und räumte den Russen ein Gebäude ein, in dem ihnen auch die erforderlichen Nahrungsmittel täglich verabreicht wurden. War Baikow mit dieser Aufnahme zufrieden, so konnte er sich mit dem chinesischen Ceremoniell nicht befreunden. Er lehnte das Ansinnen ab, am Stadtthor vom Pferde zu steigen und dem Herrscher Chinas symbolisch durch Beugen des Knies zu huldigen. Er sträubte sich auch, die mitgebrachten Geschenke Beauftragten des Bogdychan auszuhändigen, und verlangte, vorher persönlich empfangen zu wer-

den. Er forderte endlich wiederholt laut und stürmisch eine Audienz beim Herrscher Chinas und lehnte es ab, den Brief des Zaren jemand anderem als dem Bogdychan persönlich zu überreichen.

Dieses Verhalten des russischen Gesandten hatte zur Folge, daß die chinesische Regierung ihm Ende August die vom Zaren gesandten Geschenke zurückstellte und ihm mitteilte, daß es in China nicht Brauch sei, daß Gesandte anderer Völker den Bogdychan erblickten. Da er sich den Sitten nicht fügen und die Befehle des Bogdychan durch die Behörden nicht entgegennehmen wolle, sei seine weitere Anwesenheit in Peking nutzlos. Am 4. September mußte Baikow in wenig feierlicher Weise die Stadt verlassen und die Rückreise antreten. Wie Gefangene wurden die Russen von den Chinesen durchs Land geführt. Dabei fiel dem Gesandten der Mißerfolg seiner Sendung doch schwer aufs Herz. Er sandte einen Berittenen nach Peking zurück und bat, noch einmal dahin kommen zu dürfen. Wenn es auch gegen die russischen Bräuche sei, wolle er doch jetzt den Wünschen der Chinesen sich fügen, mit den Ministern verhandeln und ihnen das Schreiben des Zaren übergeben. Sechs Tage lang erwartete Baikow die Antwort. Am siebenten kam ein Bote der chinesischen Regierung, welcher erklärte, die letztere traue dem nach Peking gesandten Russen nicht. Er sei beauftragt, den Gesandten selbst zu fragen, ob er sich in allem den Befehlen des Bogdychan fügen wolle. Als Baikow das bejahte, wurde ihm bedeutet, weitere Weisungen abzuwarten. Es wurde aber aus der Rückkehr nach Peking nichts. Nach weiteren sieben Tagen erhielt der Gesandte die Mitteilung, die chinesische Regierung wolle mit ihm nichts mehr zu thun haben. Unverrichteter Sache mußte er nach Sibirien zurückkehren. Die einzige Frucht des Unternehmens waren allerlei Beobachtungen über die natürlichen Erzeugnisse, den Handel und die Sitten des chinesischen Reiches.

Wenn es auch in Moskau Baikow zum Ruhme gerechnet wurde, daß er die Würde und die Macht des Zaren so nachdrücklich vertreten hatte, empfand man es doch als störend, daß der Zweck der Gesandtschaft nicht erreicht und regelmäßige Beziehungen mit der chinesischen Regierung nicht eingeleitet waren. Die vielfachen Streitigkeiten mit den Chinesen im Amurgebiete machten solche dringend notwendig. 1675 wurde daher nochmals eine Gesandtschaft nach Peking abgeordnet. Doch wählten die Russen als ihren Führer diesmal nicht einen stolzen Bojaren, sondern einen als Dolmetscher thätigen Griechen Spafarii. Trotz aller Vorsicht verlief auch dieser Versuch fruchtlos. Die Zumutungen, welche die chinesischen Behörden dem Gesandten in Bezug aufs Ceremoniell stellten, waren so arg, daß auch der gewandte Grieche ihnen nicht überall entsprechen wollte. Auch er kehrte ohne ein Antwortschreiben unverrichteter Sache zurück, und die Kämpfe um das von den Russen am Amur erbaute Fort Albasin dauerten fort.

Erst in den achtziger Jahren des XVII. Jahrhunderts kam eine Verständigung zwischen Rußland und China zustande. Sie war das Werk eines neuen russischen Gesandten, des Bojaren Golowin, der 1686 mit großem Aufwand und zahlreicher Begleitung nach China abgeordnet wurde. Mit Artillerie und einer starken Kosakenmacht begab sich Golowin in das streitige Gebiet und forderte den Pekinger Hof zur Ernennung von Bevollmächtigten für Verhandlungen auf. Diesmal wagten die Chinesen nicht, sich hinter Ceremonialfragen zu verschanzen. Sie ernannten ihrerseits Vertreter und schickten sie nach Nertschinsk, um dort mit den Russen ein Abkommen zu treffen. Zwei Jesuitenpater begleiteten die chinesischen Bevollmächtigten und nahmen an den Verhandlungen teil. Das Ergebnis war ein Vertrag vom 27. August 1689, wodurch die Grenze zwischen beiden Reichen unter allerlei gegenseitigen Zugeständnissen festgelegt und beiderseits freier und ungehinderter Handel ausbedungen wurde. Die Russen schreiben es dem Einfluß der Jesuiten zu, daß die Grenzfestsetzung für sie insofern ungünstig ausfiel, als der Amur den Chinesen zugesprochen wurde.

Während einiger Jahrzehnte schliefen die amtlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten wieder ein. Die Russen richteten ihre Aufmerksamkeit damals mehr auf die Gebiete des mittleren Asien, wo China einen unmittelbaren Einfluß schon damals nicht mehr besaß, und auf das eisige Kamtschatka. Der Handel besonders in Thee entwickelte sich mehr und mehr zwischen Sibirien und China. Neue größere russische Unternehmungen im



Am Wüstenbach. Nach dem Gemälde von Hans Krause.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1000)

Amurgebiete fanden nicht statt. Doch ein anderer Anlaß bewog Peter den Großen, wieder einmal mit der chinesischen Regierung in Beziehungen zu treten. Es war ihm bekannt geworden, daß eine Anzahl Russen in China lebten, deren Eltern als Gefangene dahin gekommen waren. Diese Leute gaben allmählich aus Mangel an Seelsorgern ihren Glauben auf. Um dem vorzubeugen, beschloß Peter den Bischof von Irkutsk 1722 nach Peking zu schicken und durch ihn die Seelsorge der dortigen Russen regeln zu lassen. Die chinesischen Behörden verboten dem Bischof das Betreten des Reiches, obwohl sie 1714 einen Archimandriten, der mit derselben Aufgabe betraut gewesen war, freundlich aufgenommen hatten. Auch ein zweiter Versuch, nach Peking zu gelangen, den der Bischof 1726 unternahm, scheiterte.

Diese Angelegenheit und neue Grenzstreitigkeiten veranlaßten die russische Regierung 1727 wieder einmal, eine Gesandtschaft nach Peking zu schicken. Diesmal wurde damit ein aus Ragusa gebürtiger Grieche Sawa Wladislawitsch Raguschinski betraut, der 1702 als Kaufmann nach Moskau gekommen war und es dort zum Hofrat gebracht hatte. Ihm gelang es 1727 in den streitigen Gebieten bei Kiachta zwei Verträge zustande zu bringen, in denen nicht allein die Grenzlinie festgesetzt, sondern auch die anderen Streitfragen geregelt wurden. Unter anderem wurde den Russen gestattet, in ihrer Pekinger Niederlassung eine Kirche zu bauen und vier Geistliche zu halten. Ferner wurde über die Formen des amtlichen Verkehrs zwischen beiden Regierungen, die Behandlung der Gesandten, Auslieferung von Flüchtlingen, sowie den Handelsverkehr zum erstenmale eingehende Bestimmungen getroffen. Auf Grundlage dieser Abmachungen fanden innerhalb der nächsten Jahre Feststellungen der Grenze an Ort und Stelle statt und 1729 wurde ein russischer Archimandrit mit mehreren Geistlichen in Peking zugelassen. Die Beziehungen zwischen beiden Mächten gestalteten sich auch weit freundschaftlicher als früher. Raguschinski fand in Peking freundliche Aufnahme, und 1730 kam zum erstenmale eine chinesische Gesandtschaft nach Sankt Petersburg. Diese guten Beziehungen dauerten auch lange fort, obwohl Grenzstreitigkeiten in Sibirien bei dem fortwährenden Vordringen der Russen nach Osten und Süden nicht ausblieben. Die russische kirchliche Mission in Peking begann allmählich auch außerhalb der russischen Ansiedlung zu wirken und Anhänger unter den Chinesen zu werben. In Rußland wandte man China eine immer größere Aufmerksamkeit zu. Schon 1741 richtete man in Petersburg einen Lehrstuhl für chinesische Sprache ein und bemühte sich, über China, seine Hilfsquellen, Bevölkerung 2c. immer eingehendere und zuverlässigere Nachrichten einzuziehen. Langsam wurden die unruhigen Nomadenstämme Ost- und Mittelasiens unter russischen Einfluß gebracht und die Kette der Grenzbefestigungen immer weiter nach allen Seiten vorgeschoben. Durch geschickte Ausnutzung der örtlichen Verhältnisse und der Feindseligkeiten der einzelnen Stämme unter einander wurde die Ausdehnung des russischen Machtbereichs auf friedlichem Wege, ohne alles Aufsehen erreicht. Katharina II. begnügte sich nicht damit, auf dem Landwege ihren Einfluß auszubreiten. Zum erstenmal benutzte sie auch den Seeweg nach Ostasien. Sie trat 1792 durch ein dorthin gesandtes Kriegsschiff mit dem noch streng abgesperrten Japan in Verbindung und wußte dort Zulassung russischer Kaufleute durchzusetzen. China gegenüber waren solche Bemühungen nicht notwendig. Der Handel zwischen ihm und Sibirien entwickelte sich auf Grundlage der Verträge von Jahr zu Jahr und besonders die Theeausfuhr über Kiachta gewann allmählich einen außerordentlich bedeutenden Umfang. Die feinsten Sorten chinesischen Thees kamen mit der Zeit ausschließlich auf diesem Wege nach Europa.

Von 1820 an war es mit dieser friedlichen, langsamen Ausdehnungspolitik vorbei. Die russische Regierung begann damals das Verhältnis ihrer sibirischen Besitzungen zum Mutterland zu lose, die dortige Bevölkerung zu unabhängig und selbständig zu finden. Es sollten alle die nomadisierenden Stämme zu wirklichen Unterthanen gemacht und geregelte russische Verwaltung durchgeführt werden. Zu dem Zwecke wurden zunächst in Westsibirien neue Militärstationen errichtet und in den Grenzgebieten Ländereien an Kosaken verteilt, die sich da ansiedelten. Dieses an sich sehr praktische Verfahren zeigte indessen in Mittelasien allerlei unvorhergesehene Schattenseiten. Die Ansiedler und die vorgeschobenen Stationen waren fort-

währenden Überfällen der räuberischen Nomadenstämme des Inneren ausgesetzt. Gebirge, Ströme, die als Schutz gegen diese Räuber dienen konnten, sind dort nicht vorhanden. Wohl oder übel mußte Rußland seine Grenzbefestigungen immer weiter bis an die großen mittelasiatischen Wüsten vorschieben, wenn es der Räuber Herr werden und seinen Kolonisten Schutz verschaffen wollte. Unter endlosen blutigen Kämpfen wurde so jahrzehntelang die Grenze gegen China, Bukhara und Turkestan immer weiter vorgerückt und ein Räuberstamm nach dem anderen unschädlich gemacht. Bei dieser Vorwärtsbewegung erreichte Rußland die fernsten westlichen Grenzlande Chinas in den vierziger Jahren und veranlaßte es im Vertrage von Kuldscha 1851, diese Gebiete seinem Handel zu öffnen.

Um dieselbe Zeit dehnte der Generalgouverneur Ostsibiriens Graf Murawiew unbekümmert um die bestehenden Verträge seinen Einfluß im Amurgebiete aus. Der große Strom mit seinen mächtigen Nebenflüssen ließ die Begehrlichkeit der Ansiedler im Baikalgebiete nicht zur Ruhe kommen. Schon 1834 war in aller Stille eine Erforschung des Stromes vorgenommen worden. 1849 und 1850 ließ Murawiew diese Arbeiten fortsetzen und 1851 im Mündungsgebiet des Amur auf chinesischem Boden ein Fort Nikolajewsk erbauen. Auf seine Berichte hin verfügte Zar Nikolaus 1854 gegen den Willen Nesselrodes die Annexion des Amurlandes und noch im selben Jahre wurden verschiedene Militärposten dort angelegt. Die Chinesen protestierten. Man beschwichtigte sie zunächst damit, daß es sich nur um Maßnahmen zur Versorgung Kamtschatkas mit Lebensmitteln und Waffen handle. Als erst genügend Truppen zur Stelle waren, ließ man die Maske fallen und drohte China, falls es sich nicht füge, mit Gewalt. Es blieb dem himmlischen Reiche, welches inzwischen mit den Waffen der Engländer und Franzosen Bekanntschaft gemacht und seine Hilflosigkeit eingesehen hatte, nichts übrig als sich zu fügen. Im Vertrage von Aigun vom 16. Mai 1858 erntete Rußland die Vorteile, welche Engländer und Franzosen für sich zu erkämpfen bemüht gewesen waren. China trat ihm das ganze linke Ufer des Amur von der Mündung des Argun bis zur Mündung ins Meer ab. Gleichzeitig erhielt Rußland das Recht freier Schiffahrt auf Amur, Sungari und Ussuri, während Schiffen anderer Nationen das Befahren dieser Ströme verboten wurde. 11 000 Quadratmeilen besten Landes fielen so in Rußlands Hände.

Im Jahre darauf, am 1. Juni 1858, nötigte Rußland die Chinesen zu einem weiteren Vertrage, in dem ihm das Recht des Handels zu Lande wie zu Wasser, das Recht, eine Anzahl Konsulate zu errichten, und der Genuß aller Zugeständnisse eingeräumt wurde, die China anderen Staaten machte. Außerdem sicherte es darin seiner geistlichen Mission neue Privilegien und veranlaßte China zur Einführung einer regelmäßigen Postverbindung mit Kiachta. Noch mehr wußte Graf Ignatiew im Jahre 1860 für Rußland zu erreichen. In einem Vertrage vom 2. November sicherte er Rußland auch noch das weite Gebiet zwischen dem Amur und dem Meere und dem rechten Zuflusse des Amur, dem Ussuri, sowie weitere Handels- und Verkehrsvorteile. Dieses Abkommen, welches im wesentlichen die Grundlage der russisch-chinesischen Grenze in Ostsibirien bis heute gebildet hat, ist für Rußland von größter Bedeutung gewesen, weil es ihm ein klimatisch milderes Küstengebiet im Osten verschafft und die Anlage des dortigen Kriegshafens Wladiwostok ermöglicht hat. Nikolajewsk, welches anfangs den Hauptort jener Gebiete bilden sollte, ist infolgedessen zu keiner Bedeutung gelangt und das Hauptgewicht auf die Entwickelung von Wladiwostok gelegt worden.

Rußland hat diese Vorteile in rücksichtsloser Ausnutzung der von ihm genau erkannten Ohnmacht des chinesischen Kolosses gewonnen, und es hat von da an seine Politik darauf gerichtet, diese Ohnmacht Chinas zu erhalten und noch zu vergrößern. Allen Bestrebungen fremder Mächte, in China Ruhe und Ordnung zu schaffen und die chinesische Regierung und Wehrkraft zu stärken, hat es zu durchkreuzen versucht. In einem kürzlich veröffentlichten diplomatischen Aktenstück Rußlands aus dem Jahre 1862 ist es offen ausgesprochen, daß die Schwäche Chinas für Rußland so notwendig und vorteilhaft sei, daß es alles daran setzen müsse, diesen Zustand zu erhalten. Dem entsprechend verbot Rußland damals auch seinen Schiffen an der Unterdrückung des Taipingaufstandes

teilzunehmen. Dagegen ging es mit verdoppeltem Eifer an wissenschaftliche Erforschung des Reiches der Mitte. Eine große, wohlausgerüstete geographische Expedition nach der anderen hat auf Kosten Rußlands selbst die entferntesten und unwirtlichsten Teile Chinas besucht, und man kann wohl sagen, daß Rußland heutzutage im Besitze der eingehendsten und besten Nachrichten über Chinas gesamte Verhältnisse ist.

Mit derselben Rücksichtslosigkeit, welche Murawiew in Ostsibirien bewiesen hat, besetzte Rußland zu Anfang der siebziger Jahre infolge von Unruhen im chinesischen Turkestan das Gebiet von Kuldscha. Wohl erklärte es der chinesischen Regierung, daß es die Besetzung nur bis zum Eintreffen einer angemessenen chinesischen Truppenmacht aufrecht erhalten wolle; nach der ganzen Sachlage war aber nicht daran zu zweifeln, daß es sich dort dauernd einrichten wollte. Wider Rußlands Erwarten war China damals stark genug, um Truppen nach Kuldscha zu senden und seine baldige Rückgabe zu fordern. Nun machte Rußland allerhand Schwierigkeiten und stellte verschiedene Bedingungen für die Auslieferung Kuldschas. Die chinesische Regierung lehnte es ab, darauf einzugehen. Statt es jedoch auf Gewalt ankommen zu lassen, sandte sie einen außerordentlichen Botschafter nach Petersburg. Dieser Diplomat war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Zur höchsten Entrüstung des Pekinger Kabinetts trat er den Russen einen Teil des streitigen Gebiets ab und versprach ihnen dazu noch verschiedene Handelsvorteile und fünf Millionen Rubel Ersatz für die Okkupation Kuldschas! Das Abkommen wurde in Peking nicht ratifiziert und der bedenkliche Diplomat zum Tode verurteilt. Damit war jedoch nichts gebessert. Rußlands Rüstungen wurden immer drohender, und ein Krieg stand vor der Thür. Wenn er vermieden wurde, war es das Verdienst des Marquis Tseng, des chinesischen Botschafters in London. Er brachte im Februar 1881 zu Sankt Petersburg ein Abkommen zustande, wonach Rußland gegen eine Zahlung von neun Millionen Rubel den weitaus größten Teil des okkupierten Landes an China zurückgab.

Wieder folgten einige Jahre der Ruhe. Rußland befestigte sich in seinem neuen asiatischen Besitze und baute Wladiwostok zu einem starken Kriegshafen aus. Dabei zeigte sich indessen, daß auch dieser Ort noch zu weit im Norden lag und während des Winters zu lange durch Eis gesperrt war. Die Ostsibirier empfanden den dringenden Wunsch, einen eisfreien Hafen am Stillen Ocean zu besitzen, und richteten ihre Blicke auf das halb unabhängige Korea. Eine Bucht, Port Lazarew, erschien ihnen für ihre Zwecke besonders geeignet, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß Rußland sie besetzen wolle. Das war der Anlaß, daß England 1885 Port Hamilton an der koreanischen Küste in Besitz nahm. Der Schritt machte großes Aufsehen in der Welt und führte zu großen diplomatischen Verwickelungen. Rußland setzte alles daran, die Engländer zur Aufgabe Port Hamiltons zu zwingen, und es erreichte Anfang 1887 seinen Zweck. Auf die Versicherung der chinesischen Regierung hin, daß sie eine Festsetzung Rußlands in Korea nicht dulden werde, zog England seine Besatzung aus Port Hamilton zurück. Seine eignen Pläne vertagte Rußland bis auf einen günstigeren Zeitpunkt, der sehr bald eintrat.

In den neunziger Jahren hat die Entwickelung Sibiriens infolge des Baues der großen russischen Bahn ein ungeahnt rasches Tempo eingeschlagen. Zu Tausenden dringen freie Bauern in die fruchtbaren Steppengebiete, die Verbannung von Sträflingen ist aufgehoben worden. Das weite Nordasien ist im Begriff, dem Beispiel des nördlichen Amerika zu folgen. Damit sind für die Verwaltung zahlreiche neue Aufgaben erwachsen. Um ihnen zu genügen, ist vor allem bessere Verbindung des reichen Amurlandes mit der Küste und Durchführung der Eisenbahn vom Baikalsee durch das klimatisch besser geeignete und weniger bergige Land im Süden des Amur bis zu einem eisfreien Hafen erwünscht. Erfüllt von diesem Gedanken, trat Rußland nach Beendigung des japanisch-chinesischen Kriegs 1895 in nähere Verbindung mit dem gedemütigten China. Es verschaffte ihm eine Anleihe in Europa und bewog es angeblich dazu, ihm den Bau einer Bahn von Wladiwostok nach Kirin, sowie einer zweiten von dort zur sibirischen Grenze zu gestatten. Außerdem soll damals China den Russen Verpachtung von Kiautschou, Unterweisung seiner Armee durch russische Instruktoren und Herstellung einer Bahn von Mukden

im Norden Chinas nach Sibirien versprochen haben.

Daß diese Gerüchte begründet waren, kam sehr bald an den Tag. Im Dezember 1896 erschien ein Ukas des Zaren, betreffend den Bau der chinesischen Bahn in der Mandschurei, nachdem vorher in China eine russische Bank errichtet worden war. Die Arbeiten zur Erbauung der Bahn wurden auch sogleich kräftig begonnen, und Rußland hat sich seitdem in der Rolle einer Art Schutzmacht Chinas gegenüber Europa gefallen. Während es auf der einen Seite den Handel des gesamten nördlichen China an sich gerissen hat und im Begriff steht, durch seine Bahn und seine Kosaken die Mandschurei, das Stammland der jetzigen chinesischen Dynastie, ganz in seine Hand zu bringen, hat es der chinesischen Regierung lange die Überzeugung beigebracht, daß sie keinen zuverlässigeren Freund als Rußland besitze. Dieser Sachverhalt trat besonders im Frühjahr 1898 zu Tage, als China den Russen die vortrefflichen, eisfreien Häfen Port Arthur und Talienwan für 25 Jahre abtrat. Rußland hat diese Plätze sofort befestigt und so stark besetzt, daß sie nun die Angelpunkte seiner ostasiatischen Macht bilden. Nach Vollendung der Bahnen werden sie die wichtigsten Häfen des russisch-asiatischen Reiches darstellen. Dadurch, daß chinesische Truppen die russischen Grenzorte angegriffen und die Bahnlinien in letzter Zeit teilweise zerstört haben, ist Rußland die Handhabe gegeben, sich in der Nordostecke des chinesischen Reichs offen und dauernd festzusetzen. Daß es die einmal mit den Waffen eroberten Orte freiwillig wieder räumen sollte, ist ausgeschlossen. Wenn die heutigen Wirren beendet sein werden, dürfte die Grenze Sibiriens nur noch wenige Meilen nördlich von Peking laufen! — Im Westen, Norden und teilweise im Osten ist somit heute China vom russischen Besitze umklammert. Es wird bei jeder Maßnahme in Zukunft mit Rücksichten auf diesen mächtigsten Nachbar zu rechnen haben. Man kann gespannt sein, wie es sich mit dieser Thatsache abfinden wird.



Vor Schlafengehen.

Von

Gustav Falke.

Die Kinder schlummern in den Kissen,
Weich, weichen Atems, nebenan,
Ein Traum vom heutigen Tag, und wissen
Nicht, was mit diesem Tag verrann.

Wir aber fühlten jede Stunde,
Die uns mit leisem Flügel streift,
Und wissen, daß im Dämmergrunde
Der Zeit uns schon die letzte reift.

Wir sitzen enggeschmiegt im Dunkeln.
So träumt sich's gut. Und keines spricht.
Durchs Fenster fällt ein Sternenfunkeln,
Vom Ofen her ein Streifchen Licht.

Einmal, im Schlaf, lacht eins der Kleinen
Ganz leis. Was es wohl haben mag?
Springt es mit seinen kurzen Beinen
Noch einmal fröhlich durch den Tag?

Ein Mäuschen knabbert wo am Schragen,
Knisternd verkohlt ein letztes Scheit,
Die alte Uhr hebt an zu schlagen —
Da sprichst du leis: Komm, es ist Zeit.



Frachtdampfer beim Löschen vermittelst Ladebäumen, daneben Leichter.

Unter der Handelsflagge.

Von

Georg Schwarz.

Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

1. Fracht- und Passagierdampfer.

Es war im Golf von Biscaya; stille, mondlose Sternennacht; unser Schiff glitt zwischen zwei anderen dahin.

Das eine an Backbord: zwei lange Reihen glühender Augen, eine helle am Hinterschiff darunter, eine andere helle in der Mitte darüber; leise schallte die Tafelmusik bis zu uns, hohe Wellen schäumten im elektrischen Licht hinter der Schraube daher. Ein, zwei Minuten hielt es sich so neben uns ... nach einer halben Stunde war der Schnelldampfer uns soweit vorausgekommen, daß nicht einmal unseres Kapitäns scharfes Auge ihn mehr sah.

An unserer grünen Seite dagegen ein Frachtdampfer, der uns entgegenkam: das Toplicht hoch am Vormast, die rote Laterne an der Seite, zwei erleuchtete „Bullaugen" (runde Fenster) vorn am Bug, im Mannschaftslogis, zwei aus der Kajüte hinten, sonst alles still und dunkel; und lange, lange nachher blieb uns sein Hecklicht sichtbar, obwohl wir uns in entgegengesetzter Richtung voneinander entfernten.

Wie sind diese Schiffe, beide der Handelsflotte angehörig, von einander verschieden! Hier alles Glanz, Bequemlichkeit, rastlose Eile, dort unscheinbare, stille Arbeit, die vielleicht mehr einträgt, als die der prächtigen Kolosse.

Unsere Schnelldampfer mit ihren großartigen Einrichtungen sind oft genug in Wort und Bild geschildert worden; von ihren zahlreicheren bescheidenen Brüdern, welche dem Handel dienen, hört man vielleicht auch gern einmal etwas, sowie von solchen Leuten, die zwar auch auf Passagierdampfern vorkommen, wie Lotsen und Agenten, von denen der Reisende aber nichts merkt und erfährt, wohl aber der einzige Passagier eines Frachtdampfers, der getreue Begleiter des Kapitäns in der Kajüte wie auf der Kommandobrücke.

Auf dem Frachtdampfer ist alles glatt und einfach, denn er soll mit wenig Kosten Geld verdienen. Der schwarze Rumpf trägt keine Aufbauten von Rauchkajüten und Vorzugswohnungen für Millionäre, kein Promenadendeck, keine fünfzig und mehr Rettungsboote, die auf den neuesten Schnelldampfern so zahlreich sind, daß sie zum Teil ineinandergeschoben liegen müssen. Da die Frachtdampfer nur acht bis zehn Seemeilen die Stunde laufen, gegen zwanzig und mehr unserer Oceanrenner, nimmt die Maschine nur wenig Raum im Verhältnis ein; auch die Kohlenbunker im Raum

brauchen nicht mehr als etwa 200 Tonnen zu fassen, ein Quantum, wie es „Kaiser Wilhelm der Große" an einem Tage verfeuert. Vor der Maschine die Kommandobrücke, ganz vorn vielleicht zwei aufgebaute Kammern für Lampen und Waschraum, hinten der Eingang zur Kajüte und ihr Oberlicht: sonst ragt außer den Masten nichts in die Höhe. Unter dem Deck liegt vorn das „Volkslogis", die Wohnung der Matrosen, Heizer und Kohlentrimmer; hinten, manchmal auch in der Mitte um die Maschine herum und vor ihr, wohnen die Offiziere. Der Kapitän, der erste Steuermann, der erste Maschinist haben meist eine Kammer allein; die folgenden schlafen zu zweien; für gelegentliche Passagiere ist meist eine Kabine vorhanden. In der Kajüte ißt auf manchen, namentlich auf englischen Schiffen, der „Alte" ganz allein in unnahbarer Herrlichkeit, öfter mit ihm die beiden anderen „Ersten"; die anderen Offiziere hausen in der „Messe", einem mäßig großen, kahlen Raum; ein Steward und ein Koch, auf ganz kleinen Dampfern zu einer Person vereinigt, sorgen für den leiblichen Menschen; die Kost ist natürlich viel einfacher als auf Passagierschiffen, aber mit drei warmen Mahlzeiten am Tage ausreichend und kräftig.

Doch kehren wir an Deck zurück! Meist etwas schräg nach hinten geneigt, ragen die eisernen Masten ziemlich kahl in die Höhe; nur selten noch hat der vordere die schöne volle Takelage mit Raaen, denn der moderne Dampfer setzt seine vier bis sechs dreieckigen Segel nur bei hohem Seegang auf, um das Schiff durch den Winddruck auf einer Seite festhalten zu können, damit die Maschine regelmäßiger wirkt; wenn sie die Schnelligkeit auch nur um ein Zwanzigstel vermehren sollen, muß der Wind schon sehr günstig wehen.

Um so wichtiger sind die gewaltigen Ladebäume, die sich an jeder Seite der beiden Masten erheben; im Hafen stehen sie schräg empor, als Kräne, und schon bei Näherung des Landes werden sie aufgerichtet, auf der Fahrt sind sie niedergelassen und ruhen über den Luken, den gewaltigen Mäulern, die in den Schiffsbauch hineinführen.

Solcher Luken hat der gewöhnliche Frachtdampfer vier, bis zu zehn Metern im Durchmesser; einen halben Meter ragen



Auf dem Oberdeck eines Frachtdampfers.

ihre Eisenwände über das Deck empor, schwere Holzläden schließen sie, von Eisenstangen gehalten; ein doppeltes Teertuch, die Persennig, soll die Ware da unten vor Feuchtigkeit schützen.

Freilich, wenn das Wetter schlecht ist und der schwer geladene Dampfer bei jeder Welle „die Nase untersteckt", daß die Fluten alles überströmen, bringt doch wohl etwas ein, und die Assekuranz muß Wasserschaden bezahlen; wehe aber, wenn gar die Reederei alte, morsche Läden nicht zeitig ersetzt hat und eine donnernde Sturzsee die Luken einschlägt! Dann ist's viel, wenn die Mannschaft eins ihrer zwei Rettungsboote zeitig flott machen kann, ehe der Raum soweit vollgeschlagen ist, daß „der Kasten wegbruddelt"; und das ist bei einem Schiff, in dessen Innern das Wasser hin und her wogt und es von rechts nach links schlägt, fast unmöglich.



Ladebäume beim Löschen.

Zeitweilig sieht man aber auch mehr an Deck eines Frachtdampfers: wenn er Deckslabung hat. Eiserne Fässer mit Schwefeläther, Kisten mit Ballons voll Säuren dürfen nicht in den Raum; fast jeder Dampfer aus England bringt unter gelben Wachstuchdecken große landwirtschaftliche Maschinen und Lokomobilen mit, die sich unten nicht sicher verstauen lassen; große unhandliche Eisenteile — ich erinnere mich der Eisenrahmen zu Eisenbahnwagen, die wir in Smyrna löschten —, werden auch auf Deck festgeschnürt, der Raum zwischen ihnen und dem Bord wird mit Holz ausgefüllt. Das sind gefährliche Passagiere: wenn sie sich bei Sturm einfach losreißen und versinken, so hat nur die Versicherung ein Stück mehr zu bezahlen; aber nur zu leicht zerbrechen sie dabei den Bord, und solch schweres Eisenstück, halb noch an seinen Stricken herabhängend, kann das dünne Eisenblech der Schiffswandung durchschlagen, und dann gute Nacht für immer! In anderen Fällen kann wieder die Deckslabung ein Schiff retten; schon mehr als einmal ist ein Schiff mit Holz aus Norwegen, dem der Raum eingestoßen war, auf seiner Ladung treibend gefunden worden, den Bohlen und Rundhölzern, die weit über mannshoch auf Deck aufgestapelt werden.

Widerwärtig war die Deckslabung, die wir einmal in Rodosto im Marmarameer einnahmen: Knochen. In zerrissenen Säcken waren sie drei Meter hoch auf den Luken aufgeschichtet; Haut und Fetzen Fleisch hingen noch daran. Das Wasser von oben und



Dampfkrähne beim Laden.

die Spritzwellen durchdrangen sie bei schlechtem Wetter; bei gutem brütete die Mittelmeersonne darauf; der Geruch, der sich daraus entwickelte, trieb uns in die Kajüte; die Würmer, die daraus krochen, folgten uns auch dahin. Ähnliche Annehmlichkeiten bieten die Stockfischladungen von Norwegen.

Dem Seemann am unangenehmsten ist lebendes Vieh am Deck: Ochsen, Pferde, Schafe, wie sie viel von Südamerika nach England gehen. Dann wird das ganze Deck mit Ställen aus Bohlen und Brettern überbaut, in denen das Vieh eng gepfercht steht; bei schlechtem Wetter wird es seekrank wie ein Mensch; Fütterung und Tränkung ist fast unmöglich; und wenn das Schiff nach einer Fahrt von drei, vier Wochen im Hafen liegt, die Gäste ausgeladen sind und ihre Wohnstätte gereinigt wird, will keiner neben dem Unglücklichen anlegen.

2. Im Raum.

Während der Fahrt ist es still und dunkel genug da unten im Raum; dann sind die Luken fest geschlossen; sogar die hohen, pfeifenförmigen Ventilatoren, aufrechtstehende Röhren von Eisenblech mit einem umgebogenen Oberende, dessen kreisförmiger Mund immer dem Wind entgegengedreht werden kann, sind meist abgenommen, ihre Ansätze mit Segeltuch zugebunden, damit nicht das Seewasser durch sie hineinschlage; auf offener See stehen sie nur auf, wenn die Ladung in Getreide oder anderen luftbedürftigen Stoffen besteht. In dem Dunkel sind die paar Ratten das einzig Lebendige.

Aber im Hafen, wenn der volle Tag hineinscheint und uns zehn Meter und tiefer hinabschauen läßt, lebt es da unten. Am Grunde steht der Vorarbeiter, der die Ladung an ihre Stelle zu bringen hat, der Stauer mit seinen Leuten; hoch über die offene Luke ragt oben der Ladebaum, durch eine schwere Eisenkette schräg emporgehalten. Unablässig fauchen die kleinen Hilfsmaschinen an seinem Fuß; an ihm baumelt hoch in der Luft die „Schlinge“, ein festes Stück Tau, in dem zehn, fünfzehn Kisten, Tonnen, Säcke, lange Pakete von Eisenbahnschienen oder Stabeisen zusammengebunden sind. Es ist immer derselbe Weg: aus dem Eisen-

bahnwagen am Kai oder dem flachen „Leichter" zur Seite des Schiffes, einem breiten Prahm, wie sie den Verkehr im Hafen vermitteln, steigt die Last empor; hängt sie hoch genug, wird der Ladebaum nach dem Schiff zu gedreht, und taumelnd kommt der Inhalt der Schlinge, zwanzig Centner und mehr, nieder; hier stößt sie gegen den Bord der Luke, dort kracht sie gegen schon aufgestapelte Kisten, daß sie bersten — warum packen die Fabrikanten auch oft so leicht!

Endlich ist sie unten. „Stopp!" ruft der Stauer hinauf. In einem Augenblick ist der Knoten gelöst, die kräftigen Fäuste der „Schauerleute" schieben, kanteln, rollen den Inhalt fort, „hiew up!" heißt es, und klirrend hebt sich die leere Kette wieder, um die neue Schlinge zu empfangen, die indes in Bahnwagen oder Leichter fertig gemacht ist.

In der kurzen Zeit, bis sie wieder hinabsinkt, gilt es nun, alles an seine Stelle bringen, „verstauen"; wunderbar, wie schnell durch die geübten Hände große Stücke so festgesetzt sind, daß sie bei keiner Bewegung des Schiffes aus ihrer Lage kommen können! oft, wie z. B. bei Fässern, mit Hilfe von Holzscheiten, die in die freien Räume gekeilt werden.

Denn r u h i g muß die Ware liegen, bei jedem Wetter, um ihretwillen wie für des Schiffes Wohl; rutscht sie beim Rollen des Schiffes auf eine Seite, „geht über", wie's namentlich bei lose eingeschütteter Ladung, wie Getreide und Kohlen, leicht vorkommt, so kentert das stolzeste Fahrzeug; nie vergesse ich den fürchterlichen Augenblick in der Biscaya, als bei schwerem Sturm die Lichter eines großen englischen Dampfers, der uns den ganzen Tag begleitet hatte, verschwanden, um nie wieder zu erscheinen.

Es sieht so leicht aus, wie die Lasten steigen und hinabsinken, der Baum wie auf leisen Wink sich hin und her dreht und Hunderte von Centnern in einer Stunde im Schiffsbauch verschwinden; und doch war viel Gedankenarbeit vorher dazu nötig. Denn sobald der Kapitän weiß, was er laden soll, muß er einen „Stauplan" machen; oft schickt ihm die Reederei dazu schon nach dem letzten Hafen vor der Heimat eine Liste der Ladung, damit man zu Hause gleich wieder ans Werk gehen kann. Bei diesem Stauplan ist viel zu bedenken: das schwerste Gut soll unten liegen; die Ware muß für jeden Hafen so verteilt sein, daß in jeder Luke etwas für ihn ist, damit alle vier Ladebäume auf einmal arbeiten können; man darf nicht in die Verlegenheit kommen, im zweiten Hafen erst die Ladung für den dritten herausholen zu müssen, ehe man an die richtige kommt; Fässer mit Wein dürfen, wenn sie bersten sollten, keine Ware unter sich haben, die von ihnen verdorben werden kann. Unterwegs wird dazu in jedem Hafen neue Ladung eingenommen, die aber die alte für spätere Häfen nicht verschütten darf. So ist der Stauplan für den armen Kapitän eine stete Quelle von Mühe und Verdruß, zumal „die Herren zu Haus auf ihrem Kontor" ihre eignen Ansichten haben über das, was gemacht werden kann.

Und nun gar das Laden im Ausland, mit halbwilden Arbeitern, die außer ein paar englischen Wörtern nur die Landes-



Blick in die Luke eines Frachtdampfers: Laden von Roheisen.

sprache verstehen, oft genug faul und ungeschickt sind; da muß manchmal die Hand mitsprechen, um sichere und schnelle Arbeit zu erlangen.

Am angenehmsten ist loses Getreide zu verladen, zumal wenn es nicht in Säcken hineingetragen oder hinaufgezogen, sondern durch Maschinen eingeschüttet wird, wie sie alle neueren Getreidespeicher haben; dann kann in 48 Stunden bequem ein großer Dampfer gefüllt werden. Die Schauerleute haben da wenig zu thun; ein paar Mann, die unten die eingeschüttete Ware nach allen Seiten gleichmäßig verteilen, das ist alles.

Nicht so sehr, weil so wenig an loser Ladung zu arbeiten ist, sondern aus einem anderen Grunde ziehen gewisse Leute, die auch unter den Schauern nicht fehlen, Stückgüter vor. An jeder Luke stehen zwar zwei „Taillemänner", ein Vertreter der Reederei und einer des Verladers, die oben die verladenen Stücke einzählen und notieren; aber alles können sie auch nicht sehen, und wenn durch einen Zufall im Verladen eine Stockung eintritt, ist unten im Raum eine Kiste Cognak im Handumdrehen geöffnet, sind ein paar Flaschen geleert und hat man das erleichterte Kollo wieder leicht vernagelt; da die Ware laut Quittung dem Versender abgenommen ist, muß die Reederei natürlich dafür aufkommen, und sie macht wieder den Kapitän dafür verantwortlich, der in ihrem Namen den Frachtbrief, das Connossement, zeichnet.

„Letzte Reise habe ich den Hunden wieder ein schönes Frühstück bezahlen müssen! 15 Dosen Sardinen und zwei Flaschen Cognak," erzählte uns gleich den ersten Tag unser Alter, „und auf der ‚Ariadne' haben sie eine ganze Kiste Sekt ausgetrunken und die Buddels wieder aufgefüllt. Nicht mal Flußwasser haben die Schw.... dazu genommen."

Schwerer ist es schon, Waren mit nach Hause zu nehmen, wenigstens in europäischen Häfen, wo die Zollbehörde zugleich als Polizei dient; im Orient, wo die Arbeiter in Booten kommen und abfahren, muß man sehr aufpassen. So faßten wir vor Hakaburnu bei Smyrna einen Schauermann mit einem merkwürdig viereckigen Bauch ab, wie er gerade in die Barke springen wollte; er hatte ein Stück Seidenzeug von der Ladung unter dem Rock; das Stück war von seinem



Comptoir einer Reederei.

Haken, mit dem er es aus dem Ballen geholt hatte, zweimal durch und durch gestochen, also ganz wertlos; er hatte es aber darum doch auf eine Tracht Prügel ankommen lassen müssen; die hat er denn auch richtig bekommen.



Donnerwetter, jetzt soll ich wieder 42 Mark für eine Kiste Rosinen zahlen . . .

3. Der Agent.

Malta! Nachdem uns der Scirokko 48 Stunden lang so geschüttelt hat, daß die Spritzwellen uns selbst auf der Kommandobrücke, sechs Meter über dem Wasserspiegel, durchnäßten und beim Überholen des Schiffes wohl eine Welle gurgelnd die Treppe hinablief und stundenlang in der Kajüte plätscherte, die tiefste Ruhe von Wind und Wasser!

Kettenrasselnd geht der Anker nieder; auf einer spiegelglatten Fläche, auf der das Mondlicht und zahllose elektrische Bogenlampen glänzen, schießen schwarze Gondeln, ein Licht vorn, hin und her. Durch die weiche Luft hallt das Geschrei der Gondelführer, schwirrt die Musik aus den Kneipen am Ufer; hell säumen die offenen Thüren und Fensterritzen und bunten Lampen dieser Schenken den Fuß der Bastionen und Häuser von La Valetta, die gigantisch und schwarz in den mondhellen Himmel hinaufragen; gespenstisch drohen die Panzerkolosse und Kasernen an der anderen Seite des Hafens den feiernden Soldaten und Matrosen damit, daß auch die Saturday night ihr Ende hat.

Jetzt ist der englische Arzt mit seiner flüchtigen Untersuchung fertig; die gelbe Quarantäneflagge, das Zeichen, daß das Schiff noch keinen Gesundheitspaß hat, flattert nieder, und in demselben Augenblick springt er schon aus seiner Gondel heraus und klettert lachend das Fallreep hinauf: ein eleganter Südländer, in der Hand ein kleines Kästchen: der Agent unserer Linie.

„Zuerst die Briefe!“ und aus diesem Kästchen kommen ganze Bündel heraus: schiefe Adressen von ungelenker Hand für die Mannschaft, modernste Couverts für den Schwerenöter, unsern zweiten Steuermann, Geschäftspapiere und große Schreiben von der Compagnie für den Kapitän.

Kaum sitzen wir unten bei einem Glas deutschen Bieres und einer Cigarre, so bricht der Alte auch los: „Donnerwetter, nun soll ich wieder 42 Mark für eine Kiste Rosinen bezahlen, die der Halunke in Smyrna reklamiert; weiß der T . . . . ., wo das wieder gestohlen ist. Zwei Sack Getreide von Odessa sind auch in Dispuț (d. h. Abnehmer und Reeder haben sich über die wirklich gelandete Menge nicht einigen können). Und durch den Kanal von Korinth sollen wir! Wenn der Kasten da festkommt und kaput geht, bin ich meine Stelle los; die Herren zu Haus auf ihrem Kontor rechnen sich natürlich ein paar hundert Mark Gewinn heraus, ich geh' aber tausendmal lieber im Sturm um Matapan, als daß ich durch das verfl . . . . Loch krieche.“

„Schon gut, Herr Kapitän,“ unterbricht der Agent den zornigen Alten. „Nun hören Sie mal erst, was wir haben: 25 Tonnen für Smyrna, 20 für Piräeus, 30 für Konstantinopel, 20 mit Umladung in Patras; die Leichter sind schon da.“

Und nun geht's an die Berechnung, in welcher Luke die einzelnen Posten untergebracht werden. Indessen liegen wirklich die neuen Prähme schon längsseit, und hinten aus dem Dunkel naht, von einem kleinen Schleppdampfer gezogen, ein stattlicher Zug Leichter mit Kisten und Ballen und Fässern. Wir liegen noch keine Viertelstunde, da pusten und schwirren schon die kleinen Hilfsmaschinen an den Ladebäumen, rasseln die Ketten, stoßen die Schlingen voll Kisten mit dumpfem Prall gegen die Schiffswand und Luke; mit Schimpfen und Lachen und Schreien sind die zerlumpten Gesellen an der Arbeit: hier kennt man keinen Unterschied von Tag und Nacht.

Unaufhörlich ist der Agent thätig; nun ist er mit dem Kapitän an Land, um beim deutschen Konsul „Seeprotest zu erheben“, d. h. zu Protokoll zu geben, daß das Schiff

schweres Wetter gehabt habe und die Reederei also für etwaigen Schaden an der Ladung nicht aufkomme; dann auf dem Kontor, um einige Papiere zu holen; dann wieder an Bord, um zwischen den Stauern und dem Stauermann in einem Streit über die Ladung zu vermitteln; in der Kajüte, um die Frachtbriefe in Ordnung zu bringen; wieder am Fallreep, um mit einem Kaufmann zu verhandeln, der im letzten Augenblick noch einige Tonnen Ware verladen will.

So geht es in die Nacht hinein, bis um zwei Uhr die letzte Kiste im Raum verschwunden ist; dann packt der Agent die Briefe von Kapitän und Besatzung in seinen Kasten, und erst während die letzten „Schekel" der Kette über die Dampfwinde gleiten, springt er in seine Gondel: „Glückliche Reise, Herr Kapitän! Und thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie ein anderes Mal bei Tage!"

Der Agent ist der Vertrauensmann, den die Reederei in jedem Hafen hat, den ihre Schiffe anlaufen. Er zahlt die Hafengebühren, nimmt Transportaufträge an, verhandelt über die Preise, versieht das Schiff mit frischem Proviant, sorgt für die Auslieferung der Ladung an den Empfänger; er ist dafür verantwortlich, daß Stauer und Arbeitsleute, Leichter und Schlepper, Lotse und Papiere rechtzeitig zur Stelle sind; denn jede Stunde Verzug kostet der Reederei an Verzinsung des Kapitals und Löhnen bei einem mittleren Frachtdampfer 30 Mark. Mit den Gebräuchen des Hafens, mit den Gesetzen und Beamten des Landes bekannt, ist er namentlich in den Häfen halbkultivierter Gegenden unentbehrlich, und die Kosten — in den Mittelmeerhäfen zahlt man 100 Mark für jede Expedition eines Schiffes nebst Ersatz aller Auslagen — holt die Reederei durch schnellere Abfertigung ihrer Schiffe leicht ein.

Früher hatte der Kapitän diese Geschäfte zu besorgen, und mit Neid erzählen die Schiffsführer von den Provisionen, Gratifikationen, Gebühren und — anderen Vorteilen, die dabei abfielen. „Da konnte man nach ein paar Jahren ein reicher Mann werden, jetzt sind wir nur Droschkenkutscher, die ihre Fuhre abliefern."

Durch den Telegraphen steht der Agent in steter Verbindung mit seiner Reederei; jeden Frachtabschluß muß sie genehmigen, da nur sie weiß, wie die Schiffe laufen sollen, wie viel Raum für jeden Hafen frei wird; für ein paar Tonnen lohnt es nicht, einen Hafen anzulaufen, da die Hafengebühren, Lotsengelder, der Zeitverlust den Gewinn mehr als verschlingen würden. Dieser Depeschenwechsel wird der Ersparnis wegen in einer verabredeten Sprache geführt, meist nach einem sogenannten Telegraphenschlüssel, d. h. einem Wörterbuch, in dem jedes Wort die Bedeutung eines ganzen Satzes hat, z. B.: Alderley = Nehmen Sie die angebotene Fracht an! Astronom = Sehen Sie, noch 50 Tonnen Ladung für Smyrna zu erhalten! So kann man mit fünf, sechs Worten lange Instruktionen geben.

Freilich, nicht in jedem Hafen geht es so flott her, wie es eben geschildert wurde. Da hat der Agent vom letzten Hafen die wahrscheinliche Stunde unserer Ankunft telegraphisch gemeldet, aber es ist niemand zu sehen, wie wir einlaufen. Wir müssen selbst ein Boot aussetzen, um unsere Papiere auf dem Hafenamt vorzureichen und Erlaubnis zur Einfahrt zu erhalten. Der Anker ruht, die Taue sind festgemacht: kein Mensch erscheint! Der Kapitän rudert endlich an Land, fragt sich nach dem Kontor des Agenten durch: es ist geschlossen. Nach einer Stunde erscheint dort ein Commis, der in notdürftigstem Englisch mitteilt, der Chef sei in seine Villa zu Tisch gefahren und komme erst in einer weiteren Stunde.

Es geht auf den Abend; der Agent, endlich angekommen, hat seine großen Zweifel, ob man überhaupt noch anfangen solle; die Leute arbeiten in diesem Hafen nicht nachts.

„Wir wollten aber noch diese Nacht weiter."

„Wie viel Tonnen haben Sie?"

„110, meist Eisen."

„Ich bitte Sie! Seien Sie froh, wenn Sie übermorgen Mittag fertig sind; wir sind hier nicht so eingerichtet, wie in Malta."

Und so geht alles seinen langsamen Gang. Eine Luke ist leer, aber die neue Ladung ist noch nicht da; die Schauerleute sitzen, die unvermeidliche Cigarette im Mund, auf dem Bordrand und warten: auf Kosten der Reederei. Die Papiere für die Weiterreise werden auf dem Hafenamt nicht rechtzeitig bestellt, der Lotse zu spät benachrichtigt, die Arbeiter nicht recht angetrieben: so gehn Hunderte, ja Tausende von Mark

durch Saumseligkeit verloren; und da in dem kleinen Hafen vielleicht keine andere Firma ist als der Vertreter der Konkurrenzlinie, so kann die Reederei nicht einmal einen besseren Agenten nehmen.

Meist ist es eine deutsche, nur im Notfall eine italienische oder englische Firma, die im Orient die Agentur unserer großen Frachtlinien hat; mit den einheimischen Agenten, die ja nicht immer zu vermeiden sind, macht man wunderbare Erfahrungen. Auf den Verkehr mit ihren lieben Landsleuten verstehen sie sich ganz vortrefflich, und sie wissen ihre Schauerleute und Stauer so zu behandeln, daß sie unglaublich billig arbeiten; nur daß der Ertrag dieser Manöver in ihre eigene Tasche fließt und die ferne Reederei nebenher auch nach Kräften geschröpft wird.



Getreidelöschen vermittelst Saugelevator.

Das mindeste ist, daß sie jedesmal, wenn das Schiff ankommt, mit einer Schar von Freunden und Bekannten auftauchen, die alle traktiert werden wollen; der Kapitän hat immer einen gewissen Dispositionsfond von Cognak, Bier und Cigarren für diese Heimsuchungen an Bord.

Die seltsamste Gesellschaft hatten wir in einem kleinen Hafen der Levante in unserer Kajüte. Der Agent, ein Grieche, saß im Gefängnis, weil er bei einer Kohlenlieferung der Regierung siebenhundert Tonnen Kohlen geschickt, aber seine Rechnung über zwölfhundert Tonnen ausgestellt haben sollte; woran weiter nichts besonderes in jenem klassischen Lande der Unterschleife war, als daß man ihn gefaßt hatte.

Nun konnte sein Prokurist das Geschäft sehr wohl besorgen, aber — um sein Glas Bier kommt man nicht gern, vor allem, wenn es nichts kostet; und so erschien er denn abends wirklich, mit einem seltsamen Gefolge: dem Gefängnisdirektor und zwei Gefangenwärtern. Da er auf dem Rückwege ein Dutzend Revolver und fünf Kisten Havanna zu schmuggeln hatte, brachte er auch gleich einen Zollinspektor mit. Mit diesen edlen Beamten haben wir denn den Abend in der Kajüte gekneipt, bis unser fideler Gefangener so schwer geladen war wie unser Schiff bei der Ausfahrt. Dann, so gegen 10 Uhr abends, meinte er zu seinen Freunden und Hütern: „Nun wollen wir noch in X. — einem benachbarten Badeorte — ein paar Flaschen Sekt trinken!" und bald hörte man zwei Wagen auf dem holperigen Pflaster dahinrollen.

Einen anderen Herrn Agenten, auch einen Griechen, durfte man nicht mit einer Kiste Cigarren allein in der Kajüte lassen; und der Mann war Millionär, so gut wie jener rumänische Großkaufmann in Getreide, der uns um einen Kognak förmlich anbettelte; kann man sich da wundern, daß ein gemeiner Soldat in Varna für einen kurzen Cigarrenstummel uns durch die Zolllinie nicht nur zur verbotenen Stunde hindurchließ, sondern sogar begleitete?



Meldung des Lotsen an der Kommandobrücke.

4. Der Lotse.

Das Fahrwasser in den Häfen und Flußmündungen ist durch Felsen und Sandbänke sehr schwierig und dabei meist großen Veränderungen unterworfen; wenn ein Schiff hier festgerät, ist es zugleich für die anderen Schiffe ein Verkehrshindernis; daher sind fast in allen Häfen die Kapitäne verpflichtet, einen Lotsen anzunehmen.

Liegt der Hafen tiefer ins Land hinein, so sind sogar mehrere Lotsen nacheinander nötig. Für Hamburg z. B. kommt der erste bei Borkum an Bord, der an der Mündung des Kaiser-Wilhelm-Kanals durch den sogenannten Böschlotsen ersetzt wird; ein dritter führt das Schiff im Hafen an die Stelle, die ihm der Hafenmeister angewiesen hat. Die Lotsen bilden hier, ein Rest zünftlerischer Einrichtungen, geschlossene Gesellschaften, zu denen die verschiedenen Ortschaften der Umgegend von Hamburg, wie Lühe, Övelgönne, Blankenese, eine gewisse Zahl von Mitgliedern stellen, die in Jahrhunderte alten Verträgen festgestellt ist; alle Lotsen müssen eine Prüfung ablegen.

Der Dienst geht immer der Reihe nach herum, und da das Lotsengeld nach dem Tiefgang des Schiffes berechnet wird, ist es eine Lotterie, ob einer bei einer kleinen Brigg oder bei einem großen Oceandampfer herankommt. Ganz anders liegt das Geschäft bei dem Herauslotsen aus Hamburg; dabei hat der Reeder den Lotsen frei zu wählen, und wer für eine große Gesellschaft als Lotse angestellt ist, hat einen hübschen festen Einnahmeposten; er kann dann im Jahre bis zwanzigtausend Mark, in einer guten Woche sechshundert Mark verdienen.

Auf Dampfern und Kuttern liegen die Seelotsen an den Stellen, wo die Schiffe vorbeikommen müssen. Diese Lotsenfahrzeuge gehören den Bruderschaften; mit Grog und Karten vertreiben sich ihre Insassen, zehn bis zwanzig wenn der Kutter ausläuft, die Zeit, bis sie an der Reihe sind; ist der letzte Lotse an Bord, so eilt der Kapitän heim, um eine neue Reihe zu holen.

Was bisher von Lotsen erzählt wurde, mag ihn bei manchem Leser des romantischen Schimmers entkleidet haben, der ihn noch von der Schulzeit her, aus Giesebrechts Gedicht, umstrahlt: „Seht ihr die Brigg dort auf den Wellen?“ .... Der Lotse von heute sieht denn auch gar nicht sehr romantisch aus: ein gebräuntes Gesicht, wie viele an der Wasserkante herumlaufen, mit einem runden Hut und Überzieher, wie sie jeder Kommis trägt; nur der Ölrock, den er für alle Fälle auf dem Arm trägt, zeigt dem Kenner seinen Beruf.

Mehr wie echte Seebären sehen schon die norwegischen Lotsen aus, am verwegensten die südländischen, im ganzen Mittelmeer fast braune Italiener mit scharfen Gesichtszügen.

In besonderer Erinnerung ist mir der Unglücksmann geblieben, der uns durch den Kanal von Korinth lotste; der Leser mag an seinem Beispiel sehen, wie wichtig ein guter Lotsendienst für einen Hafen oder eine Straße ist.

Es war schon spät, als wir uns dem Ende des Golfs von Korinth näherten; die letzten Sonnenstrahlen malten glühendes Rot und tiefblaue Schatten auf die zerklüfteten Kalkketten an der Nordseite des Golfes, und eine schwere grauweiße Wolke bildete sich über dem Isthmus. Vor uns lag der Kanal: ein paar elende Schuppen stellten die „Stadt Posidonia" des Kanalplanes vor; sie liegen an einem Hafenbecken, das durch zwei Molen mit Leuchtfeuern auf ihrem Ende gebildet wird. Dahinter schneidet der Kanal mit fast senkrechten Wänden, wie eine schmale Scharte, in die achtzig Meter hohe Kalkwand des Isthmus ein.

Zwei winzige Schleppdampfer kamen heraus, um uns zu bugsieren. Unsere modernen Frachtdampfer sind nämlich meist keine Kielschiffe, sondern sie haben einen flachen Boden, wodurch sie mehr Ladung fassen können; dafür laufen sie dann bei schlechtem Wetter sehr langsam und sind bei kleiner Geschwindigkeit nicht im stande, dem Steuer zu gehorchen.

Deshalb nahm uns ein Dampfer vorn, einer hinten im Schlepptau, die uns in Richtung halten sollten, während wir durch den schmalen Kanal liefen. Der Lotse kam auf die Brücke und übernahm das Kommando, wie üblich, während der Kapitän den, freilich verantwortlichen, Zuschauer abgab.

Die Trossen (d. h. Drahtseile) der beiden Schlepper wurden befestigt, und nach einigem Hin- und Herlaufen unseres Lotsen und der Kapitäne jener Dampfer, nach erregten Verhandlungen, die mit brüllender Stimme von Bord zu Bord geführt wurden, zog der größere Dampfer vorn an.

Mit ziemlicher Geschwindigkeit fuhren wir auf den Eingang los, aber lag es nun an einem falschen Manöver vorn oder hatte unser Lotse nicht richtig gesteuert: wir saßen auf einmal einige Schritte links von der Kanalmündung auf dem Strande.

Eine halbe Stunde verging, ehe die dürftigen Maschinen der Schlepper uns losgearbeitet hatten und wir nun in richtiger Reihe in den Kanal einliefen.

Indes war es dunkel geworden, ein feiner Regen fiel nieder, und die steilen Wände mit einem schmalen ausgehauenen Pfade an der Seite wurden nur notdürftig durch elektrische Glühlampen erleuchtet. Und nun ging eine wahre Höllenfahrt los: der große Schlepper vorn zog wieder an. „Hart Backbord!" kommandierte der Lotse; „is över!" rief der Matrose am Steuerrad, d. h. das Ruder lag soweit wie möglich nach dieser Seite. Es wirkte aber nicht im geringsten, und ebenso wenig, daß der kleine Schlepper hinten uns in die Richtung zu bringen suchte; langsam, unaufhaltsam wandte unser Bug sich den überhängenden Felsmassen des linken Ufers zu, der Stern des Schiffes der anderen Seite.



Schauerleute beim Vespern.

„So geben Sie dem Kerl vorn doch ein Zeichen, daß er uns nach Steuerbord zieht!" rief unser Kapitän auf Englisch dem Lotsen zu.

„All right, Sir!" und, zum Steuermatrosen: „Hart Backbord!"

„Is över!"

„Zum Teufel, dahin!" und unser Alter hielt dem kleinen Italiener seine Faust an die Steuerbordseite.

„All right, Sir!" Mit Seelenruhe schlug der Lotse die Arme übereinander.

Jetzt wurde unser Kapitän wütend; er packte den Lotsen an den Schultern: „Verd... Kerl," kam es diesmal auf gut Deutsch heraus, „siehst du denn nicht, daß das Schiff sich gleich die Nase an Backbord eindrückt?" Und er schüttelte die Jammergestalt in seinen mächtigen Tatzen. „Du Hund, du machst mir mein Schiff kaput!"

„All right, Sir!" Damit kehrte der Lotse auf seinen Platz am Kompaß zurück.

Unterdes hatten sie auf dem Schlepper vorn endlich gemerkt, wie das Schiff lief, und zogen mit aller Macht nach rechts. Aber wir hatten zu viel Fahrt; kaum war noch Zeit genug, unsere „Korkfenner", d. h. große Bälle aus Netzwerk, mit Werg gefüllt, vorn und hinten über die Bordwand zu hängen, um die Reibung zu vermindern, als unser Dampfer links vorn und rechts hinten an die Felswand heranschob. Schauerlich knirschten die eisernen Platten unten auf dem Sandboden.

Indes wieder Laufen, Schreien, Schimpfen, Fluchen bei den Führern der drei Dampfer; endlich bekamen die zwei Helfer uns wieder in gerade Richtung, aber die Kraft, mit der sie zogen, war so stark, daß wir nun an der anderen Seite auf die Kanalwand losfuhren.

Die Scene von vorhin wiederholte sich, der Lotse blieb auf alle Fragen, Befehle, Scheltworte bei seinem „all right, Sir!" — es war klar, daß er kein Wort Englisch verstand, das doch die allgemeine Schiffssprache ist; unerhört, daß die Kanalgesellschaft uns einen Mann zu stellen wagte, der nur Italienisch und ein paar Worte Griechisch sprach!

Leicht war die Aufgabe ja auch nicht; denn dieser unselige Kanal ist nur zwanzig Meter breit und bot daher unserem Schiffe mit seinen zwölf Metern Breite und hundert Metern Länge nicht genug Spielraum; und so torkelten wir von einer Seite zur anderen.

Vierzehnmal versuchten wir so, wie hart die Kanalwände seien, dann tauchte endlich das offene Meer vor uns auf und vor ihm der kleine Hafen an der Ostseite. Noch einmal setzten die Helden uns im Hafen auf den Strand, und als wir durch Peilung festgestellt hatten, daß auch diesem Angriff unsere Eisenplatten widerstanden hatten, dampften wir in die offene See hinaus. es war der einzige Abend, wo der Alte nicht zum Essen kam: ihm lagen die griechischen Lotsen noch im Magen.





Samländische Ostseeküste. Nach dem Gemälde von Julius Ch. Wentscher.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)



Saul bei der Hexe von En Dor.

Von

Börries von Münchhausen.

Auf Samuels Grabe glänzte die Sonne grell,
Und Saul, der düstre, ward König von Israel,
Schwarz blickte sein brennendes Auge am Morgen der Schlacht
Und düster aufs fliehende Volk zur Mitternacht.

Wohl schrie er zum Gott der Väter am Rauchaltar,
Wohl bracht' er den weißen Widder zum Opfer dar, —
Wohl floß das Blut der Farren wie rotes Band
Vom weißen Stein über seine braune Hand.

Umsonst Gebet und Blut und die Kraft im Speer,
Es hörte der alte Gott sein altes Volk nicht mehr,
Am lodernden Lagerfeuer sprach Saul verstört:
„So sucht mir das Weib, das die Toten heraufbeschwört!"

Und sie ritten zur Hexe von En Dor bei der Nacht,
Dreimal schlug Saul an die Thür, sie ward aufgemacht,
Dreimal zu den Pforten des Tods schrie Schalomai,
Und die Pforten des Tods barsten beim dritten Schrei.

Und es dampfte Gewölk, und es sagte der Hexe Mund:
„Einen König seh ich steigen aus tiefem Grund . ." —
Da wallt ein Mantel im Rauch und ein Pardelfell,
Vor König Saul stand König Samuel.

„Was störst du mich auf von den Toten zu irdischem Licht?" —
„„Der Ewige hört die alten Gebete nicht!""
Es schwelt der Rauch vom Steine nieder zum Grund,
Es schweigen Licht und Träume und Priestermund!

„Meine Söhne und ich, wir starrten zur Opferglut,
Meinen Söhnen und mir versagten Gebet und Blut,
Meine Söhne und ich, wir standen im Schrei der Schlacht,
Und tausend Erschlagene fielen in einer Nacht!"

Da sprach eine Stimme und sprach nicht dort noch hier:
„Morgen bist du und deine Söhne bei mir!"
Aufschrie der König. Sein Herz schlug schweren Schlag,
Und über Gilboa graute ein Schicksalstag.





Ma.

Ein Porträt von

Lou Andreas-Salomé.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Tomasow ließ sie mehrere Minuten gewähren.

Er atmete tief auf und ging einigemal im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht behielt dabei den gespannten, aufmerksamen Ausdruck.

Dann kam er wieder zu Marianne. Er zog ihr leise, mit sanftem Zwange die Hand von den Augen, die sie verdeckt hielt.

„Nun ist es aber genug!“ äußerte er lächelnd, „zeigen Sie Ihren Nerven den Herrn. — Wollen Sie nicht eine Tasse Thee nehmen? Sehen Sie, dort steht das ganze Geschirr noch — ich war gerade dabei, als Sie kamen. Zur Strafe trinken Sie ihn nun kalt, natürlich.“

Sie gehorchte mechanisch und ließ sich ein wenig Thee eingießen, in den Tomasow aus einem Arzneifläschchen ein paar Tropfen mengte.

Dann überließ er sie wieder sich selbst und nahm den Spaziergang im Zimmer von neuem auf.

Aber Marianne erhob sich vom Eisbärfell.

„Es ist spät geworden. Ich will nach Hause gehen,“ sagte sie mit einer leisen Stimme, „die Kinder sind gewiß schon zurück und warten erstaunt. Sie waren nur für kurze Zeit mit Wera Petrowna ausgegangen.“

Tomasow blickte auf die Uhr.

„Wie Sie wollen, Ma. Vielleicht ist es so am besten. Indessen — sind Sie jetzt auch schon dazu im stande? Sind Sie Ihrer selbst ganz sicher? Ich lasse Sie nicht fort, ehe ich das genau weiß.“

Und als Marianne ihn müde fragend ansah, fügte er hinzu: „Ihrer Töchter halber ist es notwendig, daß sie ihre Mutter in dieser Angelegenheit fest und sicher auftreten sehen. Als eine Autorität — nicht wie ein hingeschlachtetes Opferlamm. — Darum müssen Sie es sein, Marianne, die entschlossen die Initiative ergreift.“

„— Ich soll selbst —?“ murmelte Marianne.

„Ja. Das ist notwendig, und zwar sofort. Lassen Sie die Ungewißheit keine Stunde länger anstehen. Lassen Sie sich keinen Raum zu Beängstigungen und Traurigkeiten dazwischen. Bringen Sie noch heute — heute noch! die Sache zur Sprache und Entscheidung.“

„— Heute?!“ wiederholte sie erschreckt. Sie war tief erblaßt.

Tomasow ergriff ihre Hand und nahm sie in seine beiden Hände. Er sagte ermutigend: „Versuchen Sie es nur! Bleiben Sie nicht mitten im Kampf stecken, der Ihren Nerven stündlich härter zusetzen wird — überstehen Sie es schnell ganz. Hinterher kommt die allheilende Ruhe. — Glauben Sie, daß Sie es mir versprechen können?“

„Ja. Ich will es thun,“ sagte sie traurig.

„Dann lasse ich Sie ruhigen Herzens fort. — Wenn Sie erlauben, geleite ich Sie selbst an einen Schlitten,“ bemerkte Tomasow und führte Marianne durch die Bibliothek hinaus.

Er schellte nicht dem Diener, sondern gab ihr selbst den Mantel um. Marianne that seine Art so wohl, wie einem leise umsorgten Kinde.

„Ich bin ganz zerschlagen und wund,“ meinte sie mit einem mühsamen Lächeln, „aber ich danke Ihnen, Tomasow.“

„Ach, Ma —“ er stockte und murmelte: „wenn Sie nur — wenn Sie wenigstens ohne Groll herdenken. Es ist eine schändliche Aufgabe, die mir wiederholt zufällt, Ihnen weh thun zu müssen, Sie zu etwas Hartem ermannen zu müssen. — Die Erleichterung wird auch diesmal nachkommen, ich hoffe es mit Bestimmtheit. Aber die Überwindung ist deshalb nicht minder schwer.“

Marianne schwieg. Sie stand, fest an ihn gelehnt und schloß die Augen.

Nein, so feige würde sie doch nie sein, diesem unbestechlichsten aller Freunde sich mit ihren Nöten und Schwächen nicht immer anzuvertrauen, weil er streng gegen sie war! Ein großer Dank gegen ihn stieg in ihr auf. Wenn er ihr nur blieb —!

Tomasow verstand die stumme Antwort vollkommen.

Er öffnete die Thür und rief dem Portier zu, einen Schlitten vor das Gitterthor zu winken.

Dann geleitete er Marianne durch den verschneiten Vorgarten, half ihr einsteigen und knüpfte die Felldecke um die Kniee.

„Ich bin heute viel aus,“ bemerkte er dabei — „darf ich gegen Abend für einen einzigen Augenblick bei Ihnen vorsprechen? Mich überzeugen, wie alles steht —?“

Marianne nickte. Sie wußte, wovon er sich überzeugen wollte —. Dann also mußte es schon geschehen sein —. Ihr schlug das Herz stärker bei dem Gedanken.

Zu Hause erwartete sie zunächst eine Überraschung.

Sie traf fast gleichzeitig mit den beiden Mädchen ein. Die Wohnungsthür stand weit auf, und ein Bauersmann in Schafspelz und Kniefilzstiefeln mühte sich eben damit ab, einen hohen, herrlichen Weihnachtsbaum in die Stube hereinzubringen.

Sophie lachte die Mutter glückselig an. Es war doch eine gute Idee, das mit dem Baum! Ma hatte ihn sich so sehr gewünscht, und wenn sie ihr auch noch gestern abend etwas weit Großartigeres hatte darbringen wollen, so erleichterte es sie doch für den Augenblick.

Cita stand noch in Mütze und Pelzjacke und lohnte den Mann ab; mitten im Wohnzimmer erhob sich jetzt die Tanne und duftete wie ein ganzer Wald. Oben stieß sie sogar ein wenig an die geweißte Decke an, so daß sie ihre höchste Spitze krümmen mußte, von der Seite jedoch breitete sie ihre Äste ebenmäßig und tiefgrün, wie ein schirmendes Dach, über Mas Schreibtisch aus.

Sophie hatte sich an das geöffnete Pianino gestellt, das der Baum von der andern Seite überschattete, und unter seine Zweige gebückt, suchte sie ein paar Akkorde eines alten Weihnachtsliedes.

Die Mutter äußerte nichts, bis der Mann hinausgegangen war. Sie sah blaß aus, und ihre Augen besaßen etwas so Stilles, so nach innen Gekehrtes im Blick.

Endlich sagte sie mit ihrer warmen Stimme: „Dank euch! Ja, dies Weihnachtsfest soll uns schön werden, wie nie eins gewesen ist! Wir wollen froh sein, wir drei zusammen! Denn es wird hier am Ort unser letztes sein. Übers Jahr feiert auch Sophie es nicht mehr hier. — Ich dank' euch, ihr Kinder.“

Sophie, die eine leise Melodie anschlug, endete sie mit einem gräßlichen Mißton.

Cita, eben im Begriff, ihre Sachen abzulegen, hielt erwartungsvoll inne und blickte die Mutter an.

Da ging Marianne zu ihrer Jüngsten hin und nahm sie in die Arme.

„Aber nicht getrennt!“ sagt sie bewegt „— ich werde mein Weihnachtsfest da haben, wo du gerade studieren wirst.“

„— Ach — Ma!“ schrie Sophie auf.

Sie glaubte es noch nicht recht. Mit dunkel gerötetem Gesicht schaute sie zugleich angstvoll und strahlend zur Mutter auf und umklammerte ihren Hals.

„— Ach, Ma —! Ist es denn wirklich wahr —?“

Dieser Augenblick that Marianne doch bitterer weh, als sie jetzt eben beim Heimkehren geglaubt. Sie drückte Sophies leuchtendes Gesicht an sich, um den Ausdruck der Freude darin nicht zu sehen.

„Ja, es ist wahr, Herzenskind. Alles Nähere besprechen wir noch ein anderes Mal. Auch mit Cita muß ich noch vieles besprechen. So ganz einfach ist es nicht. — Aber die Sache selbst ist entschieden. Nun sollst auch du also hinaus — gebe Gott, einst zu deinem und deiner Mitmenschen Segen.“

Sophie drückte sich fester an sie.

Sie schämte sich schrecklich vor Cita, aber sie weinte dennoch Ströme von Thränen

in Mas Hals hinein, als ob nichts in der Welt sie je von da fortreißen sollte —.

Cita stand mit großen, ernsten Augen beiseite. Das Wort, das ihr innerlich kam, lautete ganz spontan: „Donnerwetter!“ Aber glücklicherweise behielt sie es bei sich.

Ein tiefer Respekt prägte sich auf ihrem jungen Gesicht aus.

Plötzlich kam sie auf die Mutter zu, ergriff deren Hand und küßte sie.

„Du bist wahrhaftig der famoseste Kerl unter der Sonne, du herrliche Ma!“ versicherte sie ganz begeistert.

Marianne lächelte nicht über diese Ehrfurchtsbezeugung; sie überlegte auch nicht, ob sie nun nicht geradezu glänzend ihre Autorität behauptet und die Initiative ergriffen habe.

Sie hielt ihr weinendes Kind im Arm und bückte ihr Gesicht tief zu ihm herab, als lausche sie fast gierig diesen Thränen — als redeten diese Thränen artikuliert zu ihr — Süßes, Versöhnendes, Beschwichtigendes —.

Dann trocknete sie Sophie, wie einem kleinen Kinde, das nasse Gesicht mit ihrem eignen Taschentuch ab.

„Komm,“ sagte sie sanft, „es ist doch ein großer Entschluß und daher ein großer Tag für dich. Geh' hinaus und bring uns eine Flasche Wein. Wir wollen auf dein Wohl anstoßen.“

Sophie ging, der Mutter Taschentuch vor die Augen gepreßt, langsam, als sei dieser Tag mehr ein schwerer als ein großer für sie.

Cita sah ihr unwillig nach.

Sie bemerkte zur Mutter: „Sophie ist doch noch sehr ein Kind. Hiernach muß doch nun ein jeder denken, es ginge zur Schlachtbank. Aber du kannst mir glauben, daß sie darauf brennt, zu studieren. Man muß nur erst in ihr alles das klären und ordnen.“

Marianne schwieg einen Augenblick.

„— Bist du es, die diesen Entschluß in ihr zu klären versucht hat?“ fragte sie dann ruhig.

Cita begegnete ihrem Blick fest und offen.

„Ja, Ma. Sobald mir selbst das klar geworden war. Sie konnte nur den Mut nicht finden, dich zu fragen —. Sieh, ich stehe ja so dazu: es ist etwas, wofür ich jederzeit kämpfe und eintrete — wie denn also nicht, wo es die eigne Schwester gilt? Nur mit einem Unterschiede freilich: daß ich in diesem Fall nicht nur für die allgemeine Sache einstehe, sondern auch mit jedem Blutstropfen für Sophie selbst. Daß ich mich ihrem Leben verbinde, ihr helfen, zu ihr halten will jederzeit — was auch geschehe.“

Marianne zauderte nur noch einen letzten Augenblick. Dann reichte sie ihrer Ältesten schweigend die Hand.

Sie schauten einander dabei voll in die Augen, wie zwei Freunde, die, wenn sie auch nicht auf ganz gleichem Boden kämpfen, es doch in gleichem Sinn und für dasselbe höchste Ziel thun.

„Ich stelle Sophie in deine Obhut — ich baue auf deine Treue: Höheres habe ich dir nicht anzuvertrauen,“ sprach Marianne leise; „— Sophie war ‚sein‘ Liebling — und ‚seinen‘ Blick hat Sophie. Mir ist, als ginge noch einmal ‚er‘ von mir hinweg, indem sie geht —.“

Cita war sehr blaß.

Ihre Schwester kam mit Rheinwein und Gläsern zurück, entkorkte die Flasche und goß ein.

Keiner von den dreien sprach ein Wort, als Marianne ihr Glas erhob und mit ihnen anstieß.

Sie küßte ihre blonde Tochter, ihr zarteres Herzenskind, doch that sie es heiter und herzhaft, um keinesfalls mehr Thränen aufkommen zu lassen.

Cita unterstützte sie in dieser Absicht nach Möglichkeit, denn es verletzte sie fast, daß Sophie heute weinen konnte.

„Eigentlich ist das ja ein Weihnachtsgeschenk, das allergrößte, und gleich unter den noch ungeschmückten Baum gelegt!“ sagte sie scherzend „— wie kann man nur seine Gaben so vorweg verschwenden, Ma! Jetzt sollte ich von Rechts wegen alle übrigen Geschenke bekommen, denn Sophie hat nun an diesem einen vollauf genug.“

„Bis zum Weihnachtsabend habe ich vielleicht noch ein anderes Geschenk für euch — und dann für euch beide!“ erwiderte Marianne mit leisem Lächeln, und man hörte ihr an, daß sie von einer noch zaghaften, aber goldenen Hoffnung sprach.

„Noch ein anderes? Noch ein schöneres? Nein, denn das gibt es ja gar nicht mehr auf der Welt. Nicht wahr, Sophie?“

Aus unserer Studienmappe:



Temperastudie von Eduard von Gebhardt.

Sophie schüttelte energisch den Kopf, ihre geröteten Augen strahlten jetzt doch.

„Also dies einzig ist das Schönste für sie, Besseres gibt es nicht!“ dachte Marianne still, einen Moment lang weh berührt, doch an der verschwiegenen Hoffnung, die sie hegte, hob ihr Mut sich wieder. Diese Stunde sollte eine freudige sein und sie wurde es. So vieles drängte sich zur Aussprache; den beiden Mädchen wurde es in diesen Minuten erst bewußt, daß sie in mancherlei Heimlichkeiten gelebt die Zeit über — und daß es köstlich sei und an sich schon ein Fest, keinerlei Heimlichkeiten mehr zu kennen, Mas Blick und Lächeln gegenüber.

Und allgemach lenkte Marianne das Gespräch in immer ruhigere Bahnen. Sie saßen, eng zusammengerückt, bei der halbgeleerten Flasche, und während sie die praktische Seite der Frage näher erörterten, scherzten sie schon wieder.

Endlich stand Marianne auf. Es war fast halb sechs geworden.

„Jetzt möchte ich hineingehen und ein wenig ruhen, ihr beiden Taugenichtse. Diese Nacht war nicht gut für mich. Und morgen ist kein Sonntag mehr —. Aber von da an nehmen die Stunden endlich reißend ab. — Bis wir um halb sieben essen, bin ich wieder da. Sollte nun noch inzwischen ein Sonntagsgast kommen, so bestrickt ihn mit so viel Liebenswürdigkeit, als ihr wollt, mich jedoch soll er auf alle Fälle in Frieden lassen.“

An der Thür wendete sie sich noch einmal nach den Mädchen um und nickte ihnen zu. Sie sah ihre leuchtenden, zutraulichen Augen, und ein warmes Dankgefühl kam über sie, als fiele langsam von ihren Schultern eine Last, unter der sie gebückt gegangen: — wieder lagen jetzt die Herzen ihrer Kinder offen und ihr zu eigen vor ihr da, wie ihre blühenden Gärten. —

Nur ein Sonntagsgast schellte ein wenig später. Es war Tomasow.

Marianne hatte gewußt, daß er noch heute kurz vorsprechen wollte, indessen hatte sie in diesen Stunden selbst ihn vollständig vergessen.

Die beiden Mädchen erzählten ihm wörtlich den Auftrag der Mutter, falls jemand zu Besuch käme. Er mußte lachen —; nun wußte er genug.

Was etwa noch fehlte, ergänzte ihm ein einziger Blick auf die Schwestern. Sophies Gesicht war noch voll roter Thränenspuren; Cita war blaß und die dunklen Augen brannten ihr.

„Nun, das hier scheint mir ja schon mehr ein Bacchanal gewesen zu sein!" bemerkte Tomasow, als er ins Wohnzimmer kam, wo noch die leeren Gläser standen.

Sophie fuhr es heraus: „Ja —! Denn ich soll nun Cita ins Ausland folgen, und von Ostern ab Medizin studieren!"

Sie kam aus der Küche, die weiße Schürze schief umgebunden; heute konnte man wohl einige Bedenken wegen ihrer Beaufsichtigung des Mittagmahles hegen.

Tomasow sprach das nicht aus; er sagte nur: „— So, so. — Nun, und Ma, — was sagt denn die dazu?"

„Ma ist es ja gerade, die es selbst vorgeschlagen hat," erklärte Cita.

„So. — Nun, und wo wird denn Sophie diese große That thun?"

Sophie rief: „Aber natürlich in Berlin!"

„Natürlich da, wo ich mit ihr zusammensein kann," meinte Cita.

„Nein, Cita, das kannst du so doch nicht sagen. Deshalb allein doch wohl nicht," verbesserte Sophie einschränkend.

Tomasow hatte sich im Schaukelstuhl niedergelassen.

Er nahm seinen Kneifer aus der Seitentasche, rieb ihn mit einer Ecke des bastseidenen Taschentuches klar und setzte ihn auf seine etwas stumpfe Nase. Dann blickte er den beiden, sichtlich noch ganz aufgeregten Mädchen nacheinander prüfend ins Gesicht.

„Eine kleinere Universitätsstadt, — eine solche natürlich mit gut bestellter medizinischer Fakultät, — wäre für den Beginn ebenfalls nicht übel!" bemerkte er langsam.

„Ach nein!" rief Sophie unwillig, und sie ergriff ihn am Ärmel, „— daß Sie sich nicht unterstehen, Doktor Tomasow, etwa unserer Ma dergleichen einzublasen!"

„Aber Sophie, du benimmst dich rein wie ein Kind!" tadelte Cita, von der zwanglosen Intimität dieser Worte unangenehm berührt.

„Mir scheint hiernach aber doch," nahm Tomasow sehr gelassen das Wort, „daß Sophie nur mit löblicher Offenherzigkeit ihres Herzens Meinung, — und auch Ihres Herzens Meinung, Cita! — kundgibt. Mir scheint, daß die Wahl des Ortes bei Ihnen fast eine ebenso wichtige Rolle spielt, wie die soeben erst eingeholte Erlaubnis zum Studium selbst, — habe ich nicht recht?"

Sophie errötete und wollte widersprechen. Aber Cita setzte sich Tomasow gegenüber seitwärts auf einen Stuhl, schlang den Arm um die Lehne und bemerkte eifrig: „So kindisch ist es nicht zu nehmen, wie es bei Sophie leicht aussieht. Allerdings freut sie sich darauf — und ich für sie! — daß sie auch außerhalb des Studiums am Leben teilnehmen wird. Aber selbstverständlich nicht etwa an seichten Vergnügungen! Nicht um irgend welcher Genüsse willen, die eine große Stadt naturgemäß reicher bietet —." Citas Lippen kräuselten sich bei dieser Erwähnung fast so verächtlich, wie die einer jungen Nonne, die im Kloster vom Weltverzicht spricht.

Im „Spalt" nebenan, wohin Sophie eben verschwunden war, um einiges Geschirr für die Küche zurechtzustellen, hörte man es beängstigend laut klirren.

„— Sondern —?" forderte Tomasow Cita zum Weitersprechen auf. Der Kneifer saß ihm noch immer auf der Nase. Eigentlich hatte sie wenig Lust, weiterzusprechen. Sie fand ihn ganz merkwürdig arrogant aussehend, heute.

„— Sondern um teilzunehmen am Leben der heutigen strebenden Frauenwelt, — an dieser ganzen Bewegung," sagte sie dennoch. „Sophie wird sich bald, so wie ich es thue,

innerlich eins damit fühlen, daran emporwachsen —"

„— Jedenfalls hat es etwas Begeisterndes!" fiel Sophie ein, die es doch nicht aushielt, im Hintergrunde zu bleiben. Sie hatte das Geschirr niedergesetzt und trat wieder zu ihnen. Sie fand, daß man ganz über sie hinwegspräche, während es sich doch ausschließlich um ihre eigenste Angelegenheit handelte. Auch sie wollte sich Luft machen und mit ihrer Überzeugung herausrücken.

So fuhr sie lebhaft fort: „Es ist doch etwas ganz anderes, ob man so vor sich hin studiert und nur ganz egoistisch an die eigne Zukunft denkt, — oder ob man mit allen zusammen diesen neuen großen Zielen entgegengeht. — — Es hat etwas Begeisterndes!" wiederholte sie, mit einer inbrünstigen Betonung, die darüber hinweghelfen sollte, daß ihr gar nichts weiter einfiel.

Sie stand neben Tomasows Stuhle, so daß er zu ihr hinaufsehen mußte. Wie sie diese Worte mit so viel Wärme sprach und dabei so zart und lieblich dastand, flog ein Ausdruck durch seine Augen, der Cita frappierte, obwohl sie denselben nicht verstand. Arrogant nahm er sich jedenfalls nicht mehr aus.

Tomasow erhob sich und bemerkte, indem er den Kneifer fallen ließ: „Ja, ja, es ist schon so. Studieren oder nicht, — das ist gar nicht mehr allein die Frage. Sondern damit bildet sich zugleich ein neuer Typus der Frauen heraus, — ja, gewissermaßen ein neuer Typus, man muß es wohl so nennen. Damit, daß eine studiert hat, ist es nicht mehr abgethan."

„Sehr richtig! Man muß das nur erst allerseits einsehen lernen!" bestätigte Cita billigend, während ihre Schwester mit einem unterdrückten Seufzer in die Küche abging, obwohl sie sich weit lieber an dieser interessanten Diskussion beteiligt hätte.

„Sind Sie nun eigentlich für oder gegen den neuen Typus, — so im Grunde Ihrer Seele, Doktor Tomasow? Farbe bekennen!" fügte Cita lächelnd hinzu.

Jetzt waren seine Augen wieder voller Spott.

Er verneigte sich ironisch, das Lächeln zurückgebend, vor dem jungen Mädchen.

„Werde die Ehre haben, mich zu entscheiden, sobald Sie mir das erste vollzählige Regiment neuer Musterexemplare vorführen! — — Einstweilen, — Sie wissen: wer neue Wege sucht, muß sich darauf gefaßt machen, unter Umständen mit zerfetzten Kleidern und einigen dicken Beulen und Schrammen aus dem Dickicht wieder aufzutauchen, — — was einem Frauengesicht —"

„— Davor fürchten wir uns nicht, Doktor Tomasow!" unterbrach ihn Cita etwas scharf, einen feinen Hochmut um die Lippen.

„Nein, — wie ich sehe!" versetzte er, und wieder glitt der Ausdruck von vorhin durch seine Augen, „— auch befürchte ich selbst für euch beide jetzt noch kaum sehr viel. Nein, für euch beide minder als für manche andere. Denn möglicherweise seid ihr bis zu gewissem Grade — gefeit. — Obschon keinesfalls durch euer eignes Verdienst," fügte Tomasow hinzu, indem er sich aus dem Schaukelstuhl erhob. „Ich muß nun gehen. Meinen Gruß eurer Mutter und der kleinen zukünftigen Kollegin."

„Gefeit, und nicht durch eignes Verdienst?!" wiederholte Cita erstaunt und entrüstet. Auch sie stand auf und trat mit ihm hinaus auf den Vorflur; „— das wäre wirklich das Äußerste! Wenn wir einmal durch eigne Kraft etwas Tüchtiges geworden sind, werden Sie uns auch noch das Verdienst davon abstreiten —! Ich möchte wissen, wer dies Verdienst — —"

Sie vollendete nicht, weil gerade die Thür zu Mariannens Schlafzimmer sich öffnete und diese in den Gang hinaustrat, wo Sophie ihr von der Küche her entgegenlief.

„Das Essen ist gleich fertig!" rief Sophie erhitzt.

Marianne kam auf den Gast zu.

Tomasow, der schon im Pelz, zum Fortgehen bereit, dastand, blickte Cita schweigend an.

Und plötzlich verstand sie, was er meinte, — wen er meinte —. Ihre Entrüstung hielt nicht stand; fast gegen ihren Willen kam Demut in ihre Augen, als sie dem Ehrfurchtheischenden in seinen Augen begegnete. Denn dieser Blick hatte fast etwas Gebieterisches, etwas, das sich ihr eindrücken, einprägen wollte, wie eine Stimme, die deutlich sprach: „Ihr seid die Kleinen, die eine Große großmütig auf ihre Schultern

hebt. Eine, die ihre Schulter beugt, damit sie euch tragen kann. Ich weiß das: ich habe geholfen, euch da hinaufzuheben. Nun seht ihr euch die Welt von da oben an!“

„Was, Sie wollen schon gehen?!“ fragte Marianne und gab ihm die Hand.

„Ja, ich muß gehen. Und Sie, lassen Sie gefälligst die Suppe auf dem Tisch nicht kalt werden, — nach meiner Berechnung hat sie heute dem jüngsten Fräulein Tochter arge Mühe gekostet. — — Froh bin ich, Sie noch zu sehen. Sie sind aber auch eine entsetzliche Langschläferin, meine Gnädige.“

„Ja, ich habe wirklich geschlafen!“ sagte Marianne.

Sie stand lächelnd, mit schlafroten Wangen, wie ein eben aufgewachtes Kind, und mit blinzelnden Augen da, denen das Lampenlicht noch weh that.

An jeder Seite hing ihr jetzt eine Tochter. Sophie hatte ihr einen Arm um die Hüfte geschlungen und sich an sie geschmiegt, so daß sie nicht vorwärts gehen konnte. Gita schob ihre Hand leise in den Arm der Mutter.

Marianne stand da und strahlte in einer so warmen und innigen Schönheit, daß Tomasow davon ganz betroffen war.

„— Sie ist ja doch die tausendmal Jüngste von allen dreien, — die tausendmal Anfänglichere —; sie ist wie das Leben an der Wurzel selbst und am unversieglichen Anfang —!“ dachte er wie berauscht, als er die Treppe hinabstieg.

Ganz langsam trat er den Heimweg an. Ein eigenartiges Triumphgefühl mischte sich in sein Entzücken über Marianne, — eine feine Sensation, wie sie ihm nur durch ihr Wesen vermittelt wurde. Das kam von dem ausschlaggebenden Anteil, den seine Bestimmungen an allen ihren wichtigen Entschlüssen zu haben pflegten. Was sie so schön und sieghaft aussehen ließ, führte stets irgendwo auf einen Einfluß, ein Zureden, einen Rat von ihm, zurück: und bei ihrer ganzen Art, so tief und inbrünstig zu leben, lag in dieser Mitarbeit daran etwas, das seinen Ehrgeiz wunderlich erregte.

Mochte er auch in seinem persönlichen Dasein enttäuscht oder gleichgültig geworden sein in hundert Punkten, — in diesem einen Punkt fühlte er um viele Jahre jünger. —

Als Tomasow sich schon seinem Hause näherte, blieb er zögernd stehen. Er bog in eine hügelige Seitenstraße und schritt sie langsam hinauf, bis ihm die kleinen, erhellten Fenster des Stifts für unbemittelte arme Frauen entgegenblinkten.

An den Zaun gelehnt, schaute er nach dem Erdgeschoß hinüber; dann trat er an das Mittelgebäude heran und klopfte mit seinem Stock leicht an das Fenster von Wera Petrowna's Stube, wo kein Licht brannte.

Das Klopfen wurde sofort von innen erwidert, und als er dann durch den Hausflur ging, wurde auch schon die Zimmerthür geöffnet.

Wera Petrowna war eifrig damit beschäftigt, die Lampe anzuzünden; sie sagte, indem sie ein Streichholz eilig anstrich, vor aller Begrüßung, abwehrend: „— Ja, ich weiß, — ich weiß schon: ich soll nicht abends im Dunkeln dasitzen, um den Tropfen Petroleum zu sparen, und vorzeitig einzunicken auf dem alten Sofa, und dann nachts nicht zu schlafen —. — — Aber ich bin wirklich erst eben nach Hause gekommen, — und, der Abwechselung halber, — — es denkt sich im Dunklen so gut.“

Sie setzte die Glaskuppel auf die Lampe, deren schwerer Fuß und vorzügliches Brennwerk aus besseren Zeiten stammten, und schob sie in die Mitte des Tisches vor das geblümte Sofa.

„Unverbesserlich!“ bemerkte Tomasow.

„Herrlich, daß Sie mal kommen! Seit einer Woche freue ich mich schon von Tag zu Tag, —“ lenkte sie ab und ging geschäftig zur Kommode, wo das Schachbrett nebst Figurenkasten immer bereit stand.

Sie griff nach dem Brett und schaute Tomasow fragend und bittend an.

„— Sie mögen doch —?“

Er nahm ihr Brett und Kasten ab, trug beides auf den Tisch und rückte einen Stuhl heran.

Aber anstatt die Figuren aufzustellen, setzte er sich nur hin, stützte den Kopf in die Hand und blickte zerstreut in das geöffnete Kästchen, als müsse er raten, was darin sei.

Wera Petrowna hatte sich ihm gegenüber auf das Sofa niedergelassen und sah erwartungsvoll zu. Als nichts weiter kam, schüttelte sie den Kopf.

„Schlechter Laune!“ konstatierte sie erbarmungslos.

Dabei schob sie ihm aufmunternd die

Cigarettenschachtel hin. Die Cigaretten ihres Neffen waren gar nicht zu verachten.

„Von wo kommen Sie denn? Hat vielleicht irgend ein Patient Ihnen den Kopf beschwert?“

„Nein. Ich komme jetzt eben von Frau Marianne.“

„Ach so — —; am Ende — — selbst Patient —?“

Tomasow schaute zu ihr hinüber und runzelte merklich die Stirn.

Die Alte setzte ihr allerharmlosestes Gesicht auf.

„Nun, nichts für ungut. Mit bejahrten schwatzhaften Personen muß man Nachsicht üben, lieber Tomasow. — — Und wir Frauen sind nun mal so veranlagt, daß es uns immer nur von der Liebe zu singen und zu sagen drängt.“

Er mußte unwillkürlich lächeln; Wera Petrownas Worte und ihr Äußeres bildeten einen zu heiteren Kontrast. Mit ihrem alten energischen Gesicht und im fadenscheinigen weiten schwarzen Gewande, — dem ziemlich traurigen Produkt eigner Schneiderkunst, — in dem sie zu Hause herumging wie in einem Talar, sah sie einem herabgekommenen russischen Popen um vieles ähnlicher als einer Frau.

Vorhin, in der Eile, von seinem Besuch überrascht, hatte sie vergessen, ihre Alltagshaube aufzustülpen; der Ofenhitze wegen, die nichts zu wünschen übrig ließ, bedeckte sie am liebsten gar nicht ihr dünnes Haar, das, wie unter einem durchsichtigen Schleier, überall schon die Kopfhaut hell durchscheinen ließ, und ihr hinten in traurigen kleinen Strähnen jetzt lose in den starken Nacken hing.

„Warum haben Sie eigentlich nicht geheiratet?“ fragte Wera Petrowna plötzlich. Sie war aufgestanden, langte sich mit ausgestrecktem Arm ihre alte Tüllhaube von einem Nebentisch und that sie auf ihren Kopf wie eine Krone; „— schon längst hätten Sie das vollbringen können, — selbst im Auslande —“

„Einer Ausländerin würde es hier nicht behagt haben,“ bemerkte Tomasow, eine Cigarette anzündend.

„Aha, — also gegeben hat es dort doch eine!“ sie ließ sich auf ihrem vorigen Platz nieder, — „nun, und hier —? — Auch hier wüßte ich mehr als ein Genre, das für Sie ganz gut gepaßt hätte.“

Wera Petrowna musterte dabei ihr Gegenüber mit hellen, etwas ironischen Augen sorgfältig prüfend, während sie den Rauch ihrer Cigarette in langen Ringeln von sich stieß. „— Ein Mann wie Sie —? Was wird den denn am heftigsten angezogen haben —,“ sagte sie nachdenklich; „— nichts Naives, natürlich, — etwas Pikantes. Möglicherweise irgend ein Typus der Frauen mit den Verführungskünsten, — die Frau als die große Verführerin und Lehrmeisterin auf schweres Lehrgeld; — möglicherweise überhaupt ein Leben, das mehr verführt als befriedigt — —. Wenn ich Sie mir so anschaue —“

„Ach, lieber Himmel, vor hundert Jahren vielleicht?“ unterbrach er sie halb ärgerlich, halb belustigt.

Wera Petrowna griff resolut in das Kästchen und begann an Tomasows Statt, die Figuren auf dem Brett aufzustellen.

„Nun ja, das ist wahr: jetzt sind Sie bequem geworden,“ gab sie zu, „— und ich will auch nichts Indiskretes ausplaudern über das, was mir allerlei kleine Fältchen um Ihren Mund da und um Ihre Augen bereitwillig zu verstehen geben. — — Aber: nun zum Beispiel eine Ehe mit einer Mustergattin, — dafür ist mitunter gerade das russische Mädchen ein Prachtexemplar: liebevoll, heiter, nachgiebig, voll Tüchtigkeit und Tapferkeit —“

Tomasow nickte anerkennend.

„Schätze ich auch ungemein,“ bestätigte er kurz.

„Und man sollte doch meinen, jemand wie Sie, der ganz gern herrscht, der müßte doch auch gern endlich sein eignes Haus um sich bauen, — sein Leben breit ausbauen mit so einer russischen Frau, — von jener Sorte, der noch der Mann das Schicksal ist, das sie liebt und dem sie gehorcht —“

„Ein schönes Glück!“ bemerkte Tomasow spöttisch, „sein eignes Leben mit allen Unzulänglichkeiten und Defekten so festgenagelt zu sehen rund um sich, — ein Wesen darin mit einer Miene herumgehen zu sehen, als sei das nun wirklich das Paradies —. Nein, für den Reiz danke ich.“

„Sieh da! Sie können sich sogar selbst verspotten,“ entgegnete die Alte beifällig. „Das wirft mir ein ganz neues Licht auf Sie. Da begreif' ich zum Beispiel schon besser, daß Sie mal, in Ihrer Jugend Blüte,

für eins von den kleinen heldenmütigen Mädchen geschwärmt haben, die hier und da aus lauter edlem Fanatismus in unsere entlegensten und verarmtesten Provinzen als Lehrerinnen abgehen. Wie sah die aus? Mager, sehr mager, blaß, mit großen, enthusiastischen Augen —? — — Aber geheiratet haben Sie das kleine Mädchen doch nicht —."

„Möchten Sie nicht vielleicht Ihre diesbezüglichen Meinungen lieber für sich behalten?" meinte Tomasow grob, aber er lächelte.

„Wenn es Ihnen besser behagt, — warum denn nicht?" sagte die Alte seelenruhig, „— ich spiele ja viel lieber Schach. — — Aber das reine Wohlwollen treibt mich — —; — es ist wirklich merkwürdig, wie reichhaltig Sie sind; ich kann mir so ganz verschiedenartige Frauen recht gut neben Ihnen vorstellen —. Ist das nun Reichtum, oder — oder ist irgend etwas nicht recht zum einheitlichen Ende gekommen —? — — Also: spielen wir?"

Sie fingen endlich damit an, wie jedesmal, wenn Tomasow herkam. Erst mußte die Redelust der Alten ein wenig ausschäumen.

Wera Petrowna blieb indessen zerstreut. Sie machte Fehler um Fehler. Zuletzt lachte sie kurz auf, so daß sich die Oberlippe von den Vorderzähnen fast höhnisch hob, und äußerte ohne rechten Grund: „Die Zeiten ändern sich. Der Heldenmut auch. Jetzt ziehen es die kleinen Mädchen manchmal vor, ihre Mutter zu verlassen, um irgendwo in allem Behagen und mit viel männlichem Selbstbewußtsein zu studieren. So wie Marianne ihre — —. Ein Glück noch, daß Sophie —"

„— Sophie geht ebenfalls. Um Ostern. Heute hat Frau Marianne eingewilligt," sagte Tomasow.

Wera Petrowna starrte ihn erst ungläubig an. Wie mit einem Schlage verschwand aus ihren Zügen alles Ironische und der spielende Spott und das versteckte Lachen. Schrecken und ein fast ehrfürchtiges Erstaunen stritten in ihrem lebhaften, alten Gesicht um die Herrschaft.

Sie schlug laut die Hände ineinander.

„O du grundgütiges Seelentäubchen, meine einzige Marinka —! Was das sie kostet —! Und das sagen Sie mir jetzt erst, Sie Eisbär, Sie Feuerländer, Sie — Sie — —. Was das sie kostet —!" Sie hielt inne und starrte ihn wieder an. Man konnte deutlich sehen, wie angestrengt und durchdringend hinter ihrer Stirn und ihrem sich sammelnden Blick hundert Gedanken auftauchten. „Die Kinder fort!" sagte sie langsam, „— beide Kinder, — das ist ein ganz neues Leben, ein ganz zerbrochenes Weitervegetieren für sie, oder — —. Es ist eine vollkommene Einsamkeit, Vereinsamung, — oder — —? — Marianne ist noch jung, — sie ist noch immer jung —"

Tomasow, der unwillkürlich niedergeblickt und mechanisch mit dem Deckel der Cigarettenschachtel gespielt hatte, hob den Blick.

Eine kurze Pause lang schauten sie einander schweigend in die Augen, einer des anderen Gedanken enträtselnd —.

Wera Petrowna rief plötzlich in fast klagendem Ton: „— Ach, Tomasow, wer verdient denn das aber, so viel Glück, wie diese Frau noch geben könnte, — was für ein Mannsbild verdient denn das —?"

Er wollte etwas erwidern, aber sie unterbrach ihn gereizt: „Nein, schweigen Sie nur! Es ist schon so, — ich weiß, ich weiß!" beharrte sie fast giftig.

Und plötzlich stand sie auf und fuhr mit der Hand durch die Figuren, daß sie alle umfielen.

„Es muß schon so sein! Die Jugend muß wohl immer erst heraus aus einem Menschen, — da hilft nichts!" murmelte sie ergrimmt, und sie fing an, an ihrem Stock auf und ab zu gehen. Das Sitzen hielt sie nicht mehr aus.

Tomasow schob das Brett zurück und rauchte schweigend. Gegen die Sonderbarkeiten der Alten war er nachsichtig. Und viel lieber, als zu spielen, hing er jetzt seinen Gedanken nach.

Da hörte er sie sagen, ganz in Zorn: „— Ist es nicht wie eine Löwengrube, — so ein Menschenleben —? Man muß doch immer wieder hinein, — immer wieder hinein —. Und was hat diese Frau nicht angesammelt in all den langen Jahren, — all die unausgegebene Fülle — —. Es ist sogar einerlei im Grunde: ob sie noch einmal neu anfangen sollte mit dem Leben oder ob sie einsam bleibt, — diese ganze Fülle, die ganze Inbrunst, reißt sie ja dennoch notwendig in die tausend Lebenskämpfe, wie unter brüllende Tiere —"

Nach einer Weile fuhr sie grollend fort: „— Da ist nun Sophie, — nun viel ist sie noch gar nicht, — aber was bedeutet so ein Mensch für seinen Mitmenschen mitunter nicht alles! Daß sie bei ihr war, glich für Marianne alles aus, — sänftigte das ganze Leben —. Manchmal genügt so wenig, — so ein bißchen Menschennähe, um gar nicht zu merken, wie viel man noch in sich herumträgt, — wie vieles man noch unter Schmerzen entladen soll. — Erst wenn diese sänftigende Schutzdecke davon abgerissen wird, — plötzlich steht man da wieder hart am Rande, — ganz hart am Absturz — mitten in alle Untiefen von neuem hinein — unerbittlich hinein!“ Wera Petrowna holte sich in ihrer Erregung die Haube vom Kopf herunter und lief fast auf und ab. „Gott meint es erst gut mit denen, die es hinter sich haben, — hinter sich. — — Arme Marinka!“

Tomasow saß zurückgelehnt, mit dem Rücken nach ihr. Er vernahm wohl ihre Worte, aber gleichzeitig umfingen ihn andere, weit weniger düstere Bilder —. Und auch sie scharten sich um die nämliche Erwägung, wie um ein Leitmotiv dazu: „— Marianne ist noch immer jung —“

Die Alte hinter ihm im Zimmer war still geworden. Auch ihr Stock berührte nicht mehr, im Takt aufschlagend, den Fußboden.

Tomasow empfand spontan, wie starkes Erleben und Erkennen hinter ihrer gewohnten Alltagsironie stehen mochte, — wie tief sie selbst in die Löwengrube hinabgestiegen sein mochte, — und von dort heraufgekommen mit einem Herzen, das ganz wund war von zartem Mitleid und verstehender Furcht für andere —.

Er wandte sich zu ihr um. Sie saß im Stuhl am Fenster. Die Haube hielt sie noch wie einen wunderlichen, dunklen Knäuel in der Hand.

Und sonderbar hob dieser nackte Kopf von der hellen, unfeinen Tapete des Zimmers sich ab, — wie durchaus nicht hergehörig in diese banale Stube, — wie nicht einem Mann und nicht einer Frau zugehörig, — vielmehr einem geheimnisvollen Wesen oder Unwesen, das nun dasitzt in den Wohnungen der Menschen, um dunkle Dinge zu weissagen —.

Ganz unbeweglich saß sie da. Und ihm wurde es fast unheimlich, so auf sie hinzuschauen. — — Als müßte er schnell, jetzt gleich, irgend einen Bannspruch, irgend einen Wahrspruch finden, — der ihre finsteren Gedanken, — der den Lebensgedanken selbst, — in Freude löste. — — Oder als würde sie sich selbst langsam erheben, unmenschlich groß und etwas Unerhörtes, Unüberwindliches sagen —.

— In solcher Stimmung hört man als Kind Märchen erzählen — —.

Tomasow erhob sich und trat zu ihr hin an das Fenster.

Da blickte Wera Petrowna auf. Sie sah auf mit dem welken, freundlichen Antlitz einer alten Frau, die sich Sorgen macht.

„— Arme Marinka —!“ sagte sie nur mit einer schwachen, bekümmerten Stimme.

IV.

„— Also: Schluß für vierzehn Tage. Junge, klapp' die Bücher zu und freu' dich!“ sagte Marianne ihrem Neffen nach Beendigung der französischen Montagskonversation.

Sie saßen schon bei der Lampe im Lernzimmer der älteren Kinder. Nikolai hatte beide Ellbogen aufgestützt und schob trübselig seine etwas breit geratene Unterlippe vor.

„Freu' mich gar nicht. Aber auch nicht die Spur!“ versicherte er; „worauf denn? Eine Menge Familientage, schrecklich lange Mittagessen, — und zu Hause sitzen —. Ob man schließlich in der Schule sich ducken muß oder zu Hause — —. Mußt du denn schon gehen?“

Marianne war heute so besonders angenehm gewesen, fast so lustig wie ein guter Schulkamerad; daher paßte es ihm nicht, daß sie schon ging.

„Du hast doch eine Menge Vergnügen in deinen Ferien! Ein undankbarer Junge, nicht wahr, Jnotschka?“ meinte Marianne.

Jnotschka beugte sich über ihre Weihnachtsstickerei, die ihr heute wirklich Eingang während der Montagsstunde verschafft hatte. An diesen Tagen heimlicher Arbeit ging vieles ungerügt durch.

„Ach, was weiß denn Jna! Ein Mädchen! Gut ist es doch nicht eher, als bis man groß ist und ein selbständiger Mann,“ konstatierte Nikolai, griff verdrießlich nach seinen Büchern und verließ das Zimmer.

Jnotschka antwortete ganz still: „Nein, so darf man nicht sprechen. Die Eltern

bereiten uns so viel Freude, wie sie nur können. Wir müssen ihnen sehr dankbar sein."

Dann jedoch sah sie sehnsüchtig zu Marianne hin und fügte in ganz anderem, drängendem Tone hinzu: „Warum ist es nur so, daß ihr diesmal nicht mit uns Weihnachten feiert? Ach, thu's doch! Weißt du noch: voriges Jahr — —!"

Marianne, die schon aufgestanden war, strich mit der Hand Inotschka über das weiche Haar, dessen feinen, seidigen Strähnen man die Fülle, die sie enthielten, kaum ansah. Es lockte sie immer heimlich, dies feine Haar zu lösen und ganz anders zu ordnen.

„Das war ja nur ein Zufall, voriges Jahr! Du mußt dich nicht so danach sehnen," sagte sie sanft. „Sieh mal: ist es denn nicht überhaupt ein Zufall, daß ich hier in eurer Nähe lebe? Wie leicht hätte es so kommen können, daß ich im Auslande blieb. — — Und vielleicht — — vielleicht kommt es noch dazu, Inotschka."

Die Kleine hatte ihre Stickerei auf den Tisch geworfen. Sie schaute mit erschrockenen Augen empor.

„Das — das hab' ich gefühlt —!" entfuhr es ihr heftig.

„Aber nein! Sei nur ruhig, meine kleine Ina, — heute und morgen ist noch alles beim alten. — — Und übermorgen, im Handumdrehen, — da ist aus der Ina schon ein großes, vernünftiges Mädchen geworden!" beschwichtigte Marianne sie tröstend.

Aber Ina war aufgesprungen. Sie hing sich Marianne an den Hals und brach hilflos in Thränen aus.

„Ich werde nicht groß! Ich werde nicht vernünftig! Alle Vernünftigen sind so gräßlich. Laß mich doch klein bleiben! Laß mich bei dir bleiben!"

Marianne blieb ganz stumm. Sie schlang nur ihre Arme um sie und küßte sie auf das Haar und auf die weinenden Augen. Dann, nach Minuten schweigender Liebkosung, beugte sie den Kopf tief zu Inotschka nieder und flüsterte ihr ins kleine heiße Ohr: „Sei still, mein Herz, ich komme jetzt oft und oft zu dir, — so oft du mich nur wirst haben wollen —."

Ina ließ sie los und blickte ungläubig auf. „Wirklich?! Sagst du es auch nicht nur so?"

„Nein. Ich sage es nicht nur so. Ich werde Mama um die Erlaubnis bitten, recht oft kommen zu dürfen, um mit dir zusammen zu sein."

„Und glaubst du, daß — —, meinst du, Mama wird erlauben, daß du so wirklich zu mir kommst — —? Denn wenn ich mit den Großen dabei zusammensitzen soll — —"

Marianne setzte sich auf Inas Stuhl, und zog sie wie ein kleines Kind zu sich auf die Kniee.

„Mama erlaubt alles, was geeignet sein könnte, dich froh und glücklich zu machen," entgegnete sie zuversichtlich, und als sie Inas schüchterne Augen voll Zweifel auf sie gerichtet sah, fügte sie ernst hinzu: „Du denkst mit Unrecht, deine Mama enthielte dir dies oder jenes vor, und du wirst scheu, weil du meinst, vor verschlossenen Thüren zu stehen. Aber sie gehen noch alle auf, mein Liebling. — — Siehst du, davon und von vielem anderen will ich dir erzählen, wenn wir so bei einander sind, wie jetzt."

„Willst du mir von Mama erzählen, wenn du bei mir bist?" fragte Ina stockend und sah sie unsicher an.

Marianne streichelte sie mit einem feinen Lächeln voll Güte.

„Von uns Mamas überhaupt. Denn, weißt du wohl, wer das ist? Eine Mama, das ist jemand, der gewaltig reich geworden ist durch das Verlangen, recht viel zum Verschenken an seine Kinder zu haben. Aber die Kinder sind erst ganz klein und dann jedes Jahr nur ein bißchen größer, und es dauert lange, bis sie ganz groß sind, so daß sie wirklich alle die reichen Geschenke benutzen können. Daher muß Stück für Stück in festen Truhen verwahrt bleiben, und wenn die Mama aufschließt und nachschaut, was sich für ihre Lieblinge wohl schon eignet, dann darf sie sich doch nichts merken lassen von der Bescherung, für die es noch zu früh ist. Und dann sieht es den Kindern fast so aus, als habe sie nichts übrig für sie. — — Aber alle ihre Truhen sind gerade dann voll Gold. — — Jemand, der ungeduldig und sehnsüchtig zwischen lauter Truhen voll Kostbarkeiten herumgeht: das ist eine Mama. — — Weißt du es nun?"

Ina schmiegte sich fester an Marianne an. „Und du hast auch solche Truhen, die

du nicht aufwachst?" fragte sie, „— du auch?"

„Ja, ich auch. Viele — viele."

„Aber einmal — da springen sie alle auf! Alle?" Ina richtete sich mit verlangenden Augen auf Mariannens Schoß hoch.

„Alle — alle!" versicherte Marianne mit unterdrücktem Jubel in der Stimme, und sie legte ihre Arme um das kleine Mädchen. Man fühlte, daß irgend eine eigne große Freude oder Erwartung aus allen ihren Worten herausklang wie eine überströmende Wärme.

Inotschka lächelte; sie hatte leicht gerötete Wangen und sah unendlich zufrieden aus. „Was für wunderschöne Geschichten du aber auch weißt, Tante Marianne! Wirst du mir noch viele erzählen?"

„Ich werde dir gewiß noch schönere erzählen. Denn nun mache ich bald die allerschönste Truhe auf —"

„— Für mich auch!" rief Ina vergnügt und klatschte in die Hände.

Plötzlich jedoch hielt sie inne. Sie ließ Marianne los und glitt von ihren Knieen herunter.

„Da kommt Mama!" murmelte sie, „— vorhin fuhr ein Schlitten vor —. Die Wohlthätigkeitsvorstellung muß jetzt auch schon längst vorüber sein —."

Man vernahm etwas hastige Schritte und das Rascheln eines seidenen Kleides. Die Thür wurde nur ein ganz klein wenig geöffnet; Ottilie schob den frisierten Kopf an die Spalte.

„Bist du noch da, Marianne? Hast du Zeit —? Nein, Inotschka mein Kind, laß dich nicht stören, du brauchst nicht zu erschrecken; Mama hat nichts gesehen, — du sollst sehen, wie überrascht ich sein werde, zu Weihnachten —."

Marianne trat zu ihr heraus, in das Schlafzimmer der Schwester.

„Ich höre, du kommst aus der Oper, Otti?! Du und in die Oper, mitten am Tage? Du wirst ja noch ganz musikalisch auf deine alten Jahre," bemerkte Marianne erstaunt.

„— Der ‚Troubadour', — zu wohlthätigen Zwecken, — und mit dem durchreisenden Star als Gast. — — Fräulein Clarissa überredete mich. Herrgott, es passiert ja auch selten genug!" entgegnete Ottilie, noch in voller Theatererregung, und begann in aller Hast sich umzukleiden.

In einer Ecke am Tisch fütterte die Wärterin den Jüngsten, dem sie in russischem Kinderkauderwelsch zusprach; in der Nebenstube sah man die beiden älteren kleinen Brüder sitzen und artig Flittergold auf Nüsse kleben, als Schmuck für den Weihnachtsbaum.

Ottilie warf ihre geschnürte Seidentaille ab und ergriff Marianne am Arm.

„— Ich sage dir: schön ist so was! Siehst du: in dem Augenblick, da lebt man!

Aus unserer Studienmappe:



Ölstudie von Peter Janssen.

Wenn sie so füreinander sterben — —“ Ottiliens Augen strahlten.

Marianne lachte.

„Aber, du, seit wann hast du so romantische Anwandlungen —? Du bist doch sonst die Nüchternheit selbst?“

„— Sonst —? Ja, du lieber Gott, im wirklichen Leben ist doch kein Raum dazu. Da heißt es seine Pflicht thun, und damit basta. Das muß jeder anständige Mensch. — — Aber deshalb bewahrt man sich doch einen Winkel für das Ideale innerlich. Einen Winkel, wo das Leben anders wäre, wenn es nach uns ginge: — edel, höher, — noch unbefleckt schön, — kurz —“

„— Romantisch?“ fragte Marianne zweifelnd, mit einem gutmütigen Lächeln. Sie wußte selbst nicht, woher Ottilie ihr plötzlich so viel jünger geworden vorkam, ja fast unerwachsen jung, wie vor langen Jahren.

„— Romantisch —!“ wiederholte die Schwester etwas gereizt, während sie sich von Marianne in ihr Hauskleid hineinhelfen ließ, „— meinetwegen nenn' es so. Name ist bekanntlich Schall und Rauch. Aber du willst wohl andeuten: davon verstände ich nichts, — davon verständest nur du was — einfach, weil du zufällig so blitzjung und so kopfüber eine Liebesehe geschlossen hast —. Aber was ist am Ende mit solcher Ehe los —?! Ich kann dir nur sagen, wovon ich nicht oft spreche: mein erstes Liebeserwachen war zwar lauter Verzicht, — aber was ich hier innen besitze —“

Sie sagte nicht, was sie innen besaß, sondern ließ ihre Worte unvollendet und knöpfte sich mit aufgeregter Hand das Kleid zu, wobei sie Mühe hatte, die richtigen Knöpfe zu finden.

„— Du meinst doch nicht etwa den Husaren —?“ wollte Marianne schon fragen, unterdrückte es jedoch.

Sie setzte sich neben den Toilettenspiegel, vor dem Ottilie sich ankleidete, und schaute mit im Schoß gefalteten Händen gedankenvoll die Schwester an.

Der harmlose Husar konnte so wenig dafür! Der mußte nur ritterlich stillhalten, wie es schien, bei allem, was Ottilie ihm so allmählich auf sein armes kleines Konto hinzuschrieb —. Vielleicht war es gerade das Fehlen jeglichen starken Seelenaufruhrs in Ottiliens geordnetem Leben gewesen, das in ihr so allerlei emotionelle Restbestände aufgestapelt hatte — —.

Ottilie mißverstand Mariannens Verstummen. Sie nickte ihr zu, wie von einer verborgenen Höhe.

„Ich glaube, du hast auch nur wenig Anlage dafür: du hast dich ja stets so ganz im Thatsächlichen ausgegeben und es überschätzt,“ bemerkte sie und steckte sich ihr Häubchen fest. Auf ihren Wangen blühten noch zwei blaßrote Flecke.

Dabei hatte sie irgend eine halbmädchenhafte Kopfhaltung, irgend eine kleine Gebärde, — fast wie unbewußte Koketterie einer Ungeübten, — die mit einem Male Marianne wie eine lebendig gewordene Erinnerung aus beider frühester Jugendzeit durchfuhr.

Es paßte gar nicht recht herein in das Wesen der jetzigen Ottilie, der musterhaft Fertigen, Korrekten! Aber dafür waren es nicht mühsam erworbene, sondern ihre eigensten einstigen kleinen Mienen und Gebärden —.

Sie besaßen etwas wunderlich Halbes, Verlorenes, — wie wenn künstlich gestutzte Vögelchen zu fliegen unternehmen, — dachte Marianne bei sich.

Und plötzlich umfaßte sie Ottilie von hinten und stand auf und küßte sie innig mitten ins erstaunte Gesicht. Ja, das war wirklich die Otti von ehemals, mit der sie so vieles geteilt, so kindisch geschwärmt! Dann kam das ganze Leben dazwischen: das war von Marianne mit zitterndem Herzen, selig und schmerzlich durchlebt worden, — von Ottilie nicht —.

Und da ging sie nun in irgend eine alte Oper, und mit einem Mal kamen allerlei hinuntergedrängte Sensationen herauf, — unbegründet, etwas hysterisch, alle durcheinander: der Husar und die Ideale, Backfischhaftes und Erhabenes, Pathos und Koketterie —.

„— Was fällt dir ein? Nein, aber Marianne, was fällt dir denn ein?! Man küßt sich doch nicht derartig mitten am Tage; ich muß jetzt an den Speiseschrank,“ sagte Ottilie und wehrte sich.

„Und ich nach Hause. Aber, weißt du, Schwesterlein: ich komme nun oft, viel öfter —. Gib mir recht viel Raum. Laß mich viel mit euch sein, auch mit Jnotschka —.

Wer weiß, ob ich noch lange hier —" Marianne brach ab und wandte sich dem Kleinsten zu; sie hob ihn von den Knieen der Wärterin auf ihrem Arm hoch und liebkoste ihn, während er sie vergnügt ankrähte.

„Das ist schon recht, falls wir hier wirklich etwas haben, was dich — die viel Anspruchsvollere, — fesseln kann," erwiderte Ottilie; sie vermochte nicht ganz ohne Gereiztheit den Übergang ins Tagesleben zurückzufinden.

„O! Ihr habt ja so vieles, was sich noch willig lieben läßt!" meinte Marianne leise und herzte noch immer das Kind.

„Ja, wie du das auch gleich sagst! Ich glaube wahrhaftig, Marianne, trotz deiner vielen Kenntnisse und Fähigkeiten, — nimm mir's nicht übel: aber es ist im Grunde das einzige, was du zu thun weißt. — Du sprachst von Jnotschka: sag', glaubst du, daß sie den Pantoffel noch fertig stickt?"

„Der ist ja für dich, — weißt du?" rief Marianne.

„Eben drum, weil er für mich ist, kann ich mich nicht gut drum kümmern. Wenn sie ihn vertrödelt, — du verstehst, es ist mir nicht um den Pantoffel. Aber es wäre von übler Wirkung auf das Kind. Es gibt einem Kinde Selbstbewußtsein, seinerseits was zum Verschenken bereit zu haben. — Von solchen Dingen hängt mitunter der moralische Halt im späteren Leben ab."

Marianne seufzte. Sie setzte den Kleinen auf den Schoß seiner Wärterin nieder und ging mit der Schwester hinaus.

Sollte sie nun Ottilie erzählen: „Sophie geht Ostern auch zum Studium ins Ausland?" — Würde Ottilie nicht fragen: „Was schenkt sie dir aber dafür wieder?" — Ja, etwas Ähnliches fragen.

Wie konnte sie ihr das deutlich klar machen! Dieses Einssein mit den Kindern, dieses Mutterglück und diese drängende Hingebung in allen Fasern. Dieses Auskosten der vollen Liebe bis auf den letzten Tropfen. Denn jetzt waren sie zu Hause alle drei doch nur noch wie Ein Mensch, — nun erst ganz unzertrennlich.

Marianne ging fort, ohne etwas von der großen Neuigkeit mitgeteilt zu haben.

Trotz ihrer Ungeduld, heimzukehren, entschloß sie sich noch zu einem weiten Umweg. Sie benutzte eine Pferdebahn, die nahe bis Tamaras kleine Wohnung im Vorstadtviertel heranfuhr. Tamaras Mann öffnete ihr; mit einem listigen und erwartungsvollen Gesicht, er hatte seine Frau erwartet.

„Was, sie ist aus?" fragte Marianne stark enttäuscht, „ich muß sie so notwendig sprechen, und dachte sie zu dieser Stunde sicher zu treffen."

„Ja, glücklicherweise ist sie fort; ich kann sie nämlich momentan gar nicht brauchen."

Marianne bemerkte erst jetzt, wie er aussah. Im dicken Paletot, den Kragen hochgeschlagen, sogar warme Überschuhe an den Füßen, stand er da und rieb sich die Hände. In der That schien es kalt da drinnen zu sein.

„Was machen Sie eigentlich?! Frieren Sie vielleicht Ihre Vögel aus?"

„Ach nein, bei mir ist es warm. Wir müssen jetzt dort sitzen, zwischen den Vögeln, leider, oder sonst im Schlafstübchen an den Betten. Denn im Wohnzimmer da wird jetzt nicht geheizt. Das ist wegen Weihnachten. Es soll nämlich wie ein Wald werden, — Tamara stammt doch aus dem Walde. Sie darf jetzt nicht herein."

Er öffnete die Thür zur Wohnstube, und Marianne erblickte in jeder der vier Ecken derselben einen großen Tannenbaum. Eine Küchenlampe stand am Boden. In diesem ungewissen Schein von unten her, den das Lämpchen verbreitete, nahm sich die Bescherung seltsam genug aus, die zwischen den Tannen im Aufbau begriffen war.

Da näherten sich, fast lebensgroß in bemalter Pappe ausgeführt, die heiligen drei Könige einer kleinen Korbwiege, deren blaue Vorhänge dicht geschlossen waren. Was die Weisen des Morgenlandes darbrachten, bestand aber nicht in Gold oder Juwelen, sondern in den winzigsten Hemdchen, Jäckchen und Strümpfchen, die man sich denken konnte.

Die Bäume waren nicht geschmückt. Nur am schönsten, der sich über der Wiege erhob, hing Kinderspielzeug, — Hampelmänner, Glöckchen an Knochengriffen — und, wie ein Hinweis auf die Zukunft, schon ein erstes, zartes Paar Schuhe, lächerlich klein, aus rotem weichen Saffian, mit silberner Stickerei bedeckt.

In der Anordnung des Ganzen drückte sich ein unbeholfener jubelnder Überschwang aus, der Marianne ergriff.

Sie wandte sich zu Matwey und sagte leise: „Ich wußte gar nicht — — Aber es ist noch lange hin —"

Er nickte.

„Lange noch bis dahin," bestätigte er, „aber, wissen Sie, ich kenne ja Tamara. In diesen Monaten wird sie schon ungeduldig sein: wann sie das alles arbeiten soll, — ich bitte Sie, eine solche Menge! Und sie hat doch gar keine Zeit! Es mag ja schön sein, selbst daran zu nähen, nun aber, sie soll sehn: es geht auch so. Eine große Näherin ist sie überhaupt gar nicht. Sie sticht sich dreimal nacheinander in jeden Finger. Und allzufest näht sie auch nicht. — Aber eine Mutter wird das sein! Ja, das ist noch eine Mutter!"

Er sah strahlend aus und trat frierend von einem kalten Fuß auf den anderen.

„Darf ich Tamara nichts ausrichten? Soll sie zu Ihnen kommen?"

„Nein, nein," wehrte Marianne hastig ab, „ich komme lieber selbst wieder. Sagen Sie ihr nur: ich kam wegen des Vorschlages, den sie mir neulich im Auftrag des Berner Mädchenpensionates machte. Sagen Sie ihr: den wollte ich annehmen. Auf alle Fälle annehmen. Sie möchte mir helfen, die Sache so schnell als möglich ins reine zu bringen."

Matwey schlürfte in den Überschuhen ihr voran zur Hausthür.

„Dann wird Tamara gleich alle Hebel in Bewegung setzen. Ich weiß, sie sprach davon. Und wir sind so froh, wenn wir Ihnen zeigen können, wie lieb wir Sie haben."

Er küßte Marianne die Hand und sie beugte sich auf seine Stirn. Ihr kam es vor, als sei alles bereits erledigt. Sie zweifelte nicht am Gelingen. Es mußte gelingen. Und sie war zu jedem Opfer bereit, zu jedem Nebenverdienst durch Stunden —.

Nur mit ihrem Kind zusammenbleiben mußte sie. Dann wollten sie auch schon Cita näher bekommen, — mindestens näher als jetzt —.

Als sie sich wieder in die Pferdebahn setzte, schien es ihr, als führe sie schon weit, weit fort aus ihrem bisherigen, hiesigen Wirkungskreis.

Fast abschiednehmend spähte ihr Blick nach den einzelnen Häusern, die sie kannte. Da — und da, — und dort war sie zum Unterricht hingegangen. Nun aber wollte sie weit, weit fort, so weit wie ihre Kinder wollten.

All dies wurde Vergangenheit. Die Kinder allein, das war ja Heimat.

Kurz ehe sie den Bahnwagen verließ stieg ein armer Krüppel ein, ein Stelzfuß in zerlumpter Kleidung.

Mit ehrerbietigem Blick bekreuzigte sich der Schaffner vor ihm und nahm kein Geld von ihm an. Diese Handlungsweise war allgemein üblich, solche Unglückliche durften fest auf sie rechnen.

Als Marianne sich erhob, um auszusteigen, sah sie, wie jemand dem lahmen Mann ein Kupferstück zusteckte.

Da fuhr sie in die Tasche, faßte nach dem gehäkelten Seidenbeutelchen mit dem Tagesbedarf an Silberlingen, das sie gerade frisch gefüllt hatte, und schob es im Vorübergehen dem Krüppel in die Hände.

Das gewährte ihr eine momentane Erleichterung. Sie wäre gern in irgend einer Weise aktiv geworden, aus ihrer weichen, warmen Stimmung heraus, — wäre gern mütterlich geworden an irgend einem armen Wesen, aus ihrem Überfluß heraus —.

Und nun konnte sie nicht einmal für ihre nächsten Pläne etwas thun, weil sie Tamara verfehlte. Aber ihr wollte es scheinen, als schade das alles nichts, wenn man ihr nur ringsum von der warmen Liebeslast abnahm —.

Oben öffnete ihr Stanjka. Doch im Wohnzimmer lief Sophie ihr entgegen.

„Cita ist nur für eine kurze Besorgung fortgegangen, Ma, sie kommt gleich wieder. — — Aber du bliebst so lange, fort, — ach, ganz schreckliche lange, wo warst du nur noch?"

Marianne drückte sie an sich.

„War das so schlimm? Du bist wohl ungeduldig geworden?"

„Ja, Ma. Jetzt möchte ich jede Minute bei dir sein. Das ist doch ganz natürlich, — immer, immer."

„Und wenn wir uns nun nicht trennten, — wenn wir beisammen blieben, du mein Herzenskind!" murmelte Marianne.

Es kam ihr fast gegen ihren Willen auf die Lippen. Sollte Sophie sich unnütz quälen, — und wären es auch nur Tage —, um der Trennung willen, die nach ihrer Ansicht bevorstand?



Holländischer Strandbube. Nach dem Gemälde von Rudolf Possin.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

„Ach ja, Ma!" rief Sophie innig; jedoch gleich darauf schien sie ein plötzlicher Schreck zu durchfahren. „— — Du meinst doch nicht, — ich soll doch nicht —"

Sie war ganz blaß geworden.

„Nein, o nein!" sagte Marianne schnell, „wie kannst du das glauben! Nichts wird rückgängig gemacht. Aber denke dir, mein Liebling, denke es dir nur als eine noch nicht gewisse Möglichkeit: wir bleiben trotzdem beisammen, — in einem kleinen Städtchen zum Beispiel, — etwa in den Schweizer Bergen —"

Sophie machte sich sichtlich beunruhigt frei.

„— Warum denn ein so ganz kleines Städtchen, Ma —?"

„Ich meine natürlich ein Universitätsstädtchen."

„Ja, ja, aber wenn auch —. Daß es so gar klein soll —? Warum denn eigentlich nur?"

„Stell dir zum Beispiel vor, dort wäre eine Mädchenpension, die ich zu leiten hätte, — eine solche ist nämlich in Bern, — lauter halberwachsene Mädchen —"

„— Aber, — das wäre ja gräßlich, Ma!" fiel Sophie ihr ängstlich in Wort.

Marianne hielt einen Augenblick inne. Sie suchte mit plötzlicher Bangigkeit Sophies Blick.

„— Wäre das so gräßlich, — Sophie?"

„Nein, — Das heißt: es wäre ja wunderschön natürlich, — aber, — ach nein, Ma! das kann ja doch gar nicht dein Ernst sein?"

Marianne versuchte zu lächeln, aber sie fühlte wie, mitten in diesem schwachen Lächeln, ihr die Lippen kalt wurden.

„— Nur so eine Idee, Kind," sagte sie mühsam.

„Siehst du, das dachte ich." Sophie küßte sie heftig und lachte beruhigt: „Das wäre ja auch gar nichts, nicht wahr? Denke nur: so eine Mädchenpension, — Hammelherde, — huh! Da müßten wir uns ja immer nach den Zimperliesen richten. Wenn du da Stunden gäbst und von allen möglichen Leuten abhingest, wäre alles gleich so gebunden, — so wie hier —. — — Und übrigens, solches Kleinstädtchen doch auch für dich im Grunde recht öde, — nicht?"

Marianne nickte, ohne Sophie aus den Augen zu lassen, die ihr unleidlich brannten und stachen von den bemeisterten Thränen.

„Ja, ja, Sophie. Daran, ob es öde wäre, habe ich so gar nicht gedacht —. Wenn ich mir das überlege, ist es also wohl nichts damit."

Sophie wurde wieder ganz heiter.

„Nein, was du aber auch für eine Phantasie hast, Ma?" meinte sie neckend und setzte sich der Mutter auf den Schoß. Sie war voll kleiner Zärtlichkeiten.

Nun wollte sie Ma auch ordentlich erzählen, wie sie sich das Leben dächte, mit Cita zusammen, in Berlin, wo Cita ja so vortrefflich aufgehoben sei und schon Beziehungen habe, und wo sie es nun ebenso gut haben werde. Beziehungen nämlich, das ist wichtig —! — — Eine Menge interessanter Einzelheiten plauderte Sophie ihr redselig vor.

Marianne saß müde in ihrem alten Lutherstuhl.

Sie hörte immer mit dem gleichen Anflug von Lächeln zu; es war wie erstarrt auf ihrem Gesicht.

Das also war das weitaus Schönere, wovon Sophie träumte. Und das hatte sie ja nun endgültig den Kindern gegeben, ihnen erlaubt. Mehr zu geben hatte sie nun überhaupt nicht mehr. Nein: nur sich selbst noch hinzugeben hatte sie wollen. Sie selbst jedoch — ja sie selbst — lehnten sie leise ab —.

— Marianne überfiel plötzlich, mitten in Sophies Hinplaudern, eine jähe Furcht, sie könnte mit einem Mal — jetzt gleich — etwas Gräßliches, Grelles thun müssen, entweder laut schreien oder gar lachen —.

Besonders das letztere: jawohl, grell und gell lachen —.

In der Furcht davor brachte sie kein Wort heraus.

Zum Glück kam Cita nach Haus, ehe es Sophie auffiel.

Als sie zu ihnen ins Wohnzimmer trat, sprang Sophie vom Schoß der Mutter heiter auf.

„Denke nur!" rief sie der Schwester ganz unbefangen entgegen, „Ma und ich sitzen hier gemütlich und malen es uns eben aus, wie das sein würde, wenn wir in ein ganz kleines Universitätsstädtchen zögen, anstatt nach Berlin. Und wenn Ma dort gar eine Pension leiten würde, — und —

und wir Sonntags nachmittags mit im Zuge der Mädchen vor das Thor spazieren gehen —"

Sie erzählte es ganz wie einen Scherz. Und ganz wie über einen Scherz lachte Cita mit ihr.

„Uff!" sagte sie dann, die Handschuhe abstreifend, und warf sich in den Schaukelstuhl, — „wie gut ist es hier bei dir, Ma. Ja, das wird Sophie schon noch vermissen! Sie muß sich eben erst gewöhnen; man lernt es aber. Bis jetzt redet sie nur so hin. Wenn sie nur erst ordentlich in ihrem Studium drin ist —"

Marianne richtete ihre Augen müde und groß auf ihre Älteste.

„Wenn es nur so ist, Cita, daß man dann nichts mehr vermißt," sagte sie leise, mit matter Stimme, „— denn das meint ihr doch wohl nicht, — das kannst du selber doch nicht wollen: so ein Fachstudium, und nichts mehr dahinter und darüber —. Etwas so Specielles, etwas so Hartes —. Du mußt nicht vergessen, wie sehr Sophie, — und früher auch du, — in einem allseitigeren, harmonischeren Ganzen euch geistig angeregt habt. Es schloß ein Studium nicht aus, aber das beseelte Leben ging doch noch darüber —."

„Es war einfach dilettantischer," bemerkte Cita ruhig. Sie hatte ernsthaft zugehört, während sie leise schaukelte und ihre Handschuhe bald zurollte, bald in alle einzelnen Finger auseinanderbreitete.

Marianne lehnte sich erschöpft zurück. Sie hatte sich gewundert, von wo ihr nur so viele Worte kamen. Als ob ihre Zunge sich löste und selbständig sprach —. Aber als sie einsah, daß diese Worte ohne Wirkung waren, gab sie es auf, zu widersprechen.

Cita nahm ihr Schweigen wie ein leises Gekränktsein und fuhr rasch fort: „Ja, süße Ma, du hast sicherlich recht. Aber, siehst du, was du so das ‚beseelte Leben', und ‚das Allseitigere' in der geistigen Anregung nennst, das werden wir ebenfalls haben. Das Fachstudium wird bei weitem nicht alles sein, sodern der ganze Kreis der Interessen in der Frauenbewegung. Das wird uns frisch und kampflustig erhalten. Sieg der modernen Frau! Das soll die Losung sein. — — Hier konnte Sophie diesen belebenden Geist unmöglich aufnehmen. Uns fehlte hier ja auch der laufende Zusammenhang mit allem Modernen. Wenn man aus dem Auslande kommt, spürt man das arg, du kannst es glauben! Nun, aber es schadet weiter nichts: wir holen's schon nach."

Sie erhob sich aus dem Schaukelstuhl, kam zur Mutter, bückte sich, küßte sie auf den Scheitel und sagte mit fast mütterlicher Zärtlichkeit im Ton: „Du unsere süße Ma! hier ist es einzig und allein schön, weil du hier bist. Vielleicht würdest du dich in einem anderen Rahmen nicht mehr wohl fühlen. Und du machst alles schön rings umher um dich. Aber wir können jetzt nicht nur auf das Schöne achten."

Dann richtete sie sich auf, verschränkte die Arme auf den Rücken und stellte sich nachdenklich musternd vor das Bücherregal.

„Siehst du, Sophie, — dort herein schaffen wir dann auch Ma neue Bücher, — nicht an Stelle der alten, aber mindestens zwischen die alten. — — Man kann auch nicht immer nur Dante und Homer und Shakespeare und Goethe und ähnliche Herren lesen. Nicht wahr, Ma?"

Marianne saß ganz still und lauschte. Sie lauschte noch, als gar keine Rede mehr kam und die Schwestern miteinander in den Büchern zu kramen anfingen, wobei Sophie auf dem Boden saß und Unsinn trieb.

Sie lauschte in alle geredeten Worte tief hinein —. Denn daraus klang ja nicht nur die naive Ablehnung Sophies, nein, etwas viel Tieferliegendes hörte sie immer deutlicher heraus, — etwas auf dem verborgenen Grund aller dieser Worte —.

Sophies Gefühl war so ganz unwillkürlich gewesen. Aber es verriet, daß Mutter und Kinder ganz und gar nicht eins waren, eines Wesens, — daß das ein bloßes Trugbild war, ein Traum. Die arme Sophie konnte nichts für ihren naiven Egoismus, — Cita, die sagte es ja: sie waren etwas anderes, wollten etwas anderes, strebten anderem zu, als die Mutter —.

Der Mutter gehörten sozusagen nur noch Wesensreste aus der Kindheit, — nicht mehr der entwickelte Mensch. Dem wurde sie leise fremd — fremd — fremd. Von dem wurde sie mit dankbarer Nachsicht geliebt. Notwendig blieb sie ihm nicht mehr.

Wahrscheinlich ging das immer so zu. Auch dann, wenn das Muttersein das ge-

samte Wesen eines Menschen aufgesogen und ausgemacht hatte —. Auch dann, wenn er sich mit seiner ganzen tragenden, nährenden Lebensfülle den Kindern einverleibt hatte —. Ja, auch dann. Auch dann blieb er, wie ein blutendes, losgerissenes Stück, am Boden liegen, allein liegen, — ohne es ändern zu können — —.

Cita hatte ja im Grunde recht: während die Mutter hier herumging und Stunden gab, vermochte sie nicht zugleich die Wege weiterzugehen, die sich nun den beiden öffnen sollten, — die Wege neuer Zeiten, einer neuen Generation —. Und wohin die führen würden? Ob nicht zum entgegengesetzten Ende dessen, was sie mit heißester Inbrunst für ihre Kinder erfleht und selbst in ihrem ganzen Leben demütig zu verwirklichen gestrebt?

Ja, vielleicht, — wer konnte es wissen —? Ihr Urteil und das der Kinder würde sich in diesem Punkt wahrscheinlich entgegenstehen. Welche Instanz wollte über sie richten?

Mariannens Gedanken verschwammen, schmerzgefoltert, undeutlich ineinander. Noch hörte sie die beiden plaudern und lachen und sich gegenseitig Stellen aus Büchern vorlesen.

Ihre Arme waren wie gelähmt. Die Stimmen schienen ihr von weit, weit her zu kommen. Konnte sie die Arme nicht mehr ausbreiten, ihre Mädchen darin zu umfangen? Konnte sie ihnen denn nichts, gar nichts, zum kostbaren Besitz und zum Leitstern mit auf den Weg geben, von alledem, was zu gewinnen ihres Lebens Inhalt gewesen —?

Weit, weit gingen sie fort —. Und plötzlich kamen Marianne, — seltsam und leise, wie ein Raunen von Wind zwischen Blättern in der Nacht, — Klänge aus einem Lied, — aus einem Wiegenliede: dem Liede irgend eines Dichters von heute mit dem klaren Erkennen von heute. Es waren nur einzelne abgerissene Klänge, und während sie ihnen lauschte, wußte sie schon nicht mehr, ob sie sie nicht nur weinte —.

— — — — — — — —

„— Blinde, so gehn wir, und gehen allein,
Keiner kann keinem Gefährte hier sein.

Schlaf mein Kind, und horch nicht auf mich!
Sinn hat's für mich nur, und Schall ist's für dich!
Schall nur, wie Windeswehn, Wassergerinn,
Worte — vielleicht eines Lebens Gewinn.
Was ich gewonnen, gräbt mit mir man ein:
Keiner kann keinem ein Erbe hier sein —.“ *)

— — — — — — — —

Die jungen Mädchen bemerkten den Augenblick gar nicht, wo Marianne das Zimmer verließ.

Erst als es hastig im Vorflur schellte, und gleich darauf Stanjka hereinkam und Tamaras Besuch meldete, blickten sie sich erstaunt nach Ma um.

„Eben war sie noch hier,“ versicherte Cita, während Sophie den Gast hereinzog und unterhielt, „— Ma, hör doch! Tamara ist gekommen!“

Marianne öffnete die Thür des Schlafzimmers, wo sie allein gesessen hatte. Sie ließ Tamara dort eintreten.

Diese fiel ihr um den Hals.

„Liebste Frau Marianne! Eben komme ich nach Hause, und Matwej erzählt mir —. Mein erster Gedanke: gleich hierher! Ich habe gar nicht erst abgelegt. — — Es ist allzu wichtig: natürlich muß die Sache gleich ins reine gebracht werden —.“

„Wie gut bist du!“ murmelte Marianne, „— Du weißt, daß Sophie zu Ostern —“

Tamara nickte.

„Sie sagte es mir soeben. Ja, ich dachte mir, daß so etwas der Grund sein wird. Wie könnten Sie sich von den Mädchen trennen, — wie können die Mädchen Sie entbehren! — — So muß es denn sein, daß wir es sind, die Sie aus unserer Mitte verlieren.“

Marianne erwiderte nichts darauf. Sie saß neben einem kleinen Tisch, auf dem eine einzelne Kerze brannte, und blickte an Tamara vorüber.

Tamara wurde sich erst jetzt dessen bewußt, daß irgend etwas an Marianne anders sei als sonst. Etwas so wunderlich Eingefrorenes, Steifes.

Sie hatte sich nahe zu ihr gesetzt, und jetzt faßte sie unwillkürlich besorgt nach Mariannens Händen, die ruhig im Schoß lagen.

Da sagte Marianne: „Weißt du, — halte mich nicht für die wetterwendischeste Person, die es gibt. Aber zwischen meinem Gespräch mit deinem Mann und jetzt habe ich es mir anders überlegt. Ich halte es für unmöglich, fortzugehen.“

*) Aus Richard Beer-Hofmann, Pan 1899.

Tamara sah sie erstaunt und ungläubig an. „Aber warum?!"

„— Diese ganze, ungeheure Veränderung! Das schwierige Einleben dort. Wer weiß, ob wir alle drei es nicht später bereuen würden —. Es war eine erste Aufwallung, weißt du, aber — — die ist ganz vorüber."

Tamara schwieg. Wie sie Marianne so dasitzen sah, bei dieser einzelnen Kerze, auf dem Rohrstuhl, während die Mädchen vorhin gar nicht begriffen, wo sie geblieben sein konnte, — da erschien sie ihr plötzlich wie eine Gefangene zwischen den Wänden des eignen Zimmers. Tamara zog sich bange das Herz zusammen.

Sie sagte halblaut, tief betroffen: „Ach, Liebste, ich kann es nicht glauben. Wie — ja wie wollen Sie alle drei denn so ohne einander auskommen? Ist das nicht das Wichtigste —?"

Ma lächelte.

„Ich denke, ganz gut. Weißt du, Tamara, eins muß man durchaus lernen, — merke du dir's auch: die Dinge nicht zu weit treiben. Die Gefühle sich nicht über den Kopf wachsen lassen. Alles muß schließlich eine Grenze haben. Wenn man das gelernt hat, geht wirklich alles ganz leicht, — viel leichter."

Tamara stand auf.

„— Also ist es wirklich entschieden. Nun, ich weiß nicht, ob ich mich freuen darf. — — Ich muß jetzt nach Hause eilen, Matwey wartet auf mich. — Aber — sagten Sie diese Worte, Frau Marianne? Sie, die doch immer so ganz innig in ihrem Gefühl lebte, wie in einer großen, unteilbaren Freude —."

Marianne entgegnete rasch, mit plötzlicher Bitterkeit: „— Kein Freudenbecher, der nicht zum Leidenskelch wird, wenn man ihn bis zur Neige leert! Nein, nein, kein einziger, — und vielleicht am wenigsten von allen das vielgepriesene Mutterglück."

Sie erhob sich, um Tamara hinauszugeleiten. Da begegnete sie deren still und ernst auf sie gerichteten Augen, und sie gedachte mit einem Mal dessen, daß diese Augen ja eben jetzt in grenzenloser, seliger Erwartung dem zukünftigen Mutterglück entgegenschauten —.

Sie dachte an Matweys strahlende Freude und an das kalte Zimmer mit den Tannen, der Korbwiege und dem Kinderspielzeug —.

Marianne umarmte die junge Frau plötzlich, aber ganz zaghaft, wie eine heimlich Geweihte; sie nahm ihre Hände zwischen die ihren, drückte sie an ihr Gesicht und murmelte hilflos: „— Verzeih mir, — ach verzeih! Hör nicht auf mich. — — Wie gut bist du doch. Hast da den weiten Weg in der Kälte gemacht —. Deck dich im Schlitten gut zu, hörst du —? — — Du mußt jetzt solche Wege vermeiden, — dich in acht nehmen —"

Tamara wurde dunkelrot. Sie küßte Marianne herzhaft, mitten auf den Mund.

„Ach," sagte sie, und ihre Stimme klang ganz hell von viel Glück, „ich weiß es ja, — ich wußt' es ja: Sie sind doch noch ganz dieselbe — unverändert dieselbe und werden es immer bleiben. — — Es genügte nicht, daß Sie mir Schulunterricht gaben und noch manchen anderen, schöneren, Unterricht: ich hab es ja Ihnen allein abgeguckt, wie man eine gute Mutter wird, — so eine von Herrgotts Gnaden —. — — Und mein kleines Kind, das bring' ich zu Ihnen, daß es hier heimisch wird von Anfang an, und es soll Großmutter sagen lernen von Anfang an —."

Marianne geleitete sie hinaus und ging nicht mehr ins Schlafzimmer zurück. Der Theetisch wurde schon gedeckt; wie immer saß sie beim Abendthee mit ihren beiden Mädchen zusammen und plauderte mit ihnen.

Aber eine unendliche Mühe kostete sie ein jedes Wort, das harmlos und heiter klingen sollte wie immer —. Und während sie gleichgültige Dinge sprach, dachte sie immer denselben Gedanken: „Ist es im Grunde nicht wahr? Haben sie denn nicht recht? Sie lassen sich erfüllen von allem, was sie vorwärts bringen mag, ich aber, — habe ich nicht jahraus, jahrein nur ein paar immer gleiche Sorgen mit mir herumgetragen: tägliches Brot beschaffen, — Lektionen vorbereiten, — und wieder das tägliche Brot, und wieder die Lektionen —. Ich habe mich bemüht, es so gut zu machen, wie ich nur konnte: und da hat das Wenige genügt, — da haben diese anderthalb Gedanken schon genügt, — um alle Kraft aufzuzehren —. Oder hatte ich nicht genug Kraft — —?"

Und langsam sank die Bitterkeit von ihrer Seele, um nur einer tiefen, demütigenden Entmutigung den Platz zu lassen. Bitter-

keit vermochte ihre Seele nicht lange zu ertragen: die Entmutigung nahm sie schweigend auf.

Als die Mädchen sahen, daß die Mutter nicht recht heiter gestimmt war, schoben sie es auf die Ermüdung durch den anstrengenden Tag, und unwillkührlich suchten sie ihre eigne Fröhlichkeit etwas zu dämpfen, die sich mitunter allzuhell Luft machte.

Marianne merkte es, und das Herz zog sich ihr zusammen. „Sie wagen nicht mehr, mir zu zeigen, wie glücklich sie über die Wendung der Dinge sind, — sie fürchten mich damit zu kränken, — sie verhalten es lieber vor mir, bis sie unter sich sind," dachte sie.

Und die kleinen Zärtlichkeiten ihrer Kinder thaten ihr nur weh. Sie fühlte etwas Nachsichtiges aus allem heraus, — etwas Absichtliches. Nein, lieber noch wollte sie sich vor ihnen verstellen und mit ihnen froh sein.

Aber sie konnte es nicht.

Am nächsten Morgen beim Frühstückstisch wurde Cita doch trotz Mariannens Bemühungen stutzig. Sie meinte so genau zu wissen, daß die Mutter heute fast keine Lehrstunden mehr zu geben hatte, und dabei schien sie sich doch so zu beeilen, um nur fortzukommen.

Marianne behauptete sogar, sie könne zum zweiten Frühstück noch nicht zurück sein, sondern erst spät am Nachmittag; sie möchten nicht auf sie warten.

Sophie machte ein pfiffiges Gesicht; offenbar hatte Ma heimliche Weihnachtsbesorgungen vor. Aber Cita blickte stumm und mit einem zweifelnden, besorgten Ausdruck vor sich nieder. Wohin ging die Mutter? Und warum sah sie dabei so gequält und müde aus? Ging sie vielleicht, um mit Tomasow wieder etwas zu besprechen? Und vielleicht diesmal etwas, womit sie ihren Kindern Leid anthat —? Ach, ginge sie doch nicht zu ihm! — —

Marianne atmete tief auf, als sie endlich auf der Straße stand.

Langsam machte sie einen weiten Gang im klaren Winterwetter, dann raffte sie sich zu einem Besuch bei einer aus dem Schuldienst scheidenden Kollegin auf, von der sie sich in den Feiertagen hatte verabschieden wollen. So kam allmählich die Zeit für die einzige Stunde heran, die sie heute geben mußte.

Dabei weilten ihre Gedanken zu Hause. Alle Räume ihrer kleinen Wohnung durchschritt sie, aber, als sei ihr Blick verhext, erschienen sie ihr alle schon öde und leer. Sie erwog schon, wo — in welchem Raum, an welchem Platz — sie wohl sitzen würde, so ganz allein —. Kleinigkeiten erwog sie angestrengt: ob man die hohen Blattpflanzen, ihre Lieblinge, nicht fortgeben sollte, da sie nicht auf ihre Pflege achten konnte, wenn sie so von Stunde zu Stunde lief — —.

Von ihrer einzigen Unterrichtsstunde wäre Marianne fast aus Zerstreutheit nach Hause gegangen. Plötzlich jedoch fiel ihr der Weihnachtsbaum ein, der so groß und anspruchsvoll mitten in ihrem Zimmer sich erhob, — als erwarte er sie da förmlich mit herausforderndem Hohn. — — Morgen war schon heiliger Abend. Da würde man ihn sogar noch schmücken müssen. Denn das wollten die Mädchen ja ihretwegen gern thun, obschon es ihnen ein bißchen lästig war; — sie selbst hielten nichts auf solche Kindereien —.

Wie recht sie hatten! Wie froh wäre sie jetzt gewesen über ein sang- und klangloses Weihnachten!

Nein, sie vermochte nicht, heimzugehen und sich an den gedeckten Frühstückstisch zwischen ihre beiden Kinder hinzusetzen —.

Frierend und unschlüssig, wie obdachlos, stand Marianne auf der Straße im Winterwinde.

Sie, die sich auf die Ferien so gefreut, sie, die es so haßte, sich Tag für Tag draußen herumtreiben zu müssen, sie stand jetzt da, um den Ihrigen Lehrstunden vorzutäuschen, die sie gar nicht zu geben hatte —.

Einmal fiel sie durch ihr zauderndes Stehenbleiben auf. Irgend ein Straßenflaneur beugte sich vor, um sie deutlicher zu sehen —. Es war mitten im Menschengetriebe unweit der Schmiedebrücke; Marianne durchquerte den Fahrdamm um in eine der stilleren Seitenstraßen einzubiegen, als sie zwischen den dahinhastenden Menschen Tomasows Gestalt erkannte.

Er schritt langsam neben irgend einem Bekannten. Wie er Marianne auf sich zukommen sah, verabschiedete er sich jedoch von ihm und ging ihr erfreut entgegen.

Leise schob sie ihren Arm in den seinen.

„Danke!“ sagte er lächelnd. „— Offenbar auf Weihnachtswegen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Ich bin todmüde. Ich möchte irgendwo eintreten, wo ich etwas essen könnte.“

„Sie wollen nicht erst den langen Weg nach Haus?“ Er besann sich. „Gehen wir zu Philippow? Oder ziehen Sie ein Restaurant vor?“

„Nichts von beiden. Überall könnten Bekannte sein. Ich möchte dort in der Seitenstraße in eine der kleinen billigen Theebuden, wo kein Mensch hinkommt.“

Sie suchte ihn die paar Schritt weit hinzulenken.

„Aber, Ma! Da geht man mit einer Dame nicht hin.“

Marianne ließ seinen Arm geschwind los.

„— Dann lassen Sie mich allein hingehen —. Ich nahm wirklich zu dem Zweck Ihre Begleitung an,“ sagte sie und blickte aus so sonderbar müden Augen auf ihn, daß er sofort nachgab.

Er zuckte die Achseln.

„Nun es sei; also wie Sie wünschen,“ meinte er zögernd und führte sie dem kleinen Lokal zu, das mit einem breiten, grellblauen Schild zum Eintritt lud. „Schließlich ist es eine warme Ecke, wie eine andere, wenn sie auch ein bißchen tief im Erdgeschoß drin liegt.“

Im Inneren der Theestube hingen blendend saubere Leinwandvorhänge an den niedrigen, fast quadratischen Fensterchen, und auch das weiße Holz der simplen Einrichtung sah so weiß und sauber aus, als müsse es Seifengeruch ausströmen. Im ersten Raum dampften ein paar mächtige blanke Kupfersamowari auf dem Schenktisch, und an den Wänden lagen bis hoch hinauf unendlich viele Schwarzbrote aufgestapelt.

Doch gab es auch helles Gebäck auf Wunsch, sowie die volkstümlichen Pastetchen mit Grützfüllung, und Tomasow bestellte davon, dessen sicher, sie vorzüglich bereitet zu finden. Der bedienende Gehilfe im weißen Leinwandkittel und hohen, dermaßen glänzend gewichsten Kniestiefeln, daß man sich in ihnen beinahe hätte spiegeln können, brachte das Verlangte in den schmalen Nebenraum, wo Marianne schon, im Hintergrunde an einem der länglichen ungestrichenen Holztische, saß.

Nur zwei Frauen aus dem Kleinbürgerstande, mit bunten Kopftüchern und kurzen Schafsfellpelzen, tranken beim Fenster ihren Thee, wobei sie die gefüllte Untertasse auf den gespreizten Fingern der rechten Hand balancierten; schweigend, mit einer gewissen Feierlichkeit und ohne um sich zu sehen, nahmen sie einen heißen Schluck um den anderen.

„Hier ist es gut!“ sagte Marianne.

Sie sah abgespannt aus, und dabei brannte ihr das Gesicht vom Winde. Die Hitze, die der mächtige Kachelofen im geschlossenen Zimmerchen ausströmte, machte es noch fühlbarer.

Marianne empfand wirklichen Hunger; er war ganz plötzlich und fast mit Gier erwacht, als sie beim Eintreten das viele ringsum an den Wandborten aufgeschichtete Brot sah. Aber wie nun ihr Frühstück vor ihr stand, vermochte sie ebenso plötzlich nichts mehr zu essen.

Sie bückte sich über ihr Theeglas, aus dem dicht vor ihrem Gesicht der Dampf in die Höhe stieg, und folgte mit dem Blick gedankenlos seinen Windungen. Dieses Gefühl von sich nachgebender Schwäche war merkwürdig angenehm.

Tomasow betrachtete sie aufmerksam.

„Sie gefallen mir ganz und gar nicht!“ äußerte er; „aber eigentlich hätte ich mir das ja schon vorgestern selbst voraussagen können —“

Marianne hob verwundert den Kopf.

„Was denn —?“ fragte sie zerstreut.

„Daß der erste Kraftaufwand nicht vorhalten würde, — daß die Stimmung zunächst sinken würde —. Sie haben sich seelisch bis zum äußersten anspannen müssen, und jetzt kommt der Rückschlag.“

Marianne rührte mit ihrem Löffel im Thee herum. Ihr fiel ein, wie Tomasow ja so gar nichts vom gestrigen Tage wußte. Überhaupt nichts von der heimlichen Hoffnung, die sie ja allein so tapfer hatte erscheinen lassen, — noch auch von der großen Bitterkeit hinterher.

Es war etwas ganz Ungewohntes für sie, daß er nicht vollen Bescheid wußte und dementsprechend urteilte. Aber nur nicht davon erzählen! Sogar ihm nichts! Was konnte es denn helfen?

Tomasow stützte einen Arm auf, und, sich näher zu Marianne hinwendend, mit dem Rücken gegen das Fenster, bemerkte er halblaut: „Frau Marianne, jetzt ist es an

der Zeit, daß Sie mir mehr Machtvollkommenheit geben —. Vollmacht, Sie ganz anders als bisher in Obhut zu nehmen, zu pflegen, abzulenken, zu beaufsichtigen, — kurz: um Sie zu sein —"

Sie faßte seine Worte nur ungenau auf; in ihre Kümmernisse klangen sie aus so weiter Ferne herein, daß sie keinerlei verborgenen Sinn hinter ihnen vermutete.

„Ich weiß, Sie sind immer gut!" sagte sie nur freundlich.

„— Gut —?! Nein, Marianne, mit meinem Gutsein hört es nun auf. Glauben Sie nur, es ist mir nicht immer leicht gefallen, ‚gut' gegen Sie zu sein, Ihr guter Freund zu sein, — alle die Jahre. Jetzt aber, wo Sie allein bleiben, wo Ihre Töchter sich ihr eignes Leben bauen, da will ich ein anderes Recht, als das der Güte: das Recht auch ein Leben aufzubauen, — Ihnen und mir."

Er sprach noch immer halblaut, jedoch rasch und bestimmt, und in seiner Stimme vibrierte tief gedämpft ein Ton, den er Marianne gegenüber noch nie angeschlagen hatte.

Sie schrak aus ihrer Müdigkeit auf; ihr Blick streifte Tomasow wie erwachend und noch verständnislos erstaunt; als sie jedoch dabei seinen fest auf sie gerichteten Augen begegnete, geriet sie in Verwirrung.

Tomasow sagte fast gütig: „Es ist schlecht von mir, daß ich Sie so überfalle, Ma —. Aber es hilft nun nichts mehr: bei Ihnen zu Hause bin ich mit Ihnen tausendmal weniger allein als hier, — und im nächsten Augenblick stehen Sie wieder lächelnd und gewappnet da, — in jeden Arm hineingeschmiegt eines Ihrer Kinder. — — Sie sollen mir auch nicht antworten müssen, Ma. Heute nicht und selbst morgen nicht, wenn Sie wollen. Nur wissen, — wissen, daß Sie keineswegs so selbstherrlich allein dastehen werden, wie Sie wohl glauben, — — weil ich Sie mir nunmehr nehme —"

Marianne sah nicht auf. Die Röte auf ihren Wangen hatte sich vertieft, als ob sie wieder den Wind draußen um sich sausen fühle. Sie sprach sich innerlich die Worte vor, die sie Tomasow jetzt zweifellos sagen mußte, — sie nahm sich vor, den Kopf zu heben und ihn einfach zu bitten, — ja zu bitten, er möchte doch wieder, ganz so wie bisher, gegen sie „gut" sein —.

Aber nach seiner Bemerkung, daß er keine Antwort erwarte, bückte sie den Kopf nur noch tiefer, und mit einem seltsamen Gefühl von Beklemmung erließ sie sich alles, um was sie bitten wollte.

Denn bei dem Ton seiner Stimme, da quoll langsam, unvermutet und betäubend, eine wunderseltsame Gemütswallung in ihr auf — —. Und machte sie zaudern, und ließ sie verwirrt den Blick Tomasows meiden, wie wenn eine insgeheime Sehnsucht etwas ganz anderes ersehnt habe, als alle jemals bewußt gewordenen Gedanken in ihr.

— — Es war gerade, als risse Tomasow mit ein paar gewaltsamen Griffen den Vorhang von irgend einer fremden Landschaft zurück, so daß ihr plötzlich bewußt werden sollte: nur ein Vorhang schied sie davon —.

Sie meinte noch nie durch diese Landschaft gewandelt zu sein und wußte doch auf einmal: nur ganz durchsichtig verhangen war sie ihr gewesen, und immer da war sie gewesen, dicht vor ihr. Und blitzschnell, zu neuem, verwirrendem Wiedererkennen, drängte sich plötzlich vor ihrem Auge Bild auf Bild daraus. Minuten, Momente, aus ihrem Verkehr mit Tomasow, sah sie vor sich, — oft unterbrochen durch Monate und weit länger, oft einander rascher folgend in feinen, unmerklichen Sensationen, — auf die sie mit dem Finger hätte weisen können: da — und da — und da —, — ja, war sie da seinen Wünschen nicht, ohne es zu wissen, ganz nah gewesen, — ganz nahe einem weiblichen, eignen Glücksverlangen —?

Marianne saß regungslos und noch immer im Bann der leichten Mattigkeit, die sie heute umfing. Allmählich verwischte es sich ihr ganz, wo und wozu sie sich hier befand, tief benommen von der Gemütsbewegung, die Macht über sie gewann. Sie fühlte sich wie jemand, der ganz unvermutet geweckt wird und in völlig irreführender Gegend zum Erwachen kommt. — —

Tomasow war ebenfalls verstummt. Nur sein Blick ruhte immer wieder auf Marianne und mochte ihm einiges von dem enträtseln, was in ihr vorging.

Ohne daß sie miteinander sprachen, ohne daß sie einander auch nur anschauten, leitete sich zwischen ihnen eine Verwandlung ihres gegenseitigen Verhältnisses ein: das nahm er mit allen Nerven wahr. Und auch er

überließ sich einem Hinträumen, das ihn weit fort entführte — —.

Das Blut stieg ihm in die Schläfen und seine Augen bekamen einen eigentümlichen starken Glanz.

Ganz still war es im kleinen heißen Zimmer. Ein einziges Mal ging draußen im Vorraum kreischend die Außenthür; ein paar schwere Tritte, kurze Frage und Antwort, Papierknistern, und wieder wurde alles still.

Die beiden Frauen am Fenster hatten sich erhoben, rückten ihre Kopftücher zurecht und gingen auf knarrenden Schuhen mit wortlosem Gruß hinaus.

Da blickte Marianne auf, fast verstört. Unmittelbar darauf erhob sie sich schon. Die dumpfe, schwere Ofenluft benahm ihr den Atem.

„— Sie wollen gehen?" fragte Tomasow und half ihr in den Pelz. „— Wollen Sie nichts weiter genießen?"

Marianne schüttelte stumm den Kopf. Sie schien zu meinen: jetzt an die freie Luft draußen gelangen, das hieße zugleich, den ganzen Bann und Druck abschütteln. Diese heiße Stubenschwüle war allein schuld —.

Tomasow zahlte, und sie entfernten sich. Der Ostwind blies ihnen auf der Straße scharf, förmlich wehethuend entgegen, er weckte fast ein Gefühl unwillkührlichen Sichbergenwollens.

„Wohin nun?" fragte Tomasow, „muß es schon heimwärts gehen?"

Marianne nickte zögernd.

„Den Kreml durchqueren," meinte sie, „das ist wohl der nächste Weg".

„— Und wär's auch nicht der nächste! Denn allzu kurz darf er nicht geraten," bemerkte er lächelnd.

Beim Überschreiten des Fahrdamms, zwischen den durcheinander sausenden Schlittengespannen, hatte er Marianne den Arm gegeben, und er führte sie mit der sicheren Haltung dessen, bei dem sie sich von nun an bergen sollte. Oder empfand auch nur sie es so, als ob alles um eine Nüance verändert sei, als ob in allem schon eine stillschweigend anerkannte Zueinandergehörigkeit betont läge —.

Den Kopf gesenkt, ging sie im Winterwinde neben ihm, ihren Blick immer auf den flimmernden Schnee am Boden gerichtet, wie wenn sie mit geblendeten Augen etwas ablese von dem weißen Geglitzer mit seinen bläulichen huschenden Schatten und Lichtern.

Ihre Hand ruhte im Arm Tomasows und, ein wenig zu ihr vorgebeugt, unterhielt er Marianne mit halber Stimme. Unruhevoll schweiften ihre Gedanken um das, was er zu ihr sprach. Kaum vermochte sie es aufzunehmen in den einzelnen Sätzen, in den verhaltenen Worten, so stark wirkte es seiner Grundbedeutung nach auf sie —. Ihr ward beklommen wie in der kleinen dumpfen Gaststube vorhin; die Schwüle blieb — —.

Führte er sie nicht hinauf auf einen Berg und zeigte ihr der Welt Herrlichkeit, — jene Herrlichkeit, die man zu eignem Genießen haben kann, in der man sich selbst leben kann, sich sättigen in allem Angenehmen und Erfreulichen des Daseins? Führte er sie nicht hinweg aus der Alltagsniederung mit ihrer einseitigen, bitteren Mühsal, mit den armseligen paar Aufgaben, die ihre Kraft aufgesaugt hatten, sie gedemütigt und unfähig gemacht zu eigner, breiterer Entfaltung? — — Und wieder schaute sie, bei Tomasows Worten, wie in lockende Weiten, in eine Landschaft hinein, seltsam fremd, seltsam vertraut, in der sie sollte ausruhen dürfen an labendem Glück, sich gehen lassen in süßer Ermattung, — und seine Stimme verhieß ihr fort und fort: wolle nur, und alles dies ist dein —.

Sie waren in die weißen Thore des Kremlviertels eingetreten, als ein erster tiefer Glockenklang mit überwältigender Gewalt die Luft durchhallte. Unmittelbar darauf setzte das Geläute von mehreren großen Glocken ein. Es that den Menschen kund, daß die Feierzeit nahe, daß sie das Werkzeug niederlegen möchten und die Seele öffnen, auf daß auch sie feiere.

Und in Mariannens Seele wiederhallte es in einer lauten Bejahung: sie sehnte sich, zu feiern —.

Aber gleichzeitig klangen mit den Glockenklängen ganz andere Stimmungen als zuvor in ihr an, sie kam heim von ihren ungewiß schweifenden Träumereien, zurück in die Gegenwart ihres wirklichen Lebens, und, — wie zwei, die sie gewaltsam hatte vergessen wollen, — schauten ihr die Gesichter ihrer beiden Kinder fragend aus demselben entgegen —.

Fragend, — so wie heute morgen:

Sophies Gesicht dabei ein wenig verschmitzt, voll pfiffiger Erwartung; beinahe wie sie auch als kleines Kind ausgesehen hatte, wenn die Heimlichkeiten um Weihnachten begannen. Citas Augen fragten nicht mehr kindlich: bringst du mir auch was Schönes mit? Sie hatte sorgenvoll vor sich hingeblickt, — zweifelnd fast, — sie war beunruhigt durch das Benehmen der Mutter. Und wenn sie jetzt erfuhr, — Cita —

Mariannens Herz that plötzlich einen starken, harten Schlag. Sie blieb stehen, wie atemlos: wenn Cita erfuhr, — und auch Sophie — —; sie sah mit einem Schlage die beiden Gesichter verwandelt, bestürzt, ungläubig —; sie fühlte mit unwiderleglicher Deutlichkeit: dann erst entfremdeten sich die Kinder ihr ganz —.

Alles Entfremden bisher bedeutete, dagegen gehalten, noch wenig, — wie weh es auch thun mochte, es mußte machtlos bleiben, solange die Mutter selbst nur ihren Mädchen dieselbe blieb. Auch wenn sie Tausende von Meilen weit fort von ihr gingen: sie entfernten sich weniger weit, als durch einen einzigen Schritt, den sie selber fort von ihnen that.

„— Die Kinder —!" sagte Marianne unwillkürlich, mitten in Tomasows Worte hinein, und sie hob den Blick zum erstenmal zu ihm, — ratlos, hilfeheischend. War er doch da, ging er doch neben ihr, — er, der immer alles entschieden, bei allem helfend eingegriffen hatte.

Voll Zuversicht schaute sie zu ihm auf.

„Was ist denn mit den Kindern?" fragte er, etwas brüsk, aus der Stimmung gerissen; seine Augen begegneten den ihren mit eigentümlichem, flackerndem Leuchten, „— es handelt sich jetzt doch gar nicht um die Kinder."

Mariannens Blick glitt rasch, betroffen, von ihm ab. Wer half ihr von nun an in allen Fragen und Kämpfen? Er nicht mehr! Er half ihr nicht mehr gegen ihre eignen Schwächen. Bisher hatte er sich ihr so gegeben, wie sie ihn brauchte, um als Mensch sich hoch und höher emporzuringen. Jetzt, ohne alle Zurückhaltung, brauchte er sie selbst, brauchte sie ohne die Kinder. Wie weit — weit standen ihm da ihre Herzenssorgen —.

Irgend etwas in Marianne, irgend ein eben erst entfachtes, eben erst wiedererwachtes Sehnen des Weibes in ihr, verschüttete sich wieder und wollte zagend erlöschen —.

Tomasow fühlte sofort, daß er einen Fehler begangen hatte.

„Alles hat seine Zeit!" sagte er schnell und bestimmt. „Auch die Kinder haben ihre Zeit gehabt, wo Sie sich ausschließlich ihnen widmeten. Nun ist es endlich Zeit geworden, in diesem Punkt vernünftig umzulernen. Schließlich muß man eben wählen, ob man einander leben will und dem Glück, oder ob man von ihrem unreifen Willen abhängen will."

Und mit größerer Dringlichkeit als vorher sprach er auf sie ein, indessen sie weitergingen im hallenden Glockengeläut, vorbei an den weißgoldenen Mauern der zahllosen Kirchen und Kathedralen. Aber Mariannens Hand lag nur ganz leicht in seinem Arm, sie stützte sich nicht mehr auf ihn, sie sah unruhig aus, und aus ihrem Gesicht war die gläubige Zuversicht geschwunden.

Und Tomasow überfiel plötzlich eine zornige, bittere Ungeduld wider alles, was er da selbst zu Marianne sprach. Alle die Worte von Glück und Freude erschienen ihm unwahr und schal. Er begriff plötzlich, daß er, an Mariannens Seite, doch immer nach einem suchen würde: nach eben dieser emporschauenden Zuversicht, nach eben dieser gläubigen Anlehnung an ihn, als an einen Stärkeren, Überlegenen, — an den Herrn. Glück mit ihr genießen, das konnte nur heißen: ihr im Leben selber so hoch und stark als Mensch überlegen sein, wie er es ihr in einzelnen Stunden durch Verstand und Rat gewesen war —.

Tomasow verstummte.

Und Marianne merkte es kaum. Wie sie so an seinem Arm hinging, schienen ihr jetzt die Glocken über ihr mit den weithin hallenden Feierklängen nicht mehr die nämliche Sprache zu sprechen, wie die dringliche Stimme dicht an ihrem Ohr, — aus einer anderen Welt schienen sie zu reden, als dies halblaute überredende Raunen von Feiertagsglück und abgeworfenen Sorgen —. Und immer mächtiger wurden die Glockenklänge und immer verhaltener die zuredende Stimme, und endlich vernahm sie nur noch Glocken, — Glocken allein — —.

„— Leben Sie wohl, Ma!" hörte sie unvermittelt Tomasow sagen, der stehen

blieb. „Ich habe Ihre Antwort schon, noch ehe Sie eine Antwort in Worten gefunden haben. Und lassen Sie mich bekennen: Sie haben recht —"

„Tomasow," fiel Marianne tief bewegt ein, „— warum wollen Sie so — —! — Sie sind immer und immer mein bester, einziger, liebster Freund —"

„— Gewesen!" ergänzte er rasch mit einem unmerklichen Lächeln, und dann, sich umsehend, trat er zur Seite. Es kam jemand von hinten her an ihnen vorbei und zog grüßend den Hut.

Hugo Lanz war es, der desselben Weges ging und Marianne hocherfreut begrüßte. Marianne mußte ihn Tomasow vorstellen.

„Ich eilte gerade zu Ihnen, gnädige Frau," bemerkte Hugo Lanz, „um Ihnen eine für mich freudige Nachricht mitzuteilen —"

„Das trifft sich in der That gut," meinte Tomasow etwas heiser, „daß ich mithin die gnädige Frau in Ihrer Begleitung lassen kann. Mein Weg führt hier leider nach anderer Richtung."

Marianne reichte Tomasow die Hand, zögernd, fast zitternd.

„— Aber doch auf Wiedersehen sehr bald —?" fragte sie mit nicht ganz beherrschter Stimme.

„Gewiß, gnädige Frau: sobald einmal gute Bekannte sich bei Ihnen versammeln, dann gestatten Sie mir vielleicht, auch dabei zu sein," entgegnete er mit leichter Betonung dieser Antwort, beugte sich über ihre Hand, grüßte Hugo Lanz und entfernte sich, in die nächste Straße einbiegend.

Marianne setzte den Weg einige Schritte weit fort, ohne recht zu wissen und zu sehen, wo sie ging. Ein Angstgefühl umklammerte sie dumpf: sie konnte nicht fassen, daß das ein Abschied gewesen war für das Leben.

Sie machte eine gewaltsame Anstrengung, um sich Hugo Lanz zuzuwenden, dessen offenes Gesicht von Freude geleuchtet hatte, der aber jetzt ernst und still aussah, weil er sie so seltsam ernst und still neben sich gehen sah.

Er erzählte dennoch froh: „Soeben erst habe ich die Erlaubnis ausgewirkt, den nächsten Winter noch ganz frei zu bleiben, — und ich werde ihn hier zubringen. Meine Verwandten haben mich aufgefordert, bei ihnen zu wohnen. Und schon die Aussicht, Sie und Ihre Familie besuchen zu dürfen —"

„Das freut mich innig," bemerkte Marianne leise, „doch werden Sie im nächsten Winter nur noch mich wiederfinden, — nicht mehr meine Töchter. Auch Sophie geht fort, folgt der Schwester ins Ausland."

Hugo Lanz blickte Marianne mit aufrichtigem Schreck ins Gesicht. Die kleine Familienscene, der er beigewohnt, stand vor ihm, Mariannes strahlendes Glück zwischen ihren Kindern, — auch dessen, was Sophie ihm mitgeteilt, entsann er sich.

„— Ganz allein bleiben Sie —?" entfuhr es ihm voll Mitleid und in unwillkürlichem Unwillen.

Marianne wiederholte mechanisch:

„— Allein —," und sie nickte bejahend. Aber das dumpfe Angstgefühl in ihr verstärkte sich dabei, als risse es sie mit jedem Schritt gewaltsamer hinein in etwas Endloses, Grenzenloses, — wie in eine leere, gähnende Unermeßlichkeit, wo ihre Kinder und der Freund und alles, was ihr lieb gewesen, alles Warme, alles Trostvolle, alles Hilfreiche, weiter und immer weiter zurückwich, — unerkenntlich geworden schon, — unaufhaltsam, unerreichbar — —.

Und mit dunklem Grauen stieg in ihrer Seele eine Erinnerung auf an abgrundtiefe Einsamkeit, aus der doch nur die Hand des Freundes und der Blick ihrer Kinder sie gerettet hatte, — und sie fühlte, wie nahe und näher das dunkle Grauen über ihrer Seele zusammenschlug, — als würde sie unbarmherzig da hineingestoßen von der nämlichen Hand, von den nämlichen Blicken, die sie einst rettend festhielten, — und als finde sie diesmal nie mehr, — nie mehr hinaus —.

Marianne nahm nichts mehr deutlich wahr; die Dinge ringsum schienen ihr langsam zu entschwinden, sich in sich selbst aufzutrinken, unterzugehen in einem chaotischen Nebel. Einförmig nur und erschütternd laut hallten fort und fort die Glocken über ihr, — hallten um sie, — hallten in ihr, — begruben sie wie unter einem Mantel von dröhnenden, besinnungraubenden Tonwellen, — ließen alles an ihr erbeben unter der Gewalt des einen unerbittlichen Klanges, — drangen auf ihre zitternde Schwäche ein, wie mit läutenden Unendlichkeiten — —

Marianne war, einer Ohnmacht nahe, stehen geblieben und rang nach Atem.

Sie standen dicht bei der Verkündigungskirche, unfern der weitgeöffneten Thür über den Eingangsstufen. Hugo Lanz hatte einen Arm um Marianne gelegt und führte sie, vorsichtig stützend, durch das Portal bis an die erste Bank hart am Seitengang. Dort ließ er sie niedersitzen und neigte sich mit besorgter Frage zu ihr.

Aber Marianne achtete nicht auf das, was er flüsternd fragte. Sie hob beide Hände vor das Gesicht und beugte sich tief vor, ohne ein Wort zu sprechen. Schweigend verharrte sie lange so.

Hier und da kamen Menschen von draußen vorüber, meistens Leute aus dem Volk; leise auftretend mit ihrem groben Schuhwerk, schritten sie tiefer hinein in das Schiff der Kirche, das in feierlicher Dämmerung vor ihnen dalag, an wenigen Punkten schwach erhellt von vereinzelten Wachskerzen, die daraus hervorblinkten.

Hugo Lanz stand neben Marianne, an ihre Bank gelehnt, und blickte auf sie nieder. Er wußte nicht, was in ihr vorgehen mochte, aber daß in dieser Stille etwas Erschütterndes in ihrer Seele zum Austrag kam, das mußte er wohl fühlen — —. Und wenn er einst zu ihr gekommen war, im drängenden Verlangen, an ihrer warmen Mütterlichkeit getrost und froh zu werden, so wuchs jetzt eine Sehnsucht in ihm empor, — groß, wie er sie nie gekannt, — stark zu werden und kraftvoll, um beschützen und behüten zu dürfen —.

Er stand da und horchte stumm auf das Geläute der Glocken, — auf den seltsam packenden Klang dieser russischen Glocken, die sich weigern mitzuwiegen mit ihren Klängen, und ehern feststehen, daß der Klöppel in ihnen anschlägt wie ein weithin tönender Befehl — —.

Da ließ Marianne die Hände von ihrem Gesicht sinken und erhob sich ganz langsam. Hugo Lanz machte eine Bewegung zu ihr hin, jedoch die Andacht in ihren Augen und in ihrer ganzen Haltung bannte ihn. Es war wie eine unsichtbare Einsamkeit und Hoheit um sie, die er nicht zu entweihen wagte. Und unwillkürlich trat er zur Seite.

Einen Augenblick lang stand Marianne da, sich besinnend, fast schüchtern, mit einer sanften Neigung des Kopfes, die etwas Rührendes für ihn hatte, etwas von unaussprechlicher Ergebung. Aber auf ihren Zügen lag ein ruhiger Glanz, alle Angst war von ihnen gewichen.

Sie machte eine Wendung, aus dem Portal hinauszutreten, ohne ihren Begleiter zu bemerken. In diesen Minuten hatte sie auch ihn vergessen. Er schaute ihr nach, und unwiderleglich kam ihm das Gefühl: — als ginge sie gar nicht allein — —.

Ein paar Schritt hinter ihr trat er hinaus auf den Platz. Unten in der Stadt, die dem Kreml zu Füßen lag, blitzten eben die ersten Lichter auf. Schon war es nicht mehr ganz hell. Weißlicher Winternebel zog sich in der Ferne über die Ufer des Flusses. Fast um den Kreml geschmiegt, standen die Häuser da, rot und blau und grün an Dächern oder Mauerwerk, und erwarteten nach des Tages Treiben den Abend, durch den nur noch das siegende Gold der zahllosen Kuppeln hindurchschien wie eine ewige Leuchte, die nicht mit dem Tage erlosch.

Hugo Lanz blieb stehen und schaute hinab. In ihm arbeitete sich irgend ein Bild mit mächtiger Gewalt zur künstlerischer Klarheit empor, — — ein Bild, in dem er Ma vor sich sah, — ein Bild, in dem ihr Glück lebte, und ihre Einsamkeit, und ihr Sieg, — ein Bild, in dem geheimnisvoll lebte, was in diesem Augenblick vielleicht in ihr selbst nur in dunklen Ahnungen rang — —.

Ganz benommen und wie entrückt schaute er hinab von der Kremlhöhe in die Tiefe der Stadt.

So sah er Ma langsam, schweigend, niedersteigen unter dem verhallenden Geläute der Glocken, wie einen von oben in die Wohnungen der Menschen entsendeten guten Geist.





Avignon, die Hauptstation für Orange. (Im Hintergrunde der Palast der Päpste.)

Das französische Bayreuth.

Mit acht Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Romantisch litterarische Festlichkeiten gehören jetzt nicht zu den Seltenheiten, und sie nehmen sich aus wie eine Opposition in einer Ära, da alle Zweige unserer Litteratur sich mit jungem, grünem Laub bedecken und die alles überragende Natur in ihrer ewig siegenden Wahrheit auch den litterarischen und künstlerischen Schöpfungen menschlichen Geistes den Stempel aufprägt. Draußen drängen und stoßen sich die Menschen und Schicksale, pulsiert das Leben in seiner heiteren und rauhen Alltäglichkeit, wird gekämpft, gestritten, gerungen und gesiegt ohne schöne Romantik in kraftvoller Nüchternheit und scharfgeistiger Überlegenheit. Auf dem Boden des modernen Lebens verwelkt die zarte, blaue Blume Romantik, und darum verpflanzt man sie nach einer Stätte, die abseits von der großen Welt liegt und vom Zauber vergangener Jahrhunderte stimmungsvoll umhüllt wird.



Frederic Mistral, Begründer der Félibres.

Eine solche Stätte ist Orange, in dem sie das französische Bayreuth errichtet haben. Im Paradiese Europas, im Süden Frankreichs, liegt das kleine Städtchen, dessen Schicksal auch mit dem eines deutschen Fürstengeschlechtes aufs innigste verknüpft ist. Die Oranier leiten ihren Na-

men von Orange her, das bis vor zwei Jahrhunderten ein selbständiges Fürstentum war. Nach langen Streitigkeiten kam durch Erbfolge Orange 1570 in den Besitz des Hauses Nassau, dessen Mitglieder die Würde eines Statthalters der Niederlande inne hatten und sich nunmehr auch den Titel eines Prinzen von Orange beilegten. In dem Ausgang des XVII. Jahrhunderts zwischen Frankreich und den Niederlanden ausgefochtenen Krieg wurde Orange von Ludwig XIV. occupiert; durch den Frieden von Ryswyk wurde das Haus Nassau 1697 jedoch wieder legitimer Besitzer des Fürstentums. Nach dem 1702 erfolgten Tode Wilhelms III. von Oranien, der kinderlos starb, machte u. a. auch König Friedrich I. von Preußen, da seine Mutter eine Tochter Heinrichs von Oranien war, seine Erbansprüche auf das Fürstentum geltend, das jedoch von Ludwig XIV. einfach als ein Frankreich gehöriges Lehen erklärt wurde, als dessen Prätendenten er nur den Prinzen von Conti gelten ließ. So wurde Orange die Ursache zu einem historisch berühmten Erbfolgestreit, der endlich 1713 durch den Frieden von Utrecht in der Weise geschlichtet wurde, daß das Fürstentum Frankreich einverleibt wurde, Frankreich und das Geschlecht Longueville, als dessen Erbe der Prinz von Conti aufgetreten war, auf Neuchatel zu gunsten Preußens verzichteten und Titel und Wappen von Orange der Krone Preußen anheimfielen. Orange, die einstige Hauptstadt der Kawaren, die 105 vor Christus das Schlachtfeld zwischen Cimbern und Römern bildete und später von Julius Cäsar zu einer römischen Kolonie umgewandelt wurde, war jetzt endgültig französisches Land.


Das Theater mit dem Blick auf Orange.

Eigentlich hat das moderne Frankreich sein Bayreuth Julius Cäsar zu danken, denn die grandiosen Überreste des herrlich erhaltenen römischen Theaters haben mit die Anregung zur Errichtung des französischen Bayreuths gegeben. Noch ein anderes, innerliches Moment trug hierzu bei, das Wiedererwachen der provençalischen Sprache und Litteratur. — In alten Zeiten, namentlich zu Ende des X. Jahrhunderts, blühte die Zunft der provençalischen Troubadoure, deren Lieder das ganze geistige und gesellschaftliche Wesen ihres Heimatlandes beeinflußten. Aber der Krieg, der Kreuzzug gegen die Albigenser, in dem die Provençe ihre Freiheit an Frankreich verlor, war auch das Ende der provençalischen Troubadoure, die von Schloß zu Schloß zogen und von Liebe, Freiheit und Religion sangen.

Die provençalische Sprache, die auch in Spanien, ganz besonders in Valencia und Katalonien, kultiviert wurde und die der älteste Zweig vom römischen Sprachenbaum ist, geriet immer mehr und mehr in Verfall, wurde immer mehr und mehr von dem Nordfranzösischen verdrängt und sank schließlich bis zu einem Patois herunter, das man mit „Neuprovençalisch" bezeichnete und weder im Verkehr noch in der Litteratur für voll nahm.

Allein wie Volksweisen, die sich fortpflanzen von Generation zu Generation, so lebten auch der Troubadoure Lieder in der Provençe fort, und ein Jahrhundert nach dem unseligen Religionskrieg versammelten sich die Sänger jener Lieder in Toulouse im Schatten eines Lorbeerbaumes und luden von hier aus alle provençalischen Dichter zu einem poetischen Wettkampf ein, der am 1. Mai 1324 in Toulouse stattfinden sollte und dem Sieger ein goldenes Veilchen verhieß. —

Die Troubadoure lebten wieder auf, an den Höfen von Aragon und Castilien erweckten ihre Lieder von Vaterland und Liebe, von Freiheit und Religion solche Begeiste-

rung, daß Don Juan I. von Aragon in seiner Stadt Barcelona die Blumenspiele von Toulouse einführte und so provençalischer Sprache, provençalischem Sang eine nie erhoffte Renaissance gab.

In der Mitte des XV. Jahrhunderts wurden diese poetischen Wettkämpfe unterbrochen, um 50 Jahre später in verjüngtem Glanze wieder aufzuleben. Clémence Isaure wurde ihre Beschützerin. Sie war die Göttin der Troubadoure, und der poetische Zauber, der diese Schöne umgab, machte sie in der provençalischen Poesie zu einer mystischen Persönlichkeit.

Das waren die goldenen Zeiten der Troubadoure und der Blumenspiele, und auf Antrieb der Akademie der Blumenspiele zu Barcelona entstand eine glänzende Reihe poetischer Werke. Politische und kriegerische Wirren haben die Troubadoure verjagt, haben provençalische Laute und Sitten verdrängt, aber die Provençalen unserer Tage wollen sie wieder auferstehen lassen, die goldenen Zeiten, sie wollen provençalische Sprache, provençalische Poesie zu neuem Leben erwecken, und eines ihrer stärksten Agitationsmittel ist das französische Bayreuth. Ja, es ist nur ein Agitationsmittel! Das französische Bayreuth hat mit dem Wiedererwachen provençalischen Geistes innerlich gerade so viel gemeinsam, wie unser deutsches Bayreuth mit Orange. Das deutsche Bayreuth dankt einem großen modernen Meister, einer gewaltigen nationalen Idee, welche die Kunst aller Länder beeinflußt hat, sein Entstehen, das französische Bayreuth hingegen ist nur erschaffen worden, weil man ein altes, römisches Theater rekonstruiert hat, dessen Vorstellungen von provençalischem Geiste und Wesen nicht den leisesten Schimmer verbreiten. Und doch ist Orange ausschließlich eine Schöpfung der Félibres, unter welchem Namen sich jene modernen provençalischen Dichter und Künstler vereinen, welche für die Sprache und die Poesie ihres herrlichen Heimatlandes eintreten und schaffen. Die Félibres haben die französische Litteratur sich errungen und auch außerhalb ihres Vaterlandes Interesse gefunden, und das populärste Schauspiel der Glanzzeit provençalischer Troubadoure hat sogar bereits in Deutschland Eingang gefunden. Im Mai 1899 und 1900 wurden auf Anregung von Johannes Fastenrath im Kölner Gürzenich Blumenspiele veranstaltet, deren Königinnen Carmen Sylva, sowie Prinzessin Victoria von Schaumburg-Lippe, die Schwester des Deutschen Kaisers, waren. Unsere Troubadoure und Minnesänger tragen freilich schwarzen Frack, weiße Binde und Chapeau claque. Das macht sich zwar sehr elegant und feierlich, paßt aber nicht so recht zur Romantik, der es in unserer ernsten, nüchternen und rastlos vorwärts schreitenden Zeit nicht mehr so gut geht, wie einstens.

Und doch lagert ein Stück großartiger Romantik über dem französischen Bayreuth, allein sie entstammt totem, altem Gestein und nicht modernem Leben und Weben.

Das Repertoire der beiden Festspielabende kündet, von welchem Geiste litterarischer und nationaler Unselbständigkeit und Unfreiheit dieses Bayreuth belebt ist. Am ersten Abend gelangten zur Aufführung: Pseudolus, Komödie in drei Akten von Plautus, Alceste, Tragödie in vier Akten von Euripides, sowie Orchester- und Gesangstücke von Massenet, Saint-Saëns und Beyer. Am zweiten Abend wurde Glucks Oper „Iphigenie in Tauris“ wiedergegeben.

— — — — — — — — — —

Von Paris fährt der Train in elf Stunden nach Avignon, das als Vorort und Hauptstation für Orange gilt.

Welch eine Stadt voll Stimmung und Schönheit! Wie hier aus dem Neuen das Alte hervorragt, wie hier Altertum, Mittelalter und Neuzeit sich umschlingen, wie hier die unverwüstlichen Überreste aus der Römerzeit mit den in ewiger Kraft und Schönheit aufragenden Monumenten des Mittelalters sich verketten und die Wahrzeichen dahingeschwundener Jahrtausende und Jahrhunderte mit dem modernen, profanen Verkehr verwachsen erscheinen! — Man sagt sich, wenn das antike Theater in Orange weiter nichts wäre als der Vorwand, der den Fremden veranlaßt, Avignon zu sehen und zu bewundern, dann hätte es schon seine Existenzberechtigung erwiesen. Hier, wo wundervoll erhaltene Merkmale die brutale Kraft und die feine Kultur der Römer offenbaren, hier, wo einst Päpste thronten, wo Heidnisches und Kirchliches sich eng berühren, hier erzählen tausend Steine die Geschichte der Nationen und der Mächtigen. „Le palais des papes“, der Palast, in dem

einst Päpste herrschten, er steht heute noch da als ein machtvolles, steinernes Zeichen vergangener Zeit und Größe. — Wie seitwärts vom Markusplatz in Venedig die offenen Fassaden des Dogenpalastes sich ausbreiten, so erhebt sich an der hinteren Seite des „Stadtplatzes" (Place de ville), auf dem allezeit ein fröhliches, überaus lebhaftes Korso- und Caféhaustreiben herrscht, das Riesengemäuer des Päpstepalastes. Hinter seinen hohen, dicken Mauern, die ihn als eine Schutz- und Trutzburg erscheinen lassen, exerzieren jetzt Soldaten, da, wo einst das Volk in gläubiger Andacht kniete, wird heute die Kniebeuge geübt, aus dem ehrwürdigen, machtvollen Schloß der Päpste ist eine Kaserne geworden. Nur ein kleiner Teil erinnert an den einstigen Charakter des Palastes, hier steht noch die Kapelle und vor dem Gotteshause erhebt sich auf hoher Wand eine Kreuzigungsgruppe, die mit ihren trauernden Engeln gar seltsam an jenes, ebenfalls hoch aufragende Steinmonument erinnert, das einst Ludwig II. den Oberammergauern geschenkt hat.

Hinter dem Päpstepalast, in dessen oberstem Turm der römische Volkstribun Cola Rienzi, der Held der Wagnerschen Oper, gefangen gehalten wurde, erstreckt sich in südländischer Pracht ein Park, an dessen Ende eine Märchenlandschaft sich ausbreitet. Die Rhone, die einst auf ihren Wassern stolze Kauffahrteischiffe sah, eine entthronte Königin des Verkehrs, fließt dahin in ihren bizarren Windungen und Krümmungen, an ihren Ufern grünt der Lorbeer, steigt die Cypresse empor, neigt sich die Olive, blüht der Kaktus, und zwischen Lorbeern, Cypressen, Oliven und Kakteen ragen auf die stolzen Ruinen von Ville-Neuve. — Überall eigenartige überwältigende Gegensätze. Hinter einem modernen Boulevard eine schmutzige, orientalische Straße, hinter einem großen Kaufhaus ein römisches Thor, hinter einer Straßenbiegung ein jahrhundertealtes Gotteshaus, hinter einer engen Gasse eine freie, sonnige Landschaft.

So bildet Avignon den stimmungsvollsten Übergang zum französischen Bayreuth, dessen Besucher in erster Reihe eine tüchtige Portion Optimismus und warme Decken mitbringen müssen. Mistral! Mistral! Das war das Leitmotiv von Orange.

Mistral ist der Nordwind des Mittelländischen Meeres, jener scharfe, kalte Sirokko, der durch die Städte und Gefilde der sonnigen Provence weht wie ein Sturmwind über den Wassern. Das ist der eine Mistral! Dann aber gibt es noch einen anderen — er ist die immer leuchtende Sonne der Provence, die Sonne, die sie hier anbeten. Frederic Mistral heißt der Mann, der der Führer ist im Streite für provençalische Poesie und Sprache, er ist der Begründer und Leiter der „Félibres",



Der Triumphbogen in Orange.

er stand an der Spitze jener provençalischen Sänger und Dichter, die am 21. Mai 1854 im Schlosse von Fontesguine bei Avignon das Gelöbnis ablegten, für die Gleichberechtigung der Sprache und die Wiederbelebung der Poesie ihrer Heimat einzutreten. Er scheint eine innerliche, vornehme Natur zu sein, denn obgleich das französische Bayreuth auf seinen Namen und sein Streben pocht, hielt er sich doch fern von all dem Festspieltreiben, blieb er still in Malaine, seinem idyllischen Heimatsdorf. — Mistrals Poesien und Epen (Lou trésor dou Félibrige, Calendou, Nerto, Mireio, das von Gounod unter dem Titel Mireille als lyrische Oper komponiert ist) interessieren in jüngster Zeit auch deutsche litterarische Kreise. Es ist eine gar innige und minnige Poesie, und

eben weil sie so innig und so minnig ist, weil sie so in Süßigkeiten, Schwärmereien und Überschwänglichkeiten schwelgt, kann sie heutzutage, da man auch in der Kunst und Litteratur die Stimmungen und Klänge des menschlich Wahren empfinden will, nicht allgemein durchdringen. Aber darum ist Frederic Mistral doch ein echter und rechter Poet, ein vaterländischer Dichter, der Freud und Leid seiner lichten Heimat bezwingend zu schildern und zu besingen vermag.



Äußere Ansicht des Theaters.

Der Provençale liebt es, alles von der rosigsten und hoffnungsvollsten Seite zu betrachten, und so nimmt es nicht wunder, daß auf dem Denkmal, das im Jahre 1891 anläßlich der Gedenkfeier der Wiedervereinigung Avignons mit Frankreich errichtet wurde, die folgenden Worte eingemeißelt sind, die am 26. Juni 1790 der Delegierte von Avignon in der Nationalversammlung gesprochen hat: „Frankreich ist frei, und auch wir konnten nur durch Frankreich frei werden. Wir werfen uns in seine Arme. Das französische Volk wird der ganzen Welt Gesetze geben und alle Nationen werden sich mit ihm vereinigen, damit alle Menschen Freunde und Brüder werden.“ —

Und mit diesem von Selbstgefälligkeit nicht freien Optimismus wird in einer Felibre-Festschrift, allerdings in schwungvoll poetischer Weise, Orange wie folgt geschildert:

„Orange, ein Name ganz aus Gold an der Pforte einer goldenen Provinz, einer Ebene, voll vom Leben, in südliche Sonne getaucht und gewiegt von blauer Luft! Dort atmet das Land mit seinen Scheunen und umsäumten Bienenkörben, mit seinen heißen Weinen, seinen sammetweichen Mädchen volle Gesundheit. Es ist das Land der Seidenraupen und Seidenspinnerinnen. Die Engel wollten darin wohnen, die Päpste kamen dahin, weil es beinahe der Himmel war.“ —

Das ist wunderschön gesagt, aber das französische Bayreuth, das eine Bahnstunde von Avignon auf dem Wege nach Marseille liegt, verhält sich zu dieser Schilderung so, wie die Poesie zur Wirklichkeit, die uns Orange als ein kleines, uninteressantes Städtchen mit engen Gassen und niedrigen Häusern zeigt. Orange hat circa 9000 Einwohner und einen Stadtplatz mit zahlreichen Restaurants und Cafés; hier trinken die Leute Absynth mit einer solchen Leidenschaftlichkeit, als ob sie echte Pariser wären. Den Absynth verdienen sie sich hauptsächlich mit Weinzucht, Obsthandel und Weberei. Aber mit der nüchternen Stadt, die auch die Arrondissementskapitale des Departements Vauluse ist, stehen im engsten Zusammenhang die herrlichsten Baufragmente aus der Römerzeit, und diese verleihen Orange, vor dessen Mauern sich grüne, saftige Thäler ausbreiten, im Verein mit den Reizen einer sanften Natur, seinen fesselnden Charakter. Die beiden hervorragendsten römischen Denkmale sind das Theater und der Triumphbogen, die sich vor dem Städtchen erheben. Der Triumphbogen ist im Jahre 12 vor Christi Geburt errichtet worden, seine architektonischen Formen sind unberührt, seine Reliefs deutlich erkennbar. Er ist ein unvergleichliches und anscheinend unvergängliches Wunderwerk, dieser Arc Marius, den die Kenner als einen der besterhaltenen römischen Triumphbogen preisen. Von den Wahrzeichen der Antike hebt sich Orange in kleinstädtischer Nüchternheit ab, es ist eben eine kleine Provinzstadt, und selbst die Tausende, die aus ganz Frankreich und auch aus fremden Landen zu den Vorstellungen im Théâtre antique herbeigeströmt sind, vermögen mit ihrem Treiben Orange keineswegs die Physiognomie einer Festspielstadt zu geben. So unterscheidet sich dieses französische Bayreuth, das außerdem nur sehr spärlich erleuchtet ist, auch äußerlich von dem deutschen Bayreuth, in dessen von elektrischem Licht erhellten

Straßen, Hotels, Bier- und Weinstuben sich ein internationales, geräuschvolles Treiben abspielt.

Um $8^1/_2$ Uhr beginnen die Vorstellungen, und um 7 Uhr bereits nimmt die Wanderung zum Théâtre antique ihren Anfang.

Ein erhabener Anblick. An einen mächtigen Felsen, lehnt sich als sei es aus ihm herausgehauen, das Theater in seiner ganzen Wucht an. Die Mauern haben eine riesenhafte Ausdehnung, sie zeigen keinen Schmuck, nur Kraft, und doch wie wirken diese Fassaden trotz ihrer Kahlheit! Weite Thorbogen, an denen die Kassen sich befinden, sind aus den Mauern herausgebrochen und bilden die Eingänge, durch die die Besucher über Schutt und Geröll ins Innere des Theaters gelangen. Jenes Halbdunkel, das dem gigantischen Riesenbau nach Außen hin etwas Mystisches verleiht, gibt dem gewaltigen Innenraum, in dem eine kleine Anzahl Acetylenflammen brennen, ein geradezu feierliches Relief. In weitem Kreise liegen amphitheatralisch die Plätze, die für circa 15 000 Personen berechnet sind. Unten die Fauteuils, dann die mittleren Sitze aus Steinfliesen, hinter ihnen die Logen, in denen Stühle stehen, und schließlich die billigen Plätze. Eine Loge kostet für eine Vorstellung 125 Francs, ein Fauteuilsitz 15 Francs, es sind aber noch immer an die 5000 Plätze, zu denen das Entree nur drei und zwei Francs beträgt. Die Besucher nehmen es schließlich mit ihren Sitzen nicht so genau; sie klettern einfach von den billigen zu den teueren Plätzen, und wenn es gar den vereinten Kräften gelungen ist, eine Bretterwand zu durchbrechen und so in Schaaren die besseren Sitze zu okkupieren, begrüßt allgemeines Beifallsschreien diese Heldenthat. — Auch hier im Theater selbst herrscht nichts weniger als Festspielstimmung. Verkäufer rufen Sitzkissen und Programme aus, Cigarren- und Cigarettenqualm steigt auf, Pfeifen und Zischen von Tausenden bringt von unten nach oben und von oben nach unten. Es herrscht eine Radaustimmung, die ihren Höhepunkt erreicht, wenn auf der Bühne sich einer der Inspizienten blicken



Das Innere des Theaters zu Orange.



Fräulein Wanda de Boncza,
Darstellerin in der „Alceste“ von Euripides.
Aufnahme von Reutlinger in Paris.

läßt. Da — ein dreimaliges Klopfen hinter der Bühne, die ersten Klänge des Orchesters erklingen, auf das tosende Johlen folgt ein tiefes Schweigen.

In der Mitte der in kolossaler Breite und Höhe gehaltenen Prosceniumsmauer, deren Vorsprünge, Höhlungen und Säulen noch deutlich erkennbar sind, ist die Bühne errichtet, die eigentlich nur aus dem Podium besteht, von der modernen Technik unberührt ist und eine Veränderung der Scene nicht zuläßt. Lorbeerhaine bilden ihre Umgrenzung, Cypressen und Kakteen, an deren Stämmen die Beleuchtung in mystischer Eigenart hin und her flackert, ihre Soffiten, eine in der Mittelwand hängende rotseidene Gardine, durch welche die einzelnen Auftritte und Abgänge der handelnden Personen erfolgen, schließt den Hintergrund ab. Die Poesie des Südens ruht auf dieser seltsamen Bühne.

Massenets Phädra-Ouverture leitet den Abend ein. Als ob sie unsichtbar durch die Lüfte schwebte, so steigt die Musik rein und klar in ihren feinsten Schattierungen empor, die Töne dringen überall hin, selbst zu den entferntesten Plätzen, es herrscht eine geradezu klassische Akustik, die sich nachher beim gesprochenen Wort ebenfalls in höchster Vollendung bewährt. — In diesem freien schmucklosen Riesenraum hat der Ton keine aus Logenbrüstungen, Stoffen und Ausschmückungen bestehenden Hindernisse zu überwinden, darum besitzt das Théâtre antique jene Akustik, deren Erreichung unsere modernen Theaterarchitekten irrigerweise für einen reinen Zufall halten.

Die Musik wirkt herrlich, obgleich Massenets Ouverture nichts vom Wesen der Antike verspüren läßt, aber geradezu feierlich und erhaben erscheint sie, da die Klänge von Glucks Alceste ertönen, welche die Aufführung der Euripidestragödie Alceste begleiten.

Der Tragödie ging eine dreiaktige Komödie voraus, Pseudolus von Plautus. Was hat diese Farce, die Jules Gastambide bearbeitet hat, mit dem Théâtre antique zu thun? Sie ist im Jahre 191 vor unserer Zeitrechnung aufgeführt worden, und hierdurch erscheint sie für das französische Bayreuth legitimiert. Hier zeigt sich schon der Haken. Man hat keine eigenen nationalen Werke für dieses sogenannte Bayreuth, darum glaubt man, daß für das alte Theater auch alte Bühnenwerke das Passendste seien.



Fräulein Hatto, Darstellerin der Iphigenie
in Glucks gleichnamiger Oper.
Aufnahme von Reutlinger in Paris.

— Günstiger wirkte die Alceste des Euripides; aber auch sie erschien an dieser Stätte wie eine Fremde, trotzdem der von singendem Pathos durchzogene Deklamationsstil der Mitglieder des Théâtre français gerade hier selbst einem modernen Kunstempfinden nicht ungeeignet erscheint. Und doch hätte Alceste trotz ihrer 2000 Jahre und trotz des antiken Theaters versagt, wenn ihr nicht durch Glucks Töne die rechte Weihe und Stimmung verliehen worden wäre. Das Publikum schien äußerlich begeistert, aber warm wurde es nicht. Der Mistral wehte und pfiff, Schauern und Frösteln durchrieselte den Körper, die Leute, die keine Decken und Überzieher hatten, flohen. Dieser erste Abend war eine Enttäuschung, die vielleicht durch das von Wind und Wetter verursachte körperliche Unbehagen noch verschärft wurde.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend tadeln, man soll sich nicht durch den ersten Eindruck bestimmen lassen. Welch eine Erhabenheit und Feierlichkeit durchwehte die zweite Festvorstellung in Orange, in der in erster Reihe Mitglieder der Großen Pariser Oper und der Opéra comique mitwirkten. Wo existiert noch das Werk voll Ruhe, Größe und Feierlichkeit, das so in den Rahmen des Théâtre antique hineinpaßt wie Glucks Iphigenie, wo existiert aber auch andererseits die Stätte voll Ruhe, Größe und Feierlichkeit, die mit der Iphigenienstimmung so harmonisch verbunden ist wie das römische Theater in Orange? Gleich Tönen aus den Wäldern und Tempeln der Götter stieg die Musik empor, und wie antike Gestalten, denen Leben eingehaucht ist, bewegten sich die Menschen vor den Lorberhainen der Bühne; und wenn der heute so milde Mistral um Iphigenien wehte, dann gab er ihrem Gewand, das sich durch die Luftbewegungen unwillkürlich an die Gestalt mit den wundervollen Formen anschmiegte, den klassisch schönen Faltenwurf. Mademoiselle Hatto von der Großen Pariser Oper war in der Erscheinung und in den Posen eine Iphigenie, die alle Illusionen verwirklichte. Das von Jéhin geleitete Orchester, vor allen Dingen aber die Chöre, welche feierlich über Treppen durch Lorbeern und Cypressen zur Bühne aufstiegen, harmonierten mit der Stimmung, welche die Phantasie umfangen hielt und sie zurückführte zu vergangenen Jahrtausenden. — Ein Stück erhabenes, klassisches Altertum war lebendig geworden, und, als vom azurblauen Himmel, an dem Millionen Sterne in südlichem Glanze leuchteten, der Mond seinen Gruß hinuntersandte zu all den Tausenden, als auf den uralten Wänden die Lichtschatten vorbeihuschten, da offenbarte sich in zauberhafter, bezwingender Weise die wundervolle Macht, die feierliche Kraft des französischen Bayreuths.

Das Spiel ist aus, und wie zartes Spinngewebe, in das eine rohe Hand greift, zerreißt die Stimmung. Man applaudiert, man johlt, man schreit, man trampelt, und gleich Lorbeerkränzen fliegen von allen Seiten Hunderte von Kissen, welche als improvisierte Sitze die Steinfliesen bedeckten, auf die Bühne. Eine seltsame Huldigung. Diese Zuhörer sind von einer urwüchsigen Naivetät, eine Stimmung vor und nach der Vorstellung ist ihnen fremd, nur das, was sie auf der Bühne sehen, von ihr herab hören, fesselt sie; ist das Spiel aus, dann sind sie wieder ganz Provençalen voll Temperament und Fröhlichkeit!

Nahezu zwei Jahrtausende ruhen auf dieser Stätte, und was einst in vorchristlicher Zeit römischer Cäsaren Pracht und Macht erstehen ließ, das steht noch da in gewaltigen Fragmenten, die so unüberwindlich fest ausschauen, als könnten sie auch den nächsten zwei Jahrtausenden Trotz bieten; wenn einst in diese Stätte eine Kunst eingezogen sein wird, die aus einem nationalen Geiste entspringt und der ganzen Welt Neues, Wahres, Schönes und Tiefes kündet, dann wird Orange vielleicht den stolzen Titel „das französische Bayreuth" führen dürfen. An der Spitze dieses Bayreuths steht ein feinsinniger Poet, Paul Mariéton, der natürlich auch zu den Félibres gehört. Er hat bereits das Interesse der französischen Regierung für Orange, das eine Staatssubvention erhält, wachgerufen. Geld ist hierbei aber nicht die Hauptsache.

Der geheimnisvolle Zauber, der von dem Théâtre antique in Orange ausgeht, muß erlebt werden, damit man ihn versteht und empfindet, aber er geht von einem interessanten, antiken Schaustück aus und nicht von einer großen, jungen Kunst.

Alfred Holzbock.



Herbst und Heide.

Drei Gedichte von Ernst Behrend.

Das Korn liegt unter Dach und Fach,
Das Obst reift an den Bäumen,
Der Sommer rüstet sich gemach,
Dem Herbst das Feld zu räumen.

Da regt es sich gar wundersam
Im weiten Reich der Heide,
Es ist, als ob ein König kam
In festlich schönem Kleide.

Es ist, als ob auf goldner Bahn
Das Jahr zurück möcht' schweben.
Hier hebt kein herbstlich Sterben an,
Hier quillt jetzt junges Leben.

Bald blühet purpurn Strauch an Strauch
Das Zwerggewächs der Heide.
Mich dünkt dies schier wie Osterbrauch,
Wie Maien-Augenweide.

Spät zog fürwahr der Lenz hier ein
Mit einem Rest von Gaben:
Die Heide will für sich allein
Stolz ihren Frühling haben.

Ich geh' im Abendsonnenschein
Und geh' so mutterseelenallein
Über die rote Heide.
Mein Schatten, der begleitet mich nur,
Müd' folg' ich ihm auf der dunkeln Spur.
Ich folge meinem Leide.

Wie lange schon, und wir gingen zu zwei'n
Im milden Abendsonnenschein
Auf stillen Heidewegen.
Wir sahen uns ins Angesicht
Und sahen nichts als Licht und Licht.
Wir gingen dem Glück entgegen.

Nun weiß ich einen Hügel klein,
Verklärt vom letzten Tagesschein,
Jenseits der roten Heide.
Ich aber wandre hinein in die Nacht,
Und wenn die Sonne neu erwacht —
Ich wandre weiter im Leide.

Aus dem flachen Heideboden
Ragt empor ein Kranz von Steinen,
Weiße Birkenstämme stehen
Um das stille Hünengrab.

Goldgelb fiel das Laub hernieder
Und umhüllt die Riesenblöcke,
Rings, soweit die Blicke reichen,
Blüht das Kraut in ros'ger Glut.

Welchen prächt'gen Purpurmantel
Schuf die Heide dir zum Bahrtuch,
Drauf die güldne Krone legend,
Alter Langobardenheld!





Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. So ewig alt und ewig neu wie Sonnenaufgang und Frühlingsluft, Blühen und Welken, Sehnsucht und Entsagung. Wieder einmal die alte Geschichte von der Liebe ist es, die Georg von Ompteda in seiner „Radlerin“ (Berlin, Fontane & Co.) erzählt, so schlicht und so prunklos, als wäre sie eine Erfindung von gestern; zum tausendstenmale hören wir sie, und es ist doch ein Klang in ihr, als vernähmen wir sie zum erstenmal. Ewig bleibt die Empfindung dieselbe, aber wie sie sich äußert, wie sie entsteht, unter welchen Bedingungen sie erwächst und verblüht, das gibt der uralten Weise immer wieder ein neues Gepräge, einen neuen Ton. Millionen Herzen haben ihren Zauber gekostet, und doch hat sie auf jedes stets wie eine nie geahnte, nie gehörte Offenbarung gewirkt, so jung und morgendlich heute, wie in den Tagen der Moabiterin Ruth und der Karthagerin Dido. Zwischen den Ähren fand Ruth das Glück, den Jagdspeer in der Rechten erjagte es die karthagische Königin, über die Klostermauern hinweg spann sich das Sehnsuchtsband zwischen Abälard und Heloise, durch gezückte Schwerter hindurch fand Romeo den Weg zu Julia Capuletti. Jede Liebesgeschichte hat ihr besonderes Drum und Dran, je nach Zeit und Ort. Und so erscheint es ganz angebracht, wenn die Liebe heutigentags zur Abwechselung einmal das Zweirad sich dienstbar macht. Schwerlich wird das jüngste Liebespaar der Litteratur — Rudolf und Lollo — so hohen Ruhm erringen, wie seine Vorgänger Eros und Psyche, Pyramus und Thisbe, Abälard und Heloise, Romeo und Julia, Faust und Gretchen, Don Quixote und Dulcinea, Werther und Lotte. Aber von dem Innerlichsten und Wesentlichen, was an diesen Liebesverhältnissen entzückt, steckt ein gut Teil auch in der Geschichte vom Grafen Tondern und seiner Radlerin. Äußerliche Verwickelungen spielen in der Erzählung nur eine geringe Rolle, die Darstellung des Empfindungslebens überwiegt, und vielfach nimmt sie einen echt lyrischen Charakter an. Wie zwei junge Herzen sich zu einander neigen und wie sie nun all das Hangen und Bangen, das Himmelhochjauchzen und zu Todebetrübtsein, von dem die Dichter aller Zonen nicht müde werden zu singen, ihrerseits durchproben müssen, das zeichnet Ompteda in lebendigen, bald zarteren, bald derberen Zügen. Es ist nicht seine Art, geniale Ausnahmemenschen, höchste Leidenschaften, tiefstes Ringen zu gestalten. Seine Helden sind aber ebensowenig Durchschnittsmenschen, sie stehen zumeist ein wenig abseits von der Masse, und ihr Empfinden ist von feinerem Gepräge, als es so durchweg im Lande des Brauchs ist; nur entspricht ihr Können nicht ihrem Wollen, ihre Thatkraft nicht ihrem Gefühlsreichtum und die Tiefe des Gefühls nicht seinem Umfang. Sie erscheinen deshalb mehr als Lebensdilettanten, denn als Lebensgenies. Einer aus diesem Geschlecht ist auch der neue Romeo Rudolf Graf Tondern. Er ist noch sehr jung, doch ist sein eigentliches Wesen schon deutlich erkennbar; er erinnert an eine andere Gestalt, der Ompteda ein Buch gewidmet hat, an den „Ceremonienmeister“; als dieses Muster eines ästhetischen Weltmannes noch nicht Greis, sondern dreiundzwanzig Jahre alt war, muß er sich ähnlich präsentiert haben wie Graf Tondern. Der junge Herr besitzt irgendwo in Böhmen eine Standesherrschaft. Aber sein Daheim hat er dort nicht, er treibt sich in der Welt umher, überall und alles mögliche flüchtig genießend, ohne irgend einer Sache auf den Grund zu gehen. Mit Vorliebe weilt er in Dresden, und dort sieht er eines Tages auf dem Fest eines Radfahrerklubs ein Mädchen, das ihn sofort bestrickt. Sie hat nichts Glänzendes und Bestechendes, und so hübsch und niedlich sie ist, ragt sie doch weder körperlich noch seelisch über den Durchschnitt hervor. Aber danach fragt ein junges Blut nicht, wenn es einmal in Wallung gekommen ist. Und den Grafen Rudolf „hat es“, wie der Berliner sagt, vom ersten Augenblick an, wo er die Maid gesehen, gründlich. Sein Empfinden kennt und

sucht nichts anderes mehr als sie; er ruht nicht, bis er ihr Heim, ihren Namen aufgespürt hat, bis er sie dazu gebracht hat, mit ihm gemeinsam zu radeln. Und wie nun die beiden Leutchen sich näher und näher kommen, bis zum ersten Kuß, zum Du und Du, zum stillverschwiegenen Kosen und Tändeln, wie sich ihr ganzes Wesen, ohne daß sie sich dessen bewußt werden, mit drängender Sinnlichkeit erfüllt, — diese alltägliche Geschichte trägt der Erzähler so reizvoll, so lebensvoll in jedem Zuge vor, daß man ihre Entwickelung mit einer wahren Spannung verfolgt. Lolla Lehmann ist der Name der geliebten Dame, und ebenso unromantisch erscheinen die Verhältnisse, in denen sie lebt; dürftig nach allen Seiten hin. Der edle Graf aber stößt sich daran nicht im geringsten, er ist bereit, vom Fleck weg seine Lolla zu heiraten und den Posamentier Lehmann Schwiegervater zu nennen; von Standesvorurteilen weiß er sich gänzlich frei. Trotzdem erfährt das Liebesglück mit der Zeit allerlei Trübungen; der kleinbürgerliche Sinn der Geliebten und ihre geistige Unebenbürtigkeit erregen in dem Grafen, wenn er sich auch den Grund nicht immer klar eingesteht, allerlei Unbehagen. Und so wirkt es nicht sonderlich überraschend, daß sich der Graf zuguterletzt in einer schwachen Stunde von dem besorgten Vater Lehmann das Ehrenwort abpressen läßt, den Verkehr mit Lolla aufgeben zu wollen. Dieser Eingriff von außen ist künstlerisch nicht unbedenklich; feiner wohl hätte es gewirkt, wenn die Geschichte ihren natürlichen, rein innerlichen Verlauf genommen hätte. Aber nur die Katastrophe hat etwas Gewaltsames. Das Schlußbild ist wieder ganz Leben, ganz folgerichtig. Einige Zeit nach dem Bruch sieht der Graf die einst Angebetete wieder. Sie schwebt stolz am Arme eines anderen, eines gewöhnlichen Biedermanns vorbei, und um den ehemaligen Liebhaber verächtlich zu strafen, schmiegt sie sich eng und zärtlich an seinen Nachfolger an. Der Graf aber empfindet nicht die geringste „Bitterkeit in seinem Herzen". „Das alles war schon viel zu ferne, vergessen, versunken." Im Gegenteil, er sucht in der Begegnung einen Trost; es freut ihn, daß Lolla sich nicht unglücklich fühlt. So braucht er sich nicht mit Gewissensbedenken zu plagen und kann sich die ganze Lebensepisode in einem Abschiedsgedicht von der Seele schreiben:

Heut bin ich ihr begegnet! . . .
Kalt schritt sie vorbei,
Als sei
Ich nie in ihr Leben getreten,
Als hätte ich nie gebeten,
Die Hand ihr zu küssen, die Wange, den Mund,
Als hätte sie niemals in seliger Stund'
Mir zitternd gesagt:
„Wie kann es ein Leben
Nur ohne dich geben?"
Als hätte sie nie mich bebend gefragt:
„Liebst du mich auch?"
Als hätte nie ihres Atems Hauch
Der wogenden Brust sich entrungen,
Zu heißem Schwur mich bezwungen.
Fremd schritt sie vorbei,
Als sei
Ich nie ihr der Nächste von allen,
Von allen Menschen der Welt gewesen . . .
— — — — — — — — — — — — —
Schreite nur immer an mir vorbei,
Als sei
Ich dir nie begegnet:
Einst hast du mich Armen glücklich gemacht,
Trennt uns auch nun die Lebensschlacht:
Bleibe gesegnet!

Eins ersieht man schon aus dieser flüchtigen Übersicht, daß die Radfahrten der beiden Liebesleute keinen Wesensbestandteil der Erzählung bilden. Aber sie geben zu Schilderungen Anlaß, aus denen es wie ein frischer Lufthauch, wie Tannenatem und Erdgeruch den Leser anweht. Und damit knüpft sich auch in dieser Richtung Modernstes an Ältestes an.

Das Rad hat die Wanderlust neu belebt. Es gibt jedoch ein Geschlecht von Wanderern, das heute wie ehedem statt des Pedals den Erdboden tritt und von jeher auf des Schusters Rappen angewiesen ist. Auf Rappen, die nur zu oft Schindmähren heißen könnten. Das ist das Geschlecht der pilgernden Fecht- und Sonnenbrüder, deren Masse der Handwerksbursche bildet, zu dem aber auch Tausende zählen, die von der Lebensflut an den Strand geworfen sind und die zu schwach, zu gleichgültig, zu bequem sind, sich wieder in den wogenden Strom zu stürzen, der unablässiges Ringen erfordert. Von diesen Zigeunern der Civilisation, von ihrem Leben und Treiben, ihrem Denken und Fühlen entrollt Hans Ostwald in seinen „Vagabunden" (Berlin, B. P. Cassirer) ein packendes, wirklichkeitstreues Bild, das man nur noch reicher und vollständiger wünschen möchte. In seinem Aufbau läßt das Buch manches zu wünschen übrig, auch stilistisch ist es nicht überall gleich reif und vollendet, aber für diese Mängel entschädigt die lebendige Frische des Inhalts und die Eigenartigkeit des Stoffes. Und immer wieder zeugen einzelne Schilderungen von einer starken künstlerischen Begabung. Zweifellos beruht das Buch im wesentlichen auf eignen Erlebnissen des Verfassers; er selbst ist offenbar einmal „auf der Walze" gewesen, und das gibt seinen Berichten den rechten Reiz, man merkt ihnen an, daß sie mehr als litterarische Mache, daß sie aus tiefem Mitempfinden erwachsen sind. Ostwald erzählt von einem jungen Manne, der infolge eines Zwistes mit seinem Vater das Elternhaus verläßt und sich auf die Wanderschaft begibt, ohne Ahnung, wie sehr das Leben auf der Walze seinen gesellschaftlichen Gewohnheiten, seinen Ansprüchen, seiner feineren Bildung widerstreitet. In den Pennen lernt er Zigeuner aller Art kennen; junge Handwerker, naiv und harmlos, die zum erstenmal sich in die Welt hinaus wagen; ältere Fechtbrüder, die trotz allen Suchens keine Arbeit finden können oder keine Lust mehr haben, zu suchen; Deklassierte, die ein Fehltritt aus ihrer Laufbahn gebracht hat und die rettungslos der Verlumpung verfallen sind; „geborene" Strolche und Bettler von Profession. Jede dieser Gruppen hat ihre gemeinsamen Merkmale, ihre gemeinsamen Charakterzüge, innerhalb der Gruppen aber zeigen

die einzelnen oft eine ausgeprägte Besonderheit. Mit allen kommt der junge Wandersmann in engere oder losere Berührung. Solange er noch über einige Mittel verfügt, erträgt er das neue Leben mit ziemlichem Gleichmut, wenn ihn auch manchmal der Ekel vor den Eß- und Schlafstätten zu übermannen droht. Als er aber nichts mehr sein nennt und sich ganz aufs Fechten angewiesen sieht, da geht es fürchterlich rasch mit ihm bergab; seine Widerstandskraft erschlafft in jeder Beziehung, seine sittlichen Anschauungen verlieren jeden Halt, und mit dem äußeren Menschen verroht und verlumpt der innere. Zum Glück erfährt sein Schicksal, ehe er ganz heruntergekommen ist, von außen her eine Wandlung, und er kann im Vaterhause sich von aller Pein erholen. Die seelische Entwickelung ist nur dürftig angedeutet, und der Schluß wie der Anfang der Erzählung könnten im Ton etwas tiefer und voller gestimmt sein. Um so fesselnder sind die Kapitel, die den Kern des Buches ausmachen, die Schilderungen des Vagabundenseins. Es ist freilich kaum möglich, sie rein ästhetisch zu genießen; der sociale und ethische Inhalt, den sie bergen, erdrückt beinahe den künstlerischen Eindruck. Als Ganzes wirken die Bilder beklemmend und beängstigend wie ein Albdruck; man glaubt hier und da eher in Dantes Hölle einen Einblick zu thun, als in ein Menschentreiben, das sich am hellichten Tage im neuen Deutschen Reiche abspielt. An humoristischen Zwischenscenen ist kein Mangel, aber auch das Humoristische hat kaum etwas Fröhliches, es gemahnt nur zu sehr an die wirren, fratzenhaften Bilder des tollen Höllenbreughel. Seinen Höhepunkt erreicht das Buch in der Scene, in der das ganze Gelichter, Männer und Weiber, sich in einer Scheune zum Tanze vereinigt; hier gibt Ostwald auch künstlerisch sein Bestes. Die einzelnen Figuren sind zum Greifen deutlich, Beleuchtung und Farbe durchaus stimmungsvoll in ihrer grellen Wildheit, und der sprachliche Ausdruck ist ebenso derb und unverhüllt wie charakteristisch.

„Das Mädchen stieß eine kleine Thür in dem Scheunenthor auf — wir standen vor einem Haufen wüsttanzender Weiber und Kerle, beschienen von zwei Stallaternen. Über die als Gastraum dienende Tenne hinweg waren zwei Stangen von Heuboden zu Heuboden gelegt — an ihnen schwebten die matt schimmernden Lichtspender über den wirren Knäuel flatternder Röcke, beschmutzter Jacken, bloßer Füße und fettiger, glühender Gesichter mit stieren Augen. Rechts saß ein alter verwachsener Greis und drehte unermüdlich an seinem kleinen Kasten, aus dem, trotz seines hastigen Dudelns, nur abgerissene Klänge eines Rheinländers — ab und zu auch tonloses Pfeifen und dann wieder nichts als die krächzenden Töne der Begleitung kamen, der die führenden Klänge der Melodie fehlten. Aber was er nicht gab, ersetzten sich die Tanzenden durch allgemeinen Gesang: „Es kam in tiefer Mitternacht ein Färber einst nach Haus“ 2c. Bis jetzt hatten wir erstaunt von der Thüre aus zugesehen, da packte mich plötzlich ein Weib um die Hüften und riß mich in den Strudel mit hinein. An ihrem Gekreisch erkannte ich die Mutter Jette. Sie riß mich mit herum, und im Schwindel, der mich bald ergriff, drehte ich mich nach dem Liede: „Sturm, Blitz, Kanonendonner! ...“ Mutter Jette ließ mich los. Sofort kamen ihre Tochter und noch einige Weiber. Da war so ein altes verschrumpeltes Geschöpf mit glänzendem, hagerem Gesicht. Sie schielte mich mit begehrlichen Augen an ... Eine andere hochgewachsene junge Frau warf sich mir sofort an die Brust: „Ach du vielgeliebter, einziger Mann! Gott, wie liebe ick dir!“ ... Schamvoll zog sie sich ihre zerfetzte Schürze über das lachende Gesicht ... Die Umstehenden kreischten laut lachend auf: „Ach, die Fenus von Müllern hat et doch am besten raus.“ Sie erklärten mir, daß die Müllern die geschiedene Frau eines Geheimrats sei. Sie heiße in Kundenkreisen Fenus von Müller, weil sie von sich sage, sie sei einst so schön gewesen wie eine gewisse Fenus ...“ Es folgt dann eine greuliche Balgerei, bei der das Blut nur so spritzt. Schließlich feiert man Versöhnung im Fusel. „Ein zehnjähriges Mädchen war nach Schnaps geschickt worden. Als es nicht wiederkam, suchten wir es und fanden es auf dem Hofe neben dem Misthaufen; es hatte die halbe Flasche ausgetrunken. Der Vater schimpfte und stieß es mit den Füßen, die anderen jauchzten über das schlaue Ding. Ein Schwertrunkener fiel über mehrere kleine schlafende Säuglinge. Eins mußte wohl einen bösen Schaden erlitten haben, es schrie noch nach Stunden, den Wimmerkasten übertönend. Einige erfahrene Schicksen trösteten die Mutter: „Det is janz jut; so'n krankes Schrabbinchen is besser wie der feinste Kohl, det bringt noch am meisten in. Und 'n kranker Krüppel kriegt von jedem wat. Der hat's später mal am besten!“ Eine Schickse lieh sich das Kind auf eine Woche gegen eine Mark. Aus einem Winkel kroch ein Krüppel zwischen die tanzenden Weiber und schlug voll Ärger um sich. An den Röcken riß er sie zu Boden. Sie lachten und kreischten. Eine schrie, auf seine Beine weisend, die bis zum Knie fehlten: ‚Mensch, wo haben se dir denn 'ne Etage kürzer gemacht?...‘ Von den sonstigen Einzelheiten der Scene läßt sich hier an dieser Stelle unmöglich etwas anführen; das Mitgeteilte wird auch gerade genügen. Charakteristisch für die Vagabunden ist die völlige Knochenlosigkeit ihres Wesens, die Feigheit der anderen Welt gegenüber, die den Haß weit übertrifft. Nur einmal erzählt Ostwald von einem, der sich in wilder Wut gegen den ewigen Störenfried, den Gendarmen, auflehnt und an ihm sein Mütchen kühlt. Im Verkehr miteinander zeigt sich ebensoviel Gutmütigkeit wie roher Egoismus, der den anderen zu überlisten und ihm wegzuschnappen sucht, was sich nur eben erkapern läßt. Solidarisch fühlen sich die Zigeuner im allgemeinen der bürgerlichen Gesellschaft, besonders der Staatsgewalt gegenüber, aber auch da gibt es Ausnahmen. Zu eigentlichen Verbrechen kommt es selten, dazu fehlt es den Verkommenen an Energie. Erfreulich sind die Gedanken nicht, zu denen das Buch anregt. Es muß etwas faul sein in unserer Kultur, daß innerhalb ihrer Grenzen dies Vagabundensein nicht nur möglich ist, sondern sogar recht üppig gedeihen kann. Nur das eine berührt beinahe humoristisch, daß diese unfruchtbaren Schmarotzer am

Volkskörper doch noch eine ganze Industrie in Brot und Nahrung setzen, die Gastwirtsindustrie der Herbergen, Pennen und Kaschemmen.

Von einem anderen Wandervolk, von anderen Heimatslosen — heimatslos freilich nur im bedingten Sinne — von den Landsleuten des ewigen Pilgers Ahasver erzählt Friedrich Fürst Wrede in seinem Roman „Die Goldschilds“ (Berlin, Ernst Hofmann & Co.). Die Aufgabe, die der Dichter sich gestellt hat, ist im Rahmen eines einzigen Romanbandes ganz unlösbar; Fürst Wrede hat infolgedessen kaum mehr als eine Umrißzeichnung liefern können, die nur an einzelnen Stellen weiter ausgeführt, schattiert und farbig behandelt ist. Nichts Geringeres versucht Wrede zu bieten, als die äußere und innere Geschichte des deutschen Judentums seit seiner Emancipation. Eine Geschichte in dichterischer Form, die an typischen Vertretern des Judentums die Kulturbedeutung der Rasse, sowie die seelische und geistige Entwickelung des einzelnen Juden nachweisen will. Fünfzig Jahre, drei Menschengeschlechter umspannt der Roman, und sein Umfang beträgt nur dreihundert Seiten. Da ist es fast selbstverständlich, daß die Erzählung des öfteren zu einer blaßen Berichterstattung wird, daß an Stelle eines umfassenden poetischen Gemäldes mehrfach eine kurzgedrungene Abhandlung tritt und psychologische Entwickelungen von schwerverständlicher Art mit ein paar Zeilen erledigt werden. Es ist schade um diese Knappheit, denn in jenen Scenen, die bis ins kleinste künstlerisch ausgearbeitet sind, offenbart sich ein bedeutendes Erzählertalent, das in der Charakteristik wie in der Schilderung Anziehendes und Fesselndes leistet. Freilich steht dies Talent vor der Hand noch ganz im litterarischen Banne Zolas; bis auf stilistische Einzelheiten erstreckt sich der Einfluß des Franzosen. Mit der Gesamtgeschichte des Judentums, mit seinen Sonderanschauungen, der Art seines Lebens und Empfindens zeigt sich Wrede aufs tiefste vertraut, wenn man auch hier und da herausmerkt, daß er das jüdische Sein und Denken nur als ein sorgsam Beobachtender, nicht als ein innerlich Miterlebender kennen gelernt hat. Jedenfalls aber gehört die Thatsache, daß es gerade der Sprößling eines deutschen Fürstenhauses ist, der diesen Roman geschrieben hat, mit zu den Zeichen unserer Zeit.

Drei Vettern Goldschild sind es, deren Lebensgeschichte Wrede vorführt, jeder ein echtes Kind seines Volkes und doch von den beiden anderen so verschieden wie möglich. Alle drei verleben ihre Jugend in der böhmischen Stadt Chiesch und wandern dann nach Wien aus, um hier ihre Bestimmung und Lebensaufgabe zu finden. Am einfachsten gestaltet sich die Laufbahn des Vetters Raphael. Er hat sich schon als Knabe dem orthodoxen Glauben entfremdet und sich ganz der jüdischen Mystik hingegeben. In Wien wird er im Handumdrehen katholisch, heiratet eine dralle Bauernmaid, erwirbt ein Paramentengeschäft, das ihm den ständigen Verkehr mit dem geliebten Klerus sichert, wird alle Tage frömmer und fetter und zeugt einen Sohn, der — man möchte sagen natürlich — sich der Kirche widmet und als — christlich-socialer Agitator alle Mitkämpfer aus wien-germanischem Blut an Fanatismus übertrifft. Im schroffen Gegensatz zu dem Gemütsmenschen Raphael entwickelt sich der Vetter Isak. Eine geborene Raubtiernatur, erfüllt ihn von frühauf nur die eine Gier nach Geld und nach der Macht, die das Kapital gewährt. Kein Mittel ist ihm zu niedrig und gemein, um dieser Gier Sättigung zu verschaffen. Mit jener Energie, die rücksichtslos fremdes Wohl dem eignen opfert und selbst den Weg über Leichen hinweg nicht scheut, bringt es Ehren-Isak schließlich dazu, Herrscher im Reiche des Mammons zu werden und Million auf Million zu häufen. Diese Erwerbssucht ist aber kein Mittel für ihn, um sich Behagen oder Glück zu sichern, sie ist reiner Selbstzweck; wie der Künstler sich gedrängt fühlt zu schaffen, unbesorgt, ob das Schaffen irgendwem zum Heile gereicht, so treibt den Mammonssklaven ein innerer Zwang, seine Geldgier um jeden Preis zu stillen oder vielmehr ohne Stillung fort und fort zu nähren bis zum letzten Atemzuge. Das Glück hält sich denn auch von dem Vernichter so vielen fremden Glückes fern. Isak erfährt noch auf der Höhe seines Lebens, daß er seine Schätze nur gesammelt hat für Erben, die er nicht kennt; nach seinem Tode werden sie zerstreut werden und der Allgemeinheit zu gute kommen, der sie entrissen worden sind. Isaks einziger Sohn ist von Kindheit an ein alberner Taugenichts, der ohne Sinn und Verstand vergeudet und zuguterletzt dem Blödsinn verfällt; Isaks Enkel aber siecht inmitten eines märchenhaften Prunkes ohne Kraft zu genießen dahin und stirbt noch als Knabe. Am Ende seiner Laufbahn steht der Alte so allein und vereinsamt wie am Anfang. Der dritte Vetter David repräsentiert den Idealismus und die jüdische Intelligenz. Er kämpft auf den Barrikaden für die Emancipation seines Stammes, verficht dann die Errungenschaften der Revolution als Journalist und stellt schließlich als Arzt seine Kräfte in den Dienst des Allgemeinwohls. Durch alle Enttäuschungen hindurch wahrt er sich seine freie und humane Gesinnung. Die Hoffnung aber, daß sein Stamm mit dem Volke, dessen Kultur und Arbeit er teilt, zu einem Ganzen verschmelzen werde, sieht er nicht erfüllt. Auf der einen Seite untergraben diese Hoffnung die Antisemiten, an ihrer Spitze der Priester aus jüdischem Blut, auf der anderen die Zionisten, die von einem jüdischen Sonderstaat im Lande der Verheißung nicht nur träumen, sondern ihn nach Kräften zu verwirklichen streben.

Die Objektivität Wredes hat beinahe etwas Unheimliches. Er sucht alles Menschliche nicht nur zu verstehen, sondern auch möglichst zu entschuldigen. In gleicher Weise bemüht er sich, den freisinnigen Atheisten wie den priesterlichen Fanatiker in rechte Licht zu stellen, beide als ideale Faktoren zu werten. Und selbst für das menschliche Raubtier beansprucht er durch die Theorie vom inneren Zwang eine gewisse Teilnahme. Ein interessantes document humain ist der Roman zweifellos, seine Aufgabe aber bewältigt er nur zum Teil. Das moderne Judentum weist Züge auf, die Wrede gar nicht berührt, obwohl sie durchaus mit zu dem kennzeichnenden Gepräge der Volksart gehören.



Das Ende vom Lied.

Von

Georg Busse-Palma.

Es hat meine Heimat dort oben gelegen,
Wo der pflügende Bauer oft stille steht
Weil knirschend sein Eisen durch rostige Degen,
Zerspaltene Czapkas und Schädel geht,
Wo schwermütig singend auf Weichsel und Warthe
Aus rauschenden Wäldern der Flößer sich wiegt
Und über der modernden Polenstandarte
Weitklafternd der preußische Adler fliegt.

Dort bin ich geboren. Doch über die Heide
Zog früh schon mein Sehnen und lockte mich mit,
Als die Wildgans schrie und in schleppendem Kleide
Der Nebelkönig das Land durchschritt.
Als tanzend ein Irrlicht aus brauenden Mooren
Sich zu mir herüber und über mich schwang,
Da hab' ich die Heimat für ewig verloren
Und blieb in der Fremde mein Leben lang.

Durch vielerlei Länder mit mancherlei Winden,
Breit ward meine Sohle und braun mein Gesicht —
Die Blüte des Friedens, die wollte ich finden,
Die blaue Blume, die fand ich nicht.
Und was sich für Fahnen auch über mich blähten,
Ob böhmisch, ob britisch, sie blühte nicht dort, —
Ich hab' nur viel Schuh' und viel Träume zertreten,
Und ging immer wieder und weiter fort.

Da traf ich ein Weiblein mit Kräutern und Dolden
Und hab' sie gehalten und bat sie um Rat.
Die meinte, die Blume blüht blau und golden
Für den nur, der keinen Wunsch mehr hat.
Und nur auf so stillen und einsamen Stellen,
Daß der scheueste Hirsch ohne Argwohn äst
Und Witukind selber mit seinen Gesellen
Vorüberbrausend sein Horn nicht bläst.

Nun richt' ich die Blicke erschrocken nach Süden
Und richt sie nach Norden und kenn' mich nicht aus.
So blüht sie nur denen im Kirchhofsfrieden,
Und darum blieb ich so lange von Haus!?
O du meine Sehnsucht, mag Gott dich verderben!
Was triebst du so sündhafte Possen mit mir? —
In Unruhe leben, in Unruhe sterben,
Das konnt' ich auch dort und honnetter als hier.





Das neue Bayerische Nationalmuseum zu München.
Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Zu unsern Bildern.

Das neue Bayerische Nationalmuseum in München. — Geschenk des Hamburger Senats an den Prinzen Heinrich. — Wiederherstellung der Saalburg. — Entwürfe für ein Goethedenkmal in Strassburg. — Das Denkmal der Königin Luise in Tilsit. — Die „moderne Kunstausstellung" in München.

In dem neuen Bayerischen Nationalmuseum in München, das am 29. September in Gegenwart des Prinzregenten eröffnet wurde, haben die herrlichen kultur- und kunstgeschichtlichen Juwelen, die diese wundervolle Sammlung birgt, eine ihrer durchaus würdige Fassung erhalten. Gabriel Seidl und Rudolf Seitz haben in harmonischem Zusammenwirken ein Werk geschaffen, das in jeder Beziehung selbst ein Kunstwerk allerersten Ranges ist. Es ist ihnen gelungen allen Anforderungen, die an einen solchen Bau gestellt werden, den ästhetischen sowohl wie den praktischen, vollauf gerecht zu werden. Es wurde hier eine unermeßliche Gedankenarbeit geleistet. Es galt, für eine Sammlung, die das ganze Gebiet menschlicher Bethätigung umfaßt, Räume zu schaffen, in die sich die von den Vorfahren überkommenen Schätze harmonisch einfügten, möglichst so, als ob sie von vornherein für diese hergestellt worden wären. Und es galt zugleich, sie so zu ordnen, daß sie eine leichte Uebersicht gewährten und dem Beschauer überall zugänglich blieben. Sollen die Sammlungen doch zugleich dem Künstler, dem kunstgeschulten Handwerker und dem Manne der Wissenschaft eine Quelle der Anregung und Belehrung sein. Wie scharf man diese Aufgabe des Museums im Auge behalten hat, beweisen die Kopiersäle und Werkstätten, die ihm einverleibt worden sind.

Die ungeheuere Aufgabe ist glänzend gelöst worden. Für alle in den Sammlungen schon vorhandenen Holzdecken, Täfelungen, Treppen, Fenster und was sonst noch nicht nur vom Hausrat, sondern auch von den Häusern selbst der Vorfahren sich hier erhalten hatte, wurde ein Platz beschafft. Für jeden Stil, den die fortschreitende Kunstentwickelung hervorrief, entstanden Räume, in die die Erzeugnisse der betreffenden Stilepoche sich einfügten, als wären sie von vornherein für sie bestimmt gewesen. So erhält der Besucher einen unvergleichlich reizvollen Überblick über die Entwicke-





Gabriel Seidl und Rudolf Seitz,
die Erbauer des Nationalmuseums zu München.

lung der deutschen Kunst im weitesten Sinn des Wortes, von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Der deutschen Kunst, denn es hat sich ja so gefügt, daß das heutige Bayern auch noch die fränkischen Städte umfaßt, die Jahrhunderte hindurch die Sitze der am höchsten entwickelten Kunstindustrien des ausgehenden Mittelalters waren und Teile jener Pfalz, deren Fürsten fast zu allen Zeiten die Kunst liebten und pflegten.

Entsprechend seinem ganzen Charakter besteht der Bau nicht etwa nur aus einem großen Palast, er umfaßt vielmehr einen ganzen großen Komplex von Bauten, mit vielen Höfen und lauschigen Winkeln, in denen Kreuzgänge, Lauben, Brunnen, Standbilder 2c. ihren stimmungsvollen Platz gefunden haben. So bietet er denn allerorten einen Anschauungsunterricht ohnegleichen. Der Stil erwächst aus den Bedürfnissen der Zeit, erst indem wir das Kunstwerk, das Erzeugnis des Kunstgewerbes, im Rahmen des Zeitabschnittes sehen, in dem es entstand, verstehen wir, warum es so werden mußte, wie es wurde. Wer einen Plafond in einem Rokokoschlößchen malte, konnte garnicht auf den Gedanken kommen, in ihm eine herbe, schwere Stimmung zum Ausdruck zu bringen; wer ein Uhrgehäuse für ein Gemach in ihm bildete, nicht ein Werk schaffen, das zu den Zimmern in einem Bürgerhause des Zeitalters der Reformation gepaßt hätte.

Die Empfindung für den Stil kann sich, wie jede andere künstlerische, nur ausbilden durch den möglichst oft wiederholten Anblick des Stilgerechten. Dadurch, daß hierzu in dem neuen Museum reichste Gelegenheit geboten ist, wird die deutsche Kunst, wird vor allem auch das deutsche Kunstgewerbe die erfolgreichste Anregung erfahren. War schon bisher der Besuch Münchens für jeden der Kunst Beflissenen unentbehrlich, so wird das von jetzt ab erst recht der Fall sein.

Der Prinzregent hat die Bedeutung, die er der künstlerischen That von Seidl und Seitz beimißt, dadurch bekundet, daß er beiden den Adel verlieh.



Das gotische Lapidarium.
Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Unsere Abbildungen zeigen außer der Frontansicht des Hauptgebäudes und den Porträts der beiden Künstler das gotische Lapidarium, den Ottheinrich-Saal und den Saal Maximilians I.

An das gotische Lapidarium, das ein echtes steinernes Sterngewölbe hat und eine Sammlung von Altären, gottesdienstlichen Geräten, Schnitzereien u. s. w. enthält, schließen sich eine ganze Reihe gotischer Zimmer, die eine Fülle von Schätzen bergen: herrliche bunte Fenster, köstliche Zimmerdecken, Gemälde, Geräte jeder Art. Der Ottheinrich-Saal enthält natürlich Heidelberger Schätze. Höchst interessant ist hier der Stammbaum Gobelin. Im Saal Maximilians I haben Gold und Silberarbeiten von unschätzbarem Wert Aufstellung gefunden. Hier befindet sich auch der berühmte Kunstschrein aus Elfenbein vom Meister Christoph Angermaier. Maximilian I. war ein ganz besonderer Freund des Elfenbeins und versuchte sich auch selbst als Schnitzer



Säulenkapitäl im kleinen Waffensaal
Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Der Hamburger Senat hat dem dritten Sohn des Prinzen Heinrich, der den Namen seines Vaters führt, als Patengeschenk eine Nachahmung des Hamburger Admiralitätsschiffes vom Jahre 1755 gewidmet. Das aus Silber hergestellte Kunstwerk ist von Alex Schönauer-Hamburg geschaffen. Der Schiffsbauch birgt ein Kästchen, das, wenn die Luken geöffnet sind, durch einen Flaschenzug emporgehoben wird, und Messer und Gabel, einen großen und einen kleinen Löffel enthält.

Es wird unsere Leser interessieren ein Bild von dem Prätorium der Saalburg zu erhalten, deren Rekonstruktion am 11. Oktober Anlaß zu einem prächtigen Fest gab. Der Kaiser und die Kaiserin haben der Grundsteinlegung beigewohnt. Die lateinische Urkunde, die dem Stein einverleibt wurde, ist vom Professor Mommsen verfaßt, der Prolog, der das Fest einleitete, von Joseph Lauff. Das Prätorium bildet ein Rechteck von 60 : 45 Meter Größe.

Als Straßburg wieder deutsch geworden war, mußte mit innerer Notwendigkeit in seiner Bürgerschaft der Wunsch entstehen, dem jungen Goethe ein Denkmal zu setzen. Hat doch kein anderer in der alten Stadt so viel empfangen und ihr so viel geboten wie Goethe. Empfangen! indem Goethe hier die bedeutungsvollsten Eindrücke erhielt: Hier ging ihm zuerst das Verständnis auf für deutsche Art und Kunst; hier eröffneten ihm zugleich Herders Reden die weitesten Ausblicke; hier liebte er so tief und rein, wie nie wieder. Was immer in seinen Dichtungen am unmittelbarsten zu deutschen Herzen spricht, dazu ist in der Straßburger Zeit der Keim gelegt worden. Der Fremde mag die Werke des Mannes mehr bewundern, uns ist der Jüngling, der noch alles als Deutscher empfand, besonders lieb und wert. Gegeben aber hat Goethe Straßburg die Liebe jedes gebildeten Deutschen. Seit er uns von seiner Straßburger Zeit erzählte, vom Münster und dem schlichten Mädchen in Sesenheim, seitdem konnten wir uns nicht mehr darein finden, daß die „wunderschöne Stadt“ nicht mehr eine deutsche sein sollte. Wenn, sobald der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, der Entschluß in allen deutschen Herzen feststand, Straßburg um jeden Preis wieder zu gewinnen und nie wieder zu lassen, so war das Goethes Werk.

Wir bringen heute zwei Entwürfe zu dem Straßburger Goethedenkmal, den preisgekrönten von Ernst Waegener und einen zweiten von Gustav Eberlein. Da sich an die beiden eine lebhafte, die Künstlerschaft viel beschäftigende Fehde geknüpft hat, so wird es unsere Leser doppelt interessieren, die beiden Entwürfe kennen zu lernen.

Für Tilsit hat Gustav Eberlein das Denkmal der Königin Luise geschaffen, das unsere Abbildung zeigt.



Details aus dem Ottheinrich-Saal mit dem Bett seiner Gemahlin und seinem Stammbaum-Gobelin.
Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.



Saal Maximilians I. Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Der Künstler ist mit Recht dem Typus treu geblieben, den die deutsche Kunst für die Darstellung der edlen Königin ausgebildet hat, und hat sich darauf beschränkt, ihn überaus reizvoll auszugestalten. Die Rose in ihrer Hand mahnt daran, daß sie einst in Tilsit vergeblich um Magdeburg bat. Sie hat es leider nicht erlebt, in wie ganz anderem Umfange einst ihr Sohn über deutsches Land herrschen sollte, als damals irgend vorauszusehen war.



Geschenk des Hamburger Senats an den Prinzen Heinrich.

Einen überaus lustigen Scherz in großem Stil haben eine Anzahl Münchner Künstler insceniert, indem sie auf der Oktoberwiese in einem eigens für ihre Zwecke errichteten Gebäude eine parodistische Oktober-Ausstellung eröffneten. Das im ägyptischen Stil gehaltene mit Medusenköpfen geschmückte Haus machte schon als solches einen erheiternden Eindruck. Es bestand aus zwei „Sälen“ und einem Oberstock und als Hüterin waltete eine





Äußeres und Inneres des Prätoriums der Saalburg nach der Wiederherstellung.



Mit dem 1. Preis gekrönter Entwurf von Ernst Waegener für das Goethedenkmal zu Straßburg



Mit dem 4. Preis gekrönter Entwurf von Gustav Eberlein für das Goethedenkmal in Straßburg.

Pallas Athene, die eine ausgesprochene Vorliebe für den Genuß einee Tabakspfeife hatte. Im Innern aber wurden mit ausgelassenem Humor die Münchener und andere Meister paeodiert. Ihre Schwächen, ihre Uebertreibungen, ihee Ausschreitungen wueden in dee lustigsten Weise und dabei mit viel künstlerischem Können ans Licht gebracht. Von Lenbach gab es das Poeteät einer „Miß Sacharin“, in Böcklins „Heiligem Hain“ war feisch angezapft worden. Jan Toorop sollte das Doppelporträt seiner Frau und seiner Schwiegermutter geliefert haben, wobei erstere als Lilie symbolisiert war, Paterson einen „Kampf der Wolken“. Von Joseph Brandt und Feanz Rubaud konnte man einen Angriff wunderlich beeittener Tscherkessen auf tapfere Polen bewundern, von Feanz



Das Königin Luisedenkmal für Tilsit von Gustav Eberlein.

Stuck eine „Unschuld“. Auch die Plastik war verteeten. Unter anderem durch eine „Virginiade“, ein „Uberweib“, und durch einen Arbeiter, der Meunier in jeder Beziehung übermeunierte.

Wir bringen heute Abbildungen von einer Anzahl von Kunstwerken, die auf deu heurigen Ausstellungen besonderes Interesse erregten. Von der Ausstellung der Berliner Sezession stammt die polychrome Büste von Martin Schauß, die unser Titelbild wiedergiebt. Dee Künstler hat sie „Jenseits von Gut und Böse“ genannt und so zu einem Rätsel ein zweites gefügt. Auf derselben Ausstellung befand sich „Die Braut“ von D. Y. Cameron, ein Gemälde, das durch Auffassung und Technik gleich großes Aufsehen erregte. Von der großen Berlinee Ausstellung bringen wir



Blick in die Moderne Kunstausstellung auf der Oktoberwiese zu München

die Bronzegruppe: „Nachklänge" von Ernst Müller-Braunschweig, eine überaus stimmungsvolle Arbeit, und den „Araber", der eine alte Klinge prüft, von C. Hochhaus. Ferner „Am Wüstenbach" — vorzüglich gemalte trinkende Löwen — von Hans Krause. Eine Zierde der Münchener Jahresausstellung war der „Umgang der Kunstreiter" von Paul Meyerheim. Das Bild zeigt in der Lebendigkeit der Darstellung und in der trefflichen Charakterisierung alle Vorzüge dieses Meisters deutscher Genremalerei.

Ebenda befand sich die „Samländische Ostseeküste" von Julius Ph. Wentscher. Die Küste fällt im preußischen Samlande steil zum Meere ab und die Fluten sind im Frühling und Herbst rastlos am Werk, sie zu untergraben, bis das Erdreich nachgibt und herabstürzt, zugleich mit den vom Winde gepeitschten und oft seltsam gestalteten Bäumen, die es trug. So kamen auch die Birken zu Fall, die unser Bild zeigt. Auch das Bild: „Holländischer Strandbube" von Rudolf Possin fand in München verdiente Bewunderung.



Gebäude der Modernen Kunstausstellung auf der Oktoberwiese.

Von großer Wirkung ist die Magdalena von Gabriel Max. Auch die Ölstudien von Ludwig Dill, Eduard Gebhardt und Peter Janssen werden unsere Leser lebhaft interessieren. Zeigt doch jede von ihnen reizvoll die Handschrift des Meisters, der sie schuf.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

